PT
2406
S3
1909
Bd.2
cop.2
108203811018

Fl 701, 2

3717

FRIEDRICHSSCHULE
LEHRER-
BÜCHEREI
LUCKENWALDE

1789. Aus F. H. Jacobis Nachlaß

Lessing.

Geschichte seines Lebens und seiner Schriften

von

Erich Schmidt.

Zweiter Band.

Dritte durchgesehene Auflage.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1909.

LIBRARY
OCT 31 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

PT
2406
S3
1909
Ed. 6
Copy 2

Meinen lieben Freunden

Gustav und Marie v. Brüning.

Inhalt.

Drittes Buch. Wolfenbüttel.

Seite

I. Kapitel. Emilia Galotti.

Entstehungsphasen 1
1. „Virginia." Montiano. Campistron. Crisp 2
2. „Emilia Galotti." Bandello. Richardson 8
3. Hamburg 13
4. Analyse. Prinz 15
Behelfe 22
Emilias Problem 24
Orsina. Odoardo 31
Schluß 36
Aufnahme. Theater 43
Wirkungen 48
„Spartacus" 52
Geniezeit 53
Goethe. Jerusalem 58

II. Kapitel. Der Bibliothekar. Frau Eva.

Eintritt. Erinnerungen 65
Die Guelferbytana 72
„Zur Geschichte u. Litteratur" 78
Kunsthistorisches 82
Deutsche Philologie 86
Fabel 93
Epigramm 100
Braunschweig 106
Hof. Der Erbprinz 108
Reiskes 116
Eva König 117
Wien 124, 130
Verlobung 127
Krisen 141

Seite

Leſſing in Wien 145, 153
Italien 149
Dresden. Kamenz 155
Entſcheidung. Hochzeit 158
Mannheim 162
Ehe. Kataſtrophe 175

III. Kapitel. Der theologiſche Feldzug.

Berengar 180
Reimarus. Vorgänger 186
Die „Schutzſchrift“ 195
Leſſings Standpunkt 209
„Beiträge“. Leibniz 214
Reuſer 219
1. „Fragment“ 223
Michaelis. Semler 226
5 „Fragmente.“ „Gegenſätze“ 233
Schumann. „Geiſt u. Kraft“. „Teſtament Johannis“ . . . 237
Reß. „Duplik“ 241
Michaelis. Lüderwald. Silberſchlag. Maſcho 246
Goeze in Hamburg 248
Goeze. „Etwas Vorläufiges“ 264
„Parabel“ ꝛc. „Axiomata“ 270
„Anti-Goeze“. 7. „Fragment“ 275
Behn. Wittenberg 283
Goeze. „Leßings Schwächen“ 289
„Nötige Antwort“ ꝛc. 296
Zenſur 298
Döderlein. Semler 309
Entwürfe. Walch 313
Evangelienkritik 316

IV. Kapitel. Nathan der Weiſe.

Vorgeſchichte 322
Ringparabel 325
Swift 334
Voß 337
Italien. Boccaccio 338
Leſſings Parabel 342
Weiteres aus Boccaccio 349
Saladin. Geſchichtliches. Marin 351
Voltaire 357
Kompoſition 363
Entwurf 370
Patriarch 373
Kloſterbruder 376
Derwiſch 379

Seite
Saladin. Sittah 383
Tempelherr 386
Recha. Daja 388
Nathan 392
Lebensideal. Humanität 399
Form 404
Aufnahme 408
Nachspiele. Übersetzungen 411
Theater. Weimar 414

V. Kapitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Freimaurerei 421
„Ernst u. Falk" 428
Politik 432
Geschichtshypothesen 441
Nachklänge 443
Geistesart 446
Taktik. „Geist u. Kraft" 454
Entwicklung. Leibniz 461
„Christentum der Vernunft" 463
Individualismus. Determinismus 466
„Erziehung". Vorgänger 471
Analyse 477
Seelenwanderung. Das zweite System 493
Spinoza. Jacobi 506
Spinoza. Leibniz. G. Bruno 516
Aristoteles. Tertullian 519
Rationalismus. Locke. Hume 522
Kant. Schelling 2c. 523
Ausklang 527

VI. Kapitel. Sprache.

Geschichtliches 530
Schulung 535
Dialekt 2c. Fremdwort. Manier 543
Deutlichkeit. Entwicklung 558
Lebendigkeit 566
Brief 569
Dialogisches 572
Bewußtheit 574
Gleichnis 576
Persönlichkeit 585

VII. Kapitel. Lebensausgang.

Amt. Haus. Gäste 587
Braunschweig 597
Weimar 600, 628

Seite
Hamburg 602, 611, 613
Jacobi. Halberstadt 606
Krankheit 609
De la littérature allemande 615
Jülich-Cleve 619
Tod 622
Theaterfeiern 625
Nachrufe. Herder 627

Anmerkungen 632
Register 650

Drittes Buch.

Wolfenbüttel.

I. Kapitel. Emilia Galotti.

„Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weißischen u. s. w. Wasserflut, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermutigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig.“ Goethe an Zelter, 27. März 1830.

„Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln.“ Schiller.

Was Lessings Schaffen für die deutsche Bühne bedeutet, lehrt überzeugender als alles die Tatsache, daß unsre ältesten, noch jetzt im Theater lebendig gebliebenen Stücke der heiteren wie der tragischen Gattung von ihm hervorgebracht sind. Neben „Minna von Barnhelm“ steht ebenso unverlierbar „Emilia Galotti“ auf den Brettern, denen auch als echtes Fest- und Weihespiel „Nathan der Weise“ nimmer entschwinden kann.

Vier Phasen, je zwei nahe beieinander, sind in der langen Entwicklungsgeschichte der „Emilia Galotti“ zu unterscheiden. Der alte Vorwurf hat sich im Laufe der wachsenden Psychologie Lessings und seines aufsteigenden dramatischen Könnens ruckweis oder allmählich verjüngt, verfeinert und vertieft, sodaß wir an dem einzelnen Dichter beobachten mögen, was oft ein weiter Marsch durch die Weltlitteratur lehrt, die Seelenwanderung eines Stoffes. Urgestalten der Historie, Legende, Novelle werden einem vorgeschrittenen Zeitalter fremd, ja, so wie sie sind, unerträglich; deshalb biegt man ihr Haupt nach einer andern Richtung um. Ein neuer Geist kann die ehemals gezogenen geraden Linien, die schlichte Begründung und die naive Lösung nicht mehr gut heißen, sondern will die Haupt- und Nebenmotive mit seiner abweichenden Welt- und Kunstansicht in Einklang bringen, einen innerlichen, individuellen Kausalverband

herstellen, das Problem von allen Zufälligkeiten lösen, den Bedürfnissen seiner Seelenkunde sowie der gegenwärtigen menschlichen Gesellschaft da genügen, wo früher bloße Begebenheiten standen und das einfachste soziale, politische, religiöse Gebot ausreichte. Der Moderne faßt die Überlieferungen nun interessanter und geistreicher, nicht bloß die Hülle, sondern auch den Kern umbildend. Seiner Anschauung vom Weibe widerstrebt eine Judith des Alten Testamentes, die noch das sechzehnte Jahrhundert sich gern gefallen ließ: eine Griseldis, die nach allen brutalen Prüfungen, als sei nichts geschehn, ruhig an den ehelichen Herd zurückkehrt, heißt ihm nicht mehr ein edles Vorbild. Die antiken Heroinen und Helden mußten sich bis zu Racine, Goethe, Grillparzer hin immer menschlicher nach dem Sinne der Neuzeit gebärden, und auch Corneille, auch Alfieri, dessen trotzige Feuerseele doch in den Banden des Klassizismus beharrte, gaben ihren Geschöpfen neue Gedanken und Empfindungen und neue Töne mit.

Immer wieder hat sich Jahrtausende hindurch die Dichtung gewisser scharf ausgeprägter Stoffe der römischen Geschichte und des römischen Stoizismus bemächtigt. Als Typus der ehrbaren Matrone, die ihre Schändung nur mit ihrem Blut abwaschen kann und dergestalt das ganze Volk empört, nimmt Lucretia, nur von christlichen Zweifeln gegen den Selbstmord leis angefochten oder bei profanen Dichtern mit heißeren Glutworten des Lüstlings bestürmt, ihren Weg zu den Italienern hin, zu Shakespeare, zu Ponsard. Als Lessings freiheitliche Dramatik diesen Livianischen Bericht ergriff, dachte er nirgend an eine Verwischung der ersten Grundlinien und ahnte von der raffinierten Auffassung, die in der Renaissance Lucretias Gefühlswirren betroffen hat, noch so wenig wie von Heinrich v. Kleists späterem Wagnis, den ungeheuersten Schimpf für ein Weib um der gebrechlichen Einrichtung dieser Welt willen zu überwinden. Doch einen andern, für das internationale Drama noch fruchtbareren Abschnitt des Livius zog er aus seiner äußern und innern Lebenssphäre schon früh in ganz neue Bahnen hinüber, die Geschichte der Virginia.

Virginia, des braven plebejischen Kriegsmannes Virginius Tochter, die Braut des jungen, gleichfalls der Aristokratie feindlichen Tribunen Icilius, wird in dieser gärenden Zeit, die sie mit

ihrer Amme bei einem Oheim in Rom verbringt, vom Decemvir Appius Claudius wollüstig begehrt und, da seine schnöden Zumutungen an der keuschen Tugend des Mädchens abprallen, durch Ränke seines ruchlosen Helfershelfers Marcus Claudius diesem in Servitut zugesprochen, da sie von einer Sklavin der Claudier herstamme. So hofft denn der Tyrann freie Hand zu bekommen. Im Gerichtshandel führen der Oheim und mit hitziger Beredsamkeit der Bräutigam ihre Sache, das Volk regt sich. Appius muß einer Berufung des Vaters aus dem Lager scheinbar zustimmen; Virginius, trotz Geheimbefehlen rechtzeitig von den Vorgängen unterrichtet, kommt zur neuen Verhandlung, die gegen all seine guten Gründe gewalttätig abgebrochen wird. Es soll bei jenem Entscheid bleiben, das Volk ist zerstreut, der lüsterne Machthaber auf die Lictoren gestützt des Erfolges sicher; da erbittet Virginius ein Abschiedsgespräch mit seiner Tochter, packt auf dem Forum ein Fleischermesser und sticht sie nieder, um ihre so bedrohte Ehre zu retten. Dann flüchtet er ins Lager. Appius weicht vor der wachsenden Empörung in seinen Palast zurück und tötet sich später im Kerker. Claudius wird verbannt. Die republikanische Sache triumphiert.

Als der Fanatiker der Freiheit Alfieri in demselben Jahre 1777, wo er sein Buch in tyrannos schrieb, den Livianischen Bericht las, ward er von diesen Worten und Taten so entflammt, daß er unmittelbar darauf seine „Virginia“ begann und im Überschwang rief, es gebe keinen edleren, fruchtbareren, großartigeren, schrecklicheren, jammervolleren, von jeder Seite zur tragischen Behandlung geeigneteren Stoff. Dieser hat denn auch, erst auf Grund gebundener und ungebundener epischer Vorlagen, dann unmittelbar aus der Hand des alten Geschichtschreibers gar viele romanische wie germanische Dramatiker angezogen. Schon die trübe Morgendämmerung der elisabethinischen Bühnendichtung brachte um 1563 ein durchaus unreifes Geschling hervor, das die menschliche Handlung von Allegorien, den Ernst von Possen umwuchern läßt, Virginius mit dem abgeschlagenen Haupt seiner Tochter vor Appius zeigt, aber, statt der Amme schon eine Mutter einführend, nicht ohne Zartheit das Familienglück darstellt und dem argen Decemvir einen Konfliktsmonolog in den Mund legt. Die folgenden Jahrhunderte brachten unter dem Doppeltitel „Appius und Virginia“, oder auch

dem einfachen „Appius“, manches Stück; nach den Bower, Webster, Dennis und Genossen hat sich sogar eine Frauenhand einmal zimperlich an der Katastrophe Virginias versucht, bis Englands tugendsame Kritik den Stoff der „Emilia Galotti“ für übel gewählt erklärte. Seit einem Pariser Schulstück und von Mairets Tagen zu Triumphen der Rachel hin, die eine neue Keuschheitsheldin Virginia auch auf deutsche Gastspiele führte, beschritt dies jungfräuliche Opferlamm die Bretter Frankreichs. Spanien, Italien beteiligten sich mehr als einmal. In Deutschland hatte der unersättliche Hans Sachs auch diesen Gegenstand seiner dramatischen Häckselmaschine längst überantwortet, bevor ihn Dichterlinge des achtzehnten Jahrhunderts ergriffen, ein Gottschedianer Patzke neben Lessings geheimen Anfängen, als lahme Nachzügler die Ayrenhoff und Soden. Bei mannigfachem Streben nach Konzentration und rednerischer Aufschwellung, bei allem Bemühen, die dünne Handlung zu bereichern, den Virginius menschlicher, den Appius glänzender oder ihn besserer Regungen fähig zu halten, zeigt diese ganze Masse nur eine passive Tugendmärtyrerin, einen republikanischen Vater, einen gierigen Tyrannen, im Hintergrunde den Umsturz Roms. Patzke, der 1755 vor seinem leeren Alexandrinergeklapper den Livianischen Bericht mitteilt, sagt nicht untriftig: „Man sieht gleich, daß in dieser Erzählung zwo Handlungen liegen: Der Tod der Virginia oder die durch das Laster unterdrückte Unschuld, und der Tod des Appius oder das von der Tyranney befreite Rom.“ Mache man dies zur Hauptsache, jenes zum Nebenrad, dann könne wohl ein einheitliches Stück entstehen, das aber „Appius“ heißen müßte; „so hat der spanische Verfasser des Trauerspiels Virginia, den uns der Herr Magister Lessing in seiner theatralischen Bibliothek hat kennen lehren, beyde Handlungen verbunden. Sein Hauptwerk ist die Befreyung Roms“.

1754 bot Lessings Theatralische Bibliothek den langen, aus Hermillys Französisch übersetzten Auszug der „Virginia“, des 1750 nebst einer streng klassizistischen „Abhandlung über die spanischen Tragödien“ erschienenen Trauerspieles von Montiano. Lessing war schon früher durch die Pariser Kritik auf diesen stolzen Spanier aufmerksam geworden, der seine den Franzosen abgelernte Regelmäßigkeit für ein altes einheimisches, nur durch Lopes und Cal-

derons Ungeschmack zurückgeworfenes Renaissanceerbgut ausgab. Diese großen Worte historisch zu prüfen vermochte Lessing noch nicht, als er auch den in unverkürzter Übersetzung vorliegenden „Discurs" mitteilen wollte. Montiano galt ihm für den „größten tragischen Dichter, den jetzt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegenstellen kann"; doch er lernte später, was das spanische Nationaldrama sei, und widerrief in Hamburg mit allem Nachdruck diesen windigen Lobspruch: „Die Virginia des Augustino da Montiano y Luyando ist zwar spanisch geschrieben, aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der korrekten Manier der Franzosen, regelmäßig, aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bei weitem so vorteilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben." Ihm war jederzeit die Beschäftigung mit einem fremden Stück Anlaß zu eigenen Versuchen, und so mögen Gedankenkeime zu einer „Virginia" Lessings schon ins Jahr 1754 fallen. Damals und länger galt es einem Römerstück mit politischem Nerv, wie um 1756 „Das befreite Rom" sogar Lucretias Katastrophe nur in den ersten Akt episodisch verwebt und den Dolch, mit dem das entehrte Weib sich vor allem Volk ersticht, dann in Brutus' Hand auf den Tyrannen zückt. Frei von Montianos Rednerei und der klassizistischen Würde, die im Gegensatze zu Virginia-Dichtern Englands keinen sichtbaren Mord duldete, das Drama auch hier wie im „Befreiten Rom" dem Volk erschließend, von dem Spanier, der einzelne Züge hinterließ, zu Livius nachdenklich zurückkehrend, hätte Lessing nun ein echtes Römerstück geliefert, um den Appius wesentlich als Unterdrücker und Lüstling im Kreise feiler Schergen hinzustellen, obenan seinen infamen Claudius, um dem Icilius die herkömmlichen Vorzüge des beredten jungen Heldenliebhabers zu leihen, um Virginia, die im Livianischen Prozeß nur ein „willenloses Rechtsobjekt" und bei Montiano bloß die ängstliche, treue Braut ist, heroinenhafter zu zeichnen, ihren Mord wie einen Opfertod zum Signal der siegreichen Volkserhebung zu machen, ihren Leichnam sühnend mit Tyrannenblut zu besprengen und den Vaterschmerz des Virginius, der mit der âpre vertu eines Corneillischen Horaz weichere Gefühle verbunden hätte, durch patriotische Errungenschaften zu trösten. Dies Stück sollte gleich dem „Befreiten Rom" nur drei Akte durchlaufen und ebenso auf dem

Forum mit einem volltönenden Finale ſchließen. Freilich ſind das bloße Vermutungen, und der Gedankenleſer irrt ſich leicht. Mußte Leſſing von vornherein gewiſſe Motive des Montiano als abgeſchmackt unter den Tiſch werfen, wie die Löſung, daß zwar Virginius den Claudius tötet, Appius aber beinahe komiſch durch des Icilius Dolch und ſeinen eigenen zugleich fällt, ſo ſind doch andre noch in der letzten Phaſe ſtärker oder ſchwächer aufzuſpüren, die denn bereits der erſten gehört haben werden: die Annäherung des Appius bei einem religiöſen Feſte, den Palilien; die hartnäckigen letzten Ränke des Claudius und früher ſeine Vorſtellung, daß weiblicher Eigenſinn leicht dem Andrang der Schmeichelei auf die Eitelkeit erliege; des Icilius dumpfe Ahnung vom Unheil dieſes Tages; der Rat der Amme, das wahrhaftige Mädchen ſolle ja nicht ihre Furcht vor Gewalttaten des Machthabers dem geliebten Bräutigam ausſprechen.

Nach ſeiner Art ſah Leſſing ſich auch die andern ihm zugänglichen Bearbeitungen dieſes Stoffes an. Da fand er in Campiſtrons noch für den „Alcibiades“ wieder aufgeſchlagenen Werken ein ſchwaches Jugendſtück von 1683, das es fertig bringt, den bei Montiano wie bei Livius erſt gegen Ende herbeikommenden Virginius ganz aus dem Spiele zu laſſen, das aber gleich jenem älteſten engliſchen Drama die Amme durch eine Mutter Plautia erſetzt und eine dankbare Neuerung bietet: Claudius und Icilius ſind perſönlich verfeindet, alſo wirkt die Privatrache des Intriganten mit, wenn er, eben da alles zur Hochzeit gerüſtet iſt, Virginia in den Palaſt ihres Verfolgers entführen läßt. So empfing eine Perſon ihr Daſein, eine andre mit neuen Triebkräften die führendere Rolle; ſo wurden nicht bloß die Hauptereigniſſe, Hochzeit und Kataſtrophe, nun auf einen und denſelben Tag zuſammengedrängt, ſondern auch der vornehme Hauptort aufgetan.

1754 fand im Drurylane-Theater eine neue „Virginia“, von Henry Samuel Criſp in Blankverſen gedichtet, dank dem Spiele Garricks und einer jungen ſchönen Novize lauten Beifall, den zwar die engliſchen Leſer nachher verſagten, Leſſing aber dieſem von ihm, wir wiſſen nicht: wann, wo und wie, aufgegriffenen Stück ſo reichlich ſpendete, daß er es zu überſetzen begann. Bis in die jüngſte Zeit iſt ſeine wortgetreue proſaiſche Wiedergabe des Anfangs für

das markige, charakteristische Bruchstück der eigenen Urexposition angesehen worden; den dieser Szene mit Recht gezollten Preis gab erst Roethe dem lang vergessenen Engländer zurück, der hier sein Bestes geboten hat. Ein klares, sparsames, inhaltschweres Gespräch zwischen dem dreisten Claudius und einem zageren Gesellen Rufus tut dar, daß Virginia für den Decemvir erobert werden soll und seine hitzige Leidenschaft jedes Bedenken in den Wind schlägt. Der Vater Virginius muß heut ins Lager zurückkehren und so den Anschlägen auf sein schönes Kind freieres Feld lassen. Mit wenigen starken Strichen wird der alte Römer gezeichnet, und zwar viel individueller, nicht kurzweg als vir recti exempli domi militiaeque; ein ungestümer Mann, der diesen Anhang des Tyrannen eben erst mit unverhohlener finstrer Verachtung gemessen hat. Alter und wahnwitzige Träume von Rom und Ehre haben ihm das schwärmerische Gehirn verrückt, sagt Rufus, aber er zittert bei dem Gedanken, Appius könne Gewalt brauchen, denn „Virginius ist durchgängig verehrt; sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rauhe Beredsamkeit würde ganz Rom empören". Und als Claudius keine solchen Einreden hören will, weist Rufus auch auf Virginias stolze Liebe zu ihrem Bräutigam hin, des Volkes Schoßkinde (the people's darling), dem jungen tapfern Tribunen Icilius. Crisps Dilettantismus vermag sich nicht auf dieser Höhe des Eingangs zu halten, die hier so kernige Sprache ermattet und schweift rhetorisch aus, die Fünfzahl der Akte kann nur durch die leeren Zettelungen einer auch in Icilius verliebten schwankenden Marcia, Schwester des Claudius und Freundin der Virginia, voll werden, Icilius bleibt farblos, Virginia trotz aller Neigung zu ihm eine gefaßte „Römerin" und ihres Vaters tugendstrenge Tochter. Der aber hat nicht bloß schon im ersten Akte, nachdem er so lebhaft geschildert worden, einen heftigen Zusammenstoß mit Appius, der glühende Freiheitsfreund mit dem grimmen Tyrannen, sondern gegen das Ende hin belebt sein gleich anfangs verkündetes jähes Wesen unsre Teilnahme neu. Der graue Hitzkopf, den sein Vertrauter umsonst vor jener Begegnung zur Ruhe gemahnt hat, mahnt sich nun selbst im Monolog vergeblich zur Beschwichtigung seines inneren Sturmes und möchte der Tochter gern ausweichen. Aber sie tritt vor ihn, die vom Schicksal geforderte Tat muß rasch geschehn, wir sind

Zeugen und hören, wie ihr naturwidriger Zwang das hilflose Vaterherz belastet und wie jammervoll der Greis, seinen blutigen Dolch in der Hand, als die andern mit fragenden und scheltenden Zurufen herbeieilen, Abschied nimmt von der gebrochnen Blume Virginia. So hatte Crisp nun dem stoischen Römer eingeheizt, eine Charakterfigur war gewonnen mit menschlichen Accenten.

In der zweiten Phase jedoch fand Lessing eine solche Erfrischung nicht mehr genügend. Er suchte die völlige „bürgerliche" Modernisierung, die ihn überhaupt so stark beschäftigte, nun auch diesem Stoffe zu leihen, und ließ das altrömische Gewand ganz fallen, um mit aller Macht die rein menschlichen Motive hervorzuholen. Vollzog sich diese Wandlung von Grund aus erst zwischen dem Oktober 1757 und dem ersten Monat 1758? Oder ist die Tragödie, zu der „ein junger Mensch" nach Lessings Versteckspiel am 22. Oktober ein paar Monate noch, am 29. nur drei Wochen braucht, schon dieselbe, die im nächsten Frühjahr um Nicolais neuen Dramenpreis kämpfen soll? Schwerlich. Lessing meldet aus Leipzig (21. Jan.): „Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Namen Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem Dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

Den Entwurf dieses wiederum nur dreiaktigen Trauerspiels, das den Schauplatz dreifach wechselte, hat Nicolai noch 1775 zu

sehn bekommen. In den Umrissen der Handlung mehr als in den Feinheiten der Charakteristik entsprach dieser Plan gewiß schon ganz ungefähr der letzten Fassung, aber nur wie die Vorübung eines Lehrlings dem Meisterstück, und es ist, von ein paar sicheren Angriffspunkten abgesehn, ein bloßes Spiel des Scharfsinns, ihn Szene für Szene skizzieren zu wollen. „Nach demselben war die Rolle der Orsina nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die jetzige Art", erzählt Nicolai kurz und unklar; also vorhanden war sie doch, wenn die Gräfin auch wohl schwächer, vielleicht mehr hinter den Kulissen, in das Räderwerk eingriff. Eben damals mußte ja diese bei keinem Livius, keinem Montiano oder Campistron erscheinende, durch Crisps unnütze Marcia höchstens für den bloßen Platz angekündigte Figur sich den Berechnungen Lessings aufdrängen. Auf Mellefont und Sara folgen der Prinz und Emilia, auf „Mellefonts alte Liebste" Marwood, diese modernisierte rachgierige Medea, folgt viel tiefer erfaßt die verlassene Gräfin Orsina, der Züge einer modernisierten hellseherischen Kassandra, Töne von Euripides und Seneca her nicht fehlen. Sehr übertreibend wollten schon Zeitgenossen des Dichters ihre Gestalt in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zur leidenschaftlichen Italienerin Olivia setzen, die sich in unerwiderter Liebe für den ehrenwerten Sir Charles Grandison und in heller Eifersucht auf die sanfte Clementina verzehrt. Richardsons vielgepriesene, von Lessing selbst bewunderte Romanepisode gab wenig: mehr trug, auch wohl zur Vertauschung des altrömischen Schauplatzes mit einem neuitalienischen, der schon für Shakespeares Dramatik so wichtige Novellist Matteo Bandello bei. Die entsetzliche Rache (1, 42) Violantens an einem Ungetreuen konnte, zusammen mit antiken Motiven, Orsinas schaudervolle Vision von der Zerfleischung des Verräters schüren. Denn diese Novellen halfen Lessings Stück ummodeln; da ergibt das erste Wort einer Geschichte (2, 37) den Vornamen Odoardo, der natürlich nicht vom komischen Alten der Wiener Posse geborgt sein kann, und so verschieden dieser Liebeshandel zwischen König Odoardo von England und einer schönen keuschen Gräfin-Witwe besonders in der Lösung sich darstellt, die Beobachtung des ersehnten Weibes, die Verfolgung bis in die Kirche, die Schritte des eingeweihten Kammerdieners, die Haltung der mit Alix allein in der Stadt gebliebenen Mutter, der es doch nicht ganz gleich-

gültig wäre, durch ein Favoritentum zur ersten Dame des Reichs aufzurücken, die von Alix im königlichen Lustschloß mit dem Dolch gestellte Frage: Schonung oder Selbstmord — all das konnte den Dichter anregen, zumal da eine viel wichtigere Rechnung mit Bandello zu verknüpfen sein wird.

Der alte Rohstoff des Livius und nebenher des Dionys von Halikarnaß, der früher Hand in Hand mit dichtenden Vorgängern darauf gegründete Plan wich einem modernen Trauerspiel. Palimpsestartig schimmerten unter der italienischen Tragödie die römischen Urlinien mehr oder weniger verblichen durch. Ein Vater, immer noch der Mann, der nach der alten Formel lieber der Mörder einer schamhaften als der Vater einer entehrten Tochter sein will, tötet seine Tochter, die durch Helfershelfer eines mächtigen Wollüstlings gewaltsam oder verführerisch ihrem Bräutigam entrissen werden soll. Das Mädchen muß isoliert, der Verlobte beseitigt werden. Oberst Odoardo Galotti ersetzt den Kriegsmann Virginius, Emilia die Virginia, Mutter Claudia (wie Campistrons Plautia) die Pflegerin, Appiani den Icilius, der gebietende Prinz den mächtigen Decemvir, Marinelli den frechen Hörigen Marcus Claudius, der abgefeimte Gesellen anwarb wie Marinelli einen tollkühnen Bravo; selbst der feige, von Gewissensbissen angefochtene Diener Pirro mag dem ängstlichen Rufus, nicht der Geschichte zwar, sein flüchtiges Dasein verdanken. Der geplante Gewahrsam im anrüchigen Hause des Kanzlers Grimaldi tritt dafür ein, daß Virginia als Unfreie dem Marcus Claudius zugesprochen ward, wie denn die historische Überlieferung auch Kupplerinnen kennt, die das Mädchen kirren sollten.

Mit sicherer Hand wählt Lessing Ort und Zeit: an Stelle Roms ein Duodezfürstentum Italiens, statt der frühen republikanischen Antike das Zeitalter des wollüstigen Selbstherrschers Louis XIV., dem die Kleinen nachäfften. Am Hofe von Guastalla, denn in Deutschland will und darf Lessing sein trotz aller Umbiegung revolutionäres Werk nicht ansiedeln, zeigt er die Willkür eines begehrlichen, gewissenlosen Fürsten und dienstfertiger Kreaturen, feile Banditen und abgetane Maitressen in der Nachbarschaft, in der Ferne grollende Edle. Ein Prinz Ettore Gonzaga hat nie gelebt; das regierende Haus Guastalla-Gonzaga ist 1746, die Linie

von Sabionetta schon 1703 ausgestorben, aber noch gegen Ende des Jahrhunderts verfocht ein emigrierter Abkömmling in Deutschland seine Rechte. Kleine Züge, wie den Anspruch auf Sabionetta, den Landaufenthalt in Dosolo (nicht Dosalo!) jenseit des Po, den Vornamen Orsina, entnahm Lessing, dem Affós weitläufiges Werk über Guastalla noch nicht vorlag, der Geschichte, die von der Sinnlichkeit, Bildung und Kunstliebe der Familien Gonzaga Kunde gibt. Aber er bemühte sich nicht, mit reicheren Lokalfarben italienische Figuren und Zustände zu malen, und kannte Sachsens Herrscher, frivol, gewandt, üppig, Mäcene der bildenden Kunst, besser als einen Duca hinter den Alpen. Sein Marinelli mit dem aus Bayle entlehnten und an Machiavelli anklingenden Namen ist kein italienisch-jesuitischer Hofmann; der heißblütige Galotti hat eine Beimischung langsamer deutscher Dumpfheit, die wälsche Gräfin einen starken Trieb nördlicher Verzweiflungsphilosophie, und der nur an Jahren junge Appiani, obwohl er heftig auffahren kann, einen müden Spleen.

Von allen Gestalten dieser zweiten Phase muß Odoardo, dem Crisps Virginius bis zum Schluß über die Schulter sieht, am frühesten fertig gewesen sein; allmählich nur reiften die andern, Marinelli rascher als Orsina, Appiani. Freilich durfte sich Teilins nach Aussonderung der staatlichen Interessen nicht bloß in einen modernen jungen Pathetiker der Freiheit umwandeln, wie etwa der knabenhafte Borgognino als zweiter Heldentenor schreit: „Ich hab' einen Tyrannen!" Und gegen alles hergebrachte redensartliche Typenwesen erstand schon früh Lessings Streben nach Charakteristik. Mag Heinrich v. Kleists „Hermannsschlacht", eine Scheußlichkeit des Alten Testamentes brutal übernehmend, den zerstückten Leichnam einer cheruskischen Virginia zur Aufstachelung benutzen, seine Thusnelda darf sich nicht nur mit den dichterisch wohlfeilen Ansprüchen der schlechterdings unbeirrbaren Heldenfrau abfinden. Auf weiterer Bahn hat der Charakteristiker nach und nach seit 1758 das alte Virginiamotiv gründlich verändert: keine passive, mit Tugendpathos vollgeblasene „Römerin", sondern der „leicht Verführbaren" eine; nicht mehr wie bei Montiano (3, 1) und Crisp (I. II) nur auf der feindlichen Seite Marinellische Reflexionen über Eitelkeit, Schmeichelei, lockende Vornehmheit, sondern die Gefahr im Mädchen selbst. Diese

Richtung wenigstens mußte Lessing schon 1758 sofort einschlagen, da ihm zwei sehr verschiedene litterarische Führer den von der Heerstraße jeder Virginia-Dichtung abbiegenden Seitenpfad wiesen, Bandello und Richardson. Schon ein italienischer Humanist des vierzehnten Jahrhunderts, Coluccio Salutati, hatte mit erneuter Künstlichkeit der spätrömischen Rhetorenschulen und ihrer Deklamationen seinem Lucretia-Dialog eine ganz andre, raffinierte Wendung gegeben und mit allen Wallungen des Blutes im Weib, auch im vergewaltigten, gerechnet. Ihm folgte mit großer wörtlicher Anleihe Bandello (2, 21): Lucretia hat in den Armen ihres Schänders etwas von der geheimen Lust empfunden, die auch ein widerwilligst bezwungener Leib fühlen kann, und so flehend wie räsonnierend begründet sie vor ihren nächsten Angehörigen aus dem Hader der gewissensstrengen Vernunft und der begehrlichen Sinne, der Ehrbarkeit und der Verführbarkeit des Weibes ihren notwendigen Selbstmord. Grillparzer, der im „Treuen Diener seines Herrn“ selbst aufs diskreteste diese Bahn beschreitet, nennt Bandellos Rede der Lucretia „ein Meisterstück, wie man es bei Schriftstellern von erstem Rang kaum findet“ und möchte vermuten, „als ob Tarquin schon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wohlgefallen erregt habe. Hierauf fordert sie die Ihren zur Rache auf und tötet sich. Die letztern Gedanken dürften Lessing bei dem fünften Akte seiner Emilia Galotti vorgeschwebt haben“. Gewiß; aber Emilias ganzes neues Wesen ist aus dieser italienischen Renaissance tingiert worden, Virginia durch Lucretia. Anders Richardson: nur dem Leib einer bewußtlosen Clarissa kann Gewalt geschehn, nicht ihrem jungfräulichen Geist; doch diese vielgeprüfte, wortreiche Märtyrerin der Schönheit und der Tugend, dies vom Jäger Lovelace mit allen Mitteln der Bestrickung feiner und roher Art unentrinnbar eingeengte Wild, Miß Harlowe, der auch die Verführung in die Kirche nachschleicht und verkappte Spione bis über die Schwelle der Familie zuschickt, die durch Vorspiegelungen in den Park und das Landhaus des Verfolgers gezerrt und dann, den Verwandten und Freunden entrissen, einem höchst bedenklichen Londoner Herd überantwortet wird, selbst sie bei aller so bewußten Tugend- und Lehrhaftigkeit ist für die glänzenden Vorzüge Lovelaces nicht blind. Sie grübelt wenigstens über die Ohnmacht des Herzens nach und

tut, gegen jede willige Hingebung der Schwäche gefeit, zwar durchaus keinen sittlichen Fehltritt, aber doch einen falschen Schritt, der verhängnisvolle Folgen hat. Einzelne Motive der Anschläge fügten sich leicht in Lessings Geflecht, und der endlos ausgesponnene sittliche Gegenstand beschäftigte seine Gedanken, als er den Prinzen und Emilien zeichnete, um, neuen Wein in alte Schläuche gießend, darzutun, daß Verführung die wahre Gewalt sei. Kettner hat mit erlaubter Einseitigkeit den großen englischen Roman vergleichend untersucht, aber er hat auch von Lessings soviel nervöseren, willensschwachen, unklar und unsicher empfindenden modernen Menschen, die endlich den Römerstoff aufsaugen, feinsinnig hinübergeblickt auf einen philosophischen Führer, Leibnizens nachgelassene Nouveaux essais sur l'entendement humain (1765). Was Lessing in dem eifrig studierten und exzerpierten Werke las von Charakter und Naturanlage, von der Macht unbewußter Vorstellungen und dunkler Triebe, von unwillkürlichen „fliegenden" Gedanken, der dadurch erzeugten mitten in scheinbarer Stille geschäftigen Unruhe samt ihren zudringenden Erinnerungen, ihren Phantasiespielen, ihren jähen Entschlüssen, das kam seiner dramatischen Psychologie entgegen, verfeinerte sie noch und half auch die „Emilia Galotti" innerlich fortbilden.

Ein Jahrzehnt verstrich, bis Lessing in einer dritten Phase sein Szenar wieder aus dem Staube zog und zu fünf Akten erweiterte. Was ihn antrieb, liegt auf der Hand. Einmal die Nähe trefflicher Künstler, die für einzelne Rollen der „Emilia" vorzüglich geeignet schienen und sich unter den Augen des Dichters zur vollkommenen Verkörperung so hoher Aufgaben erheben konnten. Denn war Ekhof nicht ein geborener Odoardo, die leidenschaftliche, kluge, beredte Hensel nicht wie geschaffen zur Orsina? Brachte Borchers für den Prinzen nicht Erscheinung und Bildung mit, und konnte Frau Löwen als Emilia versagen? Im Hinblick auf solche Kräfte schrieb Lessing ein neues Stück bloß für das Spiel, nicht für den Druck. Man erkennt die Spuren einer Fassung, der das lebendige Wort des Dichter-Regisseurs erklärend zu Hilfe kommen wollte, noch in der endgültigen, manches nur andeutenden Gestalt. Jetzt wurde die Exposition viel feiner ausgearbeitet und die Szene des Malers Conti wenn nicht erfunden, so doch um ihr allgemeineres

ästhetisches Gespräch bereichert. Emilias Konflikt ging in die Tiefe. Zur Beherrscherin eines ganzen Aktes wuchs Orsina. Jede Person, alle älteren oder frischen Auftritte durften von der gereiften Theaterkunst des Dramaturgen zehren.

Stärker jedoch als der Ansporn eines wohlgeschulten Personals mußte die Lust sein, nicht bloß theoretisch zu kritisieren, sondern auch neben die Lehre das Beispiel zu pflanzen. Der Irrweg war erkannt, ein neuer Pfad gewiesen, exemplifizierend ging der Bahnbrecher voraus. Der sentenziösen Alexandrinerdeklamation, auf deren Wellen man bisher so bequem schwamm, setzte Lessing eine bis auf Punkt und Komma ausgesparte, höchst anspruchsvolle Prosa entgegen, die anderseits den Unarten eines „Ugolino" widerstand. Jedes Blatt seines Bühnenmanuskriptes war eine gegenständliche Verurteilung oder Anerkennung vorhandener Leistungen und Strömungen des europäischen Dramas. Durch eine feste Handhabung der Einheiten bewies er dem Dichter der „Merope", daß ihm der Tadel leicht und das Bessermachen nicht schwer falle. Falscher Anstand blieb der Katastrophe fern, die aber natürlich nicht das „Erstochen und geklatscht!" der verkürzten deutschen „Zaïre" befolgen sollte. Keine wohlfeile Spannung verdunkelte die Exposition, denn Schritt für Schritt erschloß Lessing dem Zuschauer die den Hauptpersonen selbst unklare Anlage. So erfüllte er ohne das armselige Vergnügen einer Überraschung ein Gebot, das die Hamburgische Dramaturgie seinem lieben Diderot beifällig nachgesprochen hatte: „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben wollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Szenen verraten würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge".

Der Ruin des Hamburger Theaters kreuzte Lessings ehrgeiziges Bemühen. Die Archäologie drängte das Bühnenstück nochmals in den Hintergrund. Und ein inneres, wohl nur halbgestandenes Hemmnis trat wieder der Vollendung entgegen, die große Schwierigkeit nämlich, den von jeder politischen Umwälzung abgelösten Untergang einer Virginia-Emilia überzeugend zu gestalten. Erst

die Wolfenbüttler Einsamkeit im Winter 1771 auf 72 schenkte bequeme Mußestunden für „Emilia Galotti“. In dieser vierten Phase wurde das Werk endlich im Februar abgeschlossen. Als Diener eines Herzogshauses, dem die geheime Chronik mancherlei Liebeshändel nachsagte, in einem verödeten Fürstenschlosse schrieb Lessing, jedes Sätzchen langsam abwägend, sein revolutionäres Trauerspiel vollständig um. Er habe weder die dreiaktige Skizze, noch die fünfaktige hamburgische Gestaltung brauchen können, versichert er mit leichter Übertreibung. Am ersten März ging das letzte Manuskript nach Berlin ab, wo Voß die „Emilia Galotti“ sowohl mit „Sara“ und „Philotas“ in den „Trauerspielen“, als auch besonders herausgab. Er fand seine Rechnung.

Der erste Akt gehört dem Prinzen, in dessen Kabinett er sich am frühen Morgen abspielt. Hettores Anfangsworte über die traurigen Geschäfte sind der vollste charakteristische Gegensatz zur Berufsauffassung Friedrichs des Großen, der sich den ersten Diener des Staates nannte. Oberflächlich in den Einläufen blätternd, sagt er achselzuckend und mehr leichtsinnig als gutmütig: „Wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden.“ Doch der Name Emilia unter einem Gesuch frappiert ihn, und sofort ist das Thema des Stückes damit angekündigt. Die Quelle dieses glücklichen Motivs war der zweite Aufzug des spanischen „Essex“ von Antonio Coëllo: Elisabeth setzt sich vor dem Schlafengehn zu Briefschaften und Papieren, die ihr Kanzler überbracht hat. „Sie will“, so analysierte der Dramaturg, „sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! ’Muß es denn eben’ sagt sie ’von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkömmt!’ Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte.“ So fällt das Auge des Prinzen auf die Bittschrift einer „Emilia Bruneschi — nicht Galotti. Nicht Emilia Galotti.“ Sie fordert viel, diese Emilia, doch ihr Vorname verschafft ihr bei dem Mann der souveränen Laune das rasche Gewährt. Die Lust zur Arbeit ist dem Stimmungsmenschen, der Entschlüsse nur faßt, um sie zu widerrufen, und einen einzigen Gedanken, den an Emilia Galotti, fest-

hält, verflogen, weil eine arme Brueschi Emilia heißt. Noch weiß der Zuschauer nur den Namen des Weibes, das den Fürsten so erregt; noch hört er, als ein Billet der Gräfin Orsina gebracht und ungelesen beiseite geworfen wird, nur, daß die Liebe zu dieser Dame der Vergangenheit angehört, wie uns frivole Worte sagen. Jeder epische Behelf des Klassizismus ist hier und überhaupt trotz der äußeren französischen Technik verschmäht, und mit einer meisterhaft aussparenden Kunst, die erst Ibsen wieder gesucht hat, werden da und dort Lichter im Dialog aufgesteckt, allenthalben Fußangeln für das Interesse gelegt. Die nächsten Szenen lüften den Schleier mehr, indem sie zugleich den Charakter des Prinzen immer klarer enthüllen. Ein Maler Conti wird vorgelassen. Der Künstler hat freien Eintritt bei dem feingebildeten Gönner, in dessen Gebiete die Kunst nicht nach Brot gehen soll, wie das alte Sprichwort sagt. In gewinnendster Form entfalten die Gespräche mit dem Hofmaler ein vertrauliches Verhältnis zu dem Künstler und der Kunst. Conti hat zwei Porträts mitgebracht, ein bestelltes und ein um so sehenswerteres nicht bestelltes. Jenes ist das der Gräfin. Während er die Bilder aus dem Vorzimmer holt, bleibt dem Prinzen Zeit zu einem kleinen für die Zuschauer, nicht für Conti bestimmten Erguß. Dieser weithin lichtverbreitende Expositionsakt hat einen streng symmetrischen Bau von acht Auftritten; der erste setzt mit ein paar monologischen Zeilen ein, und alle folgenden ungeraden Szenen werden ausschließlich von dem Prinzen ausgefüllt. Dazwischen strenges Zwiegespräch, bis ein fürstlicher Rat, der an Elisabeths Kanzler erinnert, den Aufzug mit ein paar monologischen Zeilen abschließt. Bei dieser Alleinherrschaft Hettores kann sich eine solche Fülle von Charakteristik durch Taten und eigene Reden über ihn ergießen, daß es für den Prinzen allein jener direkten Charakteristik fast gar nicht bedarf, die in unserm Stücke die meisten Personen oft so scharf beleuchtet. Gleich der Eingang hat die Namen Emilia und Orsina schroff gegeneinander gestellt. Jetzt hören wir in Form eines kleinen Selbstgesprächs, daß in Hettores Brust statt des verstoßenen Bildes der Orsina ein andres wohnt, und daß ihn diese Verehrung nicht so ausgelassen, aber besser stimmt. In die Ausmalung desselben Gegensatzes vertieft sich die zweiteilige Szene nach Contis Rückkehr. Statt einer Bittschrift und eines Billets sieht

der Prinz zwei Gemälde. Was in seinem Herzen lebt und lebte, steht jetzt vor seinen Augen. Und wie sorgsam auch im Theater die Leinwand dem Publikum entzogen wird, wir schauen die Bilder mit dem Prinzen, denn er zergliedert voll karikierender Grausamkeit das Gemälde seiner abgetanen Favoritin, und er versenkt sich in die stumme Bewunderung des andern, das Conti beredt preist. Vergangenheit und Zukunft stoßen hart zusammen. Noch vor einem Monat lag der sinnliche Hettore gern in Orsinas Fesseln. Nun wird ihr Bild unbeachtet in einer Galerie des Schlosses hängen, und es geht diesem Wankelmütigen wie dem Helden der alten Anekdote, der ein vom Bräutigam bestelltes Bild als Ehemann kühl bekrittelte. Indem er die unredlich redliche Bemühung Contis, die so trügerisch die „großen, hervorragenden, stieren, starren Meduſenaugen der Gräfin“ idealisiert habe, perfid ablehnt, liefert er einen unmittelbaren Beitrag zur Charakteristik Orsinas: „Sagen Sie selbst, Conti, läßt sich aus diesem Bilde wohl der Charakter der Person schließen? Und das sollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermut verwandelt.“ Stolz, Hohn, Schwärmerei, Trübsinn sollen wirklich den späteren Szenen der Gräfin ein Meduſenantlitz leihen. Aber noch andre Personen werden in diesem Gespräch exponiert. Conti wendet das zweite Porträt um; Hettore, seiner nicht mächtig, ruft: Emilia Galotti! Der Mitteilung, er habe sie seit einer Vegghia nur noch an heiliger Stätte gesehn, folgt die wichtige prägnante Auskunft: „Auch kenn' ich ihren Vater. Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte. — Ein alter Degen; stolz und rauh, sonst bieder und gut!“

Die Szene streift mit ihrem enggepackten Reichtum von Sinnsprüchen manchmal zu sehr an die geistreiche Vorlesung. Conti scheint ein ästhetisches Kolleg bei dem Verfasser des „Laokoon“ gehört zu haben: er spricht von den Schranken seiner Kunst; er weiß von Aristoteles her, daß der Porträtmaler „schmeicheln“, d. h. den Menschen dem schönen Urbilde, dem von der Natur geformten Modell nähern und ein Ideal des Individuums suchen soll; er bedauert, nicht unmittelbar mit den Augen zu malen, und spielt das vielberufene Paradoxon aus, „daß Raphael das größte maleriſche

Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden.“ Auch der Prinz behält mitten im Sturm entzückter Aufregung hinreichende Klarheit, um diesem seltenen Maler ein paar Sprüche voll Esprit heimzuzahlen. So prägt er C. L. Hagedorns Satz: „Lebhafte Empfindungen sind selten beredt: die Verzögerung des Lobes ist vielleicht das schmeichelhafteste Lob für den Künstler“ in sein artiges Epigramm um, „daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt“; ein Wort, das wiederum Schillers Luise mit frommer Färbung nachspricht. Weit mehr noch als in der „Minna“, ja wohl zu geflissentlich hob Lessing so den Dialog auf die höchsten Höhen der Bildung. „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth“, dies Wort des Prinzen ist eine Losung des ganzen Dramas, und gerade die Nebenrolle des Conti heischt einen Vertreter von Geist. Diese Malerszene hat ferner eine große technische Bedeutung, da die Episode, wie sie für Riccaut in der „Minna“ gewagt worden war, nun durchgebildeter und mit festerer Vernietung in das deutsche Trauerspiel eingeführt ward und ihm so verblieb. Die episodischen Auftritte sind mit Maß erlaubt, wenn sie die einheitliche Haupthandlung oder die Charakteristik der Hauptpersonen fördern. Die ausgemalte Contiszene tut beides, die lakonische Rotaszene dient der letzteren Aufgabe.

Allein geblieben mit dem schönen Werke der Kunst und voll gesteigerter Sehnsucht nach dem schöneren Meisterstück der Natur (This sweetest, loveliest workmanship of Heaven, sagt John Dennis' Claudius von der Virginia), bedauert Hettore, den Kammerherrn Marinelli gerufen zu haben. Der Intrigant des Trauerspiels erscheint. Er steht neben dem Prinzen wie Racines freilich kräftigerer Ränkeschmied und Kuppler Narciß neben Nero, keinem Lohensteinisch fertigen Wüterich, sondern einem monstre naissant, und mehrere, leider ganz abgerissene Notizen melden, daß Lessing noch 1779 dem Prinzen von Guastalla einen kunstsinnigen, wollüstigen, grausamen, im Cäsarenwahnsinn endenden „Nero“ nachschicken wollte, der ihn schon in Hamburg beschäftigte. Wäre dieser Lessingische Nero selbstverständlich nicht wie Weißes Richard als eingefleischter Teufel vor ein schauderndes oder auch gähnendes Parterre getreten, so ist es anderseits ein sehr törichtes Bemühen, mißverstandenen

Sätzen der Dramaturgie zuliebe dem Marchese Marinelli einige noch dazu sehr verdächtige Tugenden anzudichten. Ein Held, moralisch schlecht ohne heroischen und dämonischen Anstrich, ist gewiß auch ästhetisch schlecht. Aber wollen wir einen Marinelli mit seinem Diensteifer für den Prinzen, einen frechen Jago mit der Berechtigung seines Grolls, einen Wurm gar in der Diktierszene mit seiner sogenannten gutbürgerlichen Liebe zu Luise verteidigen? Sie haben es wahrlich nicht nötig. Zudem folgen die Personen zweiten und dritten Ranges andern, laxeren Gesetzen als die leitenden Figuren. Und macht sein verbrecherischer Diensteifer diesen höfischen minister libidinis, wie sein römischer Vorfahr von Livius genannt wird, etwa besser, ist seine Intrige frei von gemeiner Selbstsucht? Nein, Marinelli steht moralisch tief unter dem Freunde des schwachen Clavigo. Der Prinz ist ein frivoler Empfindungsmensch, Marinelli ein gewissenloser Verstandesmensch, doch nur mit dem Verstande der kleinen Ränke begabt, wo Impertinenzen, Lügen, Banditen ausreichen. Er ist dem Prinzen bequem und unentbehrlich, aber nicht befreundet, und die Klage Hettores, daß ein Fürst keinen Freund hat, keinen Freund haben kann, dies in der „Henriade" vorgesprochne, dann von dem jungen Schiller emphatisch widerrufene herbe Wort, stößt kein Marinelli um. Ein scharfes „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er" ruft ihn von oben herab zur Ordnung. Durchaus Geschöpf und Sklave eines faulen Schranzentums, weiß er Menschen außerhalb des unfreien Hofbezirks gar nicht zu messen. Nach seinem zynischen Katechismus blüht jedes Lärvchen nur für den Landesherrn, und jede Mutter freut sich insgeheim, so etwas wie die Schwiegermama eines Fürsten zu werden. Er ist frech und hämisch wie ein Affe, schlau und verlogen, schadenfroh und feig. Ton und Manieren glatt und kalt. Ehedem war er offenbar ein Liebediener der Favoritin und wird, obwohl sie ihn verachtet, immer noch von ihr benutzt, doch er rümpft jetzt selber die Nase verächtlich über die machtlose Närrin. „Bin ich nicht, leider, ihr Vertrauter?", sagt er seinem Gebieter, dem er auf die Frage nach Neuigkeiten die schon bekannte Ankunft Orsinas meldet.

Die Unterredung Beider baut sich auf im strengen Parallelismus zur Contiszene. Dort zwei Bilder, ein gleichgültiges der Orsina und ein unschätzbares der Emilia; hier zwei Neuigkeiten, eine kalt

aufgenommene von Orsina und eine wie der Blitz einschlagende von Emilia. An die erste knüpft sich ein kurzer Wortwechsel über die Ehe, die Hettore aus bloßer Politik mit der Prinzessin von Massa schließen soll, und über Orsinas eifersüchtige Furcht, nicht einer solchen Gemahlin, sondern einer neuen Geliebten geopfert zu werden. Die Schilderung ihrer Herzenspein und geistigen Zerrüttung macht nicht den geringsten Eindruck auf den Prinzen. Er bricht gelangweilt ab: „Von etwas anderm! — Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“ Und mit ungemeinem Raffinement wird das erregende Moment dieser Tragödie langsam in die Exposition getragen. Es gehe so gut wie gar nichts vor, beginnt Marinelli mit unbewußter Ironie; Graf Appiani vollziehe heut seine Vermählung. Er kann nicht kühl genug das große Geheimnis des Empfindsamen verhöhnen, den ein Mädchen ohne Rang und Vermögen mit ein wenig Larve und Tugend ins Garn gelockt habe. Aber der Prinz, der davon schon etwas wissen sollte, charakterisiert nicht nur, wie er vorhin den alten Galotti zeichnete, jetzt den Grafen gerechter als einen schönen, ehrenvollen, sehr würdigen jungen Mann, sondern er beneidet ihn auch um seine Liebesheirat und fragt nach dem Namen der glücklichen Braut. Die Spannung zu erhöhen, muß Marinelli seine Antwort hinziehn und erst spöttisch von den Folgen der Mißehe wie von Appianis Absicht, fortan mit seiner Gebieterin unter den Gemsen und Murmeltieren Piemonts zu hausen, sprechen, bevor er auf eine zweite Frage höchst gleichgültig erwidert: „Es ist eine gewisse Emilia Galotti.“ Die Wirkung dieser trockenen Auskunft hat Lessing mit einer wohlberechneten Steigerung gegeben. Die atemlosen Fragen des Prinzen, die Marinelli noch uneingeweiht mit seinem eintönigen „Eben die“ beantwortet, sind gleichviele zwanglose Nachrichten für den Zuschauer: „Die Tochter des Obersten Galotti bei Sabionetta?“, „Die hier in Guastalla mit ihrer Mutter wohnet?“, „Unfern der Kirche Aller-Heiligen?“ Es ist sehr wirksam, wenn der Prinz zuletzt das Bild hervorreißt und ein letztes „Eben die“ als Verdammungsurteil hört. Marinelli, erst mit Vorwürfen, dann mit Bitten überschüttet, entfaltet seine ganze Kaltblütigkeit. Nach einem zynischen Versuch, Hoffnungen auf die Gräfin Appiani zu erwecken, setzt er dem „schon heute“ des verzweifelnden Prinzen ein überlegenes „erst heute“ ent-

gegen und empfängt Vollmacht für alles, was den unerträglichen Schlag dieser Vermählung parieren könnte. Wirklich ist keine Zeit zu verlieren, denn tritt Appiani heute von Sabionetta aus die Hochzeitsreise nach Piemont an, so hat der Prinz auf ewig das Nachsehn. Marinelli muß bereits auffallend genau von allen Vorkehrungen Galottis und Appianis unterrichtet sein, und er muß für den Fall, daß ein erster, leichter Anschlag mißlingt, einen zweiten nicht nur bereit halten, sondern schon ins Rollen gebracht haben. Der Prinz gedenkt einen Gesandten nach Massa zu schicken: so reise denn Appiani noch heut in dieser Mission ab! Den Hilfsanschlag deutet Marinelli nur an: „Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie sogleich nach Ihrem Lustschlosse, nach Dosalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbei. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen, so denk' ich — —". Wer von der Feindschaft zwischen Appiani und Marinelli gehört hat, wird den Rest zu ergänzen wissen. Marinelli eilt an die Arbeit, der Prinz will sogleich nach Dosalo aufbrechen. Sein Expositionsakt wäre zu Ende, läg' es nicht in dem launischen Eigenwillen Hettores, einen Vorsatz im Nu zu ändern. Warum sich allein auf Marinelli verlassen? Er befiehlt also seinen Wagen, um Emiliens Andacht bei den Dominikanern ein letztes Mal zu überraschen; was freilich] für den Fürsten in der kleinen Hauptstadt, wo ihn alle Welt kennt, schwierig sein sollte. Die andre Unwahrscheinlichkeit, daß er in solcher Situation noch nach seinen Räten fragt, nimmt man wegen der Wucht des so ermöglichten Anhanges gern in den Kauf. Camillo Rota kommt, ein pflichttreuer, wortkarger Beamter. Ein] Todesurteil ist zu unterschreiben. „Recht gern", erwidert der eilige, zerstreute Fürst, bei dem die Entscheidung über Wohl und Wehe, Leben und Tod seiner Untertanen steht. Und der brave Greis unterschlägt rasch das furchtbare Blatt, nachdem er jenes gedankenlose Wort eines himmelschreienden Leichtsinns aus Fürstenmunde vernommen hat. Wie ferne Donner grollen die schwierigen, so abgezirkelten Schlußzeilen des Aktes: „Recht gern? — Ein Todesurteil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele, dieses gräßliche Recht

gern!“ — Der Prinz hat sich selbst das Urteil gesprochen, wie sehr ihn eben noch seine Worte von freier Hingebung an Unschuld und Schönheit und von der Hofwelt gegen einen Marinelli auszeichneten.

Nicht nur der Prinz, auch der Dichter hat Eile. Die straffe Tageseinheit, ein eiserner Reif für die Einheit des Interesses, bietet gewiß unschätzbare Vorzüge der Komposition, aber sie nötigt leicht zu mühsamen und verwickelten Voraussetzungen, während die freiere Technik englischer Art ihr Getriebe zwangloser entfalten kann. Mit unbeirrter Sicherheit handhabt Lessing im Anschluß an das bürgerliche Drama Frankreichs die Herrschaft über den Schauplatz: ein Akt im Kabinett des Prinzen, ein zweiter im Vorzimmer der Galotti, die drei letzten, ohne daß der Vorhang zu fallen hat, fortlaufend in demselben Schloßsaale zu Dosalo. Dieser Brauch, innerhalb des Aktes die Ortseinheit möglichst streng zu wahren, wurde maßgebend für das moderne Drama. Schon in manchen Motiven und scheinbar nebenhin, tatsächlich sehr zu unserm Unterricht gesprochenen Sätzchen des ersten Aufzugs, noch empfindlicher im zweiten stößt man auf Schwierigkeiten, die der Rahmen einer karg bemessenen Frist dem Dichter bereitete. Alles muß klappen, wie es eben nötig ist, und Otto Ludwig ist weder der erste noch der letzte Prüfer dieses Schachbrettes, wenn er, respektvoll zwischen Technik und Begabung scheidend, auf die Hände des „Taschenspielers“ blickt: gerad an diesem Tage muß der Prinz wieder an Emilia erinnert werden, muß unmittelbar darauf Conti ihr Bild und wieder unmittelbar darauf Marinelli die Nachricht ihrer gerad auf diesen Tag anberaumten Vermählung bringen, gerad an diesem Tag muß Orsina ihren Brief schreiben; und so fort, nichts früher, nichts später, damit jeder Zufall planmäßig in dem aufgezogenen Räderwerk arbeite. Im Vollbesitze des sicher kalkulierenden Verstandes, wie ihn ein Theaterdichter braucht, hat der kluge Rechenmeister diese Verlegenheiten überwunden. Den Schweiß der Arbeit hat er nicht völlig abwischen, die Spuren des Zwangs einer kritischen Nachprüfung nicht entziehn können. Man bewundert den immer wachen, rückwärts und vorwärts blickenden Scharfsinn und klatscht der so regelrecht arbeitenden Maschinerie Beifall, aber der Gedanke an die Mühe, wodurch endlich dieser Bau fertig wurde, mengt sich manch-

mal abkühlend dazwischen. Jede Person muß ängstlich auf der Hut sein, damit sie nicht ein Wörtlein zuviel sage. Hier wird ein halbes Geständnis gemacht, dort ein Ereignis von großer Tragweite verschwiegen. Der Vater darf erst jetzt erfahren, was er längst hätte erfahren sollen; der Bräutigam hört nicht, was er hören müßte, dafür läßt er die Neugier der Mutter unbefriedigt. Odoardo Galotti wohnt nicht in Guastalla, sondern in Sabionetta, wie sein römischer Ahn fern im Lager weilt; er hat jedoch, seinem mißtrauischen Charakter ganz zuwider, Frau und Tochter der „Stadterziehung" halber allein in Guastalla gelassen, wie Virginia in Rom bleibt und auch ihrer Erziehung gedacht wird. Es ist sogar für den Fortgang des Stückes nötig, daß er im zweiten Akt zwar einen eiligen Ritt zu der Gattin und dem künftigen Eidam macht, aber weder Emilien am Morgen ihres Ehrentags daheim erwartet, noch an der Hochzeitsfahrt über Dosalo nach Sabionetta sich beteiligt. Während Schiller uns manchmal mit verblüffender, doch machtvoller Theaterwillkür über Lücken und Widersprüche hinwegträgt, stachelt die jeden kleinen Schritt motivierende, behutsame Technik Lessings eben durch ihre Klugheit und Klügelei den Verstand, eine scharfe Revisionsprobe zu machen. Trotzdem vergessen wir als stark gefesselte Zuschauer gern, was der Leser stockend und zweifelnd auf die Goldwage legt. So fertigt Hebbels Verhör einmal jeden Einwurf ab als im Theater nicht stichhaltig.

Odoardo räumt nach einem kurzen Eingang mit seiner Gattin Claudia den Platz für Pirro und Angelo, die einzigen Episodenfiguren niedern Standes. Es ist notwendig, daß der im Solde Marinellis arbeitende Bravo, ein Ausbund von Verwegenheit, Behendigkeit, Gaunerhumor und Gaunerehre, ältere Beziehungen zu einem Diener der Galotti hat und so die Anstalten zur Hochzeitsfahrt noch viel genauer als sein infamer Auftraggeber erkunden kann. Der mutlose Pirro hat dem vogelfreien Straßenräuber vor kurzem einen deutschen Herrn in die Falle geführt und empfängt jetzt widerstrebend seinen Teil vom Erlös eines kostbaren Ringes. Man darf vielleicht an Winckelmanns unseliges Ende denken und den feinen Namen Angelo von dem Mörder Areangeli herleiten. So zielsicher sind die scharfen, kurzen Fragen dieses Angelo, daß Marinellis geheimer Anschlag nun ein gar gefährliches Gesicht an-

nimmt. Ein mit allen Hunden gehetzter Galgenstrick rüstet sich wie ein Raubtier zum Sprung; ein kläglicher Verbrecher gibt das Glück seiner Herrschaft preis.

Gleich nach dem ersten Guteumorgen spricht Odoardo Worte des Mißtrauens. Auch die nahe Kirche soll Emilia nicht allein besuchen, denn ein Schritt genügt um fehlzutreten. Ängstliche Strenge drückt seine Liebe zu der einzigen teuren Tochter und der Gattin aus, deren leichterer, sorgloser Sinn Stadt und Hof nicht mit der „strengen Tugend" Odoardos richtet. Er freut sich, daß Emilia so bald in stille Täler voll Unschuld scheidet. Appiani, der „würdige junge Mann", entzückt ihn. Vor allem berührt des Grafen stolzer Unabhängigkeitstrieb verwandte Saiten in dem alten Republikaner. Beide verachten das kriechende Gezücht der Marinelli, Beide suchen Glück und Ehre nicht am Hofe. „Der Prinz haßt mich", sagt Odoardo trotzig. Claudia sucht diese wirklich übertriebene Meinung dadurch zu mildern, daß sie unvorsichtig erzählt, wie huldvoll der Prinz sich im Hause seines Kanzlers, also an einer nach Odoardos Ansicht schlecht berufenen Stelle, gegen Emilia bezeigt habe. Jedes Wort der weltlichen Frau schürt nur den grimmen Argwohn des Mannes: „Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödlichsten zu verwunden bin!" Das Blut schießt ihm zu Kopf; seiner Empörung mühsam Herr, eilt er hinweg mit Abschiedsworten, die tief ironisch auf den eingeweihten Zuschauer wirken: „Kommt glücklich nach." Während Claudia diese „rauhe Tugend" zweifelnd beurteilt, stürzt Emilia, die natürlich am Hochzeitstag die heilige Messe nicht versäumt hat, wie ein verfolgtes Reh ins Zimmer. Heiße Liebesschwüre haben ihre Gebete durchkreuzt, umsonst hat sie den Himmel um Taubheit gebeten und endlich beim Aufbruch als den seufzenden, schmeichelnden Frevler erkannt — „Ihn selbst!" „Wen, ihn selbst?" „Den Prinzen."

Fassen wir sogleich den springenden Punkt des Dramas, Emilias Verhältnis zum Prinzen, scharf ins Auge. Lessing selbst kommt uns in einem Brief mit Erläuterungen zu Hilfe. Danach soll die Titelheldin seiner Tragödie keineswegs der hervorragendste Charakter des Stückes sein, denn die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen scheinen ihm unwahr, und er kennt „an einem unverheirateten Mädchen keine höheren Tugenden als Frömmigkeit und

Gehorsam". Emilia ist also ein unerfahrenes Kind, das seine seelischen Bedrängnisse zur Mutter und in die Beichte trägt, die ersten weltlichen Anfechtungen durch strenge Heilmittel der Kirche niederkämpft und sich gern einer reiferen Einsicht unterwirft. Als gute Tochter hat sie keinen starken Eigenwillen. Sie läßt sich beruhigen, verzichtet nach den weltklugen Reden Claudias auf eine Mitteilung an Appiani, schlägt sich die alberne Furcht aus dem Sinn und möchte nun ja nicht ob ihrer Angst vor dem galanten Prinzen eitel gescholten werden. So eilt sie dem Bräutigam heiter entgegen. Doch Emilia — ein einfaches Mädchen, soweit ein Lessingisches Mädchen einfach sein kann — verfügt nicht über die Kälte der Heroine Virginia, die den Decemvir verabscheut und als Opferlamm fällt. Ihr Schweigen gegen den Bräutigam ist nicht das Schweigen der Heldin Montianos, die ihren Icilius inbrünstig liebt. Hier nun setzen jene tiefen Umbildungen ein. Man hat uns ja wohl moralisch-politisch vorgepredigt, „Emilia Galotti" sei ein Exempel, daß die Wollust mit allen Künsten doch der Tugend kein Bein stellen könne. Im Gegensatze zu dieser Plattheit sprach Börne von Emiliens „anatomischer Unschuld", und schon Goethe, dem das Stück allmählich etwas mumienhaft vorkam, warf in derbem Ton die, so geradezu gestellt, schiefe Frage gesprächsweis auf, ob Emilia den Prinzen liebe. Der Grundfehler dieses Trauerspiels sei, daß die Liebe zum Prinzen nur subintellegiert und zuletzt durch die Angst vor dem Hause Grimaldi ungeschickt ausgesprochen werde. Gewiß „liebt" Emilia den Prinzen so wenig, als Grillparzers Erny, des grauen Bankban junges Weib, trotz einer geheimen Tat den schönen, heißen Herzog von Meran liebt; aber von dieser unsittlichen, doch blendenden Persönlichkeit, die ein junges, weltfremdes Mädchen mit allen Bestechungskünsten von Rang, Glanz, Bildung, Manieren, Sinnlichkeit, schmeichelnder Plauderei und heißer Beredsamkeit umzingelt, ist sie so bestrickt, daß sie sich im Bann seiner Gegenwart gelähmt fühlt wie ein wehrloses Vöglein vor einer gleißenden Schlange. So hat es schon Herder aufgefaßt. Unnennbare Gefühle voll Angst und Lust, Abscheu und Sehnsucht durchwogen sie, ihr selbst ein Rätsel. Es wäre gewiß ein grober Fehler, wenn Emilia jetzt schon mehr als eine dumpfe Bestürzung gestehen wollte und könnte, wenn sie nicht erst in den letzten Minuten, durch furchtbare

Begebnisse gereift, es in Worte faßte, welchen Samen der Besuch jener Vegghia in ihre Seele geworfen hat: „Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten!“ Aber diesen Gefühlswirren entspringt schon ihr höchst verräterisches: „Ihn selbst!“ Der Prinz, der seine Liebe heute zum erstenmal entdeckt, muß doch Emilias Gedanken sehr beschäftigen, um für sie „er selbst“ zu sein; ganz so wie später Recha und Daja nur von „ihm“ reden und Nathan sie neckt: „Ja so! nur euer Er ist Er“, wie Schiller, dessen Gedanken um Einen Weimaraner kreisen, kurzweg sagt, er sei sehr gespannt auf „ihn“, und dem Verständnis Körners erst durch ein nachgeschicktes „Goethe“ zu Hilfe kommen muß. In dieser Auffassung der Emilia begegnen wir uns auch mit dem Urteil berufenster Dichter: Heyse hat nie verstanden, wie man noch einen Funken von Teilnahme für die Braut des Grafen Appiani haben könne, wenn sie wenige Stunden nach dem Tode des Bräutigams in den Tod flüchte vor der Macht der Verführung, ohne diese schon früher empfunden zu haben; und G. Keller meint, erst bei einer Neigung zu Hettore sei für Emilien das, was der Römerin geschehe, schon im Prinzip vorhanden und der Schluß gewinne mächtig an Austiefung, obgleich Shakespeare oder Schiller die Sache durchsichtiger behandelt haben würde. Eine dämmernde Ahnung hat das fromme Mädchen überfallen, daß die Welt ihren Kindern außer einer Ehe mit dem „Herrn Grafen“, dem „guten Appiani“ noch viel lockendere, der Tugend freilich verbotene Früchte darreicht. Und bis an den Altar ist ihr die Sünde nachgeschlichen, während des Hochamtes hat der Verführer ihre Andacht vergiftet, im Vorraum des Gotteshauses ihre Hand gedrückt. Die Stärkungen der Religion sind ohnmächtig geblieben. Sie habe geantwortet, sie wisse nicht was; glaubhafter jedoch und keineswegs ein arger Widerspruch ist die spätere Versicherung des Prinzen: „Mit allen Schmeicheleien und Beteuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurteil höret.“ Die Späher Orsinas mochten sogar an ein stilles Einverständnis glauben. Weise mischt Lessing den Charakter

Emilias aus Fassungslosigkeit und Festigkeit. Er hatte nicht umsonst bei Richardson gelesen: I believe the gentlest spirits when provoked . . . are the most determined, und wieder: I am the weakest and most apprehensive of my sex; nur daß Emilia ganz anders schwanken soll als Miß Clarissa. Claudia erinnert einmal den Vater an die Art der Tochter: „Sie ist die furchtsamste und entschlossenste unsers Geschlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt."

Die Doppelnatur Emiliens prägt sich schon im zweiten Akt aus. Nach dem atemlosen Auftritt mit der Mutter findet sie ihre ruhige Fröhlichkeit wieder für eine Szene mit dem Grafen, dem sie als naives Mädchen begegnet. Appiani erfüllt die Erwartungen, die man nach den vorbereitenden Worten Hettores und Odoardos hegt, mit feierlicherem, gepreßterem Ernst, als ihn die Braut am Hochzeitstage vom Bräutigam verlangt. Ein unjugendlicher Schwiegersohn nach dem Herzen des alten Galotti, gönnt er der männlichen Liebe nur leise Töne, während sein auf alles Edle gerichteter Sinn laut in Odoardo das Muster der Tugend feiert. Er ist der Gegensatz zum Prinzen und zu Marinelli. Sein Lebensideal ruht in der hier sehr tiefgewurzelten Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts: sich still auszuleben, fern vom Lärm der Menschen, von den Fesseln eines Hofes. Marinelli ist ein Knecht, er ein Freier; Marinelli feig, er ritterlich; Marinelli besorgt Ehrenhändel aus dem Hinterhalt, er mit dem Degen. Der Prinz gaukelt frivol durchs Leben, Appiani geht sinnend die gerade Bahn; der Prinz denkt keinen Gedanken zu Ende, Appiani grübelt; der Prinz genießt auch vor einer konventionellen Ehe begehrlich den Augenblick, Appiani starrt am Tage seiner Liebesheirat schwermütig in die Zukunft. Ohne jede rührselige Weichlichkeit erzwingt dieser sonderbare Hochzeiter, wenn er kurzlebig einen einzigen Akt durchschreitet, unsre Sympathie. Der Tod hat ihn gezeichnet wie der Holzhauer den Stamm. Ein Tränenflor der Vergänglichkeit breitet sich um ihn, und wenn Montianos Jcilius (2, 7) von einer heimlichen Ahnung beunruhigt ist, daß ihm diesen Tag ein besonderes Unglück drohe, so haftet Appianis zu traurigen Bildern gestimmter Geist an der Auslegung eines Traumes, der Emilien dreimal gekommen ist, ohne

das Mädchen selbst tiefer zu ängstigen. Aus einer mageren Stelle bei Gryphius hat Lessing, während Crisps Virginia zudringlich von Lucretia träumen muß, diesen Traum vom Brautgeschmeide, dessen Steine sich in Perlen verwandeln, schön entwickelt. „Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Tränen.“ Schmerzlich sagt Appiani das alte Sprichwort mehrmals vor sich hin, während Emilia nach einem gar zu lebhaften „Huy“ zu ihrem Putz eilt. Noch einen Schritt vom Ziel oder gar nicht ausgelaufen sein, dünkt diesen Melancholiker im Grunde dasselbe; wenn die Zeit doch außer uns wäre! seufzt er philosophisch. Aus so trüben Gedanken reißt ihn der überraschende Besuch des Marchese Marinelli. Mit kalter Verachtung empfängt Appiani den Zudringlichen. Er ist wie als Liebhaber, so auch in seiner Auffassung der Freundschaft zurückhaltend gleich Lessing. Daher schneidet er die verlogenen Freundschaftsphrasen des Kammerherrn kurz ab. Er verweigert nun wegen der Vermählung die schon zugesagte Mission nach Massa, ergrimmt über Marinellis schamlose Sticheleien auf seine Hochzeit, wirft die Herausforderung „Affe“ dem Frechen ins Gesicht und will, erfrischt durch solche Wallungen des Zornes, auch heute die Zeit zu einem kleinen Waffengang finden. Fahl vor Wut entfernt sich Marinelli. Der Graf ist nun den Angelos verfallen. Vielleicht wär' er es nicht, wenn er sich mit Claudia aussprächе, wenn ihm Emilia die volle Wahrheit eröffnet hätte. Dies Schweigen aber ist, wie alles bis zur kleinsten Kleinigkeit in Lessings Exempel zur Dramaturgie, aus den Charakteren motiviert. Und Lessing, der eben erst das Leiden durchaus guter Hauptpersonen als untragisch verworfen und die Bravour der gemarterten Tugend vom Trauerspiel ausgeschlossen hatte, verlangte mit Aristoteles nicht maßvolle, sondern erregte, menschlicher Gebrechen teilhafte Personen. Ohne gewisse Schwächen oder Mängel würden Charakter und Unglück kein kausales Ganze bilden. Derart dem Charakteristischen nachtrachtend, weitab vom Stoizismus der Römerstücke, schon sehr modern hat der Dichter seiner Emilia einen Reiz der Sinnlichkeit ins Blut, einen unbewußten Keim der ἁμαρτία in die Seele gelegt und ihr zugleich eine schuldlose Mitschuld am Tod Appianis gegeben, die sie selbst sich später leidenschaftlich vorrückt. Er vollzog, was seine Dramaturgie fordert: „Ein Mensch kann sehr gut sein und doch mehr als eine

Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehbares Unglück stürzet, das uns mit Mitleid und Wehmut erfüllet, ohne im geringsten gräßlich zu sein, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist."

Der dritte Akt zieht die Konsequenzen der Exposition mit einer sehr merklichen Beschleunigung. Marinelli weiht den verstimmten Prinzen eben halb ein, als in der Nähe Schüsse fallen. Der tolldreiste Angelo huscht herbei und berichtet dem Marchese, Appiani werde tödlich verwundet in die Stadt zurückgefahren. Während des Handgemenges „rettet" ein Lakai aus dem Schloß Emilien. Man sieht sie durch die Allee eilen. Sie glaubt, nur vor Räubern zu flüchten. Erst auf Dosalo denkt die „Furchtsamste ihres Geschlechts" an Appiani und Claudia. „Äußerst bestürzt" vernimmt sie von Marinelli, ihr Asyl sei das Lustschloß des Prinzen, dem sie nun gleich, wieder „der ersten Eindrücke nicht mächtig", gegenübersteht. Fast wortlos hört sie seine zarte, den Überfall im Dom entschuldigende und alles ihrem gnädigen Vertrauen anheimgebende Rede. Zweideutig verspricht er die Wiedervereinigung mit ihren Lieben in oft mißverstandenen und wirklich seltsamen Worten: „Kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen." Sie läßt sich „nicht ohne Sträuben" hinausgeleiten. Man muß diese Spielszene sehn, nicht lesen: der Prinz bezaubernd durch vornehmen Ton und zurückhaltende Gebärden, das bräutlich geschmückte Mädchen fassungslos im Feuer seiner Blicke. So ist denn, wie Marinelli witzelt, der Wolf beim Schäfchen, und Lessing hat Mühe, dem langen Aufenthalt Emilias hinter den Kulissen durch aufklärenden Bericht wie durch unterbrechende Szenen des Prinzen das Anstößige zu benehmen. Der gemeldeten Ankunft Claudias sieht Marinelli lächelnd entgegen. Er hat sich sehr getäuscht in dieser Mutter. Sie mag weltlicher sein als ihr Gemahl, aber sie ist nicht schlecht. Sogleich erkennt sie in Marinelli den Herrn, der Vormittags jenen unaufgeklärten Wortwechsel mit Appiani gehabt hat. Claudias Anklage: „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen . . . Mit einem Tone! . . . Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht stellen, diesen Ton!" ist das Leitmotiv der ersten Hälfte dieses steigenden Auftrittes. Die angstvolle Frage nach Emilia leitet zur zweiten über. Die Nennung des

Prinzen, der sorgsam um Emilia beschäftigt sei, wirkt auf die Mutter noch heftiger als vorhin auf die Tochter. Sie kombiniert das „Bubenstück" in der Kirche mit dem Zank am Morgen und dem letzten Wort des Sterbenden. Der feige Mörder Marinelli ist der Kuppler des Prinzen! Er aber hört die „gute Frau" mit eiserner Stirn an und ersucht sie nur, ihr wildes Geschrei mit Rücksicht auf den Ort zu mäßigen. Sie erwidert groß, wiewohl recht spitzfindig: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubet, in wessen Walde sie brüllet?" und stürzt in das Nebenzimmer, aus dem Emilias Rufe der Mutter antworten. Lessing hat alle Schleusen für diese große Szene Claudias aufgezogen und im bewußten Kampf gegen Racines Agrippina der weiblichen bienséance mit den stärksten Ausdrücken getrotzt. Diderots Ansicht war auch die seine: „Wie? die Aktion einer Mutter (Klytämnestra), deren Tochter man opfern will, sollte heftig genug sein können? Sie laufe immer auf der Bühne als ein verrücktes und rasendes Weib umher; sie lasse den Palast von ihrem Geschrei ertönen; sogar in ihrer Kleidung zeige sich ihre Verwirrung: das alles kömmt der Verzweiflung zu."

Der vierte Akt. Von Claudia hat der Prinz, der ihr den Platz bei der fast ohnmächtigen Tochter räumt, Appianis Tod erfahren; durch Claudia findet Marinelli den unbequemen Vorfall in der Kirche bestätigt, denn er weiß irgendwie schon davon (3, 1). Den Anklagen des Prinzen begegnet er mit Berufungen auf seine Vollmacht und mit Lügen: ja der Elende heuchelt ein starkes persönliches Bedauern, weil dieser jähe Tod die Austragung eines Ehrenhandels mit Appiani vereitle. Wer aber ist schuld, wenn die Welt in Angelo das Werkzeug, in Hettore den Täter sehen wird? Der Prinz, der zwar vor einem „kleinen, stillen, heilsamen Verbrechen" nicht erschrickt, tadelt zornig, doch mit Haltung die weisen Anstalten seines Kammerherrn. Mit überlegenen Waffen schlägt Marinelli diese Vorwürfe nieder: „Was läge an meinen Anstalten, daß den Prinzen bei diesem Unfalle ein so sichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meisterstreiche liegt das, den er selbst meinen Anstalten mit einzumengen die Gnade hatte . . . Er erlaube mir, ihm zu sagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche getan — mit so vielem Anstande er ihn auch getan — so unvermeidlich

er ihn auch tun mußte — daß dieser Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte." Wie ein abgekanzelter Schuljunge nach einem dummen Streich seufzt der Prinz: „Daß Sie Recht haben!", und der in seinen Plänen so unverantwortlich Gestörte bemerkt trocken: „Daran tu' ich freilich sehr Unrecht." Nur durch den eigensinnigen Kirchgang ist der Verdacht geweckt worden. Außer Claudia weiß auch Orsina davon, die denn im nächsten Augenblick erscheint und machtvoll die Zügel des Aktes an sich reißt. Ein Bedienter meldet die Gräfin — „Was für eine Gräfin?" fragt der zerstreute Prinz. Man kann nicht schneller vergessen. Die einstige Favoritin hat in jenem Billet des ersten Aufzuges um ein Stelldichein in Dosalo gebeten; der Prinz befindet sich nachmittags in Dosalo, doch aus Gründen, die mit dem ungelesenen Billet nichts zu schaffen haben.

Was Orsina sagt und tut, entsprießt dem üppigen Boden eines tiefen, vernichtenden, mit grausamem Raisonnement in den Eingeweiden wühlenden Schmerzes. Wehmut und Verzweiflung, Liebe und eifersüchtiger Haß, Mitleid und Rachgier, Sinnlichkeit und zersetzendes Grübeln, alles predigt diesen Schmerz einer Verstoßenen. Dieser Schmerz lehrt sie den Hohn, die bohrende Dialektik, die anschwellende Redeflut der Leidenschaft, die elegischen Abschweifungen, die spitzen Epigramme, kurz die ganze Fülle von Tönen, die sie sprungweis anschlägt. Dieser Schmerz macht sie zur Philosophin, zur Sibylle, zur Mänade. Mitten im Reden preßt sie ihre Hände gegen die fieberheiße Stirn und stöhnt: „Mein Kopf, mein armer Kopf!" Schon schlägt der Wahnsinn düstere Fittiche um dies stolze Haupt, aber ein halber Wahnsinn voll Klarheit in Einem Gedanken, daß, wenn die Liebe stirbt, die Rache tröstend aufsteigt. Wie der junge Liebling Hamburgs, Charlotte Ackermann, in eigenen Gefühlswirren befangen Emilias Sterbeszene mit ihrem Herzblut tränkte, verblutet die verstörte Aurelie des „Wilhelm Meister" im Studium der Orsinarolle, die ihr zum Erlebnis wird. „Wenn er einer guten Schauspielerin in die Hände fällt, so muß er Wirkung tun," sagt Lessing selbst von diesem Charakter, der gleich große Forderungen an das dämonisch leidenschaftliche Temperament, wie an den ausarbeitenden Kunstverstand und die vornehme Haltung seiner Trägerin stellt. So rettete 1794 bei den ersten erfolglosen Aufführungen in London Mrs. Siddons die Ehre des Abends.

Weislich hat der Dichter, und den Dichtertitel wird dem Schöpfer einer Orsina kein Zweifel rauben, ihr keine Szene mit Emilia und nur die allerflüchtigste Begegnung mit Hettore gegeben. Als ihr gewissenloser Geliebter mit den nichtigen Worten: „ich bin beschäftiget" „ich bin nicht allein" „ein andermal" vorbei eilt, muß sie wohl glauben, daß er ihr Billet nicht gelesen hat. Ein Liebeswort des Prinzen würde vielleicht noch genügen, Orsina umzustimmen, aber Marinelli nimmt sie sehr zu seinem Schaden für eine nicht gefährliche Närrin. Ehedem zählte sicherlich auch er zu den geschäftigen Augendienern der hochmögenden Favoritin, jetzt ist das hämisch kalte Betragen gegen eine gefallene Hofgröße charakteristisch für den Marchese; man braucht das Wort „Verachtung", das er in einer Art von Entschuldigung ausspricht, weder als unhöfisch mit Goethe zu tadeln, noch lexikologisch in „Nichtbeachtung" umzudeuten. Marinelli überhört ihre herben Klagen und die tiefsinnigen Proteste gegen seine flache Scheinwahrheit, ein Zufall habe den Prinzen nach Dosalo geführt. Er nimmt alle Sarkasmen und Schimpfworte der sehr aus dem Hofton fallenden Gräfin gleichgültig, wohl auch parodisch auf. Es sind das jene scharfen Titel wie „Hofgeschmeiß" „nachplauderndes Hofmännchen" „Gehirnchen" „Stock", jene bittern Witze über „elenden Schnickschnack", jene karikierenden Rufe: „wie er da steht, der Herr Marchese", jene schneidenden Epigramme: „Ein Frauenzimmer, das denket, ist ebenso ekel als ein Mann, der sich schminket", jene Bitten um nur eine Lüge, jene wahnwitzige Aufforderung an Marinelli, in ihr menschenfeindliches Lachen einzustimmen, und sein trockenes: „Gleich, gnädige Gräfin, gleich" — diese grollenden, ganz und gar nicht scherzhaften Scherze sind es, bei denen ungebildete Zuschauer zu kichern pflegen. Auch ihnen, dem Pöbel, der nach Bürgers (oder Gotters) Hohnwort den Rüssel verzieht beim Schnickschnack einer Orsina, schwindet die Lachlust, wenn Marinelli die dringende Abhaltung des Prinzen mit dem Namen Appiani aufzuklären beginnt und Orsina rasch einfällt: der könne nicht hier sein, „denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wissen, ist eben von Räubern erschossen worden". Das Gespräch wird nun ein überlegenes Seitenstück zur großen Szene zwischen Marinelli und Claudia. Den allerdings sehr wirksamen Kombinationen seiner hellsehenden Gräfin hat Lessing einigermaßen die Wahr-

scheinlichkeit der Voraussetzungen geopfert. Daß Orsina unterwegs dem Wagen mit Appianis Leiche begegnet ist, bietet keinen Anstoß; aber daß Orsina, deren Kundschafter den Vorfall in der Allerheiligenkirche beobachteten, noch immer nicht wissen soll, die arme Braut sei eben Emilia Galotti, ist um so gezwungener, als das Haus der Galotti an diesem Hochzeitstag, wie Pirro erzählte, von Neugierigen überlaufen wurde. Gleichviel; wie ein Blitz erleuchtet für Orsina die Nachricht, „Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröstet", den ganzen fürchterlichen Sachverhalt. Mit raffinierter Spannung spricht sie nach bewegten Zwischenreden das letzte Wort aus, das Claudia nicht sagen, kaum ahnen durfte. Ganz leise will sie es dem Spießgesellen ins Ohr flüstern, und in einem Anfall von Raserei schreit sie, die nach Herders Wort in der größten Tollheit die redende Vernunft selbst bleibt, ihn an: „Der Prinz ist ein Mörder!" und wiederholt, ebenso plötzlich die Stimme zum geheimnisvollen Hauch senkend: „Der Prinz ist ein Mörder! des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!" Durch eine bewundernswerte Steigerung ist so die erste Szenenfolge der Gräfin auf ihrer Höhe bei den Galotti angelangt, von denen sie das Interesse zunächst abzuleiten schien. In diesem Augenblick eilt Odoardo, eben von der Verwundung Appianis und der Zuflucht seiner Familie unterrichtet, in den Saal. Orsina wollte gehn. Sie hört das Wort „Vater" und bleibt. Eine grobe, doch im Theater kaum auffällige Unvorsichtigkeit Marinellis dient der furchtbarsten Enthüllung. Der Kammerherr, statt einem Diener zu klingeln, läßt sich abschieben, um den mißliebigen Oberst beim Prinzen anzumelden, dem er allerdings Verhaltungsmaßregeln geben wird. Er will seinen Rückzug mit einer Lustspielwendung decken: wie Molières Don Juan in der Klemme zwischen zwei Schönen jede der andern heimlich als Närrin vorstellt, so flüstert Marinelli dem alten Galotti zu, er müsse ihn bei einer Dame lassen, „die — der — mit deren Verstande —"; Odoardo möge daher ihrer seltsamen Worte nicht achten und lieber jedes Gespräch vermeiden. Aber gleich die Anrede „Unglücklicher Mann" zieht ihn kraft der Magie, die Unglückliche verkettet, zu der seltsamen Frau. Marinelli läßt ihnen Zeit, sich auszusprechen, und stört auch die Schlußszene mit Claudia

nicht. Mitgefühl, schneidender Hohn, Hoffnung auf Rache wühlen in den Reden Orsinas. Mit größerem Aufgebot von Berechnung ist schwerlich je ein unheilschwangeres Geheimnis aufgedeckt worden; sarkastischer und spitzer hat die Leidenschaft nie gesprochen. Was bei Andern zur baren Manier würde, bleibt bei Lessing noch eben in den Grenzen eines großen Stils, denn selbst im Sturme der Empfindung das Wort zu wägen und zu würzen ist diesem Tragiker natürlich. Sprach er doch in der Tragödie des Lebens wie Odoardo und Orsina; ein Sarkasmus und ein dumpfes Lachen kam ihm wie sonst dem Menschen eine Elegie und ein Strom von Tränen.

Der große Auftritt zwischen Galotti und Orsina ist gespickt mit berühmten Sentenzen und Antithesen: „Das unglückliche Kind ist immer das einzige", „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren", „Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer", „Sie wollten mich um den Verstand bringen: und Sie brechen mir das Herz". Aus all diesen wie in Stein gehauenen Sätzen sprühen aber die hellen Funken des Affekts, wenn ein Berufener daran rührt. Für den Alten ist die Szene ja ein Donnerschlag: Appiani tot! Emilia „schlimmer als tot"? Orsina spannt ihn auf die Folter mit der Lösung des Rätsels. „Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust — Lustschlosse." Odoardo, schon am Morgen ob jener Vegghia so argwöhnisch, verliert jede Fassung, flucht schäumend über Meuchelmord und Entführung, parodiert Claudias Geschwätz von der prinzlichen Gnade, durchwühlt, ohne Degen wie er ist oder vielmehr wie er des folgenden Motivs halber gegen alle Glaublichkeit sein muß, nach einer Waffe die Taschen und ergreift nun begierig den Dolch, den Orsina ihm mit freudigem Verständnis reicht. Beide zielen auf denselben Feind. Noch weiß Odoardo nicht oder vielmehr darf er wider alle Glaublichkeit nicht wissen, wer ihm gegenübersteht; seine rauhe Tugend hätte wohl bei früherer Aufklärung jedes Gespräch mit der Maitresse kurz abgelehnt. Eine verzückte Tirade von fieberhaftem Crescendo weiht ihn erst jetzt ein, wo er in der halbtollen Gräfin eine Dame von großem Verstand, seine Freundin und Wohltäterin gefunden hat. Lichterloh schlagen hier die lang niedergepreßten Flammen der Leidenschaft empor, wenn Orsina starren Blicks an

die Rampe vorrückend immer lauter, atemloser, furchtbarer die wahnwitzigen Worte spricht:

Ich bin Orsina; die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen: — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, — wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräter einer jeden versprach, und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!

Eine Kannibalin hatte der Dramaturg (St. 46) die Merope des Italieners, die „so in ein rohes Herz, ohne Salz und Schmalz, beißt", und auch ihre französische Nachfolgerin gescholten. Er weiß, wie weit er gehen darf. Vornehm in seinen Wirkungen, leiht Lessing diese durch die Euripideischen „Bakchai" eingegebene, durch Senecas Medea, durch jene kannibalische Rachegeschichte des Bandello genährte schauerlich frohlockende Vision, die dann Kleists Penthesilea verwirklicht, der Orsina nicht zu einem sogenannten Abgang, sondern er läßt Claudia dem Erretter zueilen, Odoardo ein unheimlich ruhiges Verhör anstellen und endlich, nicht ohne Zwang, Claudia mit der Gräfin heimfahren. Odoardo allein bleibt auf Dosalo, den Dolch Orsinas im Gewand.

Den letzten Akt beherrschen Vater und Tochter. Claudia ist kurzer Hand beseitigt, Orsina hat den Zunder ans Pulverfaß gelegt und sich nach getanem Werk entfernt, Marinelli stellt seine neuen Fallen ohne viele Worte, der Prinz verhält sich zuwartend und untätig. Odoardo aber steht immer vor uns; auch in der Eingangsszene, der einzigen, die er hinter den Kulissen verbringt, denn wir beobachten ihn mit Hettore und Marinelli, wie er in den Arkaden da unten vergebens nach Fassung ringt. Der Exposition entsprechend hält Marinelli auch hier einen geheimen Anschlag bereit. Das Netz wird immer fester zusammengezogen. Man ist gespannt auf eine Tat Odoardos, und alle Sorge des Dichters muß sich darauf richten, Odoardos letzte Virginius-Tat so vorzubereiten, daß sie als einzige Rettung aus diesen Wirren ihm mit unwiderstehlichem Zwange diktiert scheint. In nicht weniger als drei Monologen, knapp wie jedes Selbstgespräch unseres Dramas, erschließt der Held sich dem Publikum; aber es sind echte, nicht ins Parterre gesprochene

Monologe des innern Kampfes. Odoardo kennt sich, wie die Andern ihn schildern, wie Crisp dem Ende zu seinen römischen Graukopf darstellt und wie Lessing selbst seinen eigenen Vater kennt, als einen jähen, aufbrausenden Mann, den der Augenblick fortreißt. „Ruhig, alter Knabe, ruhig!“ Er schwankt zwischen heißblütiger Übereilung und mühsamer Fassung. Seine Aufgabe bestimmt er mit trügerischer Sicherheit: er will die Sache des väterlich geliebten Appiani einem höheren Rächer anheimstellen, den Mörder aber dadurch strafen, daß er die Frucht des Verbrechens nicht genieße, sondern daß ein Hohngelächter der Hölle seine Träume voll Blut und Wollust zerstöre. So läßt doch mehr der verlegene Dichter als der rauhe Soldat, der zwar auf dem glatten Schloßparkett, in so ungewohnter beklemmender Hofluft immer mehr von seiner barschen Selbstbestimmung einbüßt, die Anklage des sterbenden Grafen ganz fallen, und Odoardo, da getroffen, wo er am tödlichsten zu verwunden ist, weiht sich einzig dem Schutz Emilias. Es gewinnt den Anschein, als wollt' er resigniert mit seiner Tochter das Weite suchen. Den Orsinadolch trägt er umsonst. In den klarsten Worten wird ausgesprochen, warum Odoardo, man sage nicht: keinen, sondern nicht diesen Fürstenmord begehen darf. Seine Tat würde weder rein, noch einheitlich sein. Als Mörder des Prinzen wär' er zugleich der Retter seiner jungfräulichen Tochter und der Rächer der beleidigten Favoritin. „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab' ich zu retten.“

Hierin liegt die Entscheidung. Mag nun Marinelli dem Alten gegen dessen väterlichen Willen Emilias Verbringung nach Guastalla vorschreiben und die Entscheidung des Prinzen anrufen, Odoardo wird sich zwar in neuen Zorneswallungen den gesetzlosen Verächtern des Gesetzes entgegenwerfen wollen, als ständen sie zum Zweikampf vor seiner Klinge, doch im nächsten Augenblick der Warnung des Verstandes lauschen und auf jeden Vorwand Marinellis eine schlagende Antwort zu finden glauben. Er findet sie nicht. Die freche List des Marchese treibt seinen geraden, bornierten Sinn rasch in die Enge; das überaus verbindliche Benehmen des Prinzen ist eine glatte Fläche, von der jeder Griff abgleitet. Und als ihn einmal der Gedanke, nach Orsinas Wünschen zu handeln, wiederum

schüttelt, da genügt allerdings ein schmeichelhaftes „Fassen Sie sich, lieber Galotti" des Prinzen, um Odoardo zu erinnern, daß er sich wirklich fassen muß. „Das sprach sein Engel," raunt er, die Hand leer aus der Tasche ziehend. Orsinas Dolch ist nicht der Dolch, den Lucretia „Meinem Rächer!" zuwirft. Lessing gibt in diesem gedämpften Akt seinem Odoardo keine Gelegenheit zu einem gewaltsamen Ausfall gegen Hettore, vielmehr bewegt der Prinz auch mitten in der neuen Intrige sich ohne die kleinste grobtyrannische Maßregel. Er macht Ansätze zu neumütigem Einlenken und beugt sich zuletzt gar im ungeheuchelten Bewußtsein frivoler Schwäche vor seinem ehrwürdigen Opfer: „O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater sein wollten!" Herder beobachtete nicht bloß, daß der Alte sowohl als das Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verliere, sondern er fand auch beifällig den Stand, die Würde, selbst den persönlichen Charakter des Prinzen in allem zart gehalten und mit wahrer Freundschaft geschont.

Als Freunde wie Moses Mendelssohn den Schlußakt unter anderm wegen der zu matten Untätigkeit des Prinzen bemängelten, fand Lessing ihren Tadel „nicht so ganz ohne; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß ich ihn, so wie er jetzt in dem ersten Akte ist, zu einer Zeit angelegt habe, als ich noch nicht ganz gewiß bei mir war, wie viel Anteil ich ihn an dem Ausgange würde können nehmen lassen". Wirklich erlahmt die Rolle des Prinzen, eine der schwierigsten im ganzen Liebhaberfach, mit der Verpflanzung nach Dosalo. Die Zeit für intimes Selbstgespräch und geistsprühende Konversation ist vorbei. Er hat seinen großen Akt hinter sich. Zudem war der Dichter durch sein leidiges Endziel gezwungen, den Prinzen möglichst aus der vordern Reihe zurückzuschieben. Keine grelle Tat, kein souveräner Befehl darf Odoardo mit voller Ladung treffen; keinen Augenblick soll der Zuschauer ungestüm die Rachgier Orsinas teilen, wenn er den Prinzen erblickt. Man sieht in dieser auf ein paar Menschen eingeschränkten Handlung hinter Odoardo kein empörtes Volk wie hinter Virginius oder in „Kabale und Liebe", wo es aus der Erzählung des Kammerdieners gen Himmel schreit, sondern private Verhältnisse werden vor das tragische Hochgericht gezogen, und wie es weiter im Staate Guastalla zugeht, das läßt sich vielleicht erschließen, ausgesprochen aber wird es nirgend.

Hettore Gonzaga ist kein brutaler Tyrann wie der Decemvir Appius Claudius. Einverstanden zwar mit kleinen, stillen Verbrechen, setzt er keinen Gewaltakt selbst in Szene. Jeder Kriminalrichter muß ihn freisprechen. Lessing hat mühsam genug Sorge getragen, die Ermordung des Grafen nur auf Marinellis Rechnung zu schreiben und für diesen auch persönlich zu begründen. Hettore ruft in zorniger Bestürzung: „Bei Gott! ich bin unschuldig an diesem Blute.“ Er teilt niemals Marinellis Anschauung der Menschen und Dinge, vielmehr brechen durch seine frevle Selbstsucht öfters edle Regungen hervor. Er fügt sich in alle von dem raschen Rädelsführer geschaffenen Tatsachen, weil sie ihm bequem sind. Lessing entlastet ihn wenigstens äußerlich, indem er ihm mehr und mehr die Führung nimmt. Nach Livius geht der freche Plan, Virginia dem Vater abzusprechen, vom Decemvir selbst, nicht von seinen Spießgesellen aus; hier ist es Marinelli, der mit dreisten Scheingründen Emilias Verbringung in die Residenz und ihre Absonderung als Zeugin für Appianis Tod fordert. Der Prinz willigt nur mit glatten Worten ein und bestimmt freundlichst das dem Vater als ein Pestherd verhaßte Kanzlerhaus zum Obdach der armen, liebenswürdigen Emilia. Alles nimmt, wie furchtbar empörend es ist, einen so ruhigen äußeren Verlauf, daß der im Schachspiel der feinen Bubenstücke nicht erfahrene Haudegen Galotti sich von allen Seiten umschlossen sieht. Man hat die Unentrinnbarkeit bemängelt; mag sein, aber das Stück will uns ja kein Opfer der äußeren Verfolgung zeigen, und der Prinz ist von Orsinas, endlich aber von Emilias Seite vor Odoardo sicher, während Lessing später als Bearbeiter des „Alcalden von Zalamea“ ein Gericht über den Lüstling nicht gescheut hätte. Scheinbar ganz einverstanden, begehrt Odoardo, wie Virginius den Decemvir um einen Abschied von Virginia bittet, nur ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Tochter, das ohne weiters bewilligt wird. Die Einheit des Ortes verlangt die Motivierung, die Tochter könne ja wohl zum Vater kommen. Marinelli ließ Odoardo und Orsina allein: der Dolch wurde gegeben; Marinelli und sein Herr lassen Odoardo und Emilia allein: der Dolch wird gebraucht. Den Beiden nachblickend, schlägt Galotti ein bitteres Gelächter an. „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub', ich war es selbst.“ Ruckweise spricht er seine wühlenden

Gedanken aus. Ein jäher Argwohn packt ihn; eine furchtbare Tat dämmert auf; er will vor seinem eigenen Einfall fliehen, da der Himmel seine Hand nicht brauche; doch Emilia tritt ein — „Zu spät! Ah! er will meine Hand; er will sie!“ Wenn er nun sofort, hingerissen von einer verzweifelnden, mißtrauischen, empörten Vaterliebe, seine durch unüberwindliche Mächte, vielleicht auch durch geheime Mitschuld verlorene Tochter niederstieße, so wäre das ein gewaltsamerer, doch natürlicher Fortgang, als ihn Lessings grübelnder Geist, der freilich einen recht schauspielerischen Änderungsvorschlag Schröders als Theatercoup ablehnte, dieser Tragödie gegeben hat.

Emilia soll zum Schluß ohne Rückhalt offenbaren, zu welcher trostlosen Einsicht das junge Mädchen des zweiten Aktes nach wuchtigen Schicksalsschlägen und noch peinvolleren Gewissenskämpfen gar schnell herangereift ist. Darum muß Odoardo bei ihrem Eintritt seine künstliche Ruhe wieder erhalten, und eine der bestrittensten Szenen des deutschen Dramas hebt ziemlich spitz mit scharfen Fragen und Gegenrufen an. Emilia ist diesmal durchweg „die Entschlossenste ihres Geschlechts“. Sie blickt den grausamen Tatsachen fest entgegen, schickt der Erkundigung, ob Appiani wirklich tot sei, die schonungsloseste Selbstanklage: „Und warum er tot ist!“ voraus, folgert aus dem sicheren Verderben nur das Machtgebot, alle Ruhe zu bewahren, und trotzt Odoardos heftigen Mitteilungen über die gezwungene Trennung mit dem Satze, kein Mensch könne den Willen eines andern zwingen. Aber gerad auf der Unfreiheit des menschlichen Willens gegenüber dem Drang gewisser Voraussetzungen beruht diese schwüle, peinliche Szene. Sie hat formell den unleugbaren Fehler, daß die Personen ihren Witz in Situationen funkeln lassen, welche die Natursprache der erregtesten Empfindung fordern. Lessing war einer Orsina gerecht geworden; er übernahm sich bei der Emilia. Erwartet man von dem biederen Oberst überhaupt keinen geistreichen Spruch: „Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein“, so spricht Emilia in prägnanten allgemeinen Sätzen wie in eigensten Bekenntnissen zu gelehrig die verstandesklare, scharfe, gewiß auch affektvolle Sprache des Mannes Lessing, nicht die Mundart eines blutjungen Mädchens. Wir glauben dieser Emilia, daß in einer entschlossenen Stunde sie aus Furcht vor

ihrem den ersten Eindrücken erliegenden Temperament den Tod begehrt, aber wir hören nicht Emilia, sondern den motivierenden Dichter, wenn sie die Schonung ihres glanzvollen Feindes und seines Genossen mit den an Lessings „Faust" anklingenden Worten: „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben" begründet. Ihr aus tiefster Seele geschöpftes Geständnis hat in seiner allzu präzisen Fassung als Beichte des Weibes gegenüber einem Manne, sei er auch der leibliche Vater, etwas Verletzendes, worüber niemand hinweg kann. Nicht daß wir die innere Wahrheit der Situation irgend in Zweifel zögen, mit dem guten Matthias Claudius oder gar mit La Harpe über die heiligen Pflichten Emilias gegen den eben verblichenen Bräutigam moralisierten, daß wir nach neuerer Anleitung diese peinvoll hervorgestoßenen Sätzchen für ein bloßes Gerede nähmen, erfunden, auf daß der Vater sie töte. Denn warum soll er sie töten, wenn sie ihrer selbst ganz sicher ist? Eine rohe Vergewaltigung steht wirklich nicht vor der Tür.

> Auch du hast nur Ein Leben zu verlieren.
> Und nur Eine Unschuld!
> Die über alle Gewalt erhaben ist. —
>
> Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! und welcher Religion? — Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Kann es die Schauspielerin in dieser für undankbar verschrieenen Szene nicht sehr eindringlich machen, daß hier ein frommes, gefoltertes, schwaches und doch starkes Mädchenherz sich in der höchsten Gefahr von ihrer Angst und zugleich von einer plötzlichen Erleuchtung ein flehendes Geständnis abpressen läßt, vermag sie es nicht auszudrücken, welche Welt- und Selbsterkenntnis dieser eine Tag in ihr angehäuft hat, dann bestände Grillparzers Verdammungsurteil „Widerlich" zu Recht. Aber auch wenn die darstellende Kunst ihrer Pflicht vollauf genügt, wirkt die nackte Formulierung dieses Seelen-

zustandes erkältend und abstoßend. Es handelt sich ja nicht um die frauenhafte Rabulistik einer Renaissance-Lucretia; hier spricht ein eben erwachsenes Mädchen! Der frivole Zuschauer lächelt, der empfindsame ärgert sich, der gesunde schüttelt den Kopf. Weit entfernt zu behaupten, daß Emilia ihren Gefühlen für den Prinzen klareren Ausdruck zu leihen hätte, finden wir im Gegenteil, daß sie nur zu klar wird. Was die Poesie mit Halbtönen andeuten und in stilisierte Reden einhüllen kann, was nur ein urnaives Dichtergemüt gerad heraus sagen dürfte, tritt hier in den mageren, schon an Hebbel und Ibsen erinnernden Formen einer harten Wahrheit und als strenger Determinismus auf, der endlich dem Menschen einen letzten Befreiungsschritt aus den Fallen des unabwendbaren Schicksals vergönnt.

Es soll noch schlimmer kommen. Als Odoardo ihr den Dolch verweigert, sucht Emilias Hand nach einer Haarnadel und faßt zufällig die Rose, von der schon im zweiten Akt ein Gespräch über den bräutlichen Schmuck vorbereitend sagte: „das Haar in seinem eignen braunen Glanze, in Locken, wie sie die Natur schlug; die Rose darin nicht zu vergessen". Diese Rose nun wird Anlaß zum schlimmsten Satze der Szene: „Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörst nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!" Aber als Odoardo eine neue Herausforderung mit dem ersehnten Dolchstoß beantwortet, gibt dieselbe Rose Gelegenheit für das schöne, doch früh zu geistreich gefundene Bild: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Odoardo wiederholt dann das Epigramm seiner Tochter; wie Crisps Virginius weinend klagt: Sweet hapless flow'r! Untimely cropt by the feel planter's hand! wie Richardsons Lovelace die weiße Lilie vom Stengel fallen, die zarte Blüte vergebens mit dem rauhen Sturm der Leidenschaft kämpfen sieht. Und vorher zerpflückt Emilia ihre Blume während einer bittern Anspielung auf das antike Paar Virginia und Virginius: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter vor der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten Male das Leben gab. Aber alle solche Taten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keinen mehr!" Emilias geschichtlicher Wink, störender als ihr Blick auf die frommen Märtyrerinnen der Keuschheit, führt uns zu

Lessings erster Quelle zurück, von der er sich doch eben hier so weit entfernt. Trotz seiner rauhen Tugend ist Odoardo ganz und gar kein Horace, trotz seinem Dolchstoß ganz und gar kein Virginius. Er ist nur Vater, nicht Römer und Patriot, und nur um die Tugend seiner Tochter vor ihr selbst zu schützen, gibt er ihr den Tod als Werkzeug einer Tat, die denn doch im Grund ein Selbstmord ist, wenn die Beiden auch über Wahrheit und Lüge sprechen, wie nach einer ganz andern Tat Othello und Desdemona. Was aber nun? Der Prinz und Marinelli kommen hinzu. Mit dem blutigen Dolch steht auch hier Virginius-Odoardo da. Crisps Rufe „Sieh her!" „Was hat er getan!" „O schrecklicher, grausamer Vater!" finden nun einen Widerhall. „Entsetzen!" ruft der Eine, „Weh mir!" der Andre. Genau abgezirkelte Responsion der Sätzchen herrscht, bis Emilia den letzten Seufzer aushaucht. Was diesem erschütternden Eingang der Schlußszene folgt, lehrt handgreiflich, daß alle Mittel, dem Prinzen eine Hintertür zu öffnen, nicht zulangen, daß der Schluß dieses Trauerspiels ein Notdach ist. Lessing empfand das schon während der Arbeit: „Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedener bin ich selbst damit." Sein Stück ist überhaupt unvollendet, obwohl den Intentionen gemäß Vater und Tochter miteinander fertig sind. Wenn der Prinz seine letzte Phrase gesprochen hat, möchte trotz alledem auch der Verächter jener mißverstandenen poetischen Gerechtigkeit, die aus den Trümmern des Lasters eine wohlfeile Triumphpforte für die Tugend baut, einen forschenden Blick hinter den Vorhang werfen. Odoardo hat (gegen Lessings Regel, daß auf dem Theater vom Theater zu schweigen sei) erklärt, er wolle seine Tat nicht wie eine schale Tragödie durch Selbstmord beschließen. Er liefert sich selbst ins Gefängnis, wird also vor ein Tribunal treten, dessen oberster Richter der Prinz ist. Diesen aber erwartet Odoardo vor dem Richter unser aller; eine Vorladung, die im Drama nicht zieht. Claudius ward ins Exil gestoßen; Hettore verbannt seinen elenden Intriganten „auf ewig", doch wie lange wird eine solche Ewigkeit währen? Diese Frage brachte zuerst Seydelmann ungebührlich zum Ausdruck, indem er vor der Türschwelle mit geringschätzigem Achselzucken auf den schwächlichen Herrn zurückschaute; Dawison aber knickte verzweifelnd zusammen, als sei die Kreatur durch die Ungnade des

Gebieters vernichtet. Der Schauspieler, dem Lessing nichts vorschreibt, wird am besten mit keinem ironischen oder jammervollen Deuter verschwinden. Dann hält der Prinz im Geiste des blasierten Prologs, nur in herberer Tonart, einen zugespitzen Epilog, der mit der elastischen Frage schließt: „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ So hatte Wielands Sultan von Scheschian gesagt: „Ein Fürst muß ein Gott sein, oder er muß betrogen werden, wenn die, so ihn umgeben, sich verabreden, ihn zu betrügen.“

In der Luft schwebten die 1780 und 1781 ausgegangenen Zeitungsnotizen, Lessing habe dem hamburgischen Theater eine „Fortsetzung der Emilia Galotti“ versprochen, der Nachlaß enthalte die „Idee“ dazu. Den schönsten Ausweg fand 1773 Lessings alter Feind Bodmer in einer das „Genie“ halb parodierenden, halb „sittlich“ korrigierenden Sudelei „Odoardo Galotti, Vater der Emilia,“ die erst nach fünf Jahren gedruckt, von den Tageskritikern aber als Makulatur für Käsekrämer bezeichnet wurde: Appiani, nur leicht angeschossen, fragt den Mörder des „weiblichen Odoardo“, warum er nicht lieber den Prinzen erstochen, Odoardo jedoch erklärt den Prinzen für heilig, und beide versöhnen sich mit dem reuigen Hettore. 1802 oder schon früher ward ein anonymes „Seitenstück zur Emilia Galotti,“ „Bianka“, obwohl es selbst unter aller Kritik ist, mit langen nüchternen Bedenken gegen das Vorbild eingeleitet. Ja noch 1815 pfuschte der Braunschweiger Professor v. Seckendorff als „Folgestück aus Lessings Emilia Galotti“ ein fünfaktiges Trauerspiel „Orsina“, um die von Lessing offen gelassenen Fragen zu beantworten.

Aber auch Herder beendete 1794 eine vortreffliche, durchaus anerkennende Würdigung unsrer Tragödie, die er wieder einmal so „zufrieden, ja gesättigt“ hatte darstellen sehn, mit den bitteren Worten: „In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er (der Prinz) sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolvieret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist tot; Odoardo hat sich in seiner Emilia siebenfach das Herz durchbohrt, sodaß es keines

Bluturteiles weiter bedarf. Schrecklich!“ Und Herders „Adraſtea“ ſtimmte ſpäter zum Schluſſe das alte Discite justitiam, moniti! an. Der überlebende Prinz war eine Zielſcheibe revolutionärer Empörung. Du biſt zu gut weggekommen, wird ihm noch heute mit Worten der Hamburgiſchen Dramaturgie zugerufen, und damals ſchürte der äſthetiſch anfechtbare Schluß überall in deutſchen Landen das Feuer antityranniſcher Geſinnung. „Säume nicht, du furchtbares Gericht!“ rief Schubarts Ulmer Theaterprolog. Das verdrängte Staatsintereſſe des Urſtoffes ſchien am Ende doch wie ein furchtbarer Schatten nach Blut zu begehren. Kunſtvoll war das Drama einem Fürſtenmord ausgebogen, wie die deutſchen Zuſtände und Stimmungen im achtzehnten Jahrhundert wirklich ein grollendes Ducken unter das verhaßte Joch dem freien Aufbäumen, ein ingrimmiges Verbluten dem rächenden Gegenſchlag vorzogen. Doch alles, was Leſſing zur Deckung ſeines Prinzen ſo erfinderiſch aufgeboten hat, ſchwand zumal in den Augen einer überreizten Jugend vor den ſchrecklichen Anklagen dahin, die ſich im Verlauf der Tragödie gegen dies unſelige Regiment immer ſteiler erhoben. Guaſtalla ward in Deutſchland geſucht und gefunden.

Während z. B. in Gotha ſpäterhin das gefährliche Stück abgewieſen wurde, fand die erſte Darſtellung der ſo unhöfiſchen Tragödie zu Braunſchweig am Geburtstage der Herzogin, dem 13. März 1772, mit großem Erfolg ſtatt. Der Erbprinz ſcheint die Abſonderlichkeit dieſer Wahl, die Auerbachs Roman „Auf der Höhe“ wirkſam wiederholt, nicht empfunden und das Geflüſter der albernen Skandalchronik, die in Hettore ihn ſelbſt, in Orſina ſeine ſchöne Geliebte, die Frau v. Branconi, erkennen wollte, nicht gehört zu haben. Er rühmte das Werk und auch die Leiſtungen der Döbbelinſchen Truppe, die ein ſachverſtändiger Wiener eben in der „Emilia“ 1776 „miſerabel“ fand. So gewann der einſame Wolfenbüttler Geſinnungsgenoß Appianis und Galottis unter den erſten Lobeserhebungen den Beifall eines Prinzen, der dem von Guaſtalla trotz allem in einigen Talenten und Schwächen verwandt war. Ausdrücklich eingeladen, blieb Leſſing den drei Aufführungen im März und April fern. Doch wohl nicht bloß kleiner Unpäßlichkeiten wegen, denn er hatte die Bitte Döbbelins, ihm das neue Werk für jenes Hoffeſt anzuvertrauen, nicht erfüllen wollen, ohne ſich durch

einen vorsichtigen Brief an Herzog Karl zu decken. Er habe, heißt es da, die Tragödie bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet und wisse nicht, ob sie für eine solche Gelegenheit passend und genehm sei, darum bleibe nun alles Sr. Durchlaucht anheimgestellt; das Ganze solle nichts sein als die römische Geschichte Virginias in moderner Einkleidung, wie er gleichzeitig sehr geflissentlich auch nach Berlin schrieb. Es war ihm offenbar nicht ganz behaglich zumute, doch erfahren wir aus Eschenburgs Entgegnung auf eine mißgünstige Hamburgische Kritik der Aufführung: „Herr Lessing hat die Rollen selbst verteilt, und die spielenden Personen haben den Vorteil gehabt, bei zweifelhaften Fällen die eigentliche Deklamation von ihm selbst zu hören." Übrigens die einzige Kunde Lessingischer Regie.

Bald begann „Emilia Galotti" auch anderwärts das höchste Können der deutschen Theater herauszufordern. „Es ist, als wenn sich in Spieler und Zuschauer ein neues Leben ergösse, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt", schrieb Nicolai. Koch errang seit dem 6. April in Berlin Erfolge, die nur durch die Schuld der Darstellung, da Claudia ihre Partner zu empfindlich übertraf, in den letzten Akten etwas nachließen. Man hatte sich einer weit ungenügenderen Darstellung von der Truppe versehn, und jeder Einsichtige brachte die ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten in Abzug. Allmählich fielen hier und dort die hohen Aufgaben an die wahrhaft Berufenen: Ekhof, auch bei bloßer Vorlesung groß, stand im vierten Akt als unübertroffner, tief in den Geist des Stückes eingedrungener Odoardo, krampfhaft seinen Federbusch zerrupfend, neben der dämonischen Hensel-Orsina; Brockmann, Deutschlands berühmtester Dänenprinz, soll die heikle Rolle des Prinzen von Guastalla vorzüglich bewältigt haben; Großmanns galant-boshafter Kammerherr blieb nach dem Urteil der Sachverständigen unerreicht; Madame Starke fand als Claudia Triumphe; und während Charlotte Ackermann die Emilia mit allen Reizen eines jugendfrischen Talents ausstattete, gab ihr Stiefbruder Schröder den Hamburgern zu streiten, ob sein Kabinettstück Angelo oder vorher seine Charakterfigur Marinelli den Preis verdiene, bis er den Odoardo übernahm. Er hatte das Stück zu Ostern 1772 in Bodes Haus vorgelesen und die Aufführung zum 15. Mai sorg-

ſam gerüſtet. Sogar ein gutgemeinter Prolog (von Bock), den er ſelbſt im Kleide Marinellis ſprach, fehlte nicht: „Die Dichter ſind der Künſtler Väter, Shakeſpeare kam erſt, ſein Garrick ſpäter!“ Aber der Erfolg hielt nicht an, obwohl die Darſteller lauten Beifall fanden, beſonders Dorothea Ackermann als Orſina, Borchers als Odoardo, und auch die Ausſtattung nichts zu wünſchen übrig ließ. In Wien dagegen wurde nur Mad. Huber in der Rolle Claudias den Abſichten ihres alten Leipziger Freundes gerecht, und erſt im neunzehnten Jahrhundert ſühnte das Burgtheater glänzend die Sünden des achtzehnten. Frau König hat im Juli 1772 dem Dichter einen lebendigen Bericht über die raſche Folge der erſten, beifällig aufgenommenen Vorſtellungen erſtattet. An wahrem Verſtändnis ließen es die Wiener, freilich nicht ſie allein, ſo weit fehlen, daß Kaiſer Joſeph ſelbſt mit dem Parterre in das höchſt fragwürdige Lob einſtimmte, ihn habe noch kein Trauerſpiel ſo gelächert. Die Darſtellung verirrte ſich ſtellenweiſe bis zur widerlichen Farce, als handle es ſich um Karikaturen wie Pumphia und Kulikan. „Den Prinzen machte Stephanie der ältere, ich möchte faſt ſagen: ſo ſchlecht wie möglich“; in der ſchönen Szene mit dem Maler möchte man ſie beide „mit Naſenſtübern vom Theater ſchicken . . . Was tut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt ſein ohnehin großes Maul bis an die Ohren auf, ſtreckt ſeine Zunge lang mächtig aus dem Halſe, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erſtochen iſt.“ Wenn ein großſtädtiſches Publikum dem „abſcheulichen Kerl“ derlei ſogenannte Nuancen willig nachſah, was Wunder, daß Leſſing, gegen Kritikaſter und Dichterlinge Wiens ſchon länger verſtimmt, nun von den Zuſchauern und Spielern der Kaiſerſtadt eine allzu geringe Meinung erhielt. Inhaltreiche Blätter der neueren Theatergeſchichte melden dann von dem hingebenden Eifer, den in Hamburg der wackere Schmidt durch Taten und Aufſätze, in Berlin mit der auch im Übermaß ſtets anregenden Ausarbeitung Seydelmann-Marinelli, in Wien ein Anſchütz-Odoardo, ein Sonnenthal als Hettore, dann als Appiani, eine geniale Wolter-Orſina, ein Lewinsky-Marinelli der „Emilia Galotti“ gewidmet haben. So iſt denn unſer Drama bis heut ein Bollwerk gegen ſprachlichen Schlendrian und leere Routine geblieben. Theatergerecht wie wenige Stücke der Weltlitteratur, keinem Abſtrich, keiner leiſen Änderung

zugänglich, steht das Werk da zum gewichtigen Zeugnis, daß in dieser Gattung ein Geschöpf des kritischen Verstandes leicht langlebiger ist als viele jüngere Geburten poetischerer Köpfe. Vergebens wollten einseitig absprechende Romantiker wie die Brüder Schlegel und Adam Müller in der „Emilia" nur ein gutes Exempel dramatischer Algebra, einen Kalkül aus den dramatischen Spezies, ein in Schweiß und Pein gearbeitetes Stück des reinen prosaischen Verstandes, ein kleinlich lauschendes Hoftrauerspiel im Konversationston, ein schlimmes Beispiel sehen. „Emilia Galotti" bestand, während die markloseu Jon und Alarcos wie die Fliegen starben. Hier lernt der Darsteller, der Zuschauer, der Leser nicht aus, und noch immer umwogt ein Widerstreit der Meinungen diese Tragödie, der überreich zuteil geworden ist, was Lessing für das Große verlangte: zweifelnde Bewunderung, bewundernder Zweifel.

„Die Emilia ist ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publikum noch hineinwachsen muß," äußerte bald nach dem Erscheinen ein kluger Berliner Prediger. Auffälligerweise fand man gerad in dem gescheiten Berlin nicht sogleich das rechte Verhältnis zu diesem Drama der schöpferischen Kritik. Am besten bewährte sich neben Engel, der eine breitspurige Zergliederung der Charaktere versuchte, der treue Moses auch mit wohlerwogenen Einwürfen, indes Nicolai wie gewöhnlich den selbstgefälligen Klugredner abgab, Karl Lessing gegen Emilias Traun und Kirchgang aufklärerische Bedenken auskramte, Ramler eine laue, höchst oberflächliche, doch das Antityrannische stark betonende Rezension hinwarf. Zeitungskritiken und Broschüren von der eingehenden und einsichtigen Beurteilung Eschenburgs und dem schwatzhaften, doch nicht unergiebigen Panegyrikus des Gießener Schmid an bis zu dummdreisten Aufsätzen des Mannheimer Ästhetikus v. Klein und des Wiener Virginia-Pfuschers v. Ayrenhoff zeugten vielstimmig für „Emilia Galotti" als für ein litterarisches Ereignis, mit dem jeder Gebildete sich ernstlich auseinanderzusetzen habe. Sie bewiesen, daß dieses Stück überall das Augenmerk für die Kunst dramatischer Architektonik, die Zeichnung individualisierter Gestalten, die Eigenart eines ausgeprägten Stils schärfte. Der Techniker und Charakteristiker empfing von allen Seiten den Lorbeer; moralische Proteste wider Emilias Schwäche, dringende Rufe nach „poetischer Gerech-

tigkeit" am Schlusse schmälerten diese Bewunderung kaum. Der Sprache dagegen wurde mit Recht, sei es schüchtern, sei es schärfer wie durch den kecken Bilderstürmer Mauvillon und frech durch Klein, unverkennbare Neigung zur Manier vorgeworfen, und man trug bald allerhand Stilbeobachtungen zusammen, die Lessings Selbstkritik ernst erwog. „Emilia Galotti" solle nicht sein bestes Werk bleiben, war seine stolzbescheidene Antwort auf willkommenes Lob gewesen, und wer das berühmte Geständnis am Schluß der „Dramaturgie" abgelegt, ließ sich die falschen Vergleiche mit Shakespeare nicht zu Kopf steigen. So hatte gleich im Sturm des ersten Theatereindrucks Ebert ihn mit liebenswürdiger Begeisterung als den „Shakespeare-Lessing" angerufen, obwohl Lessing dem von Ebert vorher zitierten rare Ben Jonson leicht näher steht als dem Will of all Wills, dem eine tumultuarische deutsche Jugend damals immer dröhnender zujauchzte.

„O Shakespeare-Lessing!" — in diesen Ruf mochte der Übersetzer Wieland einstimmen; die jüngern Genies im deutschen Südwesten, die aus der Verehrung des größten germanischen Dramatikers eine Religion machten, konnten es nicht. Ihre Führer, Herder und Goethe, mußten empfinden, welche Kluft den freischaffenden Dichter des elisabethinischen Zeitalters von dem weisen Dramaturgen des achtzehnten Jahrhunderts scheide. Bei aller Hochachtung witterten sie nach einem Gang durch Shakespeares Zaubergärten, deren Duft sie fast betäubte, dann in Lessings engerem Bezirk den Geruch einer deutschen Lampe, und es ward ihnen lästig, von Lessings ordnendem Verstand gegängelt zu werden. Das unerbittlich Bewußte dieser Produktion verdroß sie; aber der Respekt vor Lessing war zu groß, als daß man die Zweifel öffentlich aussprach: auffällig genug gehn die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" an der bedeutendsten dramatischen Neuigkeit des Jahres wortlos vorüber. Lessing könne Weiber nicht würdig schildern, schreibt Herder damals noch über die aparte Heldin des männlichen Tragikers an seine schönseelige Braut; „nur gedacht" nennt auch Goethe das Trauerspiel ohne irgend welche Capricen des Zufalls in einem Brief an seinen gleichgesinnten Freund, und er fügt hinzu: „Darum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist." Man vergegenwärtige sich, daß Goethe schon in demselben Winter, da Lessing

sorglich die letzte Hand an „Emilia Galotti“ legte, von dem tiefsinnigen, doch keiner Gattungstechnik nachfragenden Shakespeare-evangelium Herders angeglüht und im Rausch überschäumenden Schöpferdranges die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert“ hatte. Eine geniale Historie außer Rand und Band, unklar und gärend wie junger Most aus edlen Trauben. Wer Shakespeares Theater für einen Schönerariteten-kasten ansah und, der Hast aller Regeln trotzig entlaufend, von den planlosen Plänen seines Abgottes deklamierte, konnte kein geschlossenes Kunstwerk unbefangen würdigen, geschweige denn eines schaffen. Da belehrt ihn Herder, daß ihn Shakespeare „ganz verdorben“, und Goethe nimmt sich in einem neuen „Götz von Berlichingen“ erstaunlich zusammen. Da tritt nun im schroffsten Gegensatze zur skizzenhaften Historienfreiheit und genialen Stegreifmanier des jungen Dichters die „Emilia Galotti“ hervor, und Goethe geht ein Jahr nach dem „Gottfried“ bei diesem klar denkenden Dramaturgen gelehrig in die Schule, wieder ein Jahr später schreibt er den „Clavigo“, sein Theaterstück, als Schüler Lessings. Er wollte sich damit vollends vom Übermaß seines mißverstandenen Shakespeare-tums heilen und dann eigene Wege wandeln.

„Emilia Galotti“ ist überaus lehrreich für Lessings Verhältnis zur geräuschvollen Episode des Sturmes und Dranges. Sie wirkte stärker als irgend ein andres einzelnes Werk auf die zeitgenössische Produktion. Kein zweites Drama hat einen so epochemachenden Einfluß auch auf Widerwillige geübt. Die Technik für bürgerliche Stoffe stand seitdem fest, trotz der Zuchtlosigkeit, in der sich damals junge Dramatiker gefielen, aber die Wirkung war keineswegs auf Äußerlichkeiten der Komposition beschränkt, die man zur Not aus Frankreich sich hätte holen können und teilweise durch neue freiere Bühneneinrichtungen überwand. Man trachtete nach individueller Charakteristik, auch der Nebenpersonen. Allenthalben, selbst bei überspannten Schreiern, erklang ein Echo des scharfen Tones, der spitzen Epigramme, der elegischen Grübelei, der Antithesen, Widerrufe, Wiederholungen und andrer rhetorischer Lieblingsfiguren aus „Emilia Galotti“. Wir hören Akkorde Lessings im „Clavigo“ und an zahllosen Stellen, bis zu wörtlicher Übereinstimmung, in den unbändigen Erstlingen Schillers. Diese Sprache

war ein Wetzstein, auf dem die Ausdrucksweise für einen Carlos, für einen Wurm geschliffen wurde. „Sein letzter Seufzer war Amalia", wiederholt die Braut des edlen Räubers im Anschluß an Claudia; „Wie er da steht, der Schmerzenssohn", spottet gegen den kläglichen Hofmarschall Schillers Ferdinand im Anschluß an Orsina. Im „Julius von Tarent" bewies Leisewitz, einsam im Gewühl der jungen Genies, auf jeder Seite, daß Lessing sein vornehmstes Muster sei. Dagegen wagte der Westfale Sprickmann, seine Hoftragödie „Eulalia" als unfreiwillige monströse Karikatur der Form und des Inhalts, der Figuren und einzelner Szenen von „Emilia Galotti" hinzuschleudern, so lächerlich und abscheulich, als hätt' er den scharf umrissenen Zügen Lessings einen Hohlspiegel vorgehalten, worin alles verschwollen und wahnschaffen aussieht. Solcher Frevel machte nicht er allein sich schuldig, obwohl kein Andrer so viele Sünden gegen das schwierige Vorbild auf einem Flecke zusammengerafft hat. Dem Marinelli folgten die bis ins Mark faulen, frechen, blasierten Hoffratzen namentlich Klingers und allerhand teuflische Freunde schwacher oder verbrecherischer Menschen; selbst Conti zog einen Schweif schwärmerischer Maler nach sich; hinter Orsina und Goethes Adelheid führten sogenannte Machtweiber einen wahren Veitstanz auf, denen Lady Milford ebenso hoch überlegen ist, als diese tugendhafte widerspruchsvolle Maitresse sinkt gegen die Lessingische Gräfin. Wenn Schiller sich auch zu einer wärmeren Liebe für Leisewitz bekannte, da Lessing zu sehr der Aufseher, nicht der Freund seiner Gestalten sei, so war er doch mit „Emilia Galotti" aufs innigste vertraut, und sie ward ihm erst viel später „zuwider". Er ist ihr in allen drei Prosastücken seiner Jugend schwächer oder stärker, bewußt oder unbewußt gefolgt, und noch Posa, der kein Fürstendiener sein kann, verleugnet eine ferne Verwandtschaft mit Appiani nicht. Der knabenhafte Kosinsky, ein Vorläufer Ferdinand Walters, peitscht zur Empörung gegen die Paschawirtschaft der Höfe; die ganze krasse Verrina-Episode des „Fiesko" ist eine sehr verzerrte Nachahmung der „Emilia", der konfiszierte Mohr dagegen ein so ausgezeichneter Rival des Angelo, wie Romano ein schwacher Nachfolger des Conti; Luise Millerin kommt aus der Kirche heim; Wurm tadelt als persönlich interessierter Helfershelfer wie Marinelli das Vorgehn des Präsidenten und kehrt

zuletzt den Teufel gegen seinen hohen Spießgesellen heraus, den Ferdinand mit Donnerworten vor das Weltgericht lädt; Frau Miller ist eine meisterhaft ins Kleinbürgertum umgeschaffene, jedes Adels entblößte Claudia; der Musikus steht als unübertrefflichste, rundeste Figur in der langen Reihe, die Oberst Galotti in Deutschland anführt. Als maßgebender Typus des Heldenvaters hat er den grauen Alten der deutschen Tragödien und Ritterstücke seine Züge geliehen, den würdigen Greisen, die noch keine Träne geweint haben, die ihre weichen Gefühle durch Barschheit maskieren, das Schwert gewandter als das Wort führen, nicht den kleinsten Makel an ihrer und der Ihrigen Ehre leiden und als freie Kämpfer gegen Tyrannei und Laster siegen oder fallen. Nicht immer trug Odoardo Uniform und Harnisch; er stieg sozial einige Stufen nieder und spielte wohl im Bürgerwams einen rauhen, grob humoristischen Metzger, schnauzte seine vergnügungssüchtige Hausfrau an, bewachte grimmig die Tugend seiner einzigen vielgeliebten Tochter und hielt sich vergebens die seidenen Herren vom Leibe. Schiller trat auf und rief ohne Scheu von der Bühne herab: Guastalla liegt in Deutschland! Er riß mittelbar und unmittelbar den Schleier von jeder Fäulnis im Staate, ließ das humoristisch gewürzte Bürgerpathos Millers ertönen und zog überwältigend alle politischen Konsequenzen der „Emilia Galotti", die nur Ifflands feige Versöhnlichkeit abschwächte, um in der „Elise v. Valberg" mit stumpfen Messern zu spielen und den guten Ausgang zu gewinnen, der ästhetisch schlecht ist. Klinger hatte, Lessing mit Rousseau versetzend, den Reigen seiner stereotypen schwachen Fürsten, nichtswürdigen Ratgeber, aufgedonnerten Heroinen und sprudelnden, rebellischen Feuerköpfe freilich nur zu oft in ein wüstes Durcheinander gepeitscht, sei es, daß eine helle Fanfare des Freiheitssieges den Schluß machte, sei es, daß die Freien geknebelt blieben oder weltflüchtig wurden mit der Entsagung Appianis. Die Neigung für italienischen oder auch spanischen Schauplatz weist auf Lessing, wie später die politischen Satiren im Gewande des Orients auf Wieland, dessen „Goldener Spiegel" ein Katechismus über Volksrecht und Fürstenpflicht war.

Die Frühzeit der römischen Republik war die Wiege der „Emilia Galotti", und der Niedergang der römischen Republik bot Lessing, bevor er an jenen „Nero" dachte, den Stoff zu einem Trauerspiele

„Spartacus“, das er selbst als „meine antityrannische Tragödie“ bezeichnet, von dem uns aber nur einige Quellenstudien und kleine Bruchstücke vorliegen, eines in Jamben. Sein Held, der Anführer im Sklavenkrieg, solle aus andern Augen sehn als der beste römische, schrieb er im Dezember 1770 an Ramler. Doch die Arbeit ging ihm nur zögernd von der Hand. „Emilia Galotti“ mußte den Vorrang behalten. Die Zustände der deutschen Bühne waren entmutigend, und Lessing tröstete sich bitter, sein „Spartacus“ werde doch noch eher fertig, als man in Deutschland ein Theater besitze. Er zählte 1772 auch diesen angehauenen Stein zu dem Halbdutzend von Stücken, die alle nur sechs Wochen zur Vollendung brauchten, und hatte noch in demselben Jahre 1775, wo er den festen Entschluß äußerte, jede Theaterarbeit aufzugeben, den Gedanken an seinen Fechter nicht ganz fallen lassen. Spartacus ist später auch von dem jungen Grillparzer mit besonderer Vorliebe für einen Römer-Zyklus ausersehen, aber schwach und blumig entworfen worden, denn das weit ausholende Spiel hebt erotisch an und stellt erst einen Freiheitsschwärmer Krixus und einen Liebesschwärmer gegeneinander. Er war schon 1760 von Saurin zum Helden einer ungeschickten stoischen Tragödie gemacht worden, die der aristokratischen Tradition widerstand, ohne doch auf französisches Römertum, ein Übermaß von Liebe für den bewunderten, mit humanité und gloire ausgestatteten Prinzen (denn das ist leider dieser Fechter hier wie dann bei Grillparzer eigentlich) und seine jungfräuliche Heroine, zuletzt auf einen edlen Doppelselbstmord zu verzichten. Lessing, seiner eigentümlichen Arbeitsweise gemäß, las Saurin neben den antiken Berichterstattern. Durch ihn angeregt, erfand er eine Tochter aus Crassus' erster Ehe. Sie ist in der Macht des Spartacus wie Saurins Emilie. Man darf vermuten, daß die Aristokratin ohne konventionelle Liebesgeschichten eine menschlich reine Beurteilung der verachteten Fechter gewinnen und mit ihnen untergehn sollte, denn Lessings „antityrannische“ Tragödie war als demokratisches Humanitätsbekenntnis gedacht. Er wollte in Crassus einen schändlichen Geizhals, der mit Sklaven wuchert, darstellen. Gegen solche Machthaber richtet sich die Empörung; ein Dichter der Gegenwart würde sie sozialistisch fassen, und Heyse hat es so skizziert im „Merlin“. Lessing tadelt die „fast lächerliche Verachtung“ seines

Helden bei dem römischen Historiker Florus, der die Fechter unter die Sklaven, diese „Untergattung von Menschen", stellte. Im rechten Gegensatze zu Halms Gladiatorenschule, wo so ein Bursche nur ein grobes Stück Fleisch für die Arena ist, hätte Lessing die an der Hand des Philologen Lipsius betriebenen Studien ausgenutzt. Sein wohl zwischen zwei Lagern wechselndes Stück ist nur auf eine heldenhafte Katastrophe berechnet, in der unsere volle Sympathie dem Führer zufällt. Dieser Spartacus kennt keinen höhnischen Stolz, auch gegen seinen früheren Herrn Pompejus nicht, den er nach einem glücklichen Motiv treffen sollte. Er bedient sich der erbeuteten Prätorabzeichen nur zu seinem Schutz und zur Wahrung der Mannszucht. Sein Außerordentliches liegt in der schlichten, normalen Menschlichkeit. Er wirft hauptstädtischer Überbildung die Philosophie des gesunden, tapfern Menschenverstandes entgegen. „Ich höre, du philosophierst, Spartacus", spöttelt der Konsul: „Was ist das? du philosophierst? — Doch ich erinnre mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können — Wo du nicht willst, daß ich philosophieren soll — Philosophieren — es macht mich lachen — Nun gut — Wir wollen fechten!" Und anderswo fragt er: „Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?" Ein der Hefe des Volkes, den Parias der Gesellschaft entstiegener, edler, einfacher Kämpfer für Menschenrechte, ein Verächter der Tyrannei, der Kasten, der aufgeblasenen Schulweisheit — welch eine Figur für die in Rousseau und Plutarch schwelgende Jugend!

Fragen wir aber, wie Lessing sich zu dem Programm und den Erstlingen dieses neuen Geschlechts stellte, so lautet die Antwort: er verhielt sich nicht feindselig oder gar neidisch, sondern kritisch. Von persönlichen Begegnungen ist nur wenig zu erzählen. Seinen näheren Umgang genoß in Braunschweig der junge Leisewitz, kurze Zeit ein laues Mitglied des Göttinger Bundes, der einsilbige Dichter des „Julius von Tarent". Lessing nahm herzlichen Anteil an dieser der Götzischen Genialität fernen, maßvollen, grüblerischen Preisarbeit, deren Verwandtschaft mit seinem Stil überall erkannt wurde. „Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemals besser gewesen." Zur Berliner Bühnentaufe ebnete er dem jungen Schöpfer fürsorglich

den Boden; sonst ein saumseliger Korrespondent, teilte er diesmal Ramler, Nicolai, Moses, Engel, dem Bruder Karl in einer raschen Folge von Briefen sein Vergnügen „über ein solches erstes Stück eines solchen jungen Mannes“ mit und bewies durch eine so edle Bestechung der Theater-, Schriftsteller- und Journalistenwelt, wie gern er sich für das Emporkommen frischer Talente mit aller Kraft einsetze. Man bemerkte wohl, daß er im „Julius“ unbewußt sich selbst lobe. Durchreisende Litteraten nahm er stets artig auf. In der Pfalz schloß er Freundschaft mit einem echten Vertreter der brausenden Geniezeit, dem Dichter und Maler Müller. Keine Spur von zugeknöpftem Wesen gegen den jungen Mann, der als Faustdichter wie Goethe ein Lieblingsthema Lessings angepackt hatte: Lessing erzählt ihm von seinen Faustischen Entwürfen, spielt nichts weniger als den Pächter dieses Gebietes, schreibt herzliche Briefe, ja es kostet ihn nichts, Grüße zu bestellen an den ungebärdigsten Kraftdramatiker, Klinger, dessen Wildlinge ihm doch gründlich mißfielen, der aber dann bei raschem Besuch einen ganz unbefangenen liebenswürdigen Empfang gefunden hat. Doch hatte sich ohne Lessings Absicht allmählich ein solcher Nimbus von Unantastbarkeit um ihn verbreitet, daß dreiste Genies ihr Auge vor seinem „Geierblick“ senkten und scheu an ihm vorbeischlichen. Dann hieß es wohl, man habe ihm nicht den Hof machen wollen. Halb aus Verlegenheit, halb aus unreifem Hochmut mied der Leipziger Student Goethe die Begegnung mit Lessing; er hat ihn nie gesehn und das später schmerzlich bedauert. Uns sind nur kurze Urteile Lessings über Goethes Anfänge zugegangen, einige direkt, andre durch das trübe Medium unzuverlässiger Berichterstatter. Sieht man näher zu, stellt man sich historisch ins Gewühl des Sturmes und Dranges, bedenkt man die tiefe Verschiedenheit der Generationen und Lessings scharf ausgeprägte Sonderart, so kann bei diesem Verhältnis weder von barem Unverstand noch von Mißgunst die Rede sein. Lessing hatte gegen Goethes Erstlinge manches auf dem Herzen; ohne Vorbehalt hat er keinen gelobt, außer in einer bewegten Stunde die titanischen Trotzverse des „Prometheus“. Seine Widersprüche sind stets erklärlich, und mehrere bestehen zu Recht, wenn ihm auch versagt war, das neue Leben aus deutscher Vorzeit und Gegenwart mit offenen Armen zu begrüßen.

Der Dramaturg Leſſing mußte das Geniedrama mit ſehr gemiſchten Empfindungen betrachten, obwohl er nur das durchaus Wertloſe ſtreng verwarf und einen „Ugolino“, dieſen Johannes der Geniedramen, unbefangen gewürdigt hatte. Er riet, Shakeſpeare zu ſtudieren, nicht zu plündern. Nun erſchien „Götz von Berlichingen“. Leſſing las ihn erſt im Februar 1774, und er ſpricht davon als von einer Erſcheinung. Er las auch Schmids Broſchüre darüber, und er nennt ſie ein „Wiſchiwaſchi“. Er ließ ſich durch Karl von der Berliner Aufführung berichten, und er ſpottet nicht über Goethe, ſondern über den Erfolg der neuen Koſtüme. Er vernahm Ramlers Abſicht, den „Götz“ vom Batteuxſchen Standpunkte zu kritiſieren, und wird zum Verteidiger des neuen Shakeſpeariſch-germaniſchen Dramas: „Wenn Ramler indes von dieſem Stücke ſelbſt franzöſiſch urteilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet.“ Aber das unordentliche Durcheinander, die kecke Formloſigkeit des „Götz“ mußte den kritiſchen Theaterfreund ärgern. Riß dieſe jedes Geſetzes ſpottende Manier ein, folgten dem Jugendwurf eines Genies die „Koloſſe und Extremitäten“ der Aftergenies, ſeinen urwüchſigen Geſtalten die Mondkälber der nächſten Undramatiker, dann ſtand der Ruin des deutſchen Dramas und der deutſchen Schauſpielkunſt vor der Tür. Erkannte doch Schröder einige Jahre nach Leſſings Tod Schiller für „das jetzt lebende größte dramatiſche Talent“ und klagte: „Ich haſſe das franzöſiſche Trauerſpiel — als Trauerſpiel betrachtet — aber ich haſſe auch dieſe regelloſen Schauſpiele, die Kunſt und Geſchmack zu Grunde richten. Ich haſſe Schillern, daß er wieder eine neue Bahn eröffnet, die der Wind ſchon verweht hatte.“ Ganz wohl; ſo gilt es gewiß in erſter Linie dem „Götz“, dieſer Umarbeitung einer dramatiſierten Geſchichte Gottfrieds von Berlichingen, wenn Leſſing eine Wendung des „Hudibras“ ärgerlich hinſchreibt: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft ſie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für Drama ausſchreit.“ Und Brandes berichtet: „Herzlich bedauerte er den allmählichen Verfall der echten Komödie; unzufrieden war er mit dem ſeit einiger Zeit zur Mode gewordenen hiſtoriſchen Schauſpiele, der Regelloſigkeit und dem ihnen beigemiſchten Klingklang von Aufzügen,

Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m. und mit Unwillen äußerte er ſich über die in manchen Schauſpielen dieſer Gattung ſo auffallend vorſätzliche Vernachläſſigung in Sprache und Sitten. Dies bezog ſich keineswegs auf das eigentlich Charakteriſtiſche."

Leſſing hat in der Technik recht behalten. Gleich der „Clavigo" bezeugte ja Goethes Einlenken. Und er wird „Goethiſch" und „Goethianiſch" gewiß noch beſſer geſchieden haben als ſein Bruder Karl, der in Berlin nicht bloß für den „Götz" Propaganda machte, ſondern auch als Bühnenbearbeiter und Rezenſent von mindern Genieſtücken ſo eifrig war, daß Gotthold ihn ermahnte, ſich nicht mehr mit dieſen Leuten abzugeben. Zutreffend hob er die bürgerlichen Werke der Lenz und Wagner über die Mißgeburten Klingers mit ihren Tollhäuslern und ihrem Bombaſt. So einen „Simſone Griſaldo" auszuleſen, war ihm unmöglich; und der Wiener Schauſpieler Müller hörte ihn gegen Klingers Stücke „viel einwenden". Man erwäge, daß ein unreifer Strudelkopf wie Klinger als Theaterdichter mit einer Truppe reiſte, der ein Haupt des alten Hamburger Unternehmens, Abel Seyler, und die erſte Schauſpielerin dieſer Leſſingiſchen Bühne vorſtanden. Seine ganzen Bemühungen ſchienen in Trümmer zu fallen. Die Technik ging aus allen Fugen. Und die Proſa ſank bei vielen zum Geſtammel, die Poeſie bei den vornehmſten Talenten zum Knittelvers, ja zum Wortſchatz und Lautbilde des alten Hans Sachs; die Genialität aber eines „Satyros", eines „ewigen Juden", gar eines „Fauſt" lag noch verborgen. Ein Jungbrunnen war eröffnet, aber man konnte ſich da auch zum Kinde trinken. Der Moſt gebärdete ſich allerdings oft ganz abſurd, und nur zu vieles iſt als Moſt verdorben. Reife Männer von tieferer Gelehrſamkeit und überwiegendem Verſtand hörten das neubeliebte Gepolter gegen die Wiſſenſchaft an, als ob man die Fenſter ihrer Studierſtuben mit Steinwürfen zertrümmere. Wie Lichtenberg die Klopſtockſchwärmer in Göttingen für die unwiſſendſten Studenten erklärte, ſo mochte Leſſing gegen die Genies wiederholen, was gegen die Amorettentändler ſeine Vorrede zum Scultetus ſprach: in Dichtungen Gelehrſamkeit anzubringen, ſei ekle Pedanterie beim Manne, beim Jüngling ein Auswuchs, der von einem vollen Kopf zeuge und dem reifenden Geſchmack weichen würde:

„etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen". Und klebt an dieser Auffassung der Jugendpoesie unleugbar einiger Staub und Schweiß der Schule, so hatte Lessing doch alles Recht, der neuen Genieästhetik zu zürnen. Da trat ein Klingerischer Held im überlegensten Gefühl seines vollen Herzens vor einen Abguß des Laokoon und sprach den Dulder mitleidig auch darauf an, daß große Männer untersuchten, warum er den Mund öffne. Auf den Sitz seiner kritischen Reform schwang sich die unkritische Revolution. Genie, nicht Schule! wurde das tosende Feldgeschrei. So laut schrie Mancher sein Genie aus, daß ruhigere Zuhörer an dies Genie nicht recht glaubten. „Alles Genie", schreibt Lessing, „haben itzt gewisse Leute in Beschlag genomen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen", oder er spaßt unter Freunden: „Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier." Er hatte dem Verhältnis von Genie und Regel die gültigsten, zugleich die bescheidensten Worte gewidmet: jetzt wurde „Mamsell la Règle" blindlings über den Haufen gerannt. Unbändige Gesetzlosigkeit riß ein. Seiner Betonung der Aristotelischen Orthodoxie zum Trotz verhöhnten nun ungezogene Knaben den Aristoteles, den sie doch gar nicht kannten, wie den Kompilator eines schalen Regelbuches. Eine, fälschlich auch unter Goethes Namen oder als gemeinsames Werk laufende, dramaturgische Rhapsodie, Lenzens „Anmerkungen über das Theater", schlug dem Faß den Boden aus. Lessing behauptete (11. Nov. 74), das letzte Interesse an theatralischen Dingen zu verlieren: „nicht selten gereichen sie mir zu dem äußersten Ekel. Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden". Er hätte gegen die Genies gewettert wie Luther gegen die Bilderstürmer.

So machte Lessing 1775 in Leipzig, wie auch Boie vernahm, keinen Hehl aus seinem Zorn über die kecke Mißachtung des Aristoteles und die schleuderhafte Dramatik der jüngsten Zeit. Weiße verbreitete derartige Proteste mündlich wie schriftlich und schob dabei seinen eigenen Groll über Shakespeare und Goethe unter. Selbst zu feig um loszuschlagen, kündigt er verstimmten Freunden von

der alten Schule Leſſings nahen Feldzug gegen die „Partei“ Herder Goethe Lavater an. Man lieſt mehr einen frommen Wunſch des Leipziger Bibliothekſchreibers, daß dieſer „Donnereifer wider das itzige Goethiſieren und Lenziſieren einmal losbräche“, als einen ausgeſprochenen Vorſatz Leſſings. Nicolai prahlt im Xenienkrieg gar als großmütiger Retter Goethes. Er, der Verfaſſer der „Freuden“ Werthers, will es durchgeſetzt haben, „daß nicht in Leſſings Werken Goethe jetzt als ein Gegenſtück zu Klotz erſcheint“! Er, Nicolai, habe den Druck „Wertheriſcher Briefe“, nicht bloß gegen den Roman, ſondern zugleich gegen die faniſche Verachtung Wielands und allen unerträglichen Geniedünkel, widerraten. Eine verdächtige Behauptung. Über die ungeheuer reſpektloſe Farce „Götter, Helden und Wieland“ hat Leſſing ſich allerdings nicht ſo königlich gefreut, als Zelter meint, denn er war Wielands ehrlicher Freund geworden und ſtimmte den Urteilen ſeines Bruders Karl über die burſchikoſe Parodie der „Alceſte“ keineswegs zu. Er ſah in Goethes kraftgenialer Schauſtellung der Euripideiſchen Figuren eine gefährlichere Verkennung des Griechentums als in Wielands verzärtelnder Nachbildung. Ein glaubwürdiger Zeuge, F. H. Jacobi, berichtet uns Leſſings unwirſches und einſeitiges Urteil: Goethe zeige durch ſeine Poſſe nur, „daß er noch viel weiter als Wieland entfernt ſei den Euripides zu verſtehen. Goethes Ideen darüber ſeien der klarſte Unſinn, wahrhaft tolles Zeug. Es ſei unverantwortlich von Wieland, daß er dieſes damals nicht ins Licht geſtellt habe“. Dieſer Hader ſollte ſich jedoch ohne Federkrieg ausgleichen. Bei Lebzeiten Leſſings unternahm der Dichter des „Götz“ im ſtillen eine harmoniſche Wiederbelebung antiker Gebilde in ſeiner „Iphigenie“, und ein paar leiſe Nachklänge jener ehedem ſo ſchonungslos ausgelachten „Alceſte“ mußten den gutmütigen Wieland vollends wie ein Widerruf verſöhnen. Den Jüngling hatte niemand aus der Ferne richtig beurteilen können. Er erkannte Leſſing und Wieland ausdrücklich als die berufenen Richter über ſich an. Er rang von Anbeginn nicht nur nach charakteriſtiſcher Kraft, ſondern auch nach ſtiller Anmut. Er betete nicht nur zu dem Gothiker Erwin, ſondern auch zu Winckelmann. Er bewunderte nicht nur die „Minna“, ſondern befeſtigte ſich auch in den maßvollen Lehren des „Laokoon“ und ſah mit heller Freude das häßliche Totengerippe vor dem

Archäologen Lessing verschwinden. Während er den zügellosen Sturm und Drang allmählich austrieb, verließ Lessing den engen Zirkel seiner „nur gedachten Emilia Galotti“ und näherte sich den freieren Kreisen des „Nathan“. Beide Männer würden sich bei aller Verschiedenheit der Naturen und Interessen doch künstlerisch und menschlich gefunden haben. Ja, es währt nicht lange, so steht Goethe den letzten und größten Ausläufern des Geniedramas noch erzürnter gegenüber, als Lessing seinem maßlosen „Götz“. Schillers ungeheure Würfe waren ihm verhaßt, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen bestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte“.

Eigentümlich steht es um Lessings Verhältnis zu den „Leiden des jungen Werthers“. Er war ein starker, verstandesklarer Mann, als durch die Jugend das Fieber ansteckend lief, das Goethe in seinem Roman wie einen Krankheitsstoff und doch so künstlerisch ausschied. Lessing, der Verbreiter des Wortes „empfindsam“, wußte wenig vom neuen Inhalt. Die zärtliche Liebe zur Natur ließ ihn kalt. Die Überherrschaft des ausschweifenden und wehrlosen Gefühls verdroß ihn. Sein Ideal hieß Tätigkeit, nicht Schwärmerei, und er war, so wie er einmal höchst bezeichnend von der „unterrichtenden und gefühlvollen Stunde“ durch Jacobis „Woldemar“ spricht, während der Lektüre der Goethischen Gefühlspoesie einer unbefangenen Hingebung nicht fähig. Dennoch ist sein ästhetisches Urteil sehr anerkennend, wie ein oft zitierter und oft mißverstandener Brief an Eschenburg (26. Okt. 74) beweist: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir mir durch Mitteilung des Goethischen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können.“ Diesem kurzen, ungewöhnlich beifälligen Vorspruch folgt Lessings Aber mit eingehenderer Begründung:

„Wenn aber ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine andre Art Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit

leicht für die moraliſche nehmen und glauben, daß Der gut geweſen ſein müſſe, der unſere Teilnehmung ſo ſtark beſchäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unſers Jeruſalems Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἔξ ἔρωτος κατοχή, welche τὶ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe: und je zyniſcher je beſſer.“ Der Dichter von „Hanswurſts Hochzeit“ wollte das ſelbſt übermütig beſorgen.

Zweierlei hat Leſſing die Freude vergällt. Erſtens die Furcht vor üblem Einfluß auf die Jugend, der Werther freilich zurief: Sei ein Mann und folge mir nicht nach! Es iſt leicht, Leſſing zu erwidern, daß ein Poet nicht nur kraftvolle, geſunde Männlichkeit darzuſtellen hat und daß moderne Dichtung die Liebe nicht nach den Normen der Antike ſchildern wird. So ſtark aber ſpringt Leſſings antiromantiſche Lebensanſchauung aus ſeiner Kritik heraus, daß kein Menſch dies eigentümliche Bekenntnis anders wünſchen möchte. Er ſpricht unumwunden im Sinne der Marathonkämpfer und der Perikleiſchen Griechen, denn einen Haimon ſoll man ja nicht wider ihn ins Feld führen, als falle des Kreon Sohn wie ein Werther. Den Dichtern der klaſſiſchen Zeit galt heftige Liebe für Krankheit, δυσέρως oder Mißliebe: wenn ſie im moderneren Stil des Euripides die Frau heftig entbrennen ließen, ſo gaben ſie dem Hippolyt eine ſpröde Haltung. Antike Geſinnung und Goethe-Werthers krankes Herzchen, es waren getrennte Welten. Mendelsſohn warf das Wertherbuch, das ein empfindſamer Handelsjüngling der Sara Meyer zugeſchanzt hatte, zornig aus dem Fenſter; mit einem behaglichen Paradoxon ſchloß Leſſing ab. Wir beklagen nicht, daß ſein zyniſches Kapitelchen in dramatiſcher Form, „Werther der Beſſere“, nur in den erſten, ſehr unbedeutenden Anfängen ſtecken blieb und daß er die Gelegenheit, dem Ideal der Empfind-

samkeit das Ideal der vita activa entgegenzustellen, erst später höchst würdig ergriff. Nur im Vorbeigehen und ohne Goethe zu nennen, stichelt er wohl auf Werthers Mitleid mit den armen Würmchen, denen in diesem ungeheuren Grab Natur jeder Menschenschritt den Tod bringe, und fragt in einem theologischen Heft, ob man deshalb lieber sterben als sich bewegen solle. Ein Gegner des Werther- und Siegwartfiebers, nimmt er Goethes Dichtung an hervorragender Stelle seiner Streitschriften in Schutz gegen den geistlichen Fanatismus Goezes. Kurz, er ging auch in der moralischen Beurteilung des nun einmal von keiner Seite rein ästhetisch angesehenen Buches seinen eigenen Weg und widersprach nach links und rechts.

Zweitens beirrte seinen Genuß der Hinblick auf ein Modell Werthers, den jungen Jerusalem, dem die größten Vertreter zweier Schriftstellerepochen gegensätzliche litterarische Denkmäler errichtet haben, eines weithin glänzend und weltberühmt, das andre schmucklos und versteckt. Karl Wilhelm Jerusalem, ein Sohn des braunschweigischen Theologen, war im Sommer 1770 Assessor in Wolfenbüttel und während des an der dortigen Justizkanzlei verbrachten Jahres durch Vermittlung der Leibnizischen Philosophie rasch Lessings Freund geworden. Als nun alle Welt schrie: Goethes Roman ist die Geschichte des jungen Jerusalem, als die leidigen Berichtiger intime Privatverhältnisse zu Markte trugen, als Lessing selbst während der Lektüre des Romans, wie der Brief an Eschenburg lehrt, so irr an seinem Leibnizianer wurde, da zog er einige handschriftliche Aufsätze Jerusalems hervor, die von jenem Sommer her ihm und Eschenburg, dem Korrespondenten des Wetzlarer Sekretärs, verblieben waren, betrachtete darin seinen Jerusalem und fand wieder, „daß sie viel Gutes enthalten“. Jerusalem hatte sie im Verkehr mit Lessing, angeregt durch das Studium des Mendelssohnschen „Phädon“, geschrieben als ein Bekenntnis seines Determinismus. Den Leuten, die Jerusalem und Werther völlig zusammenwarfen, dem Dichter, der den Anlaß dazu gab, wollte Lessing durch diese Papiere den wahren Jerusalem als ernsten Denker und Sprößling der Aufklärungszeit vor Augen stellen und sagen: ich kannte ihn besser, denn einen Werther hätt' ich im Leben verachtet. Er hatte den jungen Mann aber nur halb gekannt; noch einseitiger

freilich Goethe, mehr aus fremden Schilderungen als aus flüchtigem Verkehr. Jerusalem war in „Seccopolis“ Wetzlar menschenscheu, auch durch aristokratische Zurücksetzung verbittert und durch eine grillige Liebe gequält. Er ging den Studentenspäßen der Rittertafel aus dem Weg und hielt diesen Goethe nur für einen geckenhaften Journalisten. Hochmütig und von scharfer Zunge, schnöd aburteilend und lau anerkennend, sprach der unjugendliche Jüngling seine schroffen Ansichten über die Narreteien der reimenden „Genies“ zu Wetzlar aus, strich einsam umher und klagte in Briefen nach Braunschweig sehr sarkastisch über seine heillose Stellung und die Tagesarbeit für die Ratten des Archivs. Er war kein Schwärmer, sondern unter dem Druck vorhandener und eingebildeter Leiden ward er aus einem kühlen Partner philosophischer Gespräche zum selbstquälerischen Hypochonder, verzweifelnd an der Wissenschaft, die seine Fragen nicht löste, dem Leben, das ihn enttäuschte, den Menschen, die ihn ärgerten, der Liebe, die seiner zerrissenen Stimmung Gift statt Balsam bot. Er hatte lang über den Selbstmord disputiert, bevor er ihn ausführte. Eine Apologie des Selbstmordes war sein letztes Schreiben. „Emilia Galotti“, wie der Roman wahrheitsgetreu erzählt, lag auf seinem Tische.

Als Lessing nach den Worten der Elise Reimarus „größtenteils Goethen zum Trotze sich verbunden geachtet, Jerusalems echte Geistesgestalt in seinen philosophischen Abhandlungen vorzulegen“ — wir meinen, unmittelbar nach der Lektüre des „Werther“ — hatte die Erinnerung ihm den Toten verklärt. Es ist nicht allein aus äußeren Gründen abzuleiten, daß die schon in den Meßkatalogen des Frühjahrs 1775 angekündigte Herausgabe zu Ostern 1776 erst geschah. Elise sagte ganz triftig: das Urteil der Menge werde nur noch mehr verwirrt, „insofern Jerusalem immer erschossen bleibt“. Lessings Briefe zeigen, daß ihm das Feld nach und nach unbequem ward und er schließlich einen anständigen Rückzug nehmen wollte. Sein Büchlein blieb allerdings die Antwort auf den „Werther“, aber als Ergänzung, nicht zur Abwehr. Was Weiße von Lessing gehört zu haben vorgibt, daß dieser Goethen in einer Vorrede derb die Wahrheit sagen wolle, trifft gar nicht zu; auch hielt Lessing, als er dieses Vorwort und den für seine eigene Philosophie so bedeutsamen Epilog schrieb, weder den wahren

jungen Jerusalem schlechtweg für einen kalten Philosophen, noch den poetisierten Jerusalem Goethes schlechtweg für einen empfindsamen Narren. Die Annahme wird nicht zu gewagt sein, daß Lessing aus manchen Berichten sowie aus den Wetzlarer Briefen selbst ein objektives Krankheitsbild gewonnen hatte. Nun erklärt er schön von der Doppelnatur oder richtiger von den verschiedenen Spiegelungen dieser Natur, der er zuviel Kühle, Goethe jedoch, immer nach damaliger Ansicht des Romans, zuviel Wärme gegeben hatte:

Was ihm den Freund in Jahr und Tag so wert machte, „war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte". Lessing will den übrigen Freunden alles glauben, was sie von Jerusalem erzählen: „aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachteil seiner höhern Kräfte beschäftiget war; und daß diesen Kopf ebenso wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten." Nicht um den Jerusalem-Werther zu verleugnen, sondern ausdrücklich um „sein Bild völlig zu runden", gab er einem kleineren Leserkreis diese scharfsinnigen, planen Aufsätze, worin Jerusalem einmal sagt: der von den Leidenschaften hingerissene Mensch werde sich zwar nicht strafwürdig, aber verächtlich finden. Und nicht bloß gegen den angekränkelten Kunstenthusiasmus Werthers, der in den Regeln die Zerstörung jedes wahren Naturgefühls und Ausdruckes sah, sondern gegen die gesamte Genieästhetik richten sich in der Vorrede die unantastbaren Einsprüche des Hamburger Dramaturgen und des Wolfenbüttler Dramatikers:

„Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen

Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann krude Regeln daraus abstrahieret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denket, die unumgänglich befolgt sein wollen; da sie weiter nichts als guter Rat sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Koloristen schon rächen."

II. Kapitel. Der Bibliothekar. Frau Eva.

„Freilich ist der Schauplatz für einen solchen ἐπιδεικτήν zu klein und zu enge." Reiske, Mai 1772.

„Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." 31. Dez. 1777.

In den Tagen, da Lessing sich nach langem Hinziehen endlich zur Vereinigung mit seiner „verlobten Braut", der altberühmten Bibliotheca Guelferbytana, anschickte, schrieb der liebenswürdige Schöpfer dieses Bundes, Ebert, an einen gemeinsamen Freund: „Welch eine Freude es für mich sein müsse, daß Hr. Lessing zu uns kömmt, das können Sie sich leicht vorstellen. Und es muß mir um so viel angenehmer sein, da ich mir vielleicht schmeicheln darf, daß ich etwas dazu beigetragen habe. Schon seit einigen Jahren hatte ich es mir zur Pflicht gemacht, unsern vortrefflichen Erbprinzen, wie mit andern verdienten Männern und großen Genien unter unsern Landsleuten, so auch vornehmlich mit Lessing in Bekanntschaft zu bringen. Er wünschte ihn immer persönlich kennen zu lernen, um ihn in unser Land zu ziehen. Aber dazu konnte ich ihm keine Hoffnung machen, weil ich wußte, wie sehr sich Lessing vor allen Fesseln und allem, was einem Amte ähnlich sah, scheute. Das einzige Amt, das sich noch für ihn zu schicken schien, und wovon ich glaubte, daß er es auch nicht ausschlagen werde, war ein Bibliothekariat. Ich wünschte also, daß das in Wolfenbüttel ledig sein möchte. Ich äußerte meinen Wunsch auch ein Paarmal gegen ihn selbst, wenn ich ihn in Hamburg besuchte; und ich merkte wohl, daß es ihm nicht ganz zuwider sein würde, wenn er erfüllt werden könnte."

Nun war der Wunsch erfüllt. Lessing sah die Verwaltung und Verwertung von Bücherschätzen in seine Hand gegeben, deren

außerordentliche Reize schon der unstete Reisende vor vierzehn Jahren empfunden und die er vor zehn Jahren zu längerem stillem Studium hatte besuchen wollen. Nach kurzem Aufenthalt zu Braunschweig traf Lessing am 4. Mai 1770 in Wolfenbüttel ein, und am 7. übergab ihm im Beisein des von der Leitung zurücktretenden Klosterrates Hugo und des Personals einer der vornehmsten und tüchtigsten Beamten Braunschweigs das neue Amt, der früh aus Österreich verpflanzte Herr v. Praun, selbst in bibliothekarischer wie archivalischer Arbeit wohlerfahren. Mit ernster Bewegung mag Lessing Erbhuldigung und Diensteid geleistet haben, als er, schon im zweiundvierzigsten Lebensjahr, zum erstenmal seine Kraft einem Staate verschrieb. Aber er sah sich mit Vollmachten ausgestattet, die rein persönliche Auszeichnungen waren. Die Vakanz war eigens für ihn geschaffen worden durch eine Liberalität des Erbprinzen, deren Fülle der Empfänger dankbar, fast überschwänglich anerkannte. Das Ausmaß der Amtsgeschäfte sollte lediglich ihm überlassen bleiben. Es war der ausgesprochne Wille seines hohen Gönners, daß Lessing mehr die Bibliothek, als daß die Bibliothek Lessingen nutzen sollte, doch das eine mußte aus dem andern folgen. Lessing fand die Stelle wie von jeher für sich geschaffen. Auch schienen ihm die äußern Bedingungen seiner neuen Existenz vollauf zu genügen: das für damalige Verhältnisse recht ansehnliche, schon seit dem Januar ihm zufließende Jahreseinkommen betrug anfangs 600, später 800 Taler Gold, nicht gerechnet die freie Wohnung und weitere Vergünstigungen. Aus seinen ersten Briefen atmet eitel Zufriedenheit. In Wolfenbüttel stille Zwiesprach mit raren Büchern und neuentdeckten Handschriften; im nahen Braunschweig ein reger, Geist und Gemüt erfrischender Verkehr mit trefflichen Männern — beides zusammen sollte wohl die unabweislichen Bedürfnisse stillen, die Lessing zwischen Büchern und Menschen allzeit gefühlt hatte. Wenn er von einem heiteren Symposion heimfuhr oder ein frischer Fund ihm geglückt war, hoffte er trotz dem Gegensatze seines gewöhnlichen neuen Stillebens zur Bewegung des Hamburger Kreises, in Wolfenbüttel recht glücklich zu werden. Still war es allerdings in dem heruntergekommenen, weltfremden, wie ausgestorbenen Städtchen an der Oker, sehr still; schmal und öde war die Bahn, die er alltäglich mit einer sein Naturell bald

empörenden Regelmäßigkeit zu beschreiben hatte: vom Schloß in die Bibliothek, von der Bibliothek ins Schloß, das „verwünschte“, „große verlassene Schloß“, wo er „ganz allein“ oben im dritten Stockwerk eine weitläufige für ihn neu eingerichtete Zimmerflucht bewohnte. Ein breiter Wassergraben trennte die Behausung vollends von der ganzen Welt. Vor dieser Scheide standen zopfige allegorische Figuren, aber keine Menschen. Gras wucherte zwischen den Steinen des großen Platzes, dessen linke Seite das Schloß einnimmt. Zur rechten erhob sich das stattliche Zeughaus, während rückwärts Bibliothek und Nebenhäuser den Abschluß bildeten und in anderer Richtung, aber entfernter, die hohe barocke Schloßkirche Lessings Blick anzog, wenn er von seiner „Burg“ auslugte. Er sah die Denkmäler entschwundener Zeiten, wo Stadt und Veste Wolfenbüttel der sichere, zugleich glänzende Herrschersitz des stolzen Welfenzweiges gewesen war, ein Bollwerk gegen das neue Evangelium, ein Schauplatz edler und niedriger Fürstenlust. Seitdem der regierende Herzog Karl 1754 mit dem Hofe für immer in das kräftig emporgediehne Braunschweig verzogen und die wohlhabenderen Einwohner Wolfenbüttels fast ausnahmslos der scheidenden Sonne gefolgt waren, stand in diesem friedhofstillen Aufenthalt von Ackerbürgern und etlichen Beamten die große Architektur der Vorzeit wie verloren und vergessen, und Lessings verwünschtes Schloß mochte den einsamen Bewohner leicht wie ein verwunschenes anmuten. In einsamen Nächten lockten träumerische Sterne rückwärts in die Hallen der Vergangenheit; aber auch wer am hellen Tag dem alten vielgeprüften Bau seine Geschichte abfragte, vernahm von den Steinen bunte Episoden aus dem Leben eines durch Fehler und Vorzüge hervorstechenden Fürstenhauses.

Hier hatte Heinrich, Luthers vielgeschmähter „Hanswurst“, den die evangelischen Widersacher nah und fern den „argen Heinz“ oder den höllischen „Lycaon“ schalten, im starren, gewalttätigen Welfentrotz seinem Kaiser die Treue, der protestantischen Revolution Braunschweigs ungestüm Widerpart gehalten. Hier, wo nun Lessing philosophierte, war vielleicht auch der flüchtige Pantheist Giordano Bruno aus seinem Asyl Helmstedt zur Danksagung erschienen, und hier, wo nun kein Gelag mehr lärmte, hatte der fahrende Zecher Hans v. Schweinichen dichte Räusche getrunken, ohne damit das

Dekorum einer groben Zeit zu verletzen. Das heiße Blut der Welfen war hier in manchen unvergessenen Liebesabenteuern aufgelodert. Ihrer Lust am Glanz verdankte Wolfenbüttel schon seit den letzten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts seine baulichen Zierden. Heinrich Julius, der Freund des stillen kaiserlichen Sternsehers zu Prag, zeigte sich allen Künsten hold: in Braunschweig kann man ein von ihm dilettantisch gepinseltes Landschäftchen betrachten; er besoldete, mit dem Hessen wetteifernd, die vorzüglichste britische Wandertruppe und ließ, geschult an ihrer lustigen und grausigen Art, an niedersächsischen Komödien und an lateinischen Dramen des kecken Nicodemus Frischlin, der kurze Zeit dem Braunschweiger Martineum als Rektor vorstand, seine keuschen Frauen und grotesken Maulhelden, seine tragikomischen Ehehändel, Lügenpossen und blutigen Trauerspiele über die Bretter gehen, den ausgesponnenen hochdeutschen Dialog gern mit plattdeutschen und andern mundartlichen Einlagen würzend. Dann fand in den auch für Braunschweig und Wolfenbüttel verhängnisvollen Nöten des großen Kriegs der Eifer für vaterländisches Wesen und für die Reinheit der uralten Heldensprache an allen mitteldeutschen Höfen eine Stätte. Ferdinand Albrecht trat der Fruchtbringenden Gesellschaft bei. Herzog August war der gelehrteste Regent Europas. Aber nach ihm warf sich der fürstliche Schüler des gelehrten Sprachmeisters Schottel in eine andre mächtige Zeitströmung. Das Pariser Alamode überflutete nun ein höfisches Gebiet, dessen Herrscher ja stets auf prunkende selbstbewußte Repräsentation großen Wert gelegt und ihre Begierden selten gezügelt hatten. Anton Ulrich lustwandelte als rätselnder Dichter weitschweifiger Romane, die gleich seinen geistlichen Liedern lang beliebt blieben, auf schäferlichen und pseudohistorischen Pfaden, indem er die Phantasie seines Publikums durch eine wirre Handlungsfülle sättigte, von zart ausgemalten christlichen Leiden zu überladenen Ohrenschmäusen und blendenden Augenweiden fortsprang. Geschworner Liebhaber des französischen Hof- und Kunststiles, setzte dieser reichbegabte Fürst verschwenderisch Fest auf Fest in Szene, gründete eine wälsche Oper und schuf, als Louis XIV. in Miniatur, aus dem Landsitz Salzdahlum ein kleines deutsches Versailles, dem weder steife Gartenanlagen, noch wertvolle Gemälde und eine niedliche Bühne fehlten.

Braunschweig erhielt ein großes Theater, dazu neubearbeitete Stücke klassisch-französischer Herkunft, und die Wolfenbüttler Bibliothek wanderte nun aus einem unwürdigen Stall in einen prachtvollen Bau. Es war ein üppiges Treiben in und um Wolfenbüttel. Auch die Schüler des Martineums mußten in halbdramatischen schwülstigen Huldigungen für die herzogliche Familie dem Geschmack des hohen Herrn opfern, dessen Eigenwille den echten Welfen zeigte. Er entfremdete sich als Katholik dem schwer erkämpften Protestantismus seines Landes und vergiftete die blühende Jugend einer braunschweigischen Prinzessin durch jesuitische Seelenfolterung, um seinem Hause den Glanz einer kaiserlichen Heirat zu gewinnen. Aus dieser Ehe ging Maria Theresia hervor, und so waren Lessings Herren mit den führenden Regentenfamilien Deutschlands eng verwandt. Auch ein trauriges Stück Kirchengeschichte hatte sich damals im Wolfenbüttler Schloß abgespielt, interessant genug für den neuen forschenden und reformlustigen Bewohner, hier einer kurzen Erwähnung wohl wert. Im siebzehnten Jahrhundert war die Landesuniversität Helmstedt durch Georg Calixt und seinen Anhang ein Hort edler Unionsbestrebungen gegen das herrische Luthertum gewesen und als bestgehaßte deutsche Hochschule von ihrer Regierung gegen die wütenden Calov beschützt worden, die heimlich und offen wider solchen Kryptokatholizismus und -calvinismus zeterten. Calixt wollte nicht, daß eine hadernde Theologie die Gemeinschaft der Kirche zerreiße und ihr vor Muhammedanern und Juden die Schmach des Unfriedens auflade, sondern daß der uralten ersten apostolischen Kirche ihr aus den Symbolen erhellender Konsens gewahrt werde, daß man die Mißlichkeiten der religiösen Spaltung in allen Nebendingen nachgiebig mildere, durch gute Gedanken, Worte und Werke nach dem Himmelreich trachte. Dieser milde Synkretismus, mit dem Lessing schon bei der knappen Rettung des Ineptus religiosus zu schaffen hatte, war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einer feigen, dehnbaren, rabulistischen Theologie gewichen, die ohne jesuitische Feinheit auf Befehl dies oder jenes bewies und ihr Mäntelchen nach dem Hofwind hängte. Auch die Zeiten, wo in Lessings Burg unentwegte Lutheraner den landesherrlichen Zumutungen tapfer widerstanden und gefügigere Priester diesen Wünschen gegenüber alles Protestieren verlernt hatten, waren vorbei.

Am Hofe waltete moderne Bildung, die Geistlichkeit bekannte sich zur altersschwachen Orthodoxie oder zu einer maßvoll vermittelnden Aufklärung, die Universität Helmstedt war gesunken, aber trotz strengen Theologen wurde hier noch in den neunziger Jahren Kants Aufnahme bedacht, wenn ihn die preußische Reaktion aus seinem Königsberg vertreiben sollte. Kein hervorragender Mann lockte Lessing hinüber; er hat diesen Bildungsort nur flüchtig im zweiten Sommer, das verödete Lustschloß Salzdahlum, wo doch Goethe vor einen Everdingen trat, niemals besucht.

Es stand in der Macht des Herzogshauses, durch Verlegung der Hochschule nach dem mit gelehrten Schätzen so reich versehenen Wolfenbüttel aus der alten und der neuen Residenz ein Doppelwesen zu schaffen, der guten Stadt Weimar-Jena vergleichbar. Man hatte jedoch eine andere Gründung für das geistige Leben des in seinem Unterrichtswesen wohlverwalteten Landes vorgezogen. So hauste denn Lessing fast als einziger Gelehrter in Wolfenbüttel. Ein philosophischer Kopf wie der junge Assessor Jerusalem war nur ein seltener und flüchtiger Gast. „Ich komme hier zu keinem Menschen und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe", meldete Lessing nach einem Jahr von seinem einförmigen Leben. Die Honoratioren Wolfenbüttels konnten ihm nichts geben, wie ehrenvoll sie den berühmten neuen Bibliothekar auch empfingen. Da schrieb in der ersten Woche der Lessingischen Amtsführung ein Hofrat bei der Justizkanzlei, E. D. v. Liebhaber, unmittelbar nach dem Antrittsbesuch Lessings, der ihm einen Brief zu überbringen hatte, reizvoll naive Worte in sein Tagebuch: „Die Hamburgischen Verhältnisse scheint dieser sehr genau zu kennen. Er hat für die dasige Komödie früher etwas geschrieben, sprach aber sehr verächtlich davon, als ich die Rede darauf brachte. In Braunschweig scheint man sich große Dinge von ihm zu versprechen. Eberts Lob überschreitet alles Maß. Eschenburg war zurückhaltender. Ein tüchtiger Gelehrter wird Lessing sein; ansehen kann man es ihm freilich nicht; aber ob er wohl Hugo ersetzen kann? — Was machte er doch für einen Eindruck auf mich? Wie soll ich sagen? Er entschuldigte sich höflich, daß er den Brief nicht schon vor ein paar Tagen abgegeben habe. Ein Gelehrter gewöhnlichen Schlages ist er nicht; das habe ich weg. Er hat überhaupt etwas Ungewöhn-

liches an sich, etwas Festes. Ich sähe ihn lieber in einer Uniform als in der Bibliothek. Ob der wohl lange hier bleibt? Ein vorzüglicher Mensch im Umgange scheint er zu sein. Ob er am Hofe verkehren wird? Vielleicht mit dem Erbprinzen". Später kann Herr v. Liebhaber notieren, wie freundlich und heiter der einsame Junggesell, wenn er zu Besuch kam, mit den Kleinen spielte, ihnen Papierfiguren ausschnitt oder mit ungeübten Fingern ein Stücklein auf dem Klavier zum Besten gab, auch wie Lessing das eine Bübchen in die Bibliothek mitnahm und dem staunenden Kinde, das gar nicht fassen konnte, daß Ein Mensch so viele Bücher besitzen möge, gewaltige Folianten und zierliche Proben mönchischer Initialkunst zeigte. Weiter meldet unsre spät erschlossene Quelle vom Sommer 1770: „Heute traf ich Lessingen auf dem Weghause. Wir waren einige Stunden beisammen. Ist das ein Mann! Ich bewundere nicht so sehr die Tiefe seines Wissens, wie die Klarheit, mit der er sich mitzuteilen weiß. Das wäre ein Theologus geworden! Je eindringlicher und überzeugender er redet, desto tiefer sinkt seine Stimme herab, fast bis zum Flüstern. Er will eine Geschichte Luthers und der Reformation schreiben, sobald er nur Zeit dazu gewinnen kann. Ich glaube, in der Bibliothek steckt dazu so Manches und Herr Lessing scheint unermüdlich zu sein. Dieser Mann besitzt einen hocherleuchteten Geist und eine antike Seele." Unschätzbar ist diese klare Spiegelung des in Wolfenbüttel aufgehenden Gestirns durch einen wackern Mann, der zunächst keine Formel für den Einzigen findet und kleinstädtischem Beamtengeist durch die Vergleichung mit dem schwer zu ersetzenden Hugo opfert, aber die großen Züge seines Nachbars scharf faßt, allmählich auch die harmlose, kindliche Güte liebgewinnt und nach einem weiteren aufschlußreichen Gespräch doch den rechten Ausdruck für Lessings Geist und Gemüt trifft. Wir sehn Lessing verbindlich auftreten: es liegt etwas Siegendes in diesen Zügen und dieser feinen, zwanglosen Haltung, das nichts von Magistertum und Bibliothekenstaub weiß und nicht sofort den deutschen Gelehrten ankündigt; er entfaltet das gewinnendste gesellige Benehmen, lehnt die Frage nach seinen dramaturgischen Schriften mit gewohnter Nachlässigkeit ab und sucht nichts weniger als durch wissenschaftliche Reden sich vor dem gegen eingeschobene Litteraten etwas mißtrauischen Beamtentum Wolfen-

büttels für seinen Posten auszuweisen. Aber ein Zufall macht ihn sprechen von dem, was seinen rastlosen Geist bewegt, und man lauscht nicht nur dem klaren Meister des Wortes, sondern erkennt nun auch in dem sicheren Weltmann, der für ein militärisches Kleid geboren scheint, den gelehrten kritischen Theologen, man bewundert sowohl die Bildung als die Charakterstärke des unruhigen Genies, das so wenig Muße übrig hat und so große Pläne reif in sich trägt. Ob der wohl lange hier bleibt? fragen die Wolfenbüttler bescheiden.

Lessings feurige Mitteilungen im Klein-Stöckheimer Weghause, dem beliebten Stelldichein zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, flossen aus der frischen Luft an einer Sammlung, die für Theologie, Philologie und Geschichte dem kundigen Sucher reiche Beute versprach, deren Autographa und Druckwerke der Reformationszeit, nebst Cranachs kräftigem Lutherbild, dem schon zu lang solchen Gegenständen entfremdeten Jünger der Kirchengeschichte bald eine hohe Aufgabe vor Augen stellten, das alte Lieblingsthema seines armen greisen Vaters. Hoffnungsvoll nistete Lessing sich ein in dem hohen, zwar gefährlichen und kalten, doch mit der weiten, übersichtlichen Anlage samt dem pomphaften Schmuck großartig wirkenden Holzbau der Anton-Ulrichschen Rotunde, der nun auch dahin ist. „In der Tat", sagt Otto v. Heinemann, der berufene Geschichtschreiber des Schlosses und der Bibliothek, „läßt die Idee des ganzen Baues nicht nur in Bezug auf Schönheit, sondern auch auf Zweckmäßigkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Der große schöne Mittelraum mit seinen imposanten Pfeilerstellungen, der in einer Länge von neunzig und in einer Breite von siebzig Fuß sein Licht von oben durch die Fenster der ihn krönenden Kuppel erhält, die denselben in zwei Stockwerken umschließenden Umgänge, welche eine bequeme und zweckentsprechende Aufstellung der Bücher ermöglichen, die acht Eckzimmer, welche, je vier in jedem Stock, zur Unterbringung einzelner gesonderter Teile der Bibliothek passenden Platz bieten, der würdige, ja großartig-stattliche Eindruck des Ganzen, alles dieses macht dem Geschmacke und dem praktischen Sinne des Baumeisters (Korb, 1706 ff.) alle Ehre." Und nun der Inhalt dieses trotz der Vergänglichkeit seines Materials so herrlichen Schatzhauses im Palladio-Stil, dessen Einrichtung auch Lessing als muster-

haft rühmt! Cimelia von unberechenbarem Wert, Prachtstücke deutscher und romanischer Miniaturkunst, Dürers „Triumphbogen“, ein durch Alter und Umfang verblüffender Handschriftenbestand an Prosaikern und Poeten des Altertums, gotischen Fragmenten und altdeutschen Werken, theologischen Traktaten, an Chroniken und Korrespondenzen, eine bis in die ersten Anfänge zurückreichende Folge von Inkunabeln der Buchdruckerkunst und wirklich die umfassendsten litterarischen Denkmäler des gesamten Reformationszeitalters. Ehrfürchtig beschaut der Besucher die riesigen, drehbaren Katalogfolianten, in denen der hohe Stifter mit der Hingebung des echten Liebhabers Erwerb auf Erwerb eingezeichnet hat. Nachdem schon das sechzehnte Jahrhundert den bedeutenden Anfang einer noch unbeständigen Wolfenbüttler „Liberey“ gesehn, Julius ihren theologischen, Heinrich Julius ihren juristischen Grundstock geschaffen hatte, ward im Januar 1644 während langsam verrauschender Kriegsstürme Herzog August durch den Transport seiner zahl- und wertreichen Druck- und Handschriftenbände der Gründer einer unvergänglichen neuen Bibliothek, der Augusta, wie sie mit Recht heißt. Sein eigner Bücherwart, weihte dieser vielseitig gelehrte Bibliophile, was er nur an Zeit und Geld sparen konnte, so unermüdet wie umsichtig den geliebten Schätzen. Darum kann Lessing ihm nachrühmen: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, wie Augustus, in einer ununterbrochnen Reihe von nahe funfzig Jahren beeiferte.“ Und er nennt weiter seinen Herren, Herzog Karl, den zweiten Gründer der Bibliothek, denn die stolzen und liebevollen Worte, mit denen Augusts Testament die wohlgeordneten Früchte strengster Arbeit und schweren Aufwandes als einen „unermeßlichen Schatz des ganzen Landes, auch Zierde unseres ganzen Hauses“ den Nachfolgern auf ihr Gewissen anbefahl, wurden nie ganz in den Wind geschlagen, wenigstens durch glückliche Gelegenheitskäufe planlos geachtet und dann von Karl durch bedeutende Zuweisungen und Reformen rühmlich eingelöst. Für lächerliche Sümmchen Handschriftenstöcke, wie einst den des Flacius, später den Weißenburger, die Gudischen zu gewinnen, erlaubte freilich die vorgeschrittene Zeit nicht mehr, aber man kaufte den Nachlaß einzelner Gelehrten, und

besonders was im Privatbesitz von Prinzen zerstreut und totes Kapital war, wurde nutzbar als Teil des großen Ganzen. Keine Bibliothek habe während des achtzehnten Jahrhunderts so viele, so wichtige Spenden zu so mancherlei Teilen der Gelehrsamkeit geliefert als die Wolfenbüttler, schreibt Lessing, eigene „Beiträge" bietend, zur Freude des Herzogs, der seinem neuen Diener bald herzlich dafür danken kann, „daß Er es weder an Fleiß noch an Bemühungen fehlen läßt, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen". Der ganze Endzweck seiner Berufung sei, die verborgenen handschriftlichen Schätze zu heben, so schrieb gleich anfangs Jerusalem; und Lessing selbst erklärt offen den stolzen Vorsatz, daß er lieber für die künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff bringen als die Rechnungen der verflossenen aufnehmen wolle.

Zwischen dem erlauchten Bibliothekar August und Lessing hatten außer untätigen Beamten und lahmen Kalmeusern auch emsige Gelehrte wie Burckhard, der erste Geschichtschreiber dieser Bücherei, der Erforscher der Humanistenzeit, ihres Amtes in der Rotunde gewaltet; längere Jahre hindurch, nicht bloß zum äußerlichen Glanze des Institutes, wenn er auch den regelmäßigen Dienst laufen ließ und deshalb insgeheim denunziert wurde, sogar Leibniz. Lessings unmittelbarer Vorgänger war mit seinem Berufe nicht enger verwachsen, hatte jedoch die in Wolfenbüttel fast immer betätigte Liberalität aufrecht erhalten und nicht gleich andern Hofbibliothekaren nur „wie der Hund vor dem Heu" gelegen. Jetzt übernahm der gefeiertste Litterat Deutschlands das Regiment, ein Bibliophile von Jugend auf, aber kein staubfressender Bücherwurm, ein Polyhistor, aber kein Zettel- und Notizensammler. Er brachte viele der vornehmsten Gaben mit, deren ein Bibliothekar höheren Ranges nicht entraten darf: eine sehr ausgebreitete Litteratur- und Sachkenntnis, einen höchst findigen Spürgeist, ein schönes Pflichtgefühl gegen jeden ernsten Benutzer, überhaupt Drang und Vermögen, mit allen ihm anvertrauten Gütern zu wuchern. „Nur diejenigen sind mit den Schätzen, die sie unter ihrer Verwaltung haben, zurückhaltend und neidisch, die sie selbst nicht zu brauchen wissen", hatte er früher einmal an einen gefälligen Kustos geschrieben; jetzt ward ihm dieser Satz zur eigenen Losung. Er setzte seinen Stolz darein, durch Verlehnung und Auskünfte den Wolfenbüttler Reichtum zu ver-

breiten. Der Etat für Neuanschaffungen war leider nur gering und wurde von Lessing wesentlich im theologischen Interesse verbraucht; sein Nachfolger vermißt das frische Wasser im alten Wolfenbüttler Salzmeer, Lessing aber war mit dem Erbe der Vorzeit überaus zufrieden. Er fand fast immer, was er suchte, häufig, was er nicht suchte, ja dort zu suchen nie gemeint hätte. Dergestalt Entdecker und Finder, konnt' er im eigenen und fremden Interesse die Räume durchwühlen, um sich irgendeine Gewißheit zu verschaffen, mit dem peinlichsten Fleiß Bücherreihen und Kataloge zur Feststellung einer verdächtigen bibliographischen Angabe mustern, jeden eingestaubten Schrein auf seinen Inhalt prüfen. Hübsch erzählt er dann dem Leser seiner „Beiträge", wie er zufällig ein verkrauntes Manuskript unter ausgemerzten Kupfern und Karten in einer abgesperrten Truhe, deren Schlüssel verloren war, nur dank der Neugier, „einen längst beiseite gesetzten Kasten zu durchstaukern", ausgegraben, oder er verkündigt mit lautem Selbstbewußtsein der litterarischen Welt: „Nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bei uns muß ihn der Gelehrte suchen." In der Hitze begegnet es ihm wohl, daß er dasselbe Manuskript, dessen Titel und Nummer er im Katalog vermißt, genau erörtert, ohne doch die Lücke danach auszufüllen. Er ordnet und bestimmt eine Menge von Handzeichnungen und Kupferstichen, die er den Befehlen seines Herzogs gemäß nach Braunschweig abliefern und sogar aus Büchern herausschneiden muß, ohne eifersüchtig die Habe seiner Anstalt zu bewachen.

Die alltäglichen Obliegenheiten des Bibliothekdienstes ermüdeten und langweilten ihn bald. Er überließ das dem Sekretär v. Eichin, einem früh entlaufenen bairischen Mönch von zweideutiger Herkunft und Haltung, der sich als Konvertit an den gutmütigen Herzog geheftet hatte, fortan ihn in seiner ewigen tragikomischen Geldklemme mit großsprecherischen Bettelbriefen überschüttete, sogar unverschämt auf eine geheime Adoption pochend, und gleich im ersten Winter Lessings Bürgschaft in Anspruch nahm. Dieser abenteuerliche, störrische Schuldenmacher war leider nach der 1771 erfolgten Verabschiedung eines zweiten Sekretärs außer dem „Bibliotheksknecht" Lessings einziger Gehilfe. Die Rotunde hatte kein heizbares Arbeitszimmer, worüber schon Leibniz klagt; also arbeitete Lessing lieber daheim und gab Pläne, die jahrelange Mühe, nicht des

Einzelnen, erforderten, wie eine neue Katalogisierung, nach kurzen dilettantischen Anläufen wieder auf, und was vielleicht seinen ausgezeichneten Vorgesetzten Herrn v. Praun im Interesse des Dienstes verdroß, wird ihm kein Schätzer der höheren Rechte und Pflichten eines Genies vorrücken. Er war nicht angestellt worden, alle von Hugo hinterlassene Unordnung aufzuarbeiten, sondern um Besseres zu tun, und sein bloßer Name hätte der Rotunde viel von dem Ruhme verliehen, den sein Verkehr mit Gelehrten und seine Schriftstellerei ihr überall sicherten.

„Alles was in unserer Bibliothek ist, steht jedem zu Dienste, der es brauchen kann," erklärt Lessing. Mit einer kleinen Ausnahme blieb er diesem Grundsatz treu, so daß Heyne und Reiske seine Zuvorkommenheit nicht laut genug preisen konnten. Selbst auf Vermittelung von Helmstedter Manuskripten erstreckte sich die Gefälligkeit, die mit keiner mühsamen Nachforschung und Mitteilung kargte, zur Hilfe für gelehrte Kollegen jede Schreibunlust überwand und auch den frommen Betrug nicht scheute, etwa eine nur im Lande zu benutzende Handschrift außer Landes zu schicken, weil Gelehrte, die einander dienen wollen, doch in Einem Lande leben. Die Briefe an Reiske besonders zeigen einen bei Lessings vielbelasteter Tätigkeit und Unruhe doppelt anzuerkennenden Diensteifer. Sein bibliothekarisches Druckwerk öffnet einen Sprechsaal, worin Lessing Anfragen erschöpfend beantwortet, Aufgaben stellt und löst. Von vornherein berücksichtigt der Wolfenbüttler Schriftsteller vollauf die höchsten Gebote seines neuen Amtes: „Zudem," schreibt er nach seinem ersten Fund, „zudem wollte ich mich gerne als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgiltig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen"; oder er sagt öffentlich nach der Besprechung eines die Kenntnis des Türkischen fordernden Manuskriptes, er habe davon nur als Bibliothekar gehandelt, dem es erlaubt sei, über Werke zu reden, die er nicht verstehe.

Niemand hat die Sandhaufen toter Gelehrsamkeit mehr verachten dürfen als der wahrhaft gelehrte Lessing. Wie die Franzosen seit ihrem weisen Montaigne den savant und den sage, den plus savant und den mieux savant schieden, so bekennt Lessing: „Der

aus Büchern erworbene Reichtum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert als Millionen von jener"; und wieder: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt werden, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wonach ich gestrebt habe, ist, im Falle der Not ein gelehrtes Buch brauchen zu können." Solche Sätze, die das Wertverhältnis von einzelnen Kenntnissen und dem geistigen Bande der Erkenntnis bestimmen, muß sich gegenwärtig halten, wer die in Hamburg begonnenen Kollektaneen Lessings durchblättert. Sie können sonst leicht den Eindruck einer krausen und ziemlich altmodischen Vielwisserei hervorbringen, denn diese Lesefrüchte — „Gelehrte Krätze" wollte Lessing einmal eine Miszellensammlung nennen — bieten außer massenhaften antiquarischen und philologischen Beobachtungen und Vermutungen die buntesten Notizen zur europäischen Gelehrtengeschichte, neben Exzerpten aus Winckelmann die fast parodische Frage, ob Diogenes in einem irdenen oder in einem hölzernen Fasse gewohnt habe, neben litterarischen und politischen Adversarien Curiosa über Flugmaschinen und Alchymie, über das Küssen, Niesen, Riechen, über Tabackrauchen und Syphilis, Physiognomik und Geburtshilfe, wundersam organisierte Menschen; kurz, unser „gelehrter Landstörzer" pflückt jedes Gräschen auf seinem staubigen Wege. Man erkennt noch immer den Verbesserer des Jöcher, den Schüler Bayles. Doch Lessing, interessiert für dergleichen Sammelsurien, überschätzt ihren Wert an sich nicht, er treibt eine von unfruchtbaren und paradoxen Auswüchsen nicht freie Mikrologie nur, um überall festen Boden zu größerer Arbeit unter seinen Füßen zu haben, und schüttet nicht ohne Wahl Stroh und Körner von dieser Ährenlese vor der Welt aus, sondern hegt und prüft im stillen die Ernte, stets durchdrungen von jenem Unterschied zwischen dem mechanischen Lernen und dem eigenen freien Forschen. In diesem Sinne stellt er mit der Charakteristik des wahren Gelehrten Reimarus sein Ideal auf: „Er war ein selbstdenkender Kopf, und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen und jeden Pfad derselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten." In diesem Sinne durch-

ſtreifte Leſſing das reiche Wolfenbüttler Revier, wo er bald dem ſcharf umherſpähenden Auge, bald dem glücklichen Zufall Fünde dankte, denen ſeine bibliothekariſche Polyhiſtorie ihrem Werte gemäß die rechte Faſſung gab. Er wollte nach der „Emilia Galotti“ „etwas Geſcheiteres“ tun, d. h. er wollte zeigen, daß er der Mann ſei, die Guelferbytana zu nutzen. Die Hauptturkunde dafür ſind die ſechs von 1773 bis über Leſſings Tod hinaus erſchienenen „Beiträge“: „Zur Geſchichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.“

Voraus ging gleich im erſten Jahr als hochbedeutendes theologiſches Hermaion die Unterſuchung über Berengars verloren geglaubten Traktat vom Abendmahl, der wie alle theologiſchen und philoſophiſchen Beiträge der ſpäteren zuſammenfaſſenden Betrachtung vorbehalten bleibt. Dieſe Stücke vom Berengar an ſind mit ſtrategiſcher Berechnung ausgerüſtet und ausgeſchickt worden: der alte mönchiſche Schwarmgeiſt und Leibniz, ein der Rettung wert geachteter Irrgänger des ſechzehnten Jahrhunderts und ein zum Sturmbock erkorner Radikaler des achtzehnten reichen einander in dieſer planvollen Sammlung die Hand, die übrigens manch Loſes und Geringfügiges enthält. Aber auch das Kleinſte kann die wiſſenſchaftliche Überlieferung dankenswert runden, und wenn Leſſing den Philologen Ergänzungen der Anthologie oder mit ſcharfſinniger Kritik der Verfaſſerſchaft das öde Gedicht eines Byzantiners auf die pythiſchen Bäder oder gar Nachträge zu einem aſtrologiſchen Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts mit ein paar geiſtreichen kulturgeſchichtlichen Sätzen auftiſchte, gab er allen hochnäſigen Feinſchmeckern folgendes zu bedenken („Ergänzungen des Julius Firmicus“): „Was die Welt einmal hat, muß ſie ſo ganz als möglich, ſo ganz, als es ihr vom Anfange beſtimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muß ſie ſo genau, ſo zuverläſſig wiſſen können, als möglich, oder es wäre ebenſo gut, daß ſie jenes gar nicht hätte und dieſes gar nicht wüßte. Nach dieſer Regel wünſchte ich die einzelnen Aufſätze in meinem Beitrage geſchätzt zu wiſſen und nicht nach ihrem Nutzen, den ſie gar wohl haben können, ohne daß er ſofort und allen in die Augen fällt: noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die ſich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet“.

Mehrere Fünde zogen Lessing auf das lang gemiedene Feld der Geschichte. 1628 hatte der Orientalist W. Schickard zu Tübingen eine türkische Genealogie vom Urvater Adam her in Druck gegeben; sie stützte sich auf ein riesiges Stammregister, das ein Ulmer Ratsherr, Veit Marchtaler, vor Jahren bei der Plünderung einer Moschee als Beute fortgerafft hatte. Dieser Schickard-Marchtalerische „Tarich Beni Adam", durch Herzog August dem Sohne des schwäbischen Kriegsmannes abgekauft, wurde von Lessing aus einer alten Kiste hervorgezogen, seine Geschichte, die Art der fragmentarischen Benutzung durch Schickard, die Spuren der Rolle bei dem berühmten und schwergelehrten, diesmal jedoch irregeleiteten Ludolf, der Wert dieses Registers als historische Quelle dargelegt. Ein Gegenstand von sehr begrenztem Interesse, nur ein paar Historikern und Orientalisten wichtig, aber reizvoll genug behandelt, da wir mit Lessing im Kasten wühlen und in der Litteratur weiter suchen, finden oder auch nicht finden, mit ihm Antworten erteilen und bibliothekarische Fragen stellen dürfen und so selbst hier einen dramatischen Genuß haben. Auch ein persönliches Moment, wie denn die meisten Wolfenbüttler Arbeiten eigentlich Gelegenheitsschriften an gewisse Freunde oder Feinde sind, macht sich geltend: der Aufsatz ist ein Geschenk, zugleich ein Ehrenmal für den braven Reiske, der in unsrer klassischen und semitischen Philologie als ein großer Forscher von rührender, opferwilligster Unverdrossenheit, ehernem Fleiß, weitem Blick, strenger Kritik, vielseitiger Produktivität in den kargsten Verhältnissen dasteht und dessen kindliches Gemüt im Gelehrtenelend niemals verzagte. Er, der wie ein χαλκέντερος darbend gearbeitet und obendrein den Hohn seichter Schwätzer gehört hatte, verdiente und brauchte mehr als irgend jemand den öffentlichen Zuruf der Edlen. Lessings Freundschaft hat seine letzten Jahre wohltätig erfrischt und ihm über den Tod hinaus die Treue gehalten. „Man denke an Abulfeda und Reiske!", ruft Lessing im kleinen Exkurs über einen von Reiske besorgten arabischen Text, „an diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu

werden braucht, um sich von einer ebenso undankbaren Anbauung eines anderen Feldes wieder in dieses zu wenden!" So griff Lessing nach den Klotzischen Händeln den Gelehrten unter die Arme, stand einem Burmann mit Nachrichten über Gudische Manuskripte bei, einem Philologen Weimars mit genauen Auskünften über mönchische Poesien derselben Handschriften, ging einem undankbaren Braunschweiger in die verworrene Überlieferung des falschen Demetrius nach und unterwies den fernstehenden Unbekannten so willig wie seinen lieben Professor Reiske für dessen attische Redner, ein Meisterwerk. Was den jugendlichen „Rettungen" ihre starke sittliche Würze gibt, dieses selbstlose Fürsprecheramt für das Verkannte, das ist den „Beiträgen", ganz abgesehn noch von Adam Neuser, bescheidener eigen: Lessing erhebt seine Stimme nicht bloß für den befreundeten Zeitgenossen Reiske, sondern in der nach damaligem Stand der Dinge fortführenden, nach heutigem Material ganz veralteten Spende „Marco Polo, aus einer Handschrift ergänzt und aus einer anderen sehr zu verbessern" ist ihm der italienische Dolmetsch des großen Reisenden, Ramusio, „dessen Verdienste um das Werk des Polo man entweder nie recht erkannt oder vielleicht schon längst wieder vergessen hat", wahrhaft lebendig geworden. Der seinem Tarich-Aufsatz stilistisch nachstehende Beitrag, aus bibliographischen und fördernden chronologischen oder geographischen Anmerkungen, Einzelkapiteln und Parallelstellen locker gefügt, erhält einen persönlichen Hauch durch eine solche Wiederbelebung und durch das menschliche Bedauern, daß der gute Ramusio unter der Bank liegt, während unzuverlässige Gewährsmänner ihren Kredit behalten. Der Interpret bekümmert den bibliothekarischen Beiträger offenbar mehr als Marco Polo mit den Seinen selbst und die Durchforschung Persiens, sowie ihn Schickard und Ludolf mehr bekümmerten als die Kalifengeschlechter, die Herrn Müller und Schlözer mehr als der Charakter des falschen Demetrius, der ihm kein dramatisches Interesse weckt. Anderes ist trockenstes Anekdoton mit etlichen Glossen wie die Ergänzung der „Flandrischen Chronik", verfehlte geographisch-linguistische Deutung wie die Erörterung von „Maranjon", die dem „ein wenig sehr spanischen Raisonnement" eines älteren Reisebeschreibers leider trotz der Hilfe des benachbarten Rektors Leiste mit argen Schnitzern ein gar zu

unsicheres Spanisch entgegengestellt, überflüssiger Aufwand wie die Mitteilungen aus und über „Erasmus Stella“. Da erst vor sechs Jahren das Autographon dieses schwindelhaften Antiquars und Ethnographen aus dem 16. Jahrhundert, dürftiges Zeug über die Elb- und Saalgegenden, abgedruckt worden war, hätte Schmid die Abschrift der Wolfenbüttler Kopie und Lessing die Würdigung des auch als Neuigkeit ärmlichen Fundes sparen können. „Es ist zuverlässig eine bisher noch ungedruckte Schrift“, meldete sein Kommentar, der sich durch den scharfsinnigen Nachweis einer noch unenthüllten Stellaschen Fälschung auszeichnet, an der Spitze — der Klotzianer Schirach lachte höhnisch über die Entdecker: Lessing kümmere sich mehr um alte verlegene Waren seiner Bibliothek als um die lebenden Gelehrten. Nach geraumer Zeit noch denkt Lessing trotz dem kritischen Vorsprung seiner Ausgabe mit Ärger an diesen Irrtum und den unbequemen Rezensenten. Doch den Vorwurf der Kleinlichkeit, dessen was die vornehmen Romantiker im Vollgefühl ihres Geistreichtums Andacht zum Unbedeutenden nennen, rechnete er sich stets zur Tugend. „Herr Lessing ist Mikrolog“, erklärte mit ein paar nachhinkenden Lobsprüchen der unberufenste Bekrittler, Bahrdt in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, die dann Herrn Lessing „feyerliche Abbitte und Ehrenerklärung“ leisten und „ehrlich den Leviten abschreiben, den er uns über diesen Vorwurf gegeben hat“:

„Vitrea fracta dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche. Aber mit seiner Erlaubnis. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem Anderen. Was wir weder für wichtig noch für anmutig halten, hält ein Anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfters die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Wert der Dinge schätzen. Ja, nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist, aber freilich nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein, nicht weil er es wirklich klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht: weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen, es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft.

Sie stehen ihm ebenso unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Überschauung eines großen Ganzen so notwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden; und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse".

Es ist eine kunsthistorische Forschung, die ihn zu diesen vielberufenen Worten bewegt, und die Petronischen oder Liscowschen „Glasscherben" zitiert er mit um so treffenderer Ironie, als es sich um „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau" handelt. Wie Lessings Untersuchungen zur alten Kunstgeschichte fast nirgend der Autopsie, sondern einem theoretisch-ästhetischen und litterarischen Anstoß entspringen, so hat ihn auch in der neueren keine sinnliche Anschauung von Gegenständen, sondern die Prüfung gedruckter oder handschriftlicher Nachrichten getrieben. Er hielt sich in engen Grenzen und blieb weit entfernt von den kunsthistorischen Leuchten, die dann einerseits Goethe, die Romantiker anderseits aufsteckten. Der verdiente Dresdener Kunstforscher v. Heinecken hatte in französischen und deutschen Schriften über Bücherdruck, Holzschnitt und Kupferstich sein Augenmerk der Biblia pauperum, einer Bilderbibel für ungelehrte kleine Leute gewidmet. Den Ursprung dieser Blätter, welche die Wolfenbüttler Bibliothek in seltensten Exemplaren von 1470 und 1475 besaß, glaubte Lessing aus Büchern und Handschriften eben dieser Bibliothek überraschend nachweisen zu können. Man spürt dem lebhaften Vortrag die Freude des Findens an, denn kein fertiges Gespinst bringt Lessing zu Markte, sondern wir sollen ihn am Webstuhl seine Fäden schlagen sehn. Ganz richtig erkannte Reiske selbst in den „Beiträgen" den großen Dramatiker, der einen desparat versitzten Knaul erst auf eine bängliche Weise fest zuschlinge und ihn dann durch behutsames und glückliches Entwickeln so sanft löse, daß der Knoten ganz gemach auseinander gehe. Wir beobachten nun hier diesen Dramatiker nach beendeter Lektüre Heineckens bei der Arbeit und verfolgen, wie weit er nach und nach auf seiner Suche kommt. Ein ganzes Itinerar breitet sich aus, da denn die Geschichte der Reise fesselnder scheint als das

Ziel, oder nach Lessings Worten die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebenso viel wert, ebenso lehrreich ist wie die Sache selbst. In des Crusius lateinischer Kunde von der Stiftung jenes schwäbischen Klosters, dem, auch durch Lessing angeregt, Kerners beschreibende Liebe wie Uhlands Sagenpoesie glücklich genaht sind, stieß Lessing auf eine knappe Nachricht über vierzig korrespondierende Fenstergemälde des Kreuzganges, typisch und antitypisch den beiden Testamenten abgewonnen, in je drei Felder geteilt, mit Prophezeiungen verbrämt, an Zahl und Anlage den Blättern seiner Armenbibel völlig gleich. Er suchte weiter in den Annalen von Crusius und Trithemius, ohne näheren Aufschluß zu finden, bis ihm der Doktor Johann Parsimonius oder Karg, aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, mit einer ausführlichen, den Bildern zumal sehr genau gewidmeten Beschreibung so entscheidend wie möglich zu Hilfe kam. Lessing wußte von diesen Manuskripten, er las sie nach und reproduzierte zwei der „wörtlichen Handrisse," woraus die Übereinstimmung mit jenen Holzschnitten unwiderleglich folgt. Dann aber zeigt sich, wie Reiske sagen würde, der Knaul desperat verfitzt: die Biblia pauperum, deren drei gotische Segmente schon für die Abstammung von gotischer Architektur zu sprechen scheinen, soll der Hirschauer Glasmalerei treulich gefolgt sein, und dem widerspricht die chronologische Angabe des Crusius. Und wenn Lessing auch den Crusius eines Irrtums überführt, so beweist ihm doch Trithemius, daß die Auszierung des Hirschauer Kreuzgangs erst nach den vierzig Holzschnitten fällt. Sonach wäre Lessings Spiel verloren, wenn er nicht mittels neuer Kombinationen von andern Holzschnittreihen und Fenstergemälden und durch die notwendige Behauptung, der Abt des Trithemius habe die Bilder nur erneuert, seine scharf gedachte und elegant dargelegte Meinung rettete. Einem angehängten Exkurs über den Namen der Biblia pauperum und eine gleichbetitelte „homiletische Schwarte" fehlt die Bündigkeit und Frische des Hauptteils, während ein weiterer Aufsatz über „Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller" sowohl Lessings erstaunliche Belesenheit und Emsigkeit ins Licht setzt, als auch dem liebgewonnenen Parsimonius Einzelheiten für die Geschichte Hirschaus dankt. Der ersten, ungleich anziehen-

deren Abhandlung wird das Verdienst, das besondre Thema mit glänzendem Geschick gefördert und der ganzen, noch so dilettantisch sammelnden Kunstgelahrtheit eine strenge wissenschaftliche Methode vorgetragen zu haben, durch die Resultate der letzten Jahrzehnte nicht geschmälert. Es ist nämlich erwiesen, daß die Drucke der Biblia pauperum von viel älteren Bilderhandschriften abstammen und Codices zu Wien und St. Florian aus dem Ende des dreizehnten oder dem Anfang des vierzehnten Säkulums die Unwandelbarkeit dieses geschlossenen Typenkreises durch einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten außer Zweifel stellen, daß aber die Glasfenster des Hirschauer Kreuzganges nur ein spätes Beispiel der langen Reihe, keineswegs der Archetypus für die allmählich auf fünfzig angewachsenen Holzschnitte waren.

Ähnlich steht es um die zweite kunsthistorische Arbeit, die Lessing, durch diesen Erfolg angefeuert, den Wolfenbüttler Manuskripten abgewann: „Vom Alter der Ölmalerei aus dem Theophilus Presbyter," 1774 selbständig herausgegeben; den gesäuberten Text schickte Leiste 1781 nach. Diese Arbeit, knapp und klar aus einer rasch fortschreitenden Darstellung und gelehrten Anmerkungen zusammengefügt, bietet einen erheblichen Beitrag zur Geschichte der Kunsttechnik des Mittelalters, indem sie überhaupt das Studium der Quellen anregt und in einem gegebenen, besonders wichtigen Fall ein allgemein nachgesprochnes Axiom des Vasari an der Hand eines ältern, zuverlässigeren Führers umstoßen will. Die Ölmalerei galt schlechterdings für Erfindung des altflandrischen Meisters Jan van Eyck — von dem größeren Bruder Hubert sprach man kaum —, dem Antonello da Messina das Geheimnis abgelockt haben sollte; eine Sage, die aus manchen Ursachen Lessings Zweifel weckte. Nur schien es ihm mißlich, den eingebürgerten Ruhm eines Erfinders mit bloßen Vernünfteleien zu bestreiten, solang durchschlagende Gegengründe fehlten. „Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter"; sie sollen das Alter der Ölmalerei um Jahrhunderte hinaufrücken, denn die beiden Eyck malten in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im ersten Viertel des fünfzehnten, der Wolfenbüttler Codex der Schedula diversarum artium aber, worin der Ölmalerei schon Erwähnung geschieht, ge-

hört dem zehnten oder elften, ihr Verfasser, wenn anders er in Tutilo von St. Gallen richtig erkannt ist, dem neunten Jahrhundert an. Lessings behutsame Argumentation behauptet denn doch zu viel: allerdings hat er sich um einen festen philologischen Untergrund alle Mühe gegeben, die Leipziger oder „Pauliner" Handschrift herangezogen und richtig eingeschätzt, auch eine junge Pariser nicht übersehn, er hat trotz geringfügigen bibliographischen Irrtümern das Verhältnis des wiederholt aufgelegten Lumen animae, worin Theophilus zitiert wird, zur Schedula in dem einen Hauptpunkt festgestellt, über den sogenannten Anonymus Muratorii treffend abgeurteilt; doch sein vornehmstes Manuskript stammt erst aus dem zwölften Jahrhundert, und die auch sprachlich verunglückte Gleichung Theophilus-Tutilo ist in keiner Weise zu halten. Der neueste Herausgeber Ilg sucht den Verfasser der Schedula und des Breviarum kühn in einem Benediktiner Rugerus oder Rogkerus, der um 1100 im Kloster Helmershausen der Goldschmiedekunst oblag. Ohne Zweifel war Theophilus ein im Kunsthandwerk wohlerfahrner Kleriker. Er leitet trocken zur Glasbereitung an, von der Ofenkonstruktion her, verfolgt die Metalltechnik besonders für das Kirchengerät, als da sind Kelche, Kandelaber, Rauchfässer, Kreuze, Meßkännchen, und handelt im ersten Buche seines „alten Trösters," wie Lessing mit guter Laune sagt, von verschiedenen Farben, Firnissen und Leinen: „Die Ölmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Öles selbst gelehrt." Ist dem so, dann behält Lessing recht, mag er auch chronologisch gefehlt haben. Und wenn Lessing das zu getrost für Ölmalerei nahm, was in den drei einschlägigen Kapiteln des Theophilus streng genommen nur einen Anstrich oder Firnis bedeutet, wenn eine neue Epoche doch an Hubert und Jan van Eyck anzuknüpfen ist, weil sie, nicht zu allererst zwar, dem Farbenkörper Öl beimischten, wenn endlich auch diese Meister bei stark vorwiegender Temperatechnik immer noch keine moderne Ölmalerei übten, die sich vielmehr erst seit dem Ausgang des fünfzehnten, dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts neben der Temperamalerei allmählich im Süden wie im Norden auszubreiten begann, so bleibt der gelehrt und scharf durchgeführten Untersuchung Lessings doch das Verdienst, einen der wichtigsten Traktate zur Kunsttechnik des Mittelalters philologisch erschlossen, seine Spuren

in der Litteratur kundig verfolgt, die Anwendung von Öl in der Malerei zurückdatiert und die landläufige Anekdote, die Öltechnik sei von Einem Mann auf Einen Schlag entdeckt worden, mit gesundem historischem Sinn bestritten zu haben. Die Glashütten Seiner Durchlaucht konnten freilich nicht, wie Lessings Begleitbrief andeutet, von dem alten Theophilus lernen, doch in der Kunstgeschichte war ein tüchtiger Schritt getan.

Diese strenge Methode trug Lessing auch in die Behandlung der alten und jüngeren deutschen Litteratur, da er zu Wolfenbüttel verjährte Pläne wieder aufhob und neue ins Auge faßte. Zunächst, als eine Gabe für den Sammler Zachariä, mit einer Einleitung in Briefen „Gedichte des Andreas Scultetus“ 1771, die ihn schon in Wittenberg vor den Logaustudien und wieder in Breslau angezogen hatten. Der junge Schlesier gehört zu den besseren Kunstpoeten des Opitzischen Zeitalters. Bevor ihn sein Übertritt zur katholischen Kirche verstummen ließ, hat er in manchen Versen ein starkes Pathos angeschlagen, obwohl die „Österliche Triumphposaune“ gleich im Titel dem allgemeinen Schwulst verfällt und auch bei ihm forcierte Hitze mit gelehrter Kälte wechselt. Lessing nimmt das Talent seines Schützlings zu hoch; auch erweicht ihn die Erinnerung an gemeinsames Lesen mit einem teuren Toten: er glaubt, schon der Umstand, daß Kleist einen, noch dazu mühsamen und trocknen Vers jenes verschollenen Dichters von der Lerche nachgeahmt habe („In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren“), müsse die Welt für den Andreas Scultetus gewinnen. Mit besonderer Genugtuung begrüßten die treuen Breslauer Freunde diese Spende zur schlesischen Litteratur, und wie Lessing fortan die Bemühungen der Braunschweiger um Wernicke, Tscherning usw. teilnehmend förderte, so dankte der wackere Klose dem Mann, „der meine höchste Bewunderung und Liebe“ verdient, gleich Jachmann und Arletius durch Nachlesen zum Scultetus. Auch einem älteren Stück in Lessings erstem „Beitrag“ sandte er die Ergänzung nach, der „Nachtigall“ den „Klaggesang der Nachtigall“. Lessing hatte das vernachlässigte Gebiet des historischen Volksliedes eifrig aufgesucht, wo dann Eschenburg rüstig erntete, und ein poetisch ziemlich geringes Reimpaargedicht aus den Grumbachischen Händeln wieder abgedruckt und beleuchtet. Er erkannte den Wert dieser

großen Gattung, legte sich Sammlungen an, verzeichnete die Pausen der amatoriae cantilenae im Elend der Seuchen, streifte den Übergang vom Minnesang zu den Meistersingern und ihre Metrik und deutete vor Herder und dem „Wunderhorn“ unter anderm die Limburger Chronik als vollste Quelle für den weltlichen und geistlichen Volksgesang des vierzehnten Jahrhunderts aus, ohne doch zu einer bedeutenderen Publikation vorzuschreiten. Seine Liebe zur Populärpoesie war seit den Tagen der „Litteraturbriefe,“ wo er dem leidenschaftlichen Lappen, der sanften Littauerin gelauscht, enger geworden, doch nicht erstorben, während Herder und die Jüngeren teils auf allen Fluren der Welt unverwelkliche Blüten lasen, teils immer lauter nach einem deutschen Percy riefen. Die sinn- und schwungvollen Offenbarungen Herders machten Epoche; sie bestärkten namentlich Bürger in seinem Vorhaben einer vaterländischen Sammlung, für die er geniemäßig im „Herzensausguß über Volkspoesie“ mit ebenso viel schöner Begeisterung wie ärgerlicher Übertreibung gegen Kunstpoesie und Ästhetik eintrat. Dieser Aufruf „Daniel Wunderlichs“ gab dem Geniefeind Nicolai 1777 f. Anlaß zu zwei Jahrgängen einer Parodie, deren Hohn wie bei den „Freuden Werthers“ nur auf sein eigenes Haupt zurückfällt: „Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen, vnndt kleglicherr Mordgeschichten . . . herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusterun tzu Ritzmück ann der Elbe“, in einer toll travestierten Orthographie und mit plumpen Ausfällen. Darin erschien viel Gutes aus altem Bergreien, auch unzuverlässige Melodien, mancher mundartliche Fund, neben behaglich hingeworfenen Zoten rührender Ernst; doch man kann sich schwer daran erfreuen, weil der Urheber die Schätze des Volks nur aus niedriger Gesinnung dem Schutt entriß und die Einkleidung ihn als Hohnnecker bloßstellt. „Syngen denn“, sagt er im bösen Vorwort von den schwelgenden Genies mit einem Seitenhieb auf Bürgers dämonische „Lenore“, „satt vnndt selig, eyn Volckslied, vom feynen Libchen oder von Gespenstern, die ym Mondenscheyn wancken, sprechen Hon der kalten Vernunft, schelten uff die Cultur.“ Das ists: der rationalistische Dünkel verblendet Nicolai gegen das Volkslied, das ihm nur Handwerksburschensingsang ist und von dem die „gelarten Hansen“ ihre Hand lassen sollen. Anders Lessing. Er

trennt sich auch in dieser Streitfrage der Geniezeit freisinnig von dem aberweisen Berliner, dem nur ein Gebler in Wien Beifall klatschte, von der nüchternen Aufklärung. Lessings Antwort auf das erste Bändchen war Schweigen, nicht sein so häufiges aus Lässigkeit, sondern ein beredtes aus Verlegenheit und Ärger. Als ihn Nicolai im folgenden Jahr um seine Mithilfe bei einer würdigen Schlußpolyglotte „für gelehrtes Volk" bat, gab er einen alten schlechten Scherz hin, die Übertragung der zweideutigen Verslein „Schautest du denn nie Jungfer Lieschens Knie" usw., griechisch, lateinisch und englisch, mit der kurzen Bemerkung, Weiteres sei ihm entfallen, sodaß der bornierte Freund sich selbst ein recht grobes Schlemperliedel suchen mußte. Lessings ausweichenden Spruch, er fälle kein Urteil über die „Schmutze", bedaure jedoch, da auch ein ernster Plan dabei walte, den Mangel an Quellenangaben, hat Nicolai nicht beherzigt. Deutlicher hieß es im nächsten Brief (20. Sept. 1777): „Etwas wirklich Gutes" könne Lessing nicht einschicken, denn „das wäre gerade wider Ihre Absicht"; Nicolai verspotte die Wichtigkeit einer Sammlung guter Lieder, und Lessing empfiehlt deren Aufbewahrung als eine sehr angelegene Sache; wenn jener nach ganz verfehlten Produkten studierter alter Reimschmiede verlange, so seien dergleichen Lieder gerade keine Volkslieder: „also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam sein müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen sollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an." Wie fern Lessing von einer im achtzehnten Jahrhundert durch Litteratur und Leben ausgebreiteten Mißachtung des Volkes war, lehrt auf unserm poetischen Gebiet außer dieser Lektion auch das ältere, freundschaftlich schonende Schreiben an Gleim, der 1772 wohlgemeinte, doch saftlose und altkluge „Lieder für das Volk" herausgegeben hatte. Ganz anders als Gellert und Genossen versteht Lessing die sogenannte Herablassung zum Volke, für dessen „heitere Armut" er herzliche, liebenswürdige Worte findet. Der gutmütig verselnde Volkslehrer und der spaßende Satiriker in Lessings Freundeskreise waren beide gleich unfähig, echte Volkspoesie zu ahnen, in einem Jahrzehnt, das auf Herders „Volkslieder" stolz sein darf. Bürgers verrannte Deklamation wird auch Lessing mißfallen haben, doch an Herder

schrieb er den bündigen Lobspruch: „Ihre Volkslieder sind mir sehr lieb und wert.“

Zwei Jahre nach Nicolais Zumutung erging die Bitte Herders um Förderung seiner „Volkslieder“ an Lessing, den er mit verwandten Studien beschäftigt glaubte. Lessing klärt ihn auf: „Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen“. Der lyrischen Gattung fremder und mit dem Sang eines Walther wenig vertraut, glaubt er, man müsse, dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, mehr das erzählende und didaktische Fach wählen. Auf Priameln, von denen Wolfenbüttel u. a. eine späte Nürnberger Sammlung besaß, und Bildergedichte kommt es ihm an. Die Auffädelung alter Kernsprüche zu einer epigrammatisch-ethischen Auswahl „Altdeutscher Witz und Verstand“ ergötzt ihn. Er findet bei Luther und seinen Zeitgenossen die unabsehbarste Beute, macht mit klugen und nachdrücklichen Worten auf die in wüster Sprachkraft schwelgenden, kulturhistorisch so ergiebigen Schriften des begabtesten und leidenschaftlichsten Lutherfeindes Thomas Murner aufmerksam, er wünscht schon in Breslau eine vergleichende Musterung der alten Novellen und kleinen Schwänke, lang vor Clemens Brentano Neudrucke der frühesten deutschen Romane wie Jörg Wickrams „Goldfaden“, er würdigt als Erster außer den Knittelreimen auch die reformatorischen Prosagespräche des Hans Sachs. Bei solcher Lektüre sah oft der Theolog dem Philologen über die Schulter. Und die Didaxis des ausgehenden Mittelalters wollte Lessing, der niemals im großen Stil Herders und der Romantiker Litteraturgeschichte getrieben, dessen Detailforschung aber auch die rationalistische Blindheit gegen das Mittelalter verleugnet hat, erwecken durch eine kritische Ausgabe des ungeheuer weitläufigen „Renners“ von Hug von Trimberg nach drei Wolfenbüttler und anderen Handschriften; eine vollständige, während Herder unphilologisch die Ausmerzung der unnützen Allegorien empfahl. Aus seinem besten Codex hat der Bibliothekar zunächst einzelne Tierfabeln, dann ein großes Stück geduldig und reinlich abgeschrieben; es ist erwähnenswert, daß ein Band dieser Kopie später im Besitze F. A. Wolfs war. Er ging den Spuren Freidanks im „Renner“ nach und brachte sprachliche wie textkritische Noten zu Papier. Doch weder übersah er die ver-

wirrende Menge des heut angehäuften und gesichteten Handschriftenmaterials, noch kann das von ihm bei andrer Gelegenheit für altdeutsche Texte geratene Verfahren befriedigen, das weit auseinander liegende Zeiten und Mundarten eklektisch zu einem falschen Ideal vereinigen will. Lessing, trotz dem philologischen Fortschritt, der schon in der abwägenden Benutzung mehrerer Handschriften liegt, lehrt uns doch selbst, in welcher Kindheit die deutsche Philologie noch tappte. Wunderlich kritisiert er seine Methode: „Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anraten, bei welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studieren zu wollen.“ Und doch war Lessing, der hier allen Gesetzen der klassischen Philologie entgegen im Deutschen einen Dilettantismus des Geschmackes gut heißt, der verschrobenen Pfuscherei des Germanisten Klopstock sehr überlegen. Er rannte sich nicht fest in der Bardenurzeit und deklamierte nicht lang von den Heldengedichten Karls des Großen, er warf nicht die verschiedensten Völker zusammen, sondern besah unterwegs altdeutsche Handschriften einer Klosterbibliothek und las mittelhochdeutsche Epen. Er fälschte die Sprache nicht mit abgeschmackten altertümelnden Prägungen, sondern arbeitete zu verschiedenen Zeiten, von Berlin und Breslau bis Wolfenbüttel, mit historischem Sinn, wiewohl etymologisch ganz unsicher, an einem deutschen Wörterbuch. Sein Exemplar des Steinbach füllte sich mit Einträgen. Ebenso freudig wie etwa Voß und ebenso fern von Adelungs nervenlos korrektem Dünkel, der „Niedriges“ schulmeisterlich abstempelte, „Pöbelhaftes“ als der Sprachforschung unwürdig ganz ausschloß, exzerpierte Lessing Denkmäler des Mittelalters und der Übergangszeit, ohne die späteren Schlesier und neueste schöpferische Schriftsteller zu vernachlässigen oder über dem Hochdeutschen das Plattdeutsche zu vergessen. Das Recht der Mundarten hat er stets geachtet und in Hamburg sein eigenes Obersächsisch mit niedersächsischen Ausdrücken bereichert. Das Problem des Ursprungs der Sprache ist auch ihm, der keiner göttlichen Inspiration mit Süßmilch huldigen konnte, schon vor Herders genialer Preisschrift flüchtig

durch den Kopf gegangen: ein Aufsatz über die Sprachverschiedenheit sollte von der Sage des Turmbaus zu Babel anheben. Über die Entstehung der hochdeutschen Schriftsprache als einer willkürlichen Auswahl aus den Mundarten hegte Lessing irrige Gedanken, und das Gotische galt ihm zwar richtig als ältere Schwester, nicht als Mutter des Althochdeutschen, doch durch Knittels Druck auf ein Wolfenbüttler Bruchstück des Römerbriefes und den in Upsala liegenden silbernen Codex des Ulfilas geführt, ging er der Anordnung der gotischen Evangelien, ihrer Quelle, dem absichtlichen Ausfall eines Kapitels, also „nur dem mageren theologischen Gewinn, nicht dem großen sprachlichen nach". Seinem Urteil fügt Jacob Grimm die Worte bei: „Diesen hellen scharfen Geist lenkte seine Vorliebe für Fabel und Spruch nur zu wenigen altdeutschen Dichtern zweiten oder dritten Ranges: hätte er die besten je gelesen, er würde auch Mittel gefunden haben für sie zu gewinnen." Und doch war ihm Walther von der Vogelweide früh zu Gesicht gekommen, doch gingen ihm nachher höfische Epen durch die Hand, er streifte den Ursprung und die internationale Verzweigung der Gralsage und zog in Wolfenbüttel den alten Druck des „Engelhard" Konrads von Würzburg ans Licht; auch nannte Gleim die Vertreter der mittelhochdeutschen Blüte noch 1773 in einem Brief „Ihre Dichter des dreizehnten Jahrhunderts", als sei Lessing zugleich Liebhaber und Autorität auf diesem Gebiet. Es hatte wirklich eine Zeit gegeben, wo er „die naive Sprache, die ursprünglich deutsche Denkungsart der Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" mit frischer Begeisterung umfing. Er war ja schon 1758 von den Liedern des preußischen Grenadiers zu den „Kriegsliedern der alten Barden und Skalden", von den tapfern Soldaten des siebenjährigen Krieges zu unsern Vorfahren als einer „Nation von Helden", von Friedrich zu den Staufern zurückgegangen und hatte wirklich aus Nibelungen und Heldenbuch einen Hauch des kriegerischen Geistes der Germanen gespürt. Mit kühler Ironie dagegen lehnt er in Wolfenbüttel mehrmals den beliebten Ausdruck „schwäbisches Alter" ab, „das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach den französischen siècles geformt zu sein scheinet. Denn Gott weiß, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im Geringsten mehr Verdienst haben als der itzige König von Preußen um die

gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet". Es war nach Bodmers echter Begeisterung Johannes Müller vorbehalten, die Nibelungen als „deutsche Ilias" zu verherrlichen und eine romantische Liebe zur Poesie des deutschen Mittelalters zu entfachen, sowie sein Landsmann Füßli das „erste aller deutschen Gedichte" hoch über einen „Messias" erhob. Der griechengläubige Verfasser des „Laokoon" dachte beim Untergang der Burgunden, den er in schlecht überlieferten gedrungenen Strophen ohne den harmonischen Fluß des Hexameters, ohne die entfaltende Kunst und die behaglichen Bilder Homers las, nie an Achilleus und Hektor. Schon in jenen Frühjahrstagen der patriotischen Begeisterung von 1758 hatte Lessing bei der Lektüre mehr Wortphilologie als Altertumskunde getrieben und aus „unverantwortlichen Fehlern" in der Züricher Ausgabe von „Chriemhilden Rache" die Überzeugung gewonnen, „daß die Herren Schweizer eben nicht die Geschicktesten sind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben." Darum hätte er, im „alten schwäbischen Deutsch" geübt, gern an Text und Glossar die Schwäche der Züricher nachgewiesen, aber nicht den ästhetischen und nationalen Wert der Dichtung beleuchtet. Ein Teil seiner zur gleichen Zeit begonnenen Untersuchungen über die historischen Elemente des „Heldenbuchs" mit entschiedener Polemik gegen einzelne Gelehrte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist in Lessings Nachlaß auf uns gekommen; die Erhaltung anderer Hefte dieses Inhalts würde der Wissenschaft weder Anregungen noch Resultate gebracht haben, denn seine Gesichtspunkte für die historische Grundlage sind falsch gewählt, seine Deutungen der Personen mehrfach ein Rückschritt gegen Gottsched.

Daß die Heldensage Mythos und Geschichte vermählt, ist diesen Lessingischen Blättern bis auf die leiseste Ahnung fern. Sowohl für die Texte des deutschen Mittelalters als für die Entstehungsgeschichte des deutschen Epos erwachte in Karl Lachmann, der zwölf Jahre nach Lessings letzten germanistischen Versuchen in Braunschweig geboren ward, der lang entbehrte Meister.

Viel glücklicher war Lessing in seinen Forschungen über die

mittelalterliche Fabel. 1757 hatten die Züricher einen Band „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“ herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß Lessing, damals in frischen Fabelstudien begriffen, zur alten Einfalt der Apologen zurückstrebend und litterarhistorischen Arbeiten hingegeben, sich diese Spende sogleich aneignete. Im Wörterbuch zum Logau zieht er sie mehrmals und zwar nach der falschen Taufe, die Gottsched vorgeschlagen und das schweizerische Gelehrtenpaar blindlings angenommen hatte, als Fabeln des Herrn von Riedenburg heran. Ihm selbst war es beschieden, Inhalt, Zeit, Verfasser, Quellen des vermeinten Ineditums, von dem Bodmer und Breitinger nur einen Teil durch einen ältern elsässischen Germanisten vorweggenommen wähnten, mit zwingender Beweisführung nachzuweisen. Die Mangelhaftigkeit des Textes konnte gleich anfangs ihm nicht entgehn, aber zur chronologischen Bestimmung, die heute jeder Student treffen müßte, bedurfte man damals, wo man tastend weit getrennte Perioden in ein vages schwäbisches Alter zusammenwarf und Denkmäler aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vor Kaiser Friedrich II. ansetzte, anderer als sprachlicher und metrischer Stützen. Erst in Hamburg lenkte 1769 eine bibliographische Beschreibung frühester Inkunabeln Lessing auf die rechte Spur, die Gottsched bereits gekannt hatte. Jene Fabeln waren kein Anekdoton, und das bisher nur von seiten der Typographie, aber nirgend nach seinem Inhalt gewürdigte Buch befand sich in Wolfenbüttel. Einer der ersten Griffe des neuen Bibliothekars galt diesem kostbaren Bande. Seine durch Heinecken geweckte Vermutung ward Gewißheit: die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“ lagen in einem Bamberger Druck von 1461 vor ihm, ein ehrwürdiger Erstling deutscher Inkunabeln. Als er 1773 im Beitrag „Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger“ seinen ersten Fund eingehend bekannt machte, drängte sich ihm die lebhafte Bemerkung auf, die wir ähnlich schon in andern bibliothekarischen Schriften lasen: „Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas sein kann und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es völlig ungerügt einmal und zweimal als etwas ganz

Neues aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht, der Litterator verachtet meistens den Poeten, und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul." Er erklärt es für Amtspflicht, was er bewache zu kennen, und beginnt mit Ergänzungen zu Heinecken, ohne die typographischen und bibliographischen Fragen völlig abzuschließen. Sie sind hier auch nebensächlich. Für den Nachweis der Gleichheit der Züricher und Bamberger Fabeln genügen wenige Worte, sowie Ein Blick Lessings genügt hatte, die Übereinstimmung zu sehen. Also hat er nur die Mühe, das nähere Verhältnis der beiden Texte zu bestimmen, was durch Vergleichung ganzer Partien und einzelner Verse geschieht. Ungleich wertvoller als solche mangelhafte Kollationen, die auch in der Ausscheidung von Flickversen zu weit gehen, ist die Ergänzung der Züricher Ausgabe durch den Epilog und sechs von Lessing vollständig abgedruckte Fabeln, so daß, beide Bücher zusammengenommen, keines der „hundert peispil" mehr fehlt. Lessings Schluß deutet schon die zweite, nicht minder durchschlagende Entdeckung an, die er jedoch erst 1780 ausarbeitete, die Entdeckung des Verfassers. „Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name aus einer Handschrift unsrer Bibliothek von Gottscheden mit einer Dreistanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihresgleichen haben dürfte." Von den für unsre Fabeln in Betrag kommenden Handschriften, aus denen nun Lessing zwar höchst willkürlich zusammengeklaubte Textproben, aber den wahren Autornamen schöpfte, hatte Gottsched eine zur Hand gehabt. Er besaß überhaupt das ganze nötige Material, noch bevor die Schweizer auftraten: er kannte die Identität der Fabeln bei Scherz und der Fabeln des Bamberger Druckes, was den Zürichern entging, weil nach Lessings Bemerkung jeder auf den andern schimpfte, doch keiner den andern las: er hatte die Seite des Codex Gudianus, wo der Dichter sich nennt, aufgeschlagen, blieb aber zu bequem bei einem Verse stehn, der nicht den Urheber, sondern den Adressaten der Widmung anführt: er konnte da finden, daß diese Fabelmasse dem Latein entlehnt sei, und die Quellenforschung eröffnen. Die Schweizer übernahmen von Gottsched in einem Nachtrag nur den unglücklichen Herrn von Riedenburg, den

man sogleich in einem alten burggräflichen Minnesinger wiederfand. Ein Vergnügen für Lessing, die Köpfe der alten Feinde an Linnaé und Pleiße zusammenzustoßen. Aber er hat doch selbst die unzulänglichen Winke Gottscheds sehr verspätet kennen gelernt, beim Erscheinen der Züricher Ausgabe noch gar nichts davon gewußt, Gottscheds leicht fortzuführende Entdeckung für die Inkunabel sogar erst nach seinen eigenen Fünden beachtet und kühl erwähnt. „Der es zu dewtsch pracht von latein . . . er ist genant Bonerius", las Lessing in der von Gottsched allzu flüchtig eingesehenen Handschrift. Die Wolfenbüttler Manuskripte des „Edelsteins" (diesen Titel konnte Lessing noch nicht wissen) sind freilich schlecht genug und Lessings Ausführungen darüber ohne weitern Belang, aber Boner heißt der Fabulist wirklich, er gehört wirklich dem vierzehnten Jahrhundert an, nur nicht der zweiten Hälfte, wie sein Entdecker mit subtilen Gründen darlegen möchte. So ist auch die Zeitbestimmung wenigstens ungefähr gelungen, und die Verwertung des „Renners" dafür war an sich ein methodischer Fortschritt. Seither ist der Predigermönch Ulrich Bonerius urkundlich für die Jahre 1324—1349 in Bern nachgewiesen und aus der Widmung an den ebenfalls noch 1349 bezeugten Herrn Johann von Ringgenberg (nicht Riedenburg oder anders) ein ziemlich sicherer Schluß auf die Abfassungszeit des „Edelsteins" gezogen worden. Auf Lessings Schultern steht die rüstige Bonerforschung neuer Zeit in der Quellenfrage, denn auch der Versuch, an Avians Stelle die prosaischen Apologi Aviani zu schieben, und selbst der weitere Versuch, die Zeitfolge sowie die sachliche Gruppierung bei Boner aus innern und äußern Gründen teils umzustoßen, teils klar zu machen, hat Lessings belesene Nachweise zur Voraussetzung. Ebenso ist man in Bezug auf die schwierigen Epimythien in lateinischen Hexametern bis heute nicht viel weiter gekommen als Lessing, der diese Frage noch für einfacher ansehn durfte. Lessing hat in einer anschaulichen Tabelle bewiesen, daß in Boners Hundert über zwanzig Nummern aus Avian und vorher über fünfzig aus dem sogenannten Anonymus Neveleti geflossen sind. Er hat nur in Kleinigkeiten geirrt, wenn ihm ein allgemeiner Pentameter des Anonymus als Motiv für die 1. Fabel genügt oder der „Renner" einmal allein beigezogen wird, und er hat wahrscheinlich schon fast alles gewußt, was

neuerdings aus den Gesta Romanorum, dem Jacobus a Cessolis, Petrus Alfonsi, Johannes Junior, Vincentius Bellovacensis hervorgeholt worden ist; denn Lessing versichert, von dem noch unerledigten Viertelhundert — heute sind es nur noch fünf — achtzehn Fabeln belegen zu können, und mehrere der eben genannten Namen finden sich in seinen nachgelassenen Notizen, die samt brieflichen Nachrichten für das regste, bis auf Chaucer und viel weiter ausgedehnte, hier und da in den Orient erstreckte Parallelstudium der mittelalterlichen Apologen- und Novellenlitteratur zeugen.

Mit dem Anonymus Neveleti, der Hauptquelle Boners, war Lessing im Verlauf seiner unermüdlichen, seit den Leipziger Anregungen durch Christ erfolgreich betriebenen Forschung über die antiken Fabulisten und ihr Nachleben im Mittelalter vertraut geworden. Außer bedeutenden Skizzen liegt uns der zwischen Christs paradoxer Kühnheit und dem ruhig sichtenden Fleiß der Gegenwart sehr förderlich vermittelnde Beitrag „Romulus und Rimicius“ (1773) vor, ein bewundernswertes Probstück von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. „Mit jener Entdeckung“ Boners „hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Äsopischen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerem Fleiße studierte als den Phädr. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich in den Noten des Gudius über meinen Autor auf Dinge, die ich mir dort und nur dort aufklären zu können versprach.“ Der Bibliothekar durfte sich gründlich in diese Stoffülle vergraben. Der griechische Äsop war im Mittelalter verschollen und ersetzt durch Prosaauflösungen der Jamben des augusteischen Phädrus, besonders durch die an Kunstwert geringe, doch höchst einflußreiche Paraphrase des Romulus, von der Österley später eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts in völliger Übereinstimmung mit der Weißenburger, dem Codex Gudianus zu Wolfenbüttel, fand. Der Anonymus in Isaak Nevelets verworrenem Sammelwerk von 1610, Mythologia Aesopica, hat den ersten drei Büchern des Romulus, die auch Heinrich Steinhövel in seinem deutschen „Äsopus“ (Ulm um 1475) ohne stärkeren Umsturz der alten Anordnung darbietet, die Form lateinischer Distichen gegen Ende des zwölften Jahrhunderts geliehen und seinerseits einen internationalen Einfluß ausgeübt. Das Material der Romulus-

handschriften und der unmittelbaren oder mittelbaren Bearbeitungen nach Romulus ist seit Lessings Tagen beträchtlich angeschwollen. Es war schon damals schwer zu überblicken, sehr schwer zu entwirren, da Gelehrte wie Nevelet und Nilant mehr verwickelnd als klärend gearbeitet und Christ, wie er den Knoten der noch immer nicht ohne Rest gelösten Phädrusfrage mit der verfehlten Annahme humanistischer Falschmünzerei zerhieb, durch die Prolusio zum Phädrus und die Fabulae Aesopicae nur eine trübe Gärung der heiklen Probleme bewirkt hatte. Besonders waren verschiedene Romulusschichten zusammengeworfen und weiter der Prosaphädrus des Romulus mit der Äsopübersetzung des Rimicius, eines Italieners aus der Renaissance, ärgerlich vermengt worden. Hier räumte Lessing auf, indem er zugleich neues Licht über den Gudischen Phädrustext und über den Bestand sowie den Zusammenhang mannigfacher Fabelwerke mittelalterlicher und neuerer Zeit ergoß. Es ist unmöglich, die Pfade, wo so viele Dornen den Vordringenden aufhielten und so viele Steine den behutsamen Schritt gefährdeten, rasch abzuschreiten. Auf wenigen Blättern hat Lessing Andeutungen und Ergebnisse, Fragen und Antworten zusammengefaßt, selten nach damaliger Sachlage fehlgreifend, gelegentlich Auskünfte versprechend, die uns vorbehalten worden sind, wie für den Überschuß des Nilantischen Anonymus gegen seine schlimm behandelte Quelle, den Romulus, oder für einen damit zusammenhängenden Schluß auf die der heutigen Philologie reiner als der Christischen fließende Tradition des Phädrus selbst. Zwei Beweise vor allem tritt er an, und beide sind ihm über allen Zweifel gelungen: „vors Erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben." Indem Lessing zum Schluß eine vergleichende Tabelle für den Phädrus und mehrere Romuli aufstellte, wurde den folgenden Paralleliſten die Arbeit beträchtlich erleichtert: indem er dem Steinhöwelschen Äsop seinen richtigen Platz in der Entwicklung anwies und auch sonst die so wichtigen litterarischen Makler Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert beachtete, half er dem selbst heute noch zurück-

gebliebenen Studium jener Übergangszeit unſrer Proſa die Bahn brechen. Auch diesmal fehlt ein gutes Wort über die Schätzung derartiger Unterſuchungen nicht: „Wozu hilft es, ob wir die Kalmäuſerei wiſſen, oder ob wir ſie nicht wiſſen, daß Romulus Romulus geweſen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu tun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht ſo ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für ſich und als eine magere Kuh, nachdem ſie eine fette verſchlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will ſagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftſteller des eiſernen Zeitalters, oder die verſchmolzenen Trümmer eines Schriftſtellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er ſonſt geheißen, ſehen und finden wollen. In dem einen Falle ſowohl als in dem andern iſt vor allen Dingen nötig zu wiſſen, wo er in ſeiner möglichſten Lauterkeit noch anzutreffen, beſonders wenn er einmal da iſt; wenn ihn die Gelehrten in einer ſchlechtern Geſtalt nicht gleichgültig aufgenommen haben, warum ſoll man ihn nicht in ſeiner beſſern bekannt machen dürfen?“ Die Fabuliſten ſchienen ihren alten Liebhaber, den treuen Schüler Chriſts, gar nicht mehr loslaſſen zu wollen: im letzten Jahr ſeines Lebens ſchrieb er einen kleinen beſtrittenen Aufſatz über den Anonymus Neveleti, worin er für Chriſts verwegenſte Hypotheſen eintrat, aber eigene Mutmaßungen nur fragmentariſch, in der Namensfrage (Alanus) entſchieden fehlgehend, vortrug; er ſammelte kritiſche Beobachtungen zu einzelnen Fabeln des Äſop und Phädrus und ging mehrmals an eine Geſchichte der Äſopiſchen Fabel, von ihren Urſprüngen her oder erſt ſeit dem Mittelalter, das wenigſtens in dieſer kleinen Gattung den Vorwurf einer gegen die antike Erbſchaft tauben Barbarei nicht verdiene. Die von der Reiskia geſpendete Kopie eines augsburgiſchen Äſop verſah er eilig mit motivvergleichenden Bemerkungen, die überall auf Plamudes und Nevelet achten, aber auch ein paar orientaliſche und moderne Filiationen trocken andeuten, und mit textkritiſchen Noten, deren Scharfſinn größtenteils an Spitzfindigkeit oder mangelhafter Beherrſchung des griechiſchen Sprachgebrauchs ſcheitert. Andre Skizzen belehren uns über die ſtrenge Gliederung und den weiteren

Ausblick dieser Studien. Anziehend wär' es, seine Stellung zu Christ und nicht sowohl dem Fabeldichter als dem Fabelforscher Gellert zu beobachten oder beim „Reineke Fuchs“ die Kluft zwischen Lessing und J. Grimm zu messen. Einmal stehn die Entdeckungen über Boner summarisch voran, ein andermal erzählt der Eingang, daß Lessing ehedem an einer vollständigen Geschichte der Äsopischen Fabel gearbeitet, sich aber nunmehr durch die Menge solcher Kollektanea von der Ausführung abgeschreckt fühle.

Diese „Geschichte“ hat Lessing nicht selbständig oder in den „Beiträgen“ erscheinen lassen wollen, sondern in einer Ausgabe „Vermischter Schriften“, die ihn seit dem Anfang 1770 beschäftigte, doch es nur auf einen einbändigen Torso brachte. Er war schon vor Jahren, als er der Welt seine „Schriften“ in Poesie und Prosa ein zweites Mal anbieten wollte, keineswegs gesonnen gewesen, seine ganze geistige Entwicklung historisch vor dem Publikum hinzubreiten. Knappe Fabeln sollten die bauschigen Verslein, männlichere Komödien die kindlichen, reifere Kritiken die ersten Würfe völlig ersetzen. Er wollte nicht umbauen, sondern neubauen. So auch und energischer jetzt. Schmid in Gießen, der „Schurke von Anthologisten“, brachte einen Neudruck Lessingischer Knabenwerke: Lessing wollte nun ohne jede Rücksicht auf derlei vergessene Lappalien den „Laokoon“ als sein Hauptwerk umformen und vollenden, um dann der Reihe nach Prosafabeln, lebensfähige Dramen, der Erhaltung werte Abhandlungen auf den Amboß zu legen. Die Leipziger Reime gab er unbedenklich der schnurrenden Drechselbank Ramlers hin. Er selbst empfand nur geringe Lust am Feilen und Auffrischen und bedauerte die Zeit, die der „alte verlegene Bettel“ ihn koste. Als er den Eintritt seiner letzten Lebensperiode 1771 mit dem ersten Bande von „G. E. Lessings Vermischten Schriften“ bezeichnete, nannte der bescheidene Vorbericht es eine Torheit, zur Ausbesserung einer alten Hütte Materialien zu verschwenden, aus denen ein ganz neuer Bau aufgeführt werden könnte. Die früheren Fabelstudien mit ihrer gedehnten Polemik und ihrer philosophisch-lehrhaften Theorie waren eine solche Hütte, die neue Geschichte der Fabel sollte dagegen ein festgegründetes Haus werden, und auch für zahlreiche neue Beispiele neben den alten ward gesorgt. Aber ein bis 1775 immer wieder vorgenommener und mißmutig zurück-

gelegter zweiter Band kam überhaupt nicht zustande, während den ersten die gewiß schon viel länger geplanten „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten“ als Neuigkeit zieren. Fünfteilig gegliedert wie die Abhandlungen über die Fabel von 1759, teilen sie mit diesen die Methode der negativen Instanzen, das Streben nach strenger Simplifikation, die Bevorzugung Eines antiken Musters und die Grenzscheidung, dort zwischen Fabelhandlung und Drama, hier zwischen Epigramm und Fabel, überhaupt den nicht allseitig beobachtenden, sondern gesetzgeberisch normierenden Brauch der alten Poetik. Beide Male wird zunächst ausführlich gezeigt, welche Lehren verfehlt, was für Gedichte verunglückt seien. Aber an die Stelle der dortigen Umständlichkeit ist hier elegante Knappheit getreten, die ungenießbaren Reste Wolffischer Deduktionen sind einer Fülle präzis ausgebeuteter Beispiele gewichen, statt jener steifen Erörterungen über die Klassen und den Nutzen der Fabel haben wir hier nach der einen historisch-theoretischen Abhandlung vier philologisch-kritische zur Geschichte des Epigramms, wie denn Lessing im zweiten Bande wahrscheinlich ein gut Teil seiner veralteten Untersuchungen über das Wesen der Fabel den geschichtlichen über die Reihe der Fabulisten geopfert haben würde. Sehr im Unterschied von den gefälligen Linien des „Laokoon“ ist der Gang der Epigrammforschung eine schnurgerade Straße, die Lessing im hurtigsten Eilmarsch von Griechenland nach Rom abschreitet. Er offenbart die volle Schlagfertigkeit und Sicherheit des logischen Kopfes, nur daß so ein Logiker von einem Untersatz aus gern allzu stracks weiter schließt, allzu enge mathematische Formeln für genügend hält und die Dinge der Kunst nach seinem Seh- und Angriffspunkt ungleich einfacher nimmt, als sie in der bunten Wirklichkeit leben. Epigramma heißt wörtlich Aufschrift: also meint Lessing, von dem Ursprung dieser Dichtung aus Denkmälertiteln ausgehn zu müssen, um das Wesen der Gattung richtiger zu fassen als die Scaliger und Vavasseur, die Boileau und Batteux. Denn daß die Epigrammatik, der man lang jede kleine Poesie oder wenigstens jedes kurze Spiel der argutia zuschob, eine haarscharf definierbare Gattung des Altertums sei, daran zweifelt er natürlich keinen Augenblick. Da ihr unumschränkter Inhalt seinem Bedürfnis nach sparsamster

Konzentration nicht gehorcht, so muß ihm aus der Form, d. h. aus Zahl und Anordnung der Teile sich ergeben, warum ein Sinngedicht noch immer Aufschrift oder Inschrift heißen kann. Auf den „einzigen Umstand", daß gemäß dem monumentalen Ursprung der Epigramme jedes in zwei Teile, Reizung und Befriedigung der Neugier, „Erwartung" und „Aufschluß" zerfalle, gründet Lessing seine ganze Theorie, eine Verbesserung der Vavassorischen von 1669, die mit expositio und clausula, trotz guten Winken, wie mit dem Gattungsnamen ohne logische Schärfe hantiert hatte. Doch sie wollte nicht den Catull zu Martials Gunsten einseitig verabschieden; zu den drei Tugenden zählt neben brevitas und acumen auch die venustas. Lessing nennt „das Sinngedicht ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen". Auch dann könnte diese Deutung richtig sein, wenn Lessings wunderliche Meinung, als sei jedes Denkmal ein Rätsel, das einer inschriftlichen Lösung bedarf und so das Vergnügen befriedigter Wißbegier mit dem sinnlichen Eindruck des Schönen zu einem „dritten angenehmen Gefühl" vereint, gar keinen Beifall fände und die ganze Herleitung in nichts zerfiele. Mit den beiden Postulaten Erwartung und Aufschluß bewaffnet, will Lessing die zwei Arten gattungen des Epigramms kennzeichnen: die eine, die Erwartung erregt, doch keinen Aufschluß gewährt: die andre, die Aufschlüsse gibt, ohne deren Erwartung gereizt zu haben. Zur ersten Klasse gehören vornehmlich die kleinen Versifikationen bloßer seltsamer Begebenheiten oder Aussprüche, wie Lessing im einzelnen mit viel Kenntnis, Billigkeit und Laune zeigt, zur zweiten besonders die allgemeinen Moralia oder Lehrsätze, was er treffend einigen Deutschen und schärfer dem matten Führer des Epigramms im siebzehnten Jahrhundert, John Owen, vorrückt im Gegensatz zu dem sehr selten moralisierenden Martial. Eher als Spannung und Pointe ließe sich die Kürze von Lessings Lapidarinschriften ableiten und danach dem ersten Teil übersichtliche Bündigkeit vorschreiben, ausführende Erweiterung aber, wo nicht eine bestimmte künstlerische Hyperbel waltet, verbieten. Sogleich tritt die Lehre hinzu, daß ein Epigramm doch nicht allzu kurz geraten, daß die Erwartung nicht

bloß im Titel liegen und das Gedicht nicht bloß dem Aufschluß gehören darf; auch darin sei Martial das Muster. Und wieder glaubt Lessing, sein in J. G. Meisters „Unvorgreifflichen Gedanken von Teutschen Epigrammatibus“ (1698) und in Wernickes „Überschriften“ glücklich vorbereitetes Gesetz der Kürze, dieser ersten und vornehmsten Eigenschaft des Aufschlusses, aus der Inschrift eines bewunderten Denkmals zu folgern; diesmal wohl am spitzfindigsten und unglücklichsten: von den sattsam bekannten Personen und Handlungen, denen man Denkmäler errichte, lasse sich mit wenigen Worten viel sagen, und die Denkmäler seien auf offenen Straßen und Plätzen „nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können.“ Aber wieder hat Hand und Fuß, was Lessings Detailkritik über verschiedene Beispiele vollgepfropfter Sinngedichte beibringt oder gleich darauf über die Effekte trügerischer Erwartung, zweideutigen Aufschlusses bemerkt. Sein erstes Stück gipfelt in der Forderung der Pointe, auf welche die Erwartung zielt und der alle Gedanken dienen. Doch sagt uns Lessing in einem feinen Vergleich mit falschen, aber an Kunstwert kaum geringeren Münzen, daß ihn auch die Pointe des bloßen Witzspieles und die mit glücklichen Mitteln bewerkstelligte Variation des acumen wohl ergötzt; was wir dem Epigrammatiker Lessing gern glauben. Sein Sinngedicht ist das spitze der Römer, Neulateiner und Franzosen: von der straff gespannten Sehne fliegt der satirische Pfeil schwirrend ans Ziel. Das war Herders Sinngedicht nicht, und wie sein aus der griechischen Fülle gewonnener herrlicher Aufsatz „Wie die Alten den Tod gebildet“ dem engen Bett Lessings reine Fluten zuführt, so rückt er auf dem epigrammatischen Gebiete der verstandesmäßigen Einschränkung seinen lyrischen Reichtum, dem lapidaren Lakonismus oder kaustischen Witz die Anmut der Hellenen, den philologischen Noten über Martialis seine ästhetischen Anmerkungen über die griechische Anthologie gegenüber. Rasche Einwürfe hatte der Rezensent gleich nach dem Erscheinen des Lessingischen Bandes erhoben. Nun, 1785, schildert er weit ausholend in lieblich geschmückter Sprache das Genie der griechischen Dichtung und preist ihre leichte Wortfülle, ihr sanftes Maß der Menschlichkeit und die Schule ge-

ſelliger Empfindung, die das Epigramm, von ſtillem Mitgefühl für alles Umgebende heiter beſeelt, eröffne. Iſt die Theorie des philoſophiſchen Leſſing genetiſch und umfaſſend genug? fragt er und muſtert viel weiter die ſinnigen und ſimplen Aufſchriften der Denkmäler, ohne die ſcharfe Forderung nach zwei wohlgemeſſenen und klug kombinierten Teilen zu ſtellen. Leſſing kannte nur Ein echtes Epigramm über den Aftergattungen: für Herder bildet das raſch und kurz kontraſtierende, lehrende, ſtrafende, wo aus dem ſchnellen Anſchlag zweier Kieſel die Pointe hervorblitzt, dies Leſſingiſche mit ſeiner Erwartung und ſeinem Aufſchluß bloß eine Spielart neben mancher andern. Leſſing hat Eile, Herder hat Muße. Jener geht ſcharfblickend ſeine Bahn und will ſich bei den Denkmälern am Wege nicht verſäumen, dieſer bringt von den Wieſen, die er entzückt durchwandelt, einen duftigen Strauß mit, um daheim ſich und Andre zu vergnügen an „Blumen aus der griechiſchen Anthologie“. Ihm folgt Goethe zunächſt, bis er in Venedig das Tuch voll reiner und unreiner Tiere entfaltet und dann mit Schiller neben „fromme“ Votivtafeln die martige Rügepoeſie der „Xenien“ ſtellt. Auch Herder iſt wähleriſch: nur fragt er nicht wie Leſſing ſtracks nach dem Regelrechten, ſondern nach dem Gefälligen, ſucht mehr die Charis als den Spott, läßt die erotiſchen Giftpflanzen wie Klotzens Straton unwillig im Schatten ſtehn und wundert ſich, warum die Theoretiker des Epigramms nicht den Rückweg von Martial zur Anthologie der Griechen, dieſer Meiſter und Lehrer alles Schönen, genommen haben. Anders Leſſing. Bei ihm bildet die Anthologie einen mageren Schluß, wo Reiske mehr Lob erntet als der lyriſche Gehalt und in knappen Einzelbeiträgen gerade das hervorgeſucht wird, was in der Anthologie zu dem pointierenden Römer ſtimmt, ſo daß man faſt verſucht wäre, das Wort, von allen Arten des Geſchmacks ſei der einſeitige der ſchlechteſte, gegen Leſſing ſelbſt zu kehren. Er flicht keine Blumenſträuße, ſondern nennt verächtlich den weder geſund noch klug, der ſeine Schöne nur in der Tracht einer unſchuldigen Schäferin lieben könne. Für ihn hat die griechiſche Anthologie außer dem poetiſchen Wert noch einen andern, „der wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bei Weitem den Vorzug ſtreitig macht“: ſie iſt ein Fundort antiquariſcher Nachrichten, wo man ſich z. B. über den Heroturm bei Seſtos unter-

richten kann. Herder schlägt etwas empfindsam die Hand vor die Augen, wenn er auf seinen Fluren eine Priapstatue trifft, bei der doch Goethische Disticha nachmals mit verwegenem Spiele Halt machen; Lessing hat schon in den Breslauer Jahren die zotigen „Priapeia" erforscht und ist auch jetzt, wie ein besonderer Abschnitt zeigt, der Ansicht, daß ein ernsthafter Mann ganz wohl einige Zeilen zur kritischen Berichtigung dieser unsauberen Torheiten aufwenden dürfe. Herder würde Catull als größten lateinischen Dichter, als den Lyriker Roms, feiern; Lessing hat nur ein rasches Lob für die „schönste Nänia", die Sperlingselegie, und für Freund Ramlers schale Nachbildungen, um sich vornehmlich mit einem auf die Wiederentdeckung des Catull bezüglichen Humanistenepigramm zu befassen. Aber bei Martialis angelangt, fühlt er sich auf der Höhe. Dieser Aufsatz ist Mittel- und Gipfelpunkt aller fünf, denn der theoretische vorn zielt auf den einzigen Martial, Catull ist nur ein Überleiter, der Exkurs über die Priapeia ein bloßer Anhang, und die vergleichende Betrachtung der Anthologie führt rühmend zu Martial zurück. Bei ihm nämlich findet Lessing die erste deutliche Idee vom Epigramm und die beständige Treue dagegen. Deshalb bleibt er ihm Meister und Muster: „Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigramme gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat . . . Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehört, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werte nach geblieben." Nach einem geistreichen Vergleich zwischen Wernicke, der mehr Metall, und Martial, der mehr gemünztes Geld in Händen gehabt habe, geht Lessing sogleich an eine Rettung des alten Lieblings. Er läßt den Vorwurf eines falschen Witzes nicht gelten und begnügt sich mit einer, für sich genommen sehr hübschen, zu einer Charakteristik des Dichters aber doch nicht ausreichenden Parallele zwischen Martials Versen auf den Tod der Porcia und späteren Sinngedichten über denselben Gegenstand, um den poetischen Wert des Martial richtig zu beleuchten. Er sucht eingehender das Pendant zur einen Rettung des Horaz zu liefern und Martial von dem

aus seinen unzüchtigen Versen gefolgerten Vorwurf persönlicher Unzüchtigkeit reinzuwaschen. Was bei dem Odendichter der augusteischen Jahre ganz leidlich gelungen war, ist bei dem frechen Epigrammatisten der späteren Kaiserzeit weit minder geglückt, mag auch Lessing manchen Schwers des subjektiven Bekenntnisses entkleidet und mit gesunder Kritik einige Mythen von Martials Häuslichkeit weggeblasen haben. Und die Noten zur Überlieferung der Epigrammata, die gelehrten und feinfühligen, doch auch willkürlichen Einzelinterpretationen können dem Kern seine tendenziöse Einseitigkeit ebenso wenig nehmen, als die vorausgeschickte Theorie, deren Präzision stete Bewunderung finden muß, von einer dürren Auffassung freizusprechen ist. Schön sagt Herder bei anderem Anlaß über Lessings Manier: „Sein Scharfsinn durchschneidet, er durchschneidet meistenteils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten manches unbemerkt bleibe, worauf sein gerade durchdringender Blick nicht fiel“.

Auch die Anmerkungen über das Epigramm und die Epigrammatisten tragen schon den Stempel der Wolfenbüttler Bibliothekschriftstellerei, wo bei zunehmender Vereinsamung und Verstimmung Kritik das einzige Mittel war, Lessing „zu mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen“. Pekuniäre Pflichten nötigten ihn, Schriften zu fördern, die rasch von der Hand gingen und weder die Bemühung noch die geistige Heiterkeit verlangten, ohne welche die Umgestaltung der älteren Werke nicht gedeihen konnte. Nach gezwungenen Versuchen schob er den Vorrat ärgerlich in die Ecke, ging so ungern daran „wie der Dieb an den Galgen“ und kehrte wieder zurück zu seiner „trockenen Bibliothekarbeit, die sich ohne alle Teilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes hübsch hinschreiben läßt“, zu den „Kalmäuserein“, den „Mistwagen voll Moos und Schwämme“. Der Gipfel der Eiche schien ihm zu verdorren, der Baum nur noch durch seine Wurzeln Nahrung zu ziehen, sein poetischer Funke während der mühseligen Dornenlese ganz zu erlöschen. Äußerungen in so herbem, wegwerfendem Ton sind bei Lessing nie für bare Münze zu nehmen, wie tief er auch an trüben Tagen von ihrer niederdrückenden Berechtigung durchdrungen war. Und er hatte der öden grauen Stunden so viele! Doch dann gaben die Gänge von dem verwünschten Schloß zur

Rotunde, wo er „büffelnd“ Entdeckungen häufte, reichen Trost des wissenschaftlichen Gelingens. Er fühlte sich der ehrenvollen Aufgabe, die Bibliothek zu nutzen, gewachsen, lieferte der Welt Beweise dafür und fand im Braunschweiger Litteratenkreis eine so edle, verständige Teilnahme selbst für die abgelegensten Gegenstände, wie sein auch in der Schriftstellerei geselliges Wesen nur immer sich wünschen mochte.

An heiteren Umgang von jeher gewöhnt und eines durch Zustimmung und Widerspruch erfrischenden Gedankenaustausches so bedürftig, fürchtete Lessing im Bücherstaub zu ersticken: „Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank, und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein.“ Aber was das gesunkene Wolfenbüttel dem Schmachtenden vorenthielt, konnte die Nachbarstadt ihm reichlich bescheren. Sehr ungerecht nennt der Archäolog Zoëga in demselben Jahrzehnt Braunschweig einen übelgebauten, menschenleeren Ort, wo man nur hin und wider die traurigen Denkmäler einer mitten in ihrem Glanze verschwundenen Pracht antreffe. Die neue Residenz hatte vielmehr nach jeder Richtung einen verheißungsvollen Aufschwung genommen. Aus winkligen Gassen, wo die Menge der kleinen Fenster den schiefen Häusern wie in Hamburg das Aussehn eines Glaskastens gaben oder wo in behäbigen Gebäuden die berühmte Mumme gebraut wurde, trat man vor das Gewandhaus und die Wage, die ernsten Kirchen, den freskenreichen Dom, und ein Schwarm geschichtlicher Erinnerungen bis zurück zu Heinrich dem Löwen, diesem gewaltigen Urbilde der Welfenart, drängte sich um den Beschauer. Neugründungen bewiesen das wohlwollende Dasein des Hofes und die angestammte regsame Tüchtigkeit der Bürger. Das Bildungsleben stand auf einer Höhe wie zu keiner frühern und zu keiner spätern Epoche, und in diese nicht kurz bemessene Zeit ist das Knabenalter von Gauß gefallen, der heut in Braunschweig mit Lessing die Ehre der Standbilder teilt. Jacob Grimm nennt Braunschweig eine Stadt, „die lange Zeit her in ganz Norddeutschland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in sich erzeugt und genährt, fast immer einen freien Sinn bewahrt hat“. Einer noch jungen pädagogischen Stiftung verdankte der Ort während der zweiten Hälfte des acht-

zehnten Jahrhunderts die Ehre, zahlreiche Männer von Talent und Ruf, namhafte Dichter und Gelehrte dauernd zum unschätzbaren Gewinn der lernenden Jugend und zum Heil seines ganzen geistigen Lebens zu beherbergen. 1745 war als eine zwischen Gymnasium und Universität vermittelnde Schule das Carolinum ins Leben getreten, eine Schöpfung des Prinzenerziehers und Hofpredigers Jerusalem. Seine drei Jahre zuvor erfolgte Berufung auf einen leitenden Posten hat im Lande Epoche gemacht, denn der feine, schmiegsame, in Hannover, Sachsen und England, auf Reisen und als Informator vornehmer Familien gebildete Theologe, der weder rechts noch links anstieß, sondern mit lauer Klugheit und sanfter Moral vor der versteinerten Orthodoxie und dem gefährlich raschen Deismus auswich, war zu einer Stellung bei Hofe geboren. Kein Streber, doch wachsender Ehren froh, gewann er das Vertrauen des ganzen herzoglichen Hauses und sann als Mentor des Erbprinzen sogleich auf Schulreformen für das Land. Er leitete das Carolinum, das auch sein hoher Zögling durch mehrere Jahre besuchte, und vergab die Stellen urban mit gutem Blick. Zu ihm zog Winckelmann als Bittsteller: auf seine Gunst hoffte der junge Klopstock um so lebhafter, als mehrere von den Bremer Beiträgern an das Carolinum berufen worden waren, die nun Lessing in Braunschweig vorfand. Der pedantische Gärtner freilich, einst Klopstocks „liebster Quintilius", zählte weder im geselligen Leben noch in Kunst und Wissenschaft mit, obgleich er ein paar spanische Dramen mit Zachariä herausgab: aber dieser stattliche Mann war journalistisch, buchhändlerisch, litterarhistorisch betriebsam und trotz kleinen prahlerischen Anwandlungen ein willkommener Kumpan, in Opitz, Tscherning und weiter so beschlagen wie in der Kunst des Punschbrauens. Ebert, weltmännischer und vielseitiger, hatte sich nach langer Wanderung durch Youngs Nächte der hamburgischen Wohllebigkeit hingegeben — einen Esser von Profession nennt ihn Leisewitz — und ergötzte als witziger und gutmütiger Gesellschafter den Hof wie den Freundeskreis, der seinen Geiz und seine Charakterschwäche dulden mußte, durch nur zu laute Plauderei und vorzügliches Vorlesen: er ließ nicht ab, Lessing zur Ausführung dramatischer Entwürfe zu treiben. Die Frau galt für eitel und besserwissend. Konrad Arnold Schmid, den die Poesie schon in der

Jugend nur selten besuchte, Braunschweigs gelehrtester Bewohner, leitete zu den wissenschaftlich tätigen Schulmännern wie Heusinger und Leiste hinüber, mit denen Lessing in Sachen der „Beiträge“ und andrer bibliothekarischer Interessen verkehrte, während Schmid für ihn nicht nur ein lebendiges Repertorium und ein unermüdlich kopierender Mitforscher, sondern auch der gastliche Hausvater war. Seine Familienstube galt den jüngeren Litteraten Braunschweigs und fremden Besuchern für die behaglichste der ganzen Stadt: wenn Lessing hier eintrat, umgab ihn die warme Liebenswürdigkeit der das Regiment tapfer führenden Frau und der Töchter; Schmids lebhafter, grilliger Schwiegersohn Eschenburg, dem der „schmarutzende“ Feinschmecker Ebert in Lessings Gunst bald weichen mußte, sein Vertrauter in der schwersten Lebensprüfung und endlich ein Pfleger seines Nachlasses, erzählte von Shakespearischen und deutschen Studien: und der hilfreiche, kindlich naive Papa, der mit bescheidener Laune Lessings Falkenblick und sein eigenes Maulwurfsgesicht verglich, schleppte herbei, was er den vielen Blättern des gelehrten Briefwechsels zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel noch nicht anvertraut hatte. Es war ein wohltuender, in geistiger und seelischer Übereinstimmung wurzelnder Umgang, dessen Segen Lessing genoß. Man blieb nicht am Teetisch sitzen, sondern ging zu Punsch und Wein in einen Kneipzirkel, wo Beamte und Offiziere harmonisch an den geselligen und litterarischen Vergnügungen teilnahmen. Nachdem er anfangs in Gasthöfen abgestiegen war, mietete Lessing eine kleine Wohnung am Ägidienmarkte bei dem wackern Weinhändler Angott, der außer der bequemen Herberge reinen Trank bot. Da trafen ihn im Frühjahr 1774 einmal J. G. Jacobi und Heinse, und er zog sie mit zu Zachariä, bei dem nun in die Nacht hinein lustig gezecht wurde. Lessing lebte fortwährend mit Männern zusammen, die dem Hofe mehr oder weniger verbunden waren: zwar blieb sein Verhältnis zu Jerusalem ohne Konflikt ziemlich kühl, da weder der accentlose, saubere Stil dieses theologisch-höfischen Gellert, noch seine verwischend apologetischen „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ ihn befriedigen konnten, doch Ebert stand in hoher Gunst, Eschenburg erzog einen natürlichen Sohn des Erbprinzen, der flotte Kammerherr v. Kunzsch gehörte zu Lessings Intimen.

Dieser Hof gefiel sich in keiner stolzen und schroffen Abgeschlossenheit. Von Braunschweig ist die junge Prinzeß Anna Amalia nach Weimar gezogen, wo sie mit heiterster Verleugnung alles Etikettenzwanges ein Zusammenleben von Geburts- und Geistesadel ohne Gleichen eröffnete. Wer die deutsche Kleinstaaterei des vorigen Jahrhunderts verächtlich mißt, sollte doch des Segens gedenken, der von den bescheidenen Bildungsherden besonders mitteldeutscher Höfe so voll über Deutschland sich ergossen hat, daß uns Frankreich mit seinem riesigen Bildungszentrum beneiden und jede Großmacht diesem im Verhältnis unübertroffenen Aufwand für die edelsten Güter die Palme lassen muß. Weimar, „wie Bethlehem in Juda klein und groß", gab der Kaiserstadt an der Donau und der Königstadt an der Spree ein beschämendes Beispiel. Kein zweiter Fürst wäre würdig und unbefangen genug, ein Gedicht wie „Ilmenau" oder die Huldigung der venezianischen Epigramme zu empfangen: auch die Braunschweiger bei weitem nicht, wie ungerecht ihnen oft eine wohlfeile Tendenzmalerei mitgespielt hat. Sie, nicht Friedrich von Preußen, nicht Joseph von Österreich, haben Lessing ein Obdach geboten, als er seiner deutschen Heimat auf ewig den Rücken kehren wollte; sie haben viel loyaler mit Winckelmann verhandelt als ihr Schwager und Oheim in Berlin. Eine der Großartigkeit nicht entbehrende Beimischung moderner französischer und preußischer Elemente kennzeichnet die Braunschweiger Welfen der Lessingischen Zeit. Das wälsche Wesen eines Anton Ulrich mit seiner hohlen Üppigkeit und seiner edleren Aneignung wurde zwar eingedämmt, doch die Vorliebe für Balletts, italienische Musik und Pantomimen, französische Dramen behielt langhin Geltung und fand in der nachahmenden Rücksicht auf den undeutschen Geschmack des größten deutschen Fürsten neue Nahrung, obwohl fast alle namhafteren heimischen Wandertruppen von der Neuberin und Schönemann bis zu Ackermann, Schuch, Döbbelin in Braunschweig gastierten und das bunte Repertoire vom Hanswurst bis zu den besten Gebilden des neueren Kunstdramas reicht, von Gottscheds Schaubühne bis zur ersten Aufführung der „Emilia Galotti". Herzog Karl mit seinem leichten sinnlichen Naturell freute sich, auf dem Thron all die pedantischen Fesseln einer engen Jugendbildung abzustreifen und seinem erst nach Lessings Eintritt verabschiedeten Impresario Nicolini

übermäßige Mittel zur Verfügung zu stellen. Es kam sogar vor, daß deutsche Dramen in französischer Vermummung auf die Braunschweiger Bühne der sechziger Jahre wanderten: Prinz Friedrich selbst übertrug frei „Miß Sara Sampson". Auf der andern Seite, viel reicher, als die hergebrachte Beurteilung dieser Welfen uns glauben machen will, erstarkte die deutsche Politik Braunschweigs nach innen und außen, heldenmütige Prinzen starben in den Feldzügen des Jahrhunderts seit dem spanischen Erbfolgekrieg den Tod der Ehre, Karl schloß sich innig an Friedrich II. an, und bis in die Napoleonische Zeit blieben die Braunschweiger Preußens treue Bundesgenossen im Frieden wie auf rühmlichen und unrühmlichen Schlachtfeldern. Geerbte, dann sorglos von Jahr zu Jahr vermehrte Schulden hinderten den Herzog keineswegs daran, in vielen Zweigen der Landesverwaltung heilsame Reformen anzubahnen, der vorgefundenen Unordnung nach Kräften zu steuern, die Gewerbe und gemeinnützigen Institute, Buchhandel und Journalismus auf jede Art zu heben und besonders das Schulwesen musterhaft umzugestalten. Dafür meinte der gutmütige, lebensfrohe Herr wohlbefugt zu sein, in künstlerischen Genüssen, im Verkehr mit schönen Freundinnen und in der Sorge für die Kasse seiner zahlreichen Anverwandten ohne peinliche Sparsamkeit zu wirtschaften, und dieser vom besten Willen beseelte, gebildete, tätige, doch in keiner Resignation und weisen Umsicht geübte Fürst zog die Landesfinanzen an den Rand des Abgrundes. Sein unfähiger Minister Schrader v. Schliestedt ließ ihn gewähren. Als Lessing in Karls Dienste trat, schwebten die Existenzbedingungen der Dynastie und des Staates in einer langen, immer ängstlicheren Krise. Der Bankbruch schien unvermeidlich. Da übernahm, rasch entschlossen, 1773 der Erbprinz die Leitung des lecken Schiffes, der sechzigjährige Herzog trat als nomineller, in manchem Betracht allerdings eigenwilliger Herrscher auf sein Altenteil zurück, an Schliestedts Stelle ergriff der energische Féronce v. Rotenkreutz das Steuer und begann im Verein mit dem Erbprinzen eine siegreiche Finanzreform, der die rücksichtslosesten Mittel recht waren, wenn sie nur vorwärts führten. So hatte nicht nur der Bibliothekar zu Wolfenbüttel seine kummervollen Stunden; auch im Braunschweiger Schloß wohnte die Sorge, und die Bemühungen des Hofes um Lessing sind desto

höher zu schätzen, je mißlicher die Verhältnisse des Landes lagen. Lessing kämpfte trotz Gehalt und Vorschüssen mit Schulden; auch der Erbprinz stemmte sich gegen die Lawine der Geldnot. Lessing wurde durch solche Verlegenheiten oftmals zum Schwarzseher, dem sich Menschen und Dinge verzerrten; man gönne billig auch dem Erbprinzen mildernde Umstände, wenn sein Vorgehn mitunter den Schein eines bittern Egoismus trägt.

Als Lessing braunschweigischer Hofbeamter wurde, fand er sich in den höchsten Kreisen Persönlichkeiten gegenüber, die der Liebe, der Verehrung, des psychologischen Studiums wert waren. Das schon erschlaffte, durch und durch warmherzige Wesen des alten Herzogs offenbarte sich bei der ersten Begegnung ganz. Neben ihm ragte sein Bruder als imponierendster Vertreter der älteren Generation hervor, der preußische Feldmarschall Ferdinand, einer der größten Helden des achtzehnten Jahrhunderts, der gefeierte Sieger von Crefeld und Minden, von Friedrich II. des Ehrennamens Alcide gewürdigt, dabei reich an schlichten bürgerlichen Tugenden, wohltätig, prunklos, gerecht, gebildet. Ihn bedachte Lessing, dessen Muse seit den Vossischen Zwangsarbeiten die Loblieder auf Fürsten verlernt hatte, mit preisenden Epigrammen; „Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon, des ersten Feldherrn der Griechen spielte“: „Vorstellen und auch sein kann Ferdinand allein“. Der jüngste Prinz war Leopold, der mit Prinz Friedrich die schriftstellerische Neigung teilte, eifrig Militärwesen und Geschichte studierte und 1785 in Frankfurt an der Oder bei einer Überschwemmung den Opfertod fand, so den schönsten Bürgerkranz des braven Mannes und vielstimmiges Dichterlob über Deutschlands Grenzen hinaus erobernd, von Herder und Goethe gepriesen, von Chodowieckis Stift festgehalten. Aber die hervorstechendste Figur des Hofes, durch Macht und Charakter, war der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand.

Im Oktober 1738 geboren und von Friedrich Wilhelm I. aus der Taufe gehoben, erst einem höfischen Ajo, dann der klugen Pädagogik Jerusalems anvertraut, zeigte schon der Knabe die auffällige Mischung von Eigenschaften, die sich in dem Mann zu einem bald hell, bald dunkel schillernden Bilde steigerten. Der lebhafte Geist des jungen Fürsten, meinte sein Erzieher, gleiche der im feuerfesten Gewölbe verschlossenen Flamme. Er war sanguinisch,

eigenwillig, ungeduldig, scharf und spöttisch, wißbegierig, kunstliebend, ehrgeizig, tatenlustig; er konnte jäh einem Einfall folgen und ebenso unvermutet das Gleichgewicht der gemessensten Repräsentation wiedergewinnen, sich nachgeben und sich bändigen, seiner Umgebung anmutig schmeicheln und ihr im nächsten Augenblick das Gesetz der Subordination vor Augen halten. Der schön gewachsene, kräftige, gewandte Jüngling kam früh in die Nähe seines königlichen Oheims, doch in der Tafelrunde wich das sonst so rege Mienenspiel einer ernsten Ruhe, diese freien Gespräche mißfielen dem vom Übergewicht des Königs Gedrückten, es war ihm wohler in Friedrichs Schlachten als in Friedrichs Gesellschaften und Konzerten. Auch er verband die Schwärmerei für Musik mit den rauhen Tugenden des Krieges. Im Lagerleben gehärtet, ertrug er, Sybarit und Stoiker in einer Person, alle Strapazen und verdiente sich durch eigene Tapferkeit und seine freilich immer zaghaftere strategische Begabung in den Oden des Oheims das Lob eines jeune héros. Das unbefangene Frohgefühl der Jugend hat er nie vollauf gehabt; daher schielt die in Einzelheiten sehr treffende Charakteristik aus Mirabeaus Feder, denn der Prinz war kein véritable Alcibiade, der ins Leben stürmte, Volksgunst und Frauenliebe durch ein dämonisch siegreiches Wesen gewann und im Rausch des Leichtsinns wieder verlor, der vor den Weisen sich beugte, doch die Zügel der Weisheit verschmähte. Bewußt und überlegt in Wort und Tat, unterschied er sich gründlich von dem sprühenden Liebling Athens. Er hielt sich Maitressen, die seine Sinne, nie seinen Kopf und sein Herz beherrschten. Er sprach elegant, aber man hörte seiner sonoren Rede die Berechnung an. So war sein ganzes Auftreten nicht ohne bewußte Vornehmheit, die seinem angeborenen Adel gar nicht nötig war und deren Kühle die Vertraulichkeit fern hielt, obwohl er gern deutsche Schriftsteller, auch den Juden Moses, hier und dort zu sich rief. Und wie durstig sein Geist die Bildung des Jahrhunderts einsog, dem vielseitigen Verständnis und dem geschmackvoll gefaßten Urteil fehlte die warme Liebe, die volle Hingebung. Als er in England eine Konvenienzehe geschlossen hatte, fuhr er nach Paris, spielte da eine große Rolle bei Hof und betätigte durch Besuche der Akademie oder Diners im Enzyklopädistenkreise sein feines Verständnis für Frankreichs freieres Geistesleben. Voltaire ward in Ferney begrüßt.

Dann entfaltete der Prinz in Italien einen verblüffenden Aufwand, seine venezianischen Gondolieri stolzierten in Atlas, überall wurden zahlreiche Lakaien gedungen und mit braunschweigischen Livreen neu gekleidet. Das Volk bestaunte die ungewohnte Pracht eines deutschen Prinzen: er aber, Äußerliches äußerlich abtuend, strich an Winckelmanns Seite früh und spät durch Roms Sammlungen und Ruinen und hat dieser Tage nie vergessen. Doch selbst in solchen Wochen, wo gemeinsamer Genuß des Höchsten und Ewigen die Standesunterschiede verflüchtigt, spröde Naturen erweicht und wo der Erbprinz wirklich von echter Bewunderung für das Geschaute wie für den genialen Leiter erfüllt war, hatte sein Wechsel zwischen gewinnendster Unterhaltung und frostigem Schweigen etwas Unheimliches. Wie er selbst den Scherz zurückhielt, so war ihm deutsche Jovialität und Satire als unfein verhaßt; ein Verstoß gegen den Hofton beleidigte denselben Fürsten, der gern mit schlichten Leuten das heimische Platt sprach, obwohl alles Buhlen um Volksgunst seiner Art fern lag. Er kannte jede Schwäche seines Hauses und fürchtete deren Verhängnis, darum legte er mit ungeheurer Selbstbeherrschung seine Leidenschaften gleich Hunden an die Kette. In bittern Anfällen von Menschenverachtung mocht' er klagen, kein Fürst sei von Liebe begleitet und der Glaube an Redlichkeit verrate mehr Gutmütigkeit als Weltkenntnis. Doch er tadelte manchen inhumanen Zug Friedrichs und gab weder seiner ererbten Glanzliebe noch seinem alles Kleine verachtenden Ehrgeiz nach, als ihn die Not des Landes zur Vormundschaft über einen schwachen Vater zwang. Ohne nur ein Wort zu verlieren, übte er für seine Person die ihm unnatürlichste Sparsamkeit, ließ Schlösser, Gärten und Galerien im Stich, um den Wohlstand der Bauern zu heben, beugte seinen Stolz zu mühseligen Finanzoperationen und zur Vermietung braunschweigischer Truppen und täuschte nach Friedrichs Tod die allgemeine Erwartung, er werde bestimmend auf Preußens Zukunft wirken, indem er, teils aus ernstem Gefühl für sein kleines Reich, teils aus nie überwundener Furcht vor Mißerfolgen, nur Preußens aufopfernder General blieb. Der unglückliche Befehlshaber der „Campagne" hat endlich auf dem Schlachtfelde von Auerstädt den Fall des friederizianischen Staates mit seinem Blute besiegelt und ist nach grauenvollen Leiden landflüchtig gestorben. Nehmen wir

dieser Erscheinung die willensstarke Selbstzucht, so bleibt ein Komplex guter und schlimmer Eigenschaften, der unter andern Verhältnissen eine Wendung ins Neronische hätte nehmen können und unter den gegebenen leicht eine Gefahr für Land und Leute geworden wäre. So aber ist dieser Lebenslauf ein ergreifendes Schauspiel, wie der ernste männliche Wille jede widerspenstige Regung in den Dienst selbstloser, wenn auch freudloser Pflichterfüllung zwingen kann. In seinen Adern floß kein Tropfen vom leichten Blute der so liebenswürdigen Schwester Anna Amalia, sein gemessenes vornehmes Wesen drückte und langweilte die urgesunde Kraftnatur des Neffen Carl August; dennoch nennt ihn Goethe, der im Sommer 1784 mit seinem Herzog nach Braunschweig kam und während der entsetzlich langen Diners oder der prächtigen Redouten Beobachtungen sammelte, einen großen Mann. Die in fragwürdigem Französisch an Frau v. Stein gerichteten Briefe liefern uns eine fortschreitende Charakteristik, die sich nach vorschnellen kühlen Worten über die leeren Formen des Braunschweigers bald erwärmt: überall sehe man den klugen Mann, der selbst von den Narrheiten seiner Vorfahren profitiere, dessen Verstand und Benehmen durchweg bewundernswert sei und der sicher, ohne willkürliche, leere Nebensachen große Zwecke verfolge; seinen Neffen behandle er mit Auszeichnung, und ein kluger Fürst, der seinesgleichen im Durchschnitt für mehr als bêtes halte, müsse wirklich von einem Verwandten dieses Schlages überrascht sein; die Umgebung nenne seine Ziele schön und bedeutend, seine Mittel sicher, seine Durchführung folgerecht; sein Auftreten in der Welt sei unvergleichlich, denn er verstehe vollkommen die Kunst, jeder Eitelkeit zu schmeicheln — enfin c'est un oiseleur qui connoît ses oiseaux.

Lessing war dem Ruf in diese Sphäre gefolgt, nachdem er den braunschweigischen Schauplatz geprüft hatte. Es heißt beide Männer herabsetzen, wenn man Lessings Anstellung aus dem prahlsüchtigen Wunsche des Erbprinzen ableitet, einen Stern ersten Ranges zu den kleineren Lichtern des Carolinums und Catharineums zu gewinnen, wie 1770 auch Klopstock nach dem dänischen Umsturz hier ein Asyl hätte finden können; doch wär' es weder die häufigste, noch die schlechteste Eitelkeit, die mit großen Männern Staat zu machen sucht. Das Gefallen war gegenseitig gewesen. Der Erb-

prinz, ein bezaubernder Causeur, wenn er wollte, wird an Lessings Reiseplan anknüpfend von Italien und archäologischen Interessen gesprochen haben; Lessing, in keinem Kreise der Welt verlegen, empfahl sich, je weniger er es auf eine klientenhafte Bewerbung anlegte, und er war dann äußerst peinlich davon berührt, daß ihm die Kosten dieses ersten Braunschweiger Aufenthaltes aus der Schatulle gezahlt werden sollten. „Sie glauben nicht, lieber Ebert, wie argwöhnisch ich bin, besonders in solchen Dingen. Ich kann mir nicht einbilden, daß der Erbprinz von selbst darauf gefallen ist. Ich fürchte, man hat es ihm zu verstehen gegeben, daß ich etwas dergleichen erwartet hätte. Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunschweig überlaufen und mich jedes Wortes zu erinnern gesucht, ob ich das Geringste getan oder gesagt, was diese Erwartung verraten können. Der Erbprinz mag immerhin glauben, daß ich der Erstattung bedarf; aber ich möchte nicht gern, am ungernsten von ihm, für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten und verlangen könnte, bloß deswegen, weil er es bedarf.“ Dieser stolze Unabhängigkeitssinn bestimmte fortan Lessings Verhältnis zum Hof. Wenn er die zuvorkommende Leutseligkeit der hohen Familie genoß und der Huld des alten Herzogs zu jeder Zeit und in jeder Stimmung sicher blieb, wahrte er von vornherein eine geflissentliche Zurückhaltung, da er und ein Großer nicht füreinander gemacht seien. „Ich bin indes der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte, vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel als möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken.“ Er folgte den Einladungen der Herrschaften, machte fürstlichem Besuch pflichtgemäß, doch „als ob er dazu geprügelt würde“, die Honneurs in der Bibliothek und zog im übrigen aus seiner örtlichen Entfernung jeden Vorteil. Man sah sich bei der Neujahrscour und andern festlichen Empfängen meist vergebens nach ihm um. Seine Briefe verraten keine Neugier nach Ereignissen und Reden bei Hofe, die doch in kleinen Residenzen wie der jeweilige Barometerstand das Morgen- und Abendgespräch der Untertanen speisen. Fast nirgends gedenkt er der Damen des herzoglichen Hauses; kein Wort verlautet über Frau v. Branconi, deren verführerische Züge uns in der Braunschweiger Galerie und sonst Goethes bewundernden Ausruf

über solche Unwiderstehlichkeit predigen; nur einmal wird „unser lieber kleiner Graf", ihr Sohn, freundlich erwähnt. Lessing brachte dem Hofklatsch nie den geringsten Tribut und war auch nicht gesonnen, billigen Ansprüchen von oben, wenn sie über Bücher und Kunstangelegenheiten hinausgingen, mehr nachzugeben, als die Pflicht gebot. Das anspruchsvolle Wesen des Erbprinzen, der ihn hochschätzte, seine Schriften, auch die gelehrten, gründlich studierte, doch mit dem eindringenden Blick des geübten Beobachters in Lessings Gedanken las, und das nicht minder anspruchsvolle Wesen Lessings, der immer den Nacken steif hielt und gern zu rasch aburteilte, zogen im persönlichen Verkehr eine doppelte Schranke.

Die Wolfenbüttler Bibliothek suchte der Erbprinz fast nie auf: hier herrschte Lessing ungestört. Selten unterbrachen Gäste von auswärts seine stille Abgeschiedenheit: Moses, Gleim, von jüngeren Litteraten Boie, von den jüngsten desselben Göttinger Bundes Cramer der Sohn, gelehrte Reisende, sogar ein Astronom aus dem Jesuitenorden, der Lessing zulieb einen großen Umweg über Wolfenbüttel nahm, und hochwillkommen im August 1771 Professor Johann Jacob Reiske (1716—74) von Leipzig mit seiner lieben Frau und Arbeitsgenossin. Sie schon lang freudig auf diesen Besuch gespannt wie „auf den heiligen Christ"; er in ehrerbietiger Unterordnung zu Lessing emporschauend, dessen rasche Vielseitigkeit und leichte Stilanmut mit so tiefem Wissen vereint er bescheiden bewunderte, dessen allzeit gewappnete Polemik der unbeholfene, heftige, durch Not und Hader früh gealterte Mann naiv anstaunte und dessen bibliothekarische Gefälligkeiten bei dem großen Gräcisten auf fruchtbaren Boden fielen. Mit breitspuriger Freude folgte Reiske den Wolfenbüttler Arbeiten. Seinem Lessingkultus mußt' er auch öffentlich durch eine Widmung in den ausgezeichneten Oratores graeci ein Denkmal setzen, sowie Heynes Virgilausgabe Lessing einen Ehrenplatz anweist. Und dankbar trat auf der „Lustreise" zu den orientalischen Handschriften Wolfenbüttels auch Erneſtine Reiske (1735—98) an Lessing heran, eine Philologenfrau von wissenschaftlicher Schulung, die des Griechischen kundige und in strengen Kollationen geübte treue Handlangerin ihres Mannes, beweglicher als dieser, frei von aller Prüderie und ohne jedes Gelüst, die deutsche Madame Dacier zu spielen. Um so lieber machte

Leſſing der befreundeten hilfreichen Schriftgelehrten ſein ehrliches Kompliment in den „Beiträgen“, ſtand ihr tatkräftig bei, als Reiske im Sommer 1774 aus einem Leben voll Entbehrung und Arbeit abſchied, und ſchenkte dem handſchriftlichen Nachlaß des „ſehr lieben Freundes“, auch der Autobiographie, einer der rührendſten und ungeſchickteſten Urkunden deutſcher Gelehrtengeſchichte, ſeine gewiſſenhafte Teilnahme. Ein bald heiterer, bald bittrer Humor umſpielt für uns ſpäte Leſer dies philologiſche Paar, deſſen mühſame Verlobung nicht mit Blumen und Liebesbriefen, ſondern mit kleinen arabiſchen Galanterien gefeiert ward und aus deſſen Ehe nicht liberi, ſondern libri hervorgingen. Dasſelbe Lächeln ſtellt ſich ein, wenn der gute Reiske mit ſchwerfälligen Scherzen die gedruckten „Flatterien“ für die Reiskia verbittet oder Frau Erneſtine gar über ſemitiſche Handſchriften und den Libanius ihres Seligen weg den Herzenswunſch, Leſſings Gattin zu werden, ganz unverblümt kundtut, bis ihre verliebte Komplexion ſich leider in jugendlicher Minne zu tröſten ſcheint. 1775 gratulierte man ihr ſchon zur neuen Heirat, ſie aber wußte nicht einmal, wo der „Angebetete“ weile, „der Eine, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daſeins lieben werde“; und 1776, als ſich wieder ſogenannte gute Partien boten, ſchrieb ſie einem andern Philologen: „Itzt raubt mir die allerunglückſeligſte, die allerhoffnungsloſeſte Leidenſchaft alle Ruhe des Lebens“, denn ſie ſah ihr Herz „unwiderruflich an den würdigſten, den vortrefflichſten, den liebenswürdigſten Gegenſtand gefeſſelt“, ſich aber trotz aller Sehnſucht für immer von ihm getrennt.

Leſſing, der ſo artig die Frage, ob ein Gelehrter heiraten ſolle, durch ſolche Zierden des weiblichen Geſchlechts für entſchieden erklärt hatte, gehörte ſchon zur Zeit jenes Beſuches mit Herz und Hand einer anderen Frau, wenn auch die dunkle Witwentracht und die ſchweren Sorgen ſeiner liebſten Hamburger Freundin nur geheime Wünſche für die Zukunft geſtatteten. In ernſten Stunden ſahen wir ihn den immer wieder aufgeſchobenen Abſchied von Frau Eva König nehmen. Ein Briefwechſel, ſo reg wie ihn Leſſing nur je geführt hat, entſpann ſich zwiſchen dem in ſeiner Vollkraft ſtehenden Mann und der reifen Frau, die, ihrer Stütze beraubt, allein den Kampf ums Daſein kämpfte. Eva Katharina Hahn war ge-

boren in Heidelberg am 22. März 1736 als Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns; den Vater verlor sie im zartesten Alter (wehmütig erzählt sie einmal, sie habe ihn gar nicht gekannt), mit der Mutter blieb sie auch fern in treuester Liebe verbunden. Eine tüchtige, jede Probe des Glückwechsels überdauernde Eintracht herrschte in dieser Familie, die auch dem gelehrten Beruf akademische Kräfte zugeführt hat und in deren Schoße das aufgeweckte junge Mädchen eine vortreffliche Erziehung genoß. Wodurch das schöne Heidelberg Evas eingestandene Verstimmung gegen die Vaterstadt hervorrief, steht dahin; doch führte nicht etwa die Sehnsucht, leidigen Verhältnissen zu entfliehen, sondern reine Herzensneigung im Sommer 1756 die Zwanzigjährige dem aus der Elberfelder Gegend stammenden, in Hamburg angesessenen Handelsherrn Engelbert König als Gattin zu. Aus der Pfälzer Idylle nun in das bewegte Treiben einer norddeutschen Großstadt mit anderen Bräuchen, anderer Sprache, anderen Menschen verpflanzt, fand sich die junge Frau schnell in der neuen Umgebung zurecht. Eine gesegnete Ehe, gute Nachbarn, wachsender Wohlstand schufen dem liebenswürdigen und tätigen Paar einen dankbar genossenen Hausfrieden, den nur der Verlust mehrerer Kinder trübte. Von sieben blieben vier am Leben: eine Tochter Malchen (1761 geboren) und drei Knaben, deren jüngster, Friedrich (geboren im Oktober 1768), Lessings Patchen ward und als schöner, munterer Junge zum Ebenbilde des Vaters heranzuwachsen versprach. Sie alle waren dem eifrigen Besucher des Königschen Hauses liebe kleine Gesellschafter; er verehrte die Frau und schenkte dem Mann, seinem „speziellen Freund", eine fest begründete Hochachtung. König hatte sich aus eigener Kraft zu Bildung, Ansehn und Vermögen emporgekämpft. Er betrieb einen großen Seidenhandel in Hamburg, besaß Seiden- und Tapetenfabriken zu Wien, in denen das italienische Rohmaterial verarbeitet ward, und unterhielt mancherlei deutsche wie außerdeutsche Geschäftsverbindungen, die ihn häufig südwärts riefen. Es wird erzählt, und innere Wahrheit mindestens liegt in diesem späten Bericht, daß König beim Antritt der letzten Reise nach Österreich und Oberitalien dem Hausfreund Lessing, als dieser ihm ein kurzes Geleit gab, seine Familie mit den ahnungsvollen Worten: „Wenn mir etwas Menschliches begegnen

sollte, so nehmen Sie sich meiner Kinder an!“ ans Herz gelegt habe.

Nur zu bald trat diese heilige Pflicht vor Lessings Seele. König zog sich gleich nach seiner Ankunft in Venedig eine jähe Krankheit zu, die ihn fern von der Heimat und den Geliebten am 20. Dezember 1679 hinwegraffte. Tags darauf ward er auf dem protestantischen Friedhof der Insel S. Cristoforo beigesetzt, eben da, wo er nach einer späten Familientradition zum letztenmal die Abendsonne begrüßt hatte. Er zählte erst einundvierzig Jahre: sein Handel war von ihm im sichern Gefühl, noch langhin die ganze Kraft einsetzen zu können, ausgebreitet worden. Der plötzliche Tod erregte bei den Seinen den Argwohn, ein gieriger Diener habe den mit größeren Geldmitteln versehenen Reisenden vergiftet, denn Winkelmanns schreckliches Ende war in frischer Erinnerung. Aber zur Totenklage traten auch ängstliche Besorgnisse für die Existenz der Familie. Die Witwe stand mit vier kleinen Kindern der erdrückenden Aufgabe gegenüber, große kaufmännisch-industrielle Geschäfte zu ordnen, die sich auf weit auseinander gelegene Plätze verteilten, in die Finanzen fremder Häuser eingriffen und zumal ohne flüssiges Vermögen, da alles Geld der beiden Gatten in Fabriken und Magazinen angelegt war, die langwierigste, verwickeltste Arbeit forderten. Auch waren zahlreiche Geschwister gewohnt, in dem Toten ihren Helfer und Meister zu erblicken. Als Frau Eva diese schwere Last mit der Ausdauer und dem praktischen Verstand eines Mannes auf ihre Schultern lud, um die Schöpfungen des überall rühmlich anerkannten Gemahls vor einem wirren Zusammensturz zu retten und die Zukunft der Kinder zu verfechten, fand sie zwar den Beistand redlicher Freunde und die opferwillige Hilfe mehrerer Verwandten, die ihr mit Rat und Tat, mit Vorschüssen und Geschenken beisprangen, aber die Wucht der harten Arbeit wurde dadurch nur um weniges erleichtert. Sie sollte die des Vaters beraubten Kleinen, von denen Fritz kaum anderthalb Jahre zählte, verlassen und ein aufreibendes Wanderleben beginnen. So ging Lessing, um eine peinliche Sorge reicher, nach Wolfenbüttel. Waren ihm im letzten hamburgischen Monat, als er neben Eva bei gemeinsamen Freunden Gevatter stand, schon Gedanken an die Erreichbarkeit eines engeren Bandes aufgedämmert, so

mußte die rauhe Wirklichkeit unerbittlich solche Träume zurückdrängen.

Ihre Korrespondenz kam seit dem Juni 1770 in Fluß. Noch in demselben Monat begab Eva sich nach Pyrmont, um dort Kräfte für die dringende weite Wanderschaft zu sammeln und mit einem rechtschaffenen Bruder, dem eben von schwerer Krankheit genesenen Professor der Physik in Utrecht, ihre Lage zu beraten. Lessing, aufgefordert, an dieser kleinen Badereise teilzunehmen, aber durch sein neues Amt festgehalten, wurde von den Geschwistern durch einen Besuch entschädigt, dessen Vertraulichkeit nur unter der unvorhergesehnen und sehr störenden Ankunft Gleims litt. Darum sprach Frau Eva schon nach einigen Wochen, Mitte August, ein zweites Mal in Braunschweig vor und sah sich nicht bloß im Gasthof zur „Rose“ von Lessings zarter Fürsorge umgeben. Als sie Abschied nahm, nötigte der Freund ihr seinen Pelz zum Schutz gegen Unwetter und schlechte Herbergen auf, empfing das Versprechen eines neuen Besuches auf der Rückreise von Wien und tröstete sich damit, die Heimkehrende dann von Wolfenbüttel nach Hamburg geleiten zu dürfen. Unterwegs in Postzimmern und Wirtshäusern, auch wohl mitten im Lärm einer Dorfschenke, wo ihr das derbe Bauerngeschwätz den robusten Ton Bodes ins Gedächtnis rief, fand die seltene Frau Stimmung und Muße zu tagebuchartigen Blättern. Wir hören von unvermeidlichen Abenteuern auf schlechten Straßen, von zerbrochnen Achsen, von Zwistigkeiten mit Posthaltern, von wechselnden Gefährten, von einem Räuschchen der Zofe, kurz von allen mehr oder minder lästigen Begebenheiten, wie sie in den romanhaften oder wirklichen Reiseberichten jener Tage nirgend fehlen. Ohne jede Spur von Empfindsamkeit steuerte Frau König ihren so wenig lockenden Zielen zu, gestählt durch ihr mütterliches Pflichtgefühl. Sie schlägt nie den larmoyanten Ton einer „Dame in Trauer“ an, sondern scheucht mit bewundernswerter Selbstbeherrschung, wenn sie dem Freunde sich mitteilt, den düsteren Zug der Erinnerungen und Befürchtungen zurück. Indem sie ihr „trauriges Naturell“ besiegt, sucht sie doch nicht gefaßter zu erscheinen, als sie wirklich ist, und Lessing erwidert die leisen Klänge melancholischer Hoffnungslosigkeit mit der Mahnung, „so viel Entschlossenheit und Mut, als Sie sonst in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen,

nicht verloren sein" zu lassen. Bei ihm selbst war die tiefste Trauer eingekehrt: er hatte soeben seinen armen alten Vater verloren, und das kümmerliche Los der Kamenzer verdunkelte seine Tage. „Und dennoch", schreibt er mit gezwungener Fassung, „und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum aufheitern: ich will nur immer vor mich weg und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen." Wenn die einsame Frau in der Fremde vor lustigen Bayern mühsam die Tränen hinunterschluckt und einer lähmenden Unentschlossenheit zu verfallen fürchtet oder von körperlichen Leiden erzählt, dann bestimmt Lessing als ein tapferer Tröster, in welcher Tonart er den Briefwechsel führen will: „ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man auch das Andre sein, und kann es sein, wenn man nur will". Diese Philosophie, sich selbst zum Glück zu überreden, predigt Lessing wahrlich nicht in den Wind, denn eine verwandte Frauennatur lauscht seiner ermutigenden Rede.

Als der Briefwechsel zwischen Lessing und Eva zuerst dem Publikum erschlossen ward, rümpfte mancher Empfindler über ein so langweiliges Buch die Nase. Werther freilich schreibt ganz anders, und wer statt der ersehnten Gefühlsergüsse gleich anfangs Rauchfleisch und Spargel oder späterhin Pulver und Frostsalbe, Sauerkraut und Erbsen inmitten endloser Familiengeschichtchen aus Hamburg anraunte, mochte wohl den Band enttäuscht aus der Hand legen. „Meine liebste Madam" und „Mein lieber Herr Lessing", „Dero ganz ergebenster Lessing" und „Dero ergebene Dienerin E. C. König": das schien einen vor dem Frühlingssturm der neuen Empfindungspoesie zerstobenen Kurialstil heraufzubeschwören, so dürr, daß man sich nicht die Mühe gab, die unmerklich fortschreitende Steigerung zum „Meine Liebe" und „Mein Lieber" zu verfolgen, den Unterschied gereifter Menschen aus einer sehr verständigen Zeit und eines dichterischen Liebespaares abzuwägen und mit würdiger Teilnahme das rührende Schauspiel zu betrachten, wie der stärkste Mann unsrer Litteratur so bescheiden, so schüchtern, so leise werbend andeutet, was sein ganzes Herz ausfüllt. Nie unterbricht ein inniges Du die üblichen Anreden wie in Goethes ungestümen oder liebkosenden, verzichtenden oder beseligten Briefen an seine weimarische

Geliebte; kaum wagt Lessing in der ersten Zeit die Beteuerung, daß seine Gedanken und Wünsche den Weg Evas nicht leer lassen. Aber schon vor hundert Jahren haben tiefe Gemüter den stilleren und farbloseren Reiz dieser Blätter nachgefühlt; so schreibt Lotte v. Lengefeld 1789 an Schiller: „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau auch gelesen und er hat mir viel Freude gemacht. Lessings Geist ist mir sehr interessant und ist es mir noch mehr geworden, er hat so eine gewisse Feinheit gegen seine Frau; auch ihre Briefe haben mir gefallen, sie muß erstaunend viel Tätigkeit gehabt haben und vielen Verstand. Ich möchte mit jemanden über die beiden Menschen sprechen, der sie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören."

Wir besitzen von Evas Briefen, ein paar Zeilen ausgenommen, nur die an den Einen und haben nur des Einen Briefe an sie; gleichwohl würden andere Quellen keine Züge widerspiegeln, die unsrer Korrespondenz fehlen. Evas geistiges Bild stimmt zu dem Porträt, das uns von ihr erhalten und in Alfred Schönes vortrefflicher Ausgabe des Briefwechsels sehr gut gestochen ist. Ein alter Münchner Maler hat es 1770 ziemlich steif verfertigt; ein anderes von dem elenden Calau ist verschollen. Die Gestalt ohne Fülle, vielmehr etwas knochig, auf einem schlanken Hals ein längliches Gesicht mit vollem hochfrisiertem Haar, freier Stirn, klaren großen Augen, scharf geschnittener Nase, feinem Mund, energischem Kinn: der Ausdruck sehr gescheit und angenehm. In ihren Gedanken und Gefühlen hatte nichts Niedriges Raum, und ihr heller, durchdringender Sinn gewährte der modischen Schwärmerei keinen Einlaß. „Eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande" wird sie von Elise Reimarus genannt. Wahrheit ging ihr über alles: „Nichts fällt mir schwerer als Lügen. Sie wissen wohl: ich bin ein altfränkisches Weib." Einem tätigen Leben zugewandt, büßte sie doch eine leichte Grazie des Geistes und die schöne frauenhafte Gabe, männische Schroffheiten sanft zu mildern, nie ein. Der ganz auf das Menschliche gerichtete Briefwechsel erörtert von gemeinsamen Bildungsinteressen nur solche, die greifbar in den Bereich des Tages treten oder mit Forderungen an die Zukunft eng verknüpft sind, aber man behält durchweg das Gefühl, daß diese Frau in freierer Stimmung hörend, ratend und tatend auf jedes Lessingische Werk

oder Vorhaben eingehn kann. Seine ritterliche Sorge begleitet ihren Weg, den er nicht obendrein mit bibliothekarischen Grillen und häuslichem Verdruß stören möchte: Beide ruhen von ihren mannigfachen Plagen aus, indem sie sich wie in entschwundenen Plauderstündchen von den Privatverhältnissen der nächsten hamburgischen Bekannten, der Schmidts und Knorres vor allem, sehr eingehend unterhalten, Geburten, Verlobungen, eheliche Zwistigkeiten, finanzielle Bedrängnisse verzeichnen, von dem argen Goeze mit leichter Bosheit zu Klopstock und seinen Damen überspringen oder auch leere „Amouretten" wie eine Liebelei des Herrn v. Kuntzsch mit dem „kleinäugigen Dortchen" Ackermann durchhecheln: Frau König nimmt das leichter, während Lessing unwillig urteilt, in so ein Ding könne nur der blinde Zufall verliebt machen. Ein tieferer Zwiespalt der Meinung drängt sich niemals zwischen die beiden geistig und gemütlich verwandten Wesen, die auch im Ausdruck ihres brieflichen Gesprächs so weit harmonieren, als nur Mann und Frau, ohne die Eigenart des Geschlechts zu verleugnen, zusammenklingen können. Aus voller Überzeugung nennt Lessing, der im ersten Anfang den Ton nicht sofort zu finden scheint, seine Korrespondentin eine fertige Briefschreiberin; sie aber verweist ihm den ganz ungewöhnlichen Komplimentierton, der ihn nicht kleide, vor dem er sich also künftig hüten möge. Dennoch wird Lessings schlicht gefaßter Zusatz zu einem Rezept ihr wohlgetan haben: „Wenn es so lange hält, als unsre Freundschaft halten soll, so ist es ein Kitt, den wir loben wollen." Sie selbst bringt lieber neckische Wendungen an, etwa wie eine Minna von Barnhelm scherzt, und wie sein Tellheim grübelt Lessing einmal zu ernst über das von Eva leicht hingeworfene Sätzchen, er würde sie bedauern oder verlachen. Seine warmherzigen Vorwürfe beantwortet sie dann in der einfachsten und genugtuendsten Weise, phrasenlos ohne jede Verstimmung und Zimperlichkeit, denn nie hat dies Verhältnis unter Launen oder Mißverständnissen zu leiden. Auch gesunde Kraftausdrücke entschlüpfen zuweilen ihrer Feder: sie nennt mit einem wienerischen Wort das unmäßige Kammermädchen eine „besoffene Urschel". Wenn die Sonne während der trüben Reisejahre Evas einmal heller scheint, weiß sie sehr gewandt von Litteraten und Künstlern ihres Schauplatzes zu erzählen oder aus den neu aufgelegten Studenten-

versehen des Freundes eine schalkhafte Mahnung zu ziehn: „Machen Sie, daß Sie bald kommen, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt harte Weiber geraten sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestraft werden. Das Mädchen, das Sie sich wünschen, sollen Sie wenigstens nie finden." Welche Klarheit und Seelenstärke wohnte der Frau inne, die während einer endlosen Krise den Kopf so frei trug!

Wir kehren zu jener ersten Wiener Fahrt zurück. Sie läßt sich von Station zu Station verfolgen. In Nürnberg wird der Herr v. Murr erwähnt, doch als Klotzianer vermieden. Eva gedenkt eines Kupferstichs aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber die Schönheit der alten Häuser und Kirchen war auch für diese Reisende noch nicht entdeckt. So meldet sie aus München nur rasch erledigte Besuche bei einigen Exzellenzen, im gleichen Ton wie Lessing derlei Dinge behandelt, und findet fast nirgends ein Wort über die Landschaft, denn auch ihr ist auf der Schwelle der Wertherzeit eine schöne romantische Gegend noch keine stummberedte Trösterin: im Thüringer Walde denkt sie nur an die gefährliche Nachtpost; in Salzburg, wo sie sich erholt und mit den Leuten „alle das Merkwürdige und die Gegenden" sehn muß, redet sie lieber vom Zustand des Theaters als von dem Kapuzinerberg und den Alpen; in Niederösterreich muß die herrliche Weinlese sich mit einer Zeile begnügen. Am 28. September traf Eva endlich in Wien ein und wurde bis in den Februar 1771 auf dem heiteren, für sie so trostlosen Boden der Königschen Tätigkeit festgehalten. Die Größe des Verlustes stieg in den Straßen, die er durchschritten, in den Räumen, wo er gewaltet, so niederschmetternd vor ihr auf, daß sie sich ganz dem Gedanken an das zerstörte Familienglück hingab: Lessing habe seinen Vater verloren, den Eva auf der Rückreise in Wolfenbüttel anzutreffen gehofft hatte, doch er sei ihm doch bis hart an die Grenze des Naturlaufes erhalten worden: sie dagegen — „Ich muß nur

hiervon abbrechen. Denn seitdem ich hier bin, bin ich in derselben Gemütsverfassung, wie in Pyrmont. Sowie mich einer anredet, habe ich Tränen in den Augen. Wie kann es aber anders sein? Alles erinnert mich an meine vergangene Glückseligkeit. Sogar die Fabrik, als ich sie heute besuchte, statt daß sie mich hätte freuen sollen, weil sie völlig gut und aufs beste eingerichtet ist, hat mich niedergeschlagen gemacht. Sie haben völlig Recht, alles hat seine Zeit; allein steht es bei uns, diese Zeit zu bestimmen? Glauben Sie nur, daß ich mir alle Mühe gebe, mich aufzuheitern. Was vermag ich weiter?" Bald wurde sie trotz allem Weh der Vergangenheit und Gegenwart durch ihre Willenskraft ganz Herrin über sich. Sie konnte wieder arbeiten und Lessing von der Bühne lebhaft unterhalten, Stücke, Übersetzungen, Akteurs, Aktricen, Publikum, Kritik beurteilen, vom Wiener Theater auf die Wiener Geistlichkeit, vom hamburgischen Theater auf die hamburgische Geistlichkeit zu reden kommen und eifrig an den für uns Leser ermüdenden Beratungen über das hartnäckig betriebene Lottospiel teilnehmen, denn Lessing möchte die Fortuna zur Huld zwingen, für „unser gemeinschaftliches Projekt, glücklich — wollte ich sagen, reich zu werden". Er merkt sich alle neuen Kollekturen, vergißt keine Ziehung, träumt von den sichersten Glückszahlen für Ternen und Quaternen und gewinnt im besten Fall einen Einsatz zurück. Die gastliche Güte der Wiener und das frohe Temperament der liebenswürdigsten von allen großstädtischen Bevölkerungen verfehlten nicht, Frau Eva wohltuend zu erfrischen, und Lessing schilt das häßliche Wien nur, weil es so weit ist. Er hat eben in Braunschweig zwei österreichische Kavaliere kennen gelernt, denen Ebert das schiefe, fein parierte Kompliment machte, sie seien durch ihre Bildung Ausnahmen unter ihren Landsleuten; es trifft sich, daß der Vater des einen, Graf Chotek, ein alter Gönner Engelbert Königs war. Eva ist überhaupt gezwungen, bei der Aristokratie und Finanz anzuklopfen, doch beschränken ihre Briefe sich wesentlich auf die kleinen Litteraten des großen Wien, an der Spitze Herrn v. Sonnenfels, in dessen Familie sie freundschaftlich aufgenommen worden war, ohne dem Frieden recht zu trauen. Endlich, nach mancher Unpäßlichkeit und einer vorläufigen Ordnung der schlimmen Geschäfte begab sie sich am 18. Februar 1771 auf die Heimreise, von Lessing mit zartfühlenden

Worten über den Besuch ihrer Vaterstadt und der alten Mutter wie über die Rückkehr zu den Kindern und Freunden beglückwünscht. Doppelt spricht sich die Feinheit seines Gemüts in der Sorge für die Freundin und den aus eigner Empfindungsweise gezogenen Schlüssen auf ihre Stimmung aus. „Im Grunde", so bekennt er mit der tiefen Heiterkeit seines Wesens, „ist es immer eins, wenn man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat: wenn man sich denn nur freuet."

Er selbst freute sich herzlich, denn im April erfüllte Frau König ihr Versprechen: Lessing hielt sie im „Stern" zu Braunschweig „belagert", wollte jede Kleinigkeit ihrer Erlebnisse hören und konnte den übermächtig gewordenen Drang seines Herzens nicht ganz verschweigen. Er begleitete sie nicht zu einer unmittelbaren „Gegenvisite" nach Hamburg, aber sein nächster Brief nennt sie die „liebste Freundin", und mit all seinen Gedanken weilt er bei ihr. Sie verstand diese mehr angedeutete als ausgesprochne Werbung und beantwortete die Steigerung des Briefstils mit hamburgischen Anekdoten; nicht aus kühler Koketterie, sondern die noch unbesiegten Schwierigkeiten der Lage bedenkend. In ihrem Herzen hatte sie den Schwur der Treue freudig erwidert, und als die Kinder, von der Mutter überrascht, sich vor Aufregung und Lust kaum zu fassen wußten, als dann von dem ältesten Sohn aus der Heidelberger Pension beunruhigende Nachrichten über ein Fußleiden kamen, segnete Frau Eva im voraus den Tag, der die Zukunft der kleinen Schar einem solchen Pflegevater anvertrauen würde. Sie mahnt Lessing dringend an den verheißenen Besuch: er soll bei ihr wohnen — doch das lehnt er ab und will lieber in seinem alten Schwarzen Adler einkehren, als daß die Freundin keinen Augenblick Ruhe vor ihm habe; nur um die Aussonderung eines kleinen behaglichen Kreises ohne hamburgische Noblesse und Magistratspersonen bittet er. Wir erfahren aus den Einladungen, Lessing sei bei den Frauen so beliebt wie die Primadonna Hensel bei den Herren, und ein Akteur, es ist der später so berühmte Brockmann, bestehe nicht sowohl durch sein gutes Spiel als durch seine Person, „weil er einem Herrn gleich sehen soll, der den hiesigen Damen gefallen hat". Lessing sehnte sich mit ganzem Gemüt nach Hamburg. Zum erstenmal überwältigte ihn das Bewußtsein, nicht mehr der alte freie Vogel

auf dem Dache zu sein, sondern in einem Käfig gefangen zu sitzen. Nachdem er bis jetzt, nicht bloß um die bedrängte Frau mit seinen Beschwerden zu verschonen, den eigenen Zustand in fast ungetrübter Heiterkeit geschildert hatte, wurden nun seit dem Sommer 1771 Mißklänge laut und lauter. Die Freundin ist gestürzt, er kann nicht zu ihr eilen, er ist überhaupt nicht sein eigner Gebieter, er hat wenig Geld und keine Aussicht auf Besserung, er muß um Vorschuß einkommen, er altert, er haust unter moderigen Büchern, er vegetiert im Kerker einer verlassenen Burg — und indem er so mit hitziger Übertreibung Ideal und Wirklichkeit vergleicht, bricht ein lang gestauter Unwille doch auch der lieben Frau gegenüber durch, eben weil sie ihm nun näher angehört und wiederum so unerreichbar erscheint. Lessings Gesundheit war, wie vor dem erholungsreichen Kriegsleben bei Tauentzien, infolge des anhaltenden Sitzens im Studierzimmer und der ganzen, die Hypochondrie nährenden Einförmigkeit gefährlich angegriffen: die Weißenburger und Gudischen Codices hatten seine Augen sehr geschwächt, er schleppte sich wochenlang so matt herum, daß ihm bei jedem Schreibversuch ein Angstschweiß vor die Stirn trat und er, allein den Schloßwall auf und ab wandernd, den Pyrmonter Brunnen versuchen mußte. Jetzt mahnte Frau Eva ihn an sein eigenes Wort, die Schwermut sei eine mutwillige Krankheit. Mit der körperlichen Frische fand sich die geistige schnell wieder ein, und sobald die guten Reiskes, die er nicht fortwinken durfte, das Feld geräumt hatten, eilte Lessing nach Hamburg, am letzten August 1771: dann sowohl Geldgeschäften als einem großen theologischen Schlag zuliebe nach Berlin, und wieder nach Hamburg, von da in stürmischer Nacht zurück in sein abgeschiedenes Schloß. Eva hatte ihn mit ihrem Jawort beglückt, sie waren verlobt, doch durften weder Freunde noch Verwandte Mitwisser des geschlossenen Bundes werden. In derselben Zeit, wo Lessing von seiner Braut nach Berlin geschieden war und nur vor Bruder Karl den Schleier aller Hoffnungen lüftete, vernahm Eva den Tod ihrer geliebten Mutter: mit wenigen einfachen Worten meldete sie diesen Verlust dem Manne, der so nach und nach ihr Alles ward, und schwor ihm, er könne in der ganzen Welt keine aufrichtigere, treuere Freundin finden. Lessings Antwort, überwältigend durch die herzlichste Hingebung und die trostreichste Kraft,

lautet: „Meine liebste, beste, einzige Freundin! Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübnis Sie sich wegen des Absterbens Ihrer Mutter befinden. — Aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß — Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Gemeinplätzen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch Eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte. Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeschlagener finde, als ich Sie verlassen habe! Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen gewesen: wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben . . . Leben Sie indes recht wohl! Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste einzige Freundin!" Dieser feurigen Aufwallung Lessing folgt von Evas Seite die Versicherung, daß all ihr Glück in seiner Liebe ruhe, dazu am Schlusse scheinbar leichthin die Erlaubnis, zu den Nachrichten von seinem Wohlbefinden noch „was hinzufügen, was mir eben nicht zuwider ist". Der Briefwechsel lenkt in sein früheres maßvolles Fahrwasser ein, denn die Verhältnisse waren in keiner Weise danach angetan, die Fortsetzung ungeduldiger Liebesschwüre zu begünstigen. Lessings Einkommen reichte noch nicht für den würdigen Unterhalt einer größeren Familie, Frau Eva aber durfte ihre Zukunft nicht an sein Los knüpfen, bevor die Königsche Hinterlassenschaft für sie und die Kinder endgültig ausgeglichen war. „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte; wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Anteil an allem genommen haben, was mir begegnet wäre, allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt tun: ob Sie es gleich nicht

sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie, noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränket — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Fall nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe." Das heißt denken und sprechen wie Lessing oder Tellheim. Hier jedoch stießen nicht wie in „Minna von Barnhelm" überreiztes Ehrgefühl und weibliche Laune zusammen, sondern das Machtgebot einer strengen Wirklichkeit verurteilte zwei Menschen, die keine hoffnungsvollen Jugendjahre mehr einsetzen konnten, zum Ausharren. Und Lessing hatte so wenig Geduld von der Natur mitbekommen.

Eva stand vor neuen Verwicklungen. Ein kaiserliches Mandat gegen die fremden Händler in österreichischen Landen ließ die Ablösung der Wiener Fabriken nicht rätlich erscheinen; größere Posten wurden gegen Erwarten fällig; sie sollte für geleistete Bürgschaft mit ihrem Geld eintreten. Gleichwohl verlor sie in diesen Wirren weder die Besonnenheit noch das ehrliche Vertrauen zu allen Leuten, die ihr und ihrem Gatten irgendwie verpflichtet waren. Wie Lessing in seinen Geldnöten einem fallierenden Freund keinen Augenblick die paar hundert Mark schuldig bleiben will, so denkt Eva selbstlos an den Unstern dieser Hamburger Familie und möchte gar zu gern die Bedrängten retten. Ihre geschäftliche Rechtschaffenheit geht so weit, daß selbst der peinliche Lessing sie einmal bittet, der Klugheit nicht ganz zu vergessen. Allein sie muß so handeln, wenn sie glücklich sein will, und es kann sie nicht beirren, daß neunundneunzig Menschen im gegebenen Fall anders verfahren würden. In ihre Herzenserleichterungen an den geliebten Mann drängt sich die Sorge, seine Ruhe zu stören, er tröstet und täuscht sie durch frohe Briefe, sie gewinnen es über sich, von Döbbelins Braunschweiger Gastspiel und Ackermanns Tod, von Büschs Akademie und Knorres Lotto, von Struensee und Bernstorff zu plaudern, ja Eva füllt einen ganzen Brief mit Stadtneuigkeiten, während sie an ihrem Heil verzweifeln möchte. Die Bilanz des letzten Jahres hatte sich als unglücklich erwiesen, und Indiskretionen der Gläubiger konnten ihr

ganzes sehr belastetes Vermögen zunichte machen. Sie mußte, das Kontobuch in der Hand, mit Hamburger Kaufleuten abrechnen und wäre dem Ansturm der aufregenden Ereignisse gewiß allmählich erlegen ohne das liebreiche Benehmen ihrer fernen Angehörigen, die ihr Forderungen nachließen und Zuschüsse machten, und ohne die edle Hilfe Johannes Schubacks, der, einer der geachtetsten und erfahrensten Handelsherrn Hamburgs, ihrer verworrenen Geschäfte sich wacker annahm. Als guter Kaufmann gab er vor allem, was der unbeholfene, lässige Schwager König nie geboten, einen klaren Überblick und wollte das traurige Bild durch keine Schönfärberei mildern. Eva meldete ihre Dankbarkeit für den aufopfernden Arzt und zugleich ihre Niedergeschlagenheit an Lessing. Dieser zeigt, wenigstens in den Briefen an die Braut, eine schöne Fassung, er wünscht ihr seine Gesundheit und seinen Leichtsinn und will mit zartem Takt von „unsern eigentlichen Angelegenheiten" schweigen. Wie beredt versucht er die merkantilen Schwierigkeiten ins beste Licht zu rücken, wie gern würde er ihren ganzen Kummer auf sich nehmen, wie ergeben bleibt er der einzigen Frau geweiht, „nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzt habe". In seinem Zimmer schreitet er auf und nieder und schont die müden Augen, indem er treue Gedanken zu ihr wandern läßt.

Frau König sah sich zu einer neuen Reise nach Wien gezwungen, wo jahrelange Mühen ihrer harrten. Sie hielt mit dem Schwager bei Lessing an und schied am 22. Februar 1772, durch seinen Zuspruch aufgerichtet, aus Braunschweig. Langsam, unter gefährlichen Zwischenfällen, die sie sehr lebendig, einmal mit Yorikischen Anklängen zu schildern weiß, näherte sie sich dem Herd ihrer Sorgen und Anstrengungen und nahm, um mitten im Geschäftsbetriebe zu stehn, ihre Wohnung auf der Fabrik. In den umliegenden Gärten der Wiedener Vorstadt wehte frischere Luft als in den engen Gassen der inneren Stadt, auch versprach die Abgeschiedenheit des Quartiers sie vor dem geselligen Lärm der großen Welt zu schützen. Bei ihrer Ankunft empfing sie die eben erschienene „Emilia Galotti" und widmete die erste Nacht dieser Lektüre. Der Brief versenkt sich in keine Schilderung ihrer Eindrücke, doch die Aufführung hat sie dem Dichter später mit scharfem Blick beschrieben, denn auch diesmal, als die Wogen ihrer Bedrängnis immer höher schlugen, ver-

mochte sie es über sich, den Freund von dem geistigen Leben Wiens und den litterarischen Führern unbefangen zu unterhalten. Inzwischen folgte sie ohne Wanken der harten Losung: „Ich kann nicht tun, was ich will, sondern was ich muß.“ Seitdem die Augen des Oberleiters sich geschlossen hatten, war in den Wiener Fabriken unbedachtsam gewirtschaftet worden, und während Frau König hier früh und spät keine Mühe scheute, den Verkauf oder wenigstens die Räumung des minder einträglichen Seidenlagers bedachte, bei einflußreichen Großen antichambrierte, Staatsrat und Hof ihrem Anliegen günstig zu stimmen suchte, kamen trotz Schuback üble Nachrichten aus Hamburg. In dieser widerwärtigen Lebensprosa verteidigte Eva heroisch jeden Fußbreit für ihre Kinder und ließ sich durch unverschuldete sehr empfindliche Verluste nicht daran irre machen, daß ihr Fleiß doch endlich, obwohl jetzt ein Bankerott in drohender Aussicht stand, gesegnet sein werde. Sollte sie die Kinder bei der Französin in Hamburg lassen? sie nach Wien nachziehen? oder wie den armen Ältesten in der Pfalz auf die Kost geben? Auch diese Pein bedrängte das Mutterherz, und sie wollte lieber aus der Welt gehn als eine Trennung für immer vollstrecken. So war es natürlich, daß Lessings ganzes Dichten und Trachten sich auf Wien heftete.

Schon vor vier Jahren hatte Klopstock ihm ein trügerisches Lied von Joseph II. und seinen weltbewegenden Reformen gesungen, die bald verwirklichen sollten, was zu Leibnizens Zeiten geplant worden und auch dem ehrgeizigen Gottsched ein süßer Traum gewesen war: eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste, Wohnung des Verdienstes und Pflegestätte strebender Genies. Die geheimnisvolle Widmung der „Hermannsschlacht“ verriet, daß der Messiassänger und Barde bereit sei, mit klingendem Spiel aus Dänemark, wo ein schlimmer Umsturz sich nahte, nach Österreich überzugehen; Joseph, nicht der verwälschte Friedrich, sollte sein Licht leuchten lassen über die Söhne Teuts. Nicht als Bittsteller, sondern als ein von seiner hohen Sendung erfüllter patriotischer Wahrsager hatte Klopstock schon im April 1768 das wunderliche „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts“ an den Fürsten Kaunitz geschickt, ein Programm, worin Lessing und Gerstenberg als die Intendanten, Dramaturgen und Zensoren der staat-

lichen Bildungsanſtalt, genannt Nationaltheater, unter einem Oberaufſeher erſchienen. Der unpraktiſche Sänger träumte noch lang von den Wiener Luftſchlöſſern und hielt in der ſchrullenhaften „Gelehrtenrepublik“, in der geſchraubten Kaiſerode ſeinen edlen Wahn aufrecht. Auch Leſſing ließ ſich durch das Ausbleiben jeder Tat nicht ſo bald ernüchtern. Dem unſicheren Privatantrag, ſeine Kraft für das ſehr hohe Gehalt von dreitauſend Gulden einer wieneriſchen Bühne zu vermieten und wenn nicht an Ort und Stelle, ſo doch aus der Ferne jährlich zwei Stücke zu liefern, gab er, des ganzen Theaterweſens müde, im Frühjahr und Sommer 1769 kein ernſtes Gehör, auch hatte Benders Unternehmen keinen Beſtand; doch im November 1771, als Eva wiederum von Hamburg nach Wien reiſen ſollte, mußt' es ſeine Seele durchflammen, daß der Berliner Geſandte Gottfried van Swieten, des mächtigen Leibarztes Sohn, und der geſchäftige Sulzer ihn ſondierten, ob er geneigt ſei, unter vorteilhaften Bedingungen an die Donau überzuſiedeln. In ſeinen miniſteriellen Vortrag über ein 1770 eingereichtes Schriftſtück des Kanonikus Marcy, das die Zentraliſation der Wiener Kunſtſchulen empfahl, hatte Kaunitz den Gedanken einer Akademie in Klopſtocks Sinn und der Berufung ausgezeichneter Männer aus Norddeutſchland aufgenommen. Zu jeder andern Zeit würde Leſſing vielleicht ſein Sprüchlein: „Es kommt doch niſcht dabei heraus“ geſprochen haben; jetzt denkt er an Eva und antwortet auf die ganz vagen Erkundigungen umgehend, man möge auf ihn rechnen. Nur mit einer Bühne, die nicht unmittelbare Hofbühne ſei, will er nichts zu ſchaffen haben; „doch ich glaube auch nicht, daß der Vorſchlag das Theater betrifft, ſondern daß etwas ganz anderes im Werke iſt“. „Habe ich“, fährt er fort, „recht geantwortet, meine Liebe? — Ich will es hoffen, und Sie begreifen leicht, was meine liebſte Ausſicht dabei ſein kann. Was geſchehen ſoll, weiß die Vorſicht am allerbeſten zu lenken. Wenigſtens ſehe ich doch aus dieſer Anfrage, daß man in Wien an mich denkt — an dem Orte, von welchem Sie ſo gern los ſein möchten, und von welchem Sie vielleicht nie loskommen ſollen.“ Ein paar Tage darauf iſt die erſte Hitze verflogen, er denkt ruhiger über den verſchwommenen Plan und legt wieder alles in Evas Hand: „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu ſuchen haben, wenn Sie nichts mehr nötigt, vielmehr da, als an

einem anderen Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervorteilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, womöglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung: so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." Auch Frau König, die doch Österreich und Lessing kannte, ließ sich zunächst von den unverhofften Glücksstrahlen blenden; sie schwärmte von Lessings Geltung in Wien, überlegte schon den Betrieb der einen Fabrik mit einem tüchtigen Gehilfen und verführte durch ihr lebhaftes Eingehn den sanguinischen Freund, nicht nur seine Bereitwilligkeit zu wiederholen, sondern auch ein bißchen die Geschichte vom Milchtopf zu spielen, wenn sie sich ausrechneten, wie schön man mit zweitausend Talern in Wien leben könne, während in Wolfenbüttel doch seines Bleibens nicht sei. Wirklich hörte Lessing auch von andrer Seite, die Gründung der kaiserlichen Akademie sei fertig, die Berufung mehrerer Mitglieder bereits ergangen. Anlaß genug, sich eine gemeinsame Fahrt oder ein Zusammentreffen in Wien auszumalen und schon an die Übertragung des hamburgischen Warenlagers zu denken. Aber die Zeitungen waren voreilig gewesen: weder Sulzer noch Garve hatte den Ruf, die verheißenen Briefe aus Wien wollten nicht kommen, und Lessing, der diese Dinge so gläubig wie diskret behandelt hatte, wurde schon etwas stutzig darüber, daß von Klopstock nichts verlautete, doch der Erfurter Riedel, „ein sehr schlechter Mann", auf der gleichen Liste mit ihm und den Andern stand: „daß mir also bange ist, die guten Wiener werden nicht immer die beste Wahl treffen". Nun trat, schneller enttäuscht, Eva mit ihren klugen Bedenken hervor: sie sah in der noch schwebenden Berufung Riedels Sonnenfels' Hand, sie durchschaute die Furcht des unwahren und eitlen Mannes vor Lessings Überlegenheit, sie betonte ferner die Langsamkeit der österreichischen Entschlüsse, den Widerstand der „Frau Mutter" gegen die Reformgelüste Josephs. Nach einiger Zeit war man von Berlin aus so

naiv, Leſſing eine Reiſe nach Wien auf gut Glück zu empfehlen: der Kaiſer werde die Koſten beſtreiten, und er könne ja während eines ſolchen Beſuches Verſchiedenes einrichten helfen und ſeine Bedingungen ſtellen. Darauf antwortete Leſſing „faſt empfindlich“, beſonders weil ſein Verhältnis zum Braunſchweiger Hof ſtrenge Vorſicht erheiſchte, ließ aber, obgleich die große Akademie als ein rechtes Windei im Sande lag, doch die Hoffnung auf Wien nicht ganz ſinken und bat, immer mehr an Eva als an ſich denkend, die Freundin, auch ſeine Sache zu verfolgen. Ein Brief an den Staatsrat und Dichterling v. Gebler, dem Leſſing zur ſelben Zeit für zwei ſchlechte Komödien die „Emilia Galotti“, übrigens mit der einfachſten Widmung, ſandte, ſollte dieſe mündlichen Erkundigungen ihr erleichtern. Gebler war ſein Bewunderer und hoffte durch eifrige Förderung der Theaterreform in Leſſing die kräftigſte Stütze gegen Sonnenfels zu gewinnen.

Die Verhandlungen des Wiener Staatsrates liefern nur ein winziges, weder Klopſtocks hochfliegenden Plänen noch Leſſings ſchwankenden Erwartungen irgend gemäßes Ergebnis: im Auguſt 1770 legte der Miniſter Graf Pergen den für habsburgiſches Herkommen revolutionären Entwurf einer Studienreform vor, wonach mit Ausſchluß aller geiſtlichen Lehrer der Unterricht faſt nur in deutſcher Sprache nach einem neuen Lehrplan und neuen Lehrbüchern erteilt, durch ein Seminar gefördert und von einem Studienrat überwacht werden ſollte. Nachdem die Kaiſerin einige von Pergens Anregungen gebilligt hatte, ward im Juli 1771 auf Antrag des Miniſters, den van Swieten warm unterſtützte, die Einſetzung der Oberſchulbehörde beſchloſſen und neben öſterreichiſchen Kräften ſogar eine norddeutſche Gruppe vorgeſchlagen, Ramler, Weiße, Sulzer, Semler, Erneſti, als jüngerer Erſatzmann auch Riedel. Am 8. November 1771 ſprach Maria Thereſia ihre Zuſtimmung aus; nur auf die Entfernung der Ordensgeiſtlichen aus den Staatsſchulen konnte die ſtrengkirchliche Monarchin nicht eingehn, und die Folge dieſes Widerſpruchs war, daß Pergens ganzer Entwurf von ſeinen Kollegen im Staatsrat verleugnet wurde. Der Hofſekretär, der mit den genannten Männern „draußen“ die Verhandlungen zu führen hatte, trug im Juli 1772 ſeinen Bericht über die Zuſammenſetzung des Studienrates vor, und man ſprach ſich unter dem maßgebenden

Beifall Joſephs II. gegen die Berufung von Proteſtanten aus. Wenn Leſſing gleich nach dem erwähnten, ſcheinbar ſo günſtigen Beſcheid der Kaiſerin in die Kombination gezogen wurde, ſo wirkten perſönliche Wünſche von Männern wie Swieten, deſſen zurückhaltenderer Vater jüngſt geſtorben war, kein offizieller Anlaß; es galt luftigen Erweiterungen des Schul- und Kunſtplanes, nicht dem Idealgebilde Klopſtocks und ſeiner Genoſſen. Und die Ausgeburt dieſes ganzen hin und her ſummenden Bemühens war endlich ein gegen die proteſtantiſche Bildung Norddeutſchlands gerichteter Beſchluß des unklar in Toleranz und Volksbeglückung ſchwelgenden Fürſten und das Erſcheinen des jämmerlichen Riedel auf dem Wiener Schauplatz.

Nirgends war der Boden für Leſſing ſchlechter beſtellt als in der Donauſtadt, die, bis zur Zeit Grillparzers eines den mittel- und norddeutſchen Schriftſtellern ebenbürtigen Dichters bar, ſich mit dem Schatz ihres muſikaliſchen Ruhmes begnügte. Im geiſtigen Leben ſeit Jahrhunderten zurückgeblieben, hatte man in den jüngſten Dezennien langſam begonnen, das Verſäumnis einzuholen, und ging wie ein unreifer Schüler mühſelig dem raſchen Fortſchritt der deutſchen Entwicklung nach. So ergriff man, was im Norden ſchon veraltet war, und kämpfte für und wider anderswo lang erledigte Dinge. Gellert galt noch für einen führenden Mann, als das Geſchlecht Klopſtocks, Leſſings, Wielands über die ſächſiſche Herrlichkeit zur Tagesordnung überging; dann wurde Wieland nachgeäfft und behielt am längſten in Öſterreich den Ruf des erſten Dichters und Kritikers; abgetane lyriſche Moden beherrſchten die elenden Muſenalmanache der joſephiniſchen Poeterei, die in den „Xenien" als ſchrecklichſter der Schrecken erſcheint; über Goethe und Schiller vergeſſene Dichter der ſogenannten goldenen Zeit, wie Uz, fanden in Wien noch im neunzehnten Jahrhundert eine Prachtausgabe; ja der Edle v. Retzer, Zenſor und Verſifex, hatte ſo wenig Gefühl für das Lächerliche, daß er in Weimar-Jena mit einem Karmen auf den alten Gleim hauſieren ging und als „ein klägliches Subjekt" im Briefwechſel der Klaſſiker verewigt wurde. Das lehrreichſte Beiſpiel aber für den niederen Stand der öſterreichiſchen Bellettriſtik, ein wahres Urbild ſelbſtgefälliger Dummheit, iſt Retzers Buſenfreund Cornelius v. Ayrenhoff, der durch einen ironiſchen Zufall faſt als

einziger von den zeitgenössischen Poeten den Beifall Friedrichs des Großen gefunden und überall mit erstaunlichem Geschick das Verkehrte getroffen hat. Seine ganz moderige oder eigentümlich alberne Theorie verlangt von einer durch die drei Einheiten geregelten Tragödie die Mäßigung der Leidenschaften und empfiehlt der Bühnenrhetorik den Alexandriner, weil dieser gerad im Deutschen „numerösер" sei als der undramatisch klappernde Blankvers. Lessing studiert den Aristoteles, Ayrenhoff übersetzt Boileaus Dichtkunst. Lessing erhebt den Shakespeare, Ayrenhoff schimpft wütend auf dies „lächerliche Ungeheuer" und kann Lessings Vorliebe für den Briten so wenig verzeihen wie seinen Kampf gegen die Franzosen. Ohne jede Selbsterkenntnis setzt er Lessing 1772 durch die Widmung eines „herzlich mittelmäßigen" Trauerspiels im Geschmack der Gottschedianer in Verlegenheit und mutet dem klugen Wieland das Protektorat über seine dramaturgischen Torheiten zu. Er zeigt Lessing durch eine „Virginia", Shakespeare durch eine „Kleopatra" das Bessermachen und ringt wohlgemut mit Voltaire und Molière. Er haßt die Genies, entsetzt sich über den unflätigen „Götz" und den schamlosen „Fiesko" und findet Schiller gerad im Drama am schwächsten. Zu der Zeit, wo die deutsche Sprache in Poesie und Prosa ihre Höhen erstieg, beklagt Ayrenhoff ihr Verderben und macht, mit einer Wunderlichkeit König Friedrichs wetteifernd, auch kostbare Besserungsvorschläge zur Euphonie, indem er dem Sch und H den Krieg erklärte und „Suster", „Immel" einführen wollte. Zugleich mit Goethe strich Ayrenhoff durch Italien: er schrieb öde nationalökonomische Betrachtungen nieder, ging stumpfsinnig an den Kunstwerken vorbei und bedauerte die Aufbewahrung unnützer alter Handschriften in den Bibliotheken von Florenz und Rom. Als in Wien endlich Schreyvogel seine große reformatorische Tätigkeit begann, jammerten Ayrenhoff und Konsorten über den Ruin des Burgtheaters. Und wie hätte der Feind eines Mannes, der „Minna von Barnhelm" und „Nathan" als Gipfel, „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" als kanonisch verehrte, der Parteigänger der Alexandrinertragödien in Theorie und Praxis, der hölzerne militärische Dilettant sich früher mit einem Lessing in maßgebender Wiener Stellung befremden, wie hätte Lessing die Halbheit, den Schlendrian, den Dünkel dieses wienerischen Bildungsstandes ertragen können? Ist

anderseits seine theologische Minierarbeit in Österreich trotz Toleranzedikten und Protestantenpatenten irgend denkbar? Oder würde Josephs unduldsame Duldung und überstürzte Ausgleichung diesem kritischen Geist, der einmal mit verblüffendem Gerechtigkeitsdrang den unterdrückten Jesuiten das Wort redet, als ersehntes Morgenrot einer edlen Freiheit und Einheit erschienen sein? Lessing scherzt einmal gegen Eva, er erwarte seinen neuen kirchengeschichtlichen Beitrag auf dem Wiener Index librorum prohibitorum zu finden; wirklich waren seit zwanzig Jahren seine „Schriften" wegen einiger Epigramme, des „Eremiten" und der „Religion" im Bereich der von Vater Swieten engherzig ausgeübten österreichischen Zensur verpönt. Und als die Aufklärung immer lauter auch an die verriegelten Tore der süddeutschen Bildungsanstalten pochte, ja selbst habsburg-lothringische Prinzen in ihre Kreise zog, da, im April 1774, verurteilte Maria Theresia diesen ganzen Rationalismus in Bausch und Bogen: die sogenannten Gelehrten, Philosophen und starken Geister seien elende Egoisten, denen fast ausnahmslos ein schlimmes Ende in Verzweiflung, Wahnsinn, Selbstmord als Lohn winke. Nein, Wien hatte damals keinen Raum für Lessing.

Evas Nachrichten über ihren Verkehr in Litteratenkreisen klangen auch nicht sonderlich berückend. Da war der Theaterzensor Herr v. Sonnenfels, der, einer aus Preußen eingewanderten getauften und geadelten Judenfamilie entsprossen, seine zähe Kraft nie ohne selbstische Motive zur Hebung des geistigen und geselligen Lebens in Österreich angestrengt hatte. „Der Mann ohne Vorurteil", ein geschickter und mutiger Journalist, packte die Wiener beim Ehrgeiz, forderte sie zum Vergleich mit anderen Völkern auf und wagte sich auch an Adel und Klerus heran, sowie er seine Stimme wirksam für die Milderung der Kriminaljustiz erhob. Er verstand die für Österreich mehr oder weniger neue Verwertung zeitgemäßer Reformen und Unternehmungen, die anderswo lang ins Werk gesetzt waren, und gewann durch sein teils idealistisch vordringendes, teils streberhaftes Wuchern mit entlehnten guten Gedanken den Ruf eines großen, freisinnigen und werktätigen Mannes, aber auch eines eingebildeten und anmaßenden Machthabers. Doch war sein Einfluß nicht stark genug, einer Berufung Lessings nach Wien entgegenzuwirken, und er ließ die Dinge laufen. Auf dem Gebiete der

schönen Wissenschaften und Künste scheint er Gottsched viel näher als Lessing verwandt, nur daß er den sächsischen Gesetzgeber an Beweglichkeit und journalistischem Talent überholte. Sein Kampf gegen das Extemporieren war die Fortsetzung der Gottschedischen Fehde gegen die Possen und Haupt- und Staatsaktionen, und der Sieg über das verlotterte Stegreifspiel kam den Anfängen des Burgtheaters zugute. Originell aber und schöpferisch zeigte die Dramaturgie des Herrn v. Sonnenfels sich nie und nirgend, wie seine „Briefe über die Wienerische Schaubühne“ (1768) neben Lessings hamburgischem Werk, dessen Anregungen offen vorlagen, beweisen. Seine Kritik ist die Gottsched-Weißische, nicht die Lessingische: „eine aufklärende Kritik, welche dem Schriftsteller, dem Schauspieler, dem Zuhörer gleich nützlich ist: vielleicht nicht jene strenge unerbittliche, welche nie die Stirne aufheitert, um einem jungen Genie zuzulächeln und seine furchtsamen Schritte mit Liebe zu leiten“. Lessing hat die Notwendigkeit einer tüchtigen Theaterkritik eben durch die Tat bewiesen; Sonnenfels hält gleichwohl eine seichte Rede, worin er sich einem lindernden Arzt, keinem strengen Operateur vergleicht und dem Talent gönnerhaft Ermunterung verspricht. Er drückt sich sacht um die Beurteilung großer Originale und sprengt, hier ganz der Nachzügler Gottscheds, gegen Plautus und Goldoni, Opera buffa und Hanswurst, aber auch gegen den armen Gottsched selbst vor, um „mit männlicher Standhaftigkeit“ die Siegesfanfare zu blasen: der Pöbel zischt mich aus, doch ich klatsche mir Beifall. Am ausführlichsten verbreiten diese so gedankenlosen wie selbstwichtigen Briefe sich über Noverre und seine Balletts. Lessing wird mehrfach sowohl im einzelnen als in der allgemeinen Theorie geplündert, gelegentlich etwas spitz erwähnt, öfters laut, doch in einem verdächtigen Ton gelobt, denn bescheidene Verehrung des Größeren ist Sonnenfels' Sache garnicht. Aber „an den Herrn geheimden Rath Klotz“, seinen lieben Freund, hat er das letzte Stück dieser Zeitschrift gerichtet, die in bekannter lauer Weise den Mittelweg zwischen französischer politesse und englischer ruggedness empfiehlt. Immerhin erwarb Sonnenfels, obgleich er als Zensor einmal Lessings persönlichen Unwillen irgendwie erregte, sich das Verdienst, Stücke wie „Minna von Barnhelm“ ungleich verständiger, als bisher ein Wiener Kritikus geschrieben hatte, dem Publikum öfter-

reichs durch Analysen mundgerecht zu machen. Doch schon bei der Hamburgischen Dramaturgie wurde bemerkt, daß Lessing den blinden Eifer gegen die volkstümliche Posse durchaus mißbilligte: wieder ein entscheidender Punkt, worin Sonnenfels mit Gottsched übereintrifft, zugleich die größte Schwäche dieser vermeinten Theaterreform. Denn man sage, was man will, über den bodenlosen Verfall der populären Schaubühne mit ihrer Roheit und Unzucht, Bildungs- und Formlosigkeit — im Grunde war Hanswurst doch die talentvollste, ja die einzig lebenskräftige Erscheinung der österreichischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts und die Volksposse Wiens ein köstlicher Besitz, der nach veredelnder Pflege, nicht nach pedantischer Ausrottung verlangte. Hier grünte lustig eine Sommerwiese, wo das Volk, freilich mit einigem Pöbel untermischt, sich wie nirgends des Lebens freute, sang und walzte und auch sein gutes Herz bewährte: der größte Naturpoet des modernen Dramas, Ferdinand Raimund, sollte diesen Garten, der den Sonnenfels ein Greuel war, im schönsten märchenhaften Zauberlicht erstrahlen lassen, den Hanswurst zum Valentin verklären. Gottsched verstand das Genie im „Doktor Faust“ nicht; Sonnenfels übersah das Genie des Wiener Dramas, dem ja auch dieser „Faust“ angehört. Man muß zugeben, daß es nicht leicht war, einer Gattung gerecht zu werden, die vorzugsweise den niederen Trieben huldigte, deren Vertreter auch mit wenigen Ausnahmen eine patriotische Unbildung so behaglich zur Schau trugen, daß Schikaneder erklärte, für Lessings sämtliche Werke nicht den ersten Akt seines „Tirolerwastels“ hergeben zu wollen. Doch die Bildungsfähigkeit der Lokaldichter mag ein anderes ebenso naives Zeugnis beleuchten: Perinet benutzt in seiner drolligen Hamletparodie (1807) die Kirchhofszene zu einer ernst gemeinten Verherrlichung Lessings, den er statt des armen Yorik also anruft: „Du, den die Welt noch immer mit Achtung nennt, o du warst Lessing!“

Lessing hatte weder zur Reinigung noch zum Reiniger der Wiener Schaubühne ein rechtes Vertrauen, und Evas Mitteilungen über abgestandene Bernardonaden oder neue Logenstücke, über Sonnenfels und die österreichischen Kunstdramatiker bestärkten seine vorgefaßte Meinung. Beide, Lessing und Eva, witterten in Sonnenfels' Beteurungen, er sei Lessings guter Freund und Gönner,

hohle Phrasen, waren doch die engen, auf Kliquenlob gerichteten Beziehungen des Wiener Großsprechers zu Klotz, Riedel, Schmid bekannt. „Wer sich an solche elende Leute hängen kann, der muß um ein bischen Lob sehr verlegen sein. Es kann ihm gar nicht schaden, wenn man ihn in Wien ein wenig demütigt.“ Im Dezember 1772 stieß Lessing in Klotzens eben erschienener Korrespondenz auf die Sonnenfelsischen Briefe: sie mußten ihn nicht nur durch die von dem Ehepaar gemeinsam betriebene Selbstberäucherung anwidern, sondern auch durch feige Redensarten über die antiquarischen Händel, vor allem aber durch den unverschämten Satz empören: Klotz habe einen doppelten Ruhm zu verlieren, Lessing vielleicht nicht den Ruf eines guten Mannes. Nun beschloß Lessing eine Züchtigung des Ränkeschmiedes, wie die höhnischen Zeilen an Eva melden: „Sie kommen doch noch von Zeit zu Zeit zu dem Herrn v. Sonnenfels? Sagen Sie ihm doch, daß seine Korrespondenz mit Klotz gedruckt worden; und daß ich es ihm melden ließe, wenn er es nicht bereits genau wüßte. Vielleicht versteht er, was ich damit sagen will. Sie können noch hinzufügen, wenn Sie wollen: daß ich mir über eine gewisse Stelle eine öffentliche Erläuterung mit nächstem von ihm ausbitten würde. Doch warum will ich Ihnen diesen Auftrag machen? Der falsche und niederträchtige Mann könnte leicht Ihnen selbst darüber feind werden. Besser, daß ich mit nächstem selbst an ihn schreibe.“ Allein diesen für Sonnenfels so gefährlichen Zwist offen auszutragen, verbot ihm die ritterliche Rücksicht auf schlimme Angriffe, die nach Evas weiteren Berichten eben damals hageldicht auf den Anmaßenden niederfielen und denen nun durch die in Wien aus Skandalsucht eifrig begehrten Klotzischen Briefe neue Wucht und Schärfe zuteil ward. „Ohne Zweifel,“ schreibt Lessing der Freundin, „haben Sie diese Briefe nun auch selbst gelesen; und Sie werden die Stellen hoffentlich nicht so ganz gleichgiltig überhüpft haben, worin der eitle Narr meiner gedenkt. Ich bin besonders über eine nicht wenig aufgebracht gewesen; nämlich über die, wo er sagt, daß ich den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß ihm, ich weiß nicht, was für Schandflecke meines moralischen Charakters bekannt wären. Ich war eben im Begriff, einen sehr empfindlichen Brief deshalb an ihn zu schreiben,

ja gar diesen Brief drucken zu lassen, als ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht, ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede." In dieser vornehmen Gesinnung wurde das Gericht aufgeschoben und bald aufgehoben. Sonnenfels, den gerade, wiederum gleich Gottsched, ein Komödiant karikierte, kam mit der Angst eines schlechten Gewissens davon: seine Schwägerinnen liefen zu Frau König, um Nachrichten über Lessings Kriegsplan einzuholen. Unschuldiger war das Verhalten des Herrn v. Gebler, eines talentlosen Nachzüglers der sächsischen Komödie, der die derben Schwänke durch sogenannte Komtessenstücke zu ersetzen suchte und in Evas Augen zwar als rechtschaffener, auch im Staatsrat für ihre Interessen tätiger Mann, doch nicht als eitler Dramenschreiber Gnade fand. Er nennt sie selbst „nicht mehr jung, aber angenehm, und voller Vernunft" und will ihre Heirat vorausgesehn haben. Ein schwacher Charakter, liebängelte er wie mit Freund Nicolai sogar ein bißchen mit dem bald geistig zerrütteten Riedel, der ihn dann seine Bewunderung Lessings auf gut Klotzisch durch Journalgestänk entgelten ließ. Gebler geriet nach der indiskreten Veröffentlichung der Sonnenfelsischen Briefe in solche Angst, daß er Lessing mit der einen Hand „elende" Dramen überreichte, mit der andern aber seine paar Episteln wieder abverlangte. Die unwillkommenen Gaben beantwortete Lessing mit ausweichenden Allgemeinheiten, da ihm Wielands seltenes Talent, auch Schriftstellern wie Gebler Sträuße zu winden und einer Ablehnung den Schein des Lobes zu leihen, nicht zu Gebote stand. Die Forderung der Briefe hätte er am liebsten durch einen ausdrücklichen Abbruch des nur um Evas willen matt im Gang erhaltenen Verkehrs erwidert. Wenige Litteraten durften damals von sich sagen, was Lessing bei dieser Gelegenheit seiner Braut zuruft: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte."

Lessing hatte sich während der Hoffnungen auf Wien daran gewöhnt, Wolfenbüttel nur noch als leidige Durchgangsstation anzusehn. Überdruß und Unruhe wuchsen von Tag zu Tag. Obwohl er die Wiener Sache für unausführbar hielt, „so lange als zwei gewisse Augen", die der Kaiserin, „noch offen sind", tat er alles,

um jeden Augenblick der Rotunde den Rücken kehren zu können. Nur zu diesem Zweck wurde die Umstellung der Büchermassen begonnen. Und eben deshalb plagte er sich mit der raschen Förderung der „Beiträge", die ein Zeugnis bibliothekarischer Emsigkeit und Gelehrsamkeit ablegen sollten. Doch er wollte gehn oder bleiben, wenn nur seine Lebenshoffnung, die Vereinigung mit Eva, erfüllt würde. Während beide so ohne greifbare Aussicht den Vorteil ihrer Städte wogen und heute gelassener, morgen leidenschaftlicher ihre Sorgen austauschten, fühlte Lessing sich immer mehr gedrängt, den trägen Lauf der Dinge zu einer gewaltsamen Entscheidung zu treiben. Wie lange noch sollte die geliebte Frau in der Fremde schmachten, wie lange noch er selbst sein alterndes und kränkelndes Dasein in bitterer Einsamkeit hinschleppen? Verzweifelte Stunden brachen über ihn herein, wo er, den Kopf voll Grillen und das Herz voll Galle, der Geduld fluchte, herb auflachend: „Es ist doch ein hundsföttisches Leben!" Der mühselig bewahrte Rest seiner Fassung schwand dahin, und in den Briefen an Eva folgten dem elegischen Dank für ihre heiteren Blätter Ausbrüche wilder Weltverachtung: „Mir ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei, das alles sind Dinge, die einen so nachteiligen Eindruck auf meine Seele und auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens: und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?" Oder nach einem solchen hypochondrischen Anfall, wenn er die heilsamste Kur, den Umgang mit guten frohen Leuten, genossen hatte: „Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter

Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort." Dann entflieht er seinem Gefängnis und ist auf Zachariäs nicht standesgemäßer, doch um so lustigerer Hochzeit mit der angejahrten Tochter des Weghaus-Wirtes so ausgelassen und ausdauernd wie nur einer, um durch solche Rückschläge für die Lasten des Tages ein bißchen Atem zu gewinnen.

Der Gedanke, seinen lang verzögerten Urlaub nach Italien zu fordern und Eva in Wien zu besuchen, vielleicht auch durch persönliches Erscheinen alle Schwierigkeiten und Vorurteile dort zu überwinden, schießt ihm durch den Kopf. Er setzt sich zu Anfang des Jahres 1773 noch sechs Monate Frist und trotzt darauf, daß er sein Leben lang nie von einem Plan abgewichen sei. Er bemüht sich zugleich um den Braunschweiger Hof und tut auf der Neujahrscour mit den andern „was zwar nichts hilft, wenn man es tut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht, und das Maul bewegt." Schon nach einigen Wochen schien seine Lage plötzlich durch die Gunst des Erbprinzen eine günstige Wendung zu nehmen: Lessing wurde nach dem Tode des herzoglichen Hausarchivars Hofrat Lichtenstein in die Residenz beschieden und sehr artig befragt, ob er geneigt sei, zu seinem Wolfenbüttler Posten auch die leichten Pflichten und die damit verbundenen Einkünfte der eben erledigten Historiographenstelle zu übernehmen. So könne man ihn möglichst gut fixieren, wenn er nur das Herumschwärmen in der Welt vergessen, in braunschweigischen Diensten bleiben und jetzt den Fuß fest in den Bügel setzen wolle. Leider mußte der Erbprinz unmittelbar nach diesem verheißungsvollen und aufrichtigen Gespräch verreisen, so daß Lessing bald von einer nervösen Unruhe gepackt und durch den Aufschub von Woche zu Woche jeder kaltblütigen Überlegung beraubt wurde. Alles verzerrte sich ihm, der doch mehrmals seine volle Freiheit in Wolfenbüttel preisen muß; man tue nur schön, man schmiere ihm das Maul, man antworte vorsätzlich nicht, er wolle keinen Fuß mehr ohne Genugtuung nach Braunschweig setzen und lieber betteln gehn als so mit sich handeln lassen, ja der Erbprinz werde nach seinem Regierungsantritt lieber heut als morgen

die Bibliothek samt dem Bibliothekar verkaufen. So wühlt er sich in blinde Wut gegen einen Fürsten hinein, dessen Verbrechen bloß darin bestand, daß er zu früh gesprochen und nun weder die freie Hand noch die Offenheit hatte, Lessings fieberhafte Ungeduld durch ein Ja oder Nein zu befriedigen. Lessing selbst kannte den Erbprinzen als einen Mann von Wort und war in freieren Stunden unbefangen genug, sich die Frage vorzulegen, warum man ihn denn zum Besten haben und mit leeren Hoffnungen hinhalten sollte? Wohl war es ein langes Martyrium, dieser aufreibende Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung. Die stolze Schweigsamkeit des bloß mit der Finanzreform beschäftigten Erbprinzen gab keinen entschuldigenden Aufschluß; aus Wochen wurden Monate, aus Monaten Jahre. Nur Eva konnte den Freund, als der trügerische Vorschlag sich zum erstenmal jährte, von einem schroffen Brief an den Verhaßten zurückhalten und durch ihr begütigendes Eingreifen einer unvermeidlichen Katastrophe vorbeugen. Lessing aber, der ihr die Unterlassung übereilter, die letzte Hoffnung zerstörender Schritte gedankt und nach dem Ableben des saumseligen Ministers Schrader vergeblich etwas aufgeatmet hatte, schloß sich in Wolfenbüttel ein, um nur den Weg des schuldlosen Erbprinzen nicht in Braunschweig drüben zu kreuzen. In seinem Kreis gab es eine Heirat nach der andern, nur ihm blieb die späte Hochzeit noch immer versagt. So trostlos war seine Stimmung, daß er 1774 die Freundin durch ein fast dreivierteljähriges Schweigen ängstigte. Er schien mit stumpfer Entsagung abzusterben, und seine spärlichen Blätter an alte Freunde wurden immer sarkastischer, müder, trübsinniger, so daß der treue Moses voll Besorgnis nur hoffen konnte, Zeit, Umstände und eigene Vernunft möchten das Aufbrausen dieser geistreichen, bitteren Laune niederschlagen. Anstatt ewig die alte Leier zu spielen, will er durch ein Rundschreiben allen Bekannten seinen Tod melden, denn das Leben sei ihm noch nie so zum Ekel gewesen. An Gleim schreibt er: „Besser ist unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist, sich vom Sturme in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten“; an den Bruder Karl: „Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein“; an Ramler: „Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen

nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern.“ In dieser tragischen Zeit mußte Lessing, dem Wahnsinn nah, auch noch von einem infamen, durch viele Hände gelaufenen Brief erfahren, worin ein gemeiner Mensch gegen Frau König wühlend ausstreute, Lessing sei wegen ihrer üblen Vermögensumstände von seiner eingeleiteten Bewerbung zurückgetreten. Hätte Frau Eva derlei Schurkereien nicht in den düstern Gesichtskreis ihres verzweifelnden Freundes tragen sollen, so versäumte sie doch nichts, um, wie Goethe von seiner weimarischen Besänftigerin bekennt, dem heißen Blut Mäßigung zu tropfen, sein jähes Urteil zu zügeln und hin und her zu schauen, ob nicht irgendwo ein Strahl der Rettung blinke. Ihr Utrechter Bruder erhielt im Frühjahr 1774 einen Ruf an die Heidelberger Universität, deren Hebung der Kurfürst ohne Ansehn der Konfession betrieb; sogleich überlegte Eva Mittel und Wege für Lessing, und er, der Feind des „Professorierens“, sagt auf ihre Erkundigung, ob er Lust zu einem Lehrstuhl in Heidelberg habe, nicht Nein. Lessing war auf dem Standpunkte des Überdrusses angelangt, wo man begierig nach jeder Änderung greift: nur schreiben und sich anbieten mocht' er nicht — lieber sterben; sonst sei der Einfall sehr gut: „Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernst darüber haben freuen können; wenn ich nicht verschworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wissen Sie indes unter der Hand etwas dabei zu tun: so haben Sie alle Vollmacht: und ich bitte Sie recht sehr darum, mir es wenigstens zu schreiben, was Sie mehr von der Sache hören sollten.“ Auch diese Seifenblase zersprang, und seine Lebens- und Herzensfrage stand in Braunschweig 1772, 73, 74, 75 auf dem alten Fleck.

Eva, deren Geschäfte nach ununterbrochnem dreijährigem Bemühen durch den Verkauf der Seidenfabrik und das großmütige Geschenk eines Oheims an ihre Kinder sich entschieden gebessert hatten, ward im Frühjahr 1775 von einer frohen Botschaft Lessings überrascht. Er stellte seinen Besuch in Aussicht, und sie antwortete sogleich zartfühlend mit dem Vorschlag einer gemeinsamen Rückfahrt über Kamenz. Im Februar brach er auf, ohne dem guten Herzog die erst unterwegs erweiterten Zwecke der Reise zu enthüllen: „Laß Er sich nicht versuchen!“ rief ihm der Alte, wie Lessing seinen Herrn

wohl gemütlich nennt, nach. Er hielt einige Zeit in Leipzig an, das er nach bösen Winterstrapazen in der umschmeißenden oder stecken bleibenden Kutsche erreichte, sprach bei Freunden und flüchtig im Theater vor und ging dann nach Berlin, wo der österreichische Gesandte van Swieten den berühmten Reisenden alsbald zu sich bitten ließ, um seine Eroberung für Wien mit aller Macht zu fördern. Empfehlungsschreiben an den Minister Kaunitz und den ersten Kabinettsekretär des Kaisers sollten ihm die Sondierung des Bodens erleichtern; er sei ohne Bewerb der annehmbarsten Vorschläge sicher. Mitte März in Dresden eingetroffen, ließ Lessing sich diese Lockungen noch länger durch den Kopf gehn, bevor er mit voller Offenheit seinem vertrauten Freunde v. Kuntzsch all das mitteilte und, auch auf Berliner und Dresdener Angebote hinweisend, die Unerträglichkeit der „so hundsvöttschen Lage" betonte: „In Wolfenbüttel mußte ich schlechterdings im Schlamme ersticken, und keinem Menschen ist eigentlich daran gelegen, ob ich länger dableibe oder nicht." Dieses Wort aber straft er selbst sogleich Lügen, denn wenn auch gegen eine andre Durchlaucht, den Erbprinzen, nicht viel Federlesens gemacht werden soll, weil deren Vermutungen gleichgültig seien, so ist ihm doch die Meinung des regierenden Herzogs zu wertvoll, als daß er durch vorschnelle Entfaltung seiner Zukunftspläne schon bei einer jedenfalls unvermeidlichen letzten Einkehr in Wolfenbüttel fahnenflüchtig erscheinen möchte. Auch war ihm unterwegs beim Prinzen Friedrich in Berlin die Huld der Braunschweiger wieder nahe getreten. Karl ahnte von den Heiratsgedanken seines Bibliothekars etwas; daher schließt Lessing dem Brief an Kuntzsch ein neues Urlaubsgesuch an den Herzog bei, des Inhalts: die Verwicklung seiner Angelegenheit habe ihn von Berlin nach Dresden gezogen, da jedoch eine aus Wien erwartete Person nicht unter zwei Monaten hier eintreffen könne, so sei er gezwungen, selbst nach Wien zu eilen. „Sie sehen hieraus, liebster Freund, daß ich den Herzog lieber auf die gewisse Person in Wien will raten lassen, mit welcher er mich schon selbst einmal vexieret hat. Allenfalls helfen Sie ihn darauf, und tun Ihr Bestes, daß er mir vors erste keine andere Absichten supponieret." Der alte Herr macht dabei die beste Figur.

Gleich nach diesem Brief (beendet am 25. März) ging es mit

dem vorweggenommenen Urlaub rasch nach Prag, und von Sehnsucht getrieben erreichte Lessing Wien noch vor der verabredeten Zeit, am 31. März. Ein paar rasche Worte der Anmeldung: dann feierte das vielgeprüfte Paar, aufatmend und neue Hoffnung schöpfend, ein bewegtes Wiedersehn. Nach langen Leiden und Kämpfen genoß Eva die „einzigen vergnügten Tage“ in Wien, und die Anlässe, die ihren Freund dem vertraulichen Zwiegespräch entführten, waren zu ehrenvoll, als daß nicht auch die kleinen Trennungen zu den Freuden dieser Wochen hätten zählen sollen. Gebler, der als werktätiger Helfer Evas sogleich den persönlichen Dank Lessings empfing und die gewinnendste österreichische Zuvorkommenheit entfaltete, schrieb begeistert nach Berlin (15. Juli): „Ich nehme es inzwischen für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten, wie selten sind sie! bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden. Das Gerücht läuft dermalen, daß er an Hagedorns Stelle nach Dreßden komme, und die Reißkische Wittwe heyrathe. Was an einem und andern ist, kann ich nicht sagen: das aber weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zustande kömmt, und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund; und dies, von unsern Souverains angefangen bis auf das allgemeine Publikum herab.“ Der einzige Sonnenfels, unbeachtet und ausgestochen, grollte dieser Fülle von Ehren. Die Zeitungen meldeten die Ankunft des berühmten Mannes als ein Ereignis; Adel, Schriftsteller und Theaterwelt umgaben Lessing mit Aufmerksamkeiten, die immer gefallen, auch wenn sie nur ein helles Strohfeuer sind; selbst Maria Theresia und Joseph II. beteiligten sich alsbald an der „allerbesten Aufnahme“ mit einer huldvollen Audienz und krönten so die geflissentlichen Vorbereitungen ihres Berliner Gesandten. Ob die Kaiserin im Gespräch mit Lessing wohl an den vierschrötigen Gottsched dachte, der einst, von Hoffnungen auf eine Diktatorrolle in Wien gebläht, mit seiner Gattin das Schönbrunner Schloß betreten hatte? Nun lernte sie einen weltläufigen Dichter und Gelehrten kennen und vergaß auf ein Weilchen ihren Schauder vor dem entsetzlichen Deismus. Auch der katholische

Klerus bekreuzigte sich nicht vor diesem kritischen Protestanten, sondern Lessings Besuch wirkte bei der bloßen Ansage schon im Stift Klosterneuburg, berühmt durch seinen Wein und seine Kunstschätze, froh erregend: man empfing ihn mit „vorzüglichem Wohlwollen“ und fühlte sich geehrt durch die anerkennende Beurteilung einiger Handschriften der Stiftsbibliothek, unter denen besonders eine „altdeutsche Messiade“, Bruder Philipps Marienleben, das Interesse des Wolfenbüttler Forschers weckte. Sowohl hier, wo ein Schauspieler sein profaner Geleitsmann war, als in Preßburg wird in der herrlichen Donaulandschaft österreichischer und ungarischer Trank nicht gespart worden sein: die Sage meldet sogar von einer übermütigen Improvisation des alten Anakreontikers. Gewiß hat er auch seine Leipziger Schöne, Frau Lorenz-Huberin, wiedergesehn, denn der Huldigung der Minen konnte Deutschlands größter Dramaturg und Dramatiker nicht entfliehen, zumal da Graf Rosenberg, der Intendant, sich von den Wogen der Wiener Begeisterung willig tragen ließ. Derselbe Kavalier, der später die Zumutung, ein Lessingdenkmal zu fördern, mit der kühlen Frage „Was geht uns Lessing an?“ abfertigte, setzte zu Ehren dieses Besuches die „Minna“, die „Emilia“, den „Hausvater“ aufs Repertoire, und Lessing, der übrigens den Wiener Stil französisch manieriert fand, mußte, nachdem er zunächst Voltaires von ihm so zerzauste „Merope“ angeschaut hatte, trotz seinem Einspruch gegen die theatralische Verherrlichung der Dichter in Person nun selbst den unmittelbarsten Beifall und ein lautes „Vivat Lessing!“, ja sogar den eigentlichen, natürlich nicht befolgten, Hervorruf über sich ergehn lassen. Daß viele der guten Leute den Dolmetsch für den Verfasser des Père de famille hielten und manchen im stillen der Liebes- und Ehrenhandel des Major Tellheim ein bißchen fad vorkam, daß die Kaiserin in der „Emilia“ „schreckliche Langeweile“ verspürt hatte, tat dem Enthusiasmus keinen Abbruch, doch Frau König blieb stets der Überzeugung, eine Berufung Lessings sei in seinem eigensten Interesse nicht zu wünschen. Ob auch bei Hofe von einem so glänzenden Gewinn die Rede war, ob der Kaiser durch Lessings Erscheinen auch an Klopstock, der eben damals höchst unmanierlich dem badischen Hof entwich, erinnert wurde, darüber ist keine Nachricht auf uns gekommen. Ein unerwartetes Ereignis brachte den mit Eva heim-

wärts Strebenden nochmals in persönliche Beziehung zur kaiserlichen Familie. Kaum hatte Lessing zehn Tage lang über dem erquickenden Verkehr mit seiner Braut und dem bunten Treiben der Hauptstadt das stille Wolfenbüttel, den Erbprinzen und alle Pein der letzten Jahre vergessen, als der junge Prinz Leopold in Wien eintraf. Es war noch unentschieden, ob er österreichischen oder preußischen Dienst nehmen würde. Sein militärischer Gouverneur, Herr v. Warnstedt, ein ehrlicher Mann von trockenem Witz, Lessing wenig vertraut, begleitete ihn. Eine rasche Bildungsreise nach Italien sollte der militärischen Laufbahn vorausgehn, und Lessing, dem die Braunschweiger schon seit 1770 eine Romfahrt schuldeten, war in letzter Stunde, gewiß in der freundlichsten Absicht, zum Gefährten und Cicerone ausersehn. Natürlich durfte er sich diesem von persönlicher Gunst diktierten Antrag nicht entziehen; statt des gemeinsamen Aufbruchs erschien für Eva ein schmerzlicher Abschiedstag. Vorher wurde Lessing von Maria Theresia in ein längeres Gespräch über seine Wiener Eindrücke gezogen und besonders nach dem Zustand des Theaters, das ihr freilich ce qu'il y a de plus vil dans la monarchie war, der Litteratur und der Gelehrsamkeit gefragt. Den ausweichenden, allgemein gehaltenen Urteilen entnahm die Kaiserin mit klarem Blick, „daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts will", aber schwerlich konnte Lessing ihre weitere, sehr unbefangen und geradezu gebrachte Frage nach der Schuld dieser Stockung befriedigend beantworten. Die hohe Frau ging auf ein weniger heikles Thema über, redete von Italien, von Mailand und verhieß Empfehlungen an den Statthalter der Lombardei, Graf Firmian, bei dem Lessing sich wirklich mit einem Handschreiben Maria Theresias einführen durfte.

Die italienische Reise ward am 25. April 1775 angetreten. Am 7. Mai brach Frau König nach der Pfalz auf: sie hatte seit dem 28. März 1772 in Wien geweilt und, allein in der Bresche stehend, dem Ruin ihrer Familie getrotzt. In Heidelberg sorgte sie nun für ihren kranken Sohn und vergalt die treuherzige Güte des Bruders durch offene Mitteilungen über ihr geheimes Verhältnis zu Lessing, das noch immer nicht den ersehnten Hafen fand. Wiederum schärfte „unsere Angelegenheit, unser Wunsch" Evas suchenden Blick für etwaige gute Vakanzen in der Pfalz, doch auch diesmal wollte

sich nichts finden. Ihre Gedanken folgten der Fahrt des Freundes, und mit Grüßen der Liebe wanderten ihm auch kleine Neckereien zu über die alte Schwärmerei für Frau Huber, deren persönliche Bekanntschaft Eva in Wien gemacht hatte, sowie das vorlaute Gerücht seiner Verheiratung mit der nur zu bereitwilligen Madame Reiske. Der August vereinte Mutter und Kinder nach vierthalbjähriger Trennung in Hamburg, und Eva konnte nun neben vollströmenden Nachrichten über die Wochenbetten, Erkrankungen, Geldnöte, Torheiten im alten Kreis auch hübsche kleine Züge von den Kindern mitteilen, besonders von Fritzchen: „Dies ist ein gar allerliebster Junge, fast glaube ich an die Alteweiber-Meinung: die Gevattern hätten Einfluß auf die Kinder. Wenigstens war keins meiner Kinder im siebenten Jahre so klug wie er.“ Die Entfernung und die Eile der Reisenden brachten leider ihren Austausch ins Stocken, so daß außer den trockenen Notizen des Tagebuches nur wenige ohne Behagen und Lust am Schildern geschriebene Blätter von Lessing in Italien zeugen. Wann immer er im Lauf der Hamburger und Wolfenbüttler Jahre sich nach dem Lande Winckelmanns und der Antike gesehnt hatte, stets war ihm die volle persönliche Freiheit als Grundbedingung und Hauptreiz einer solchen Erholungsfahrt erschienen, während jetzt an der Seite des unreifen Prinzen und eines halbgebildeten Offiziers diese Selbstbestimmung sehr eingeschränkt wurde. Aus Mailand, der ersten Station in den Propyläen Italiens, schrieb er seinem Bruder noch mit ungetrübter Zufriedenheit: „Dieser Vorgeschmack hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz erneuert: so sehr gefällt mir noch alles, was ich in dieser Gegend höre und sehe.“ Aber schon in demselben Mailand verleideten offizielle Gastereien — auch bei Erzherzog Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, ward er mit zur Tafel gezogen — den Genuß des Schauens, und „nur der Vorteil, den er vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, konnte ihm eine solche Lebensart erträglich machen“. Er nennt die lang ersehnte, nun wider Willen unternommene Fahrt ein Opfer ohne Nutzen und Vergnügen. Seine Augen waren angegriffen, nicht von den Reizen der hübschen Italienerinnen, wie Eva scherzte, sondern durch die Anstrengungen der bibliothekarischen Arbeit, sein Blut stockte, das Wanderleben in der

südlichen Sonnenhitze sog an seiner Gesundheit. Ihm gebrach auch der innere Friede, mit Muße und Hingebung all das Neue zu verarbeiten, denn je weiter er sich von Eva entfernte, desto heftiger verlangte ihn nach dem erlösenden Abschluß dieser unerträglichen Halbheit seines Daseins. „Ich bin den Weg mehr mit Ihnen gefahren, als mit dem Prinzen," meldet er aus Venedig, und eine seiner ersten Gondelfahrten war pietätvoll nach S. Cristoforo gerichtet, „um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Träne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch eine gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun". Und er dachte mehr an ein Grabdenkmal für Engelbert König als an die Monumente der Lagunenstadt. So unruhig trachtete sein Sinn nach Hause, daß die viel größere Ausdehnung der ursprünglich nur bis an die Adria bemessenen Reise, weit entfernt seine Neugier zu befriedigen, den zerstreuten Wanderer lähmte und ihm in Florenz ärgerliche, hypochondrische Stunden schuf. Seit Venedig blieb er ohne jede Nachricht von Eva: die Ungewißheit vergällte ihm den ganzen Sommer in Livorno, auf Korsika, in Genua, Turin, Parma, Bologna und in Rom, wo man am 22. September zu mehrwöchentlichem Aufenthalt eintraf und im November nach einem Besuche Neapels nochmals länger verweilte. Der italienische Bädeker des achtzehnten Jahrhunderts, Volkmanns dürre, durch Goethe wieder bekannt gewordene Reisebeschreibung, war auch Lessings Handbuch: aber kein größerer Unterschied als zwischen dem mit allen Poren die Vergangenheit und Gegenwart auffangenden Dichter und Naturforscher Weimars und dem einsilbig seine trockenen Glossen sammelnden Philologen aus Wolfenbüttel. Lessing hat kein Wort für den zauberischen Verein von Natur und Kunst, Altertum und Renaissance, Antik und Modern, der auch einen spröden Deutschen beim Betreten des italienischen Bodens überwältigt. Venedigs Kanäle, Kirchen und Paläste, der Colleoni und die Marcusrosse, Bellini, Paolo Veronese, Tizian lassen ihn kalt. In Piemont trägt er kunterbunte polyhistorische Bemerkungen in sein Heft ein, um die Widersprüche

der Vernazza und Baretti über Land und Leute zu schlichten: man hat den Eindruck, als habe Lessing den Volkscharakter auf Märkten und Spaziergängen mehr zum Zweck litterarischer Berichtigung oder Bestätigung als aus unbefangenem Augenmerk studiert. Er hört zu, wie gemeine und vornehme Leute sprechen, und exzerpiert dann im Gasthof die Urteile von Montaigne und dessen italienischem Erklärer über die Mundart Piemonts, einen Satz über heutige Sprachforscher beifügend; auch das Wörterbuch der Crusca wird eingesehn. Er macht sich Notizen über die Akademien und Schriftsteller Sardiniens, das gar nicht im Reiseprogramm enthalten ist, bevor er in Turin unter anderm auch sardinische Altertümer beschaut, und er kürzt den Besuch dieses Museums ab, um auf dem Archiv ein handschriftliches Corpus antiquitatum zu wälzen, lateinische Codices der Bibliothek zu mustern und möglichst viele Gelehrte Turins, den jungen Universitätsrektor an der Spitze, persönlich kennen zu lernen. Magere Einträge führen uns in die Theater, Malerschulen, Bibliotheken, Kirchen, Kunst- und Buchläden Pavias, Piacenzas, Parmas, Bolognas. Aus diesem staubigen Herbarium, dessen Masse freilich laut dem Nachweis Munckers nur den Efemeridi letterarie di Roma, einer seit 1772 erscheinenden Wochenschrift, entstammt, weht kein frischer Duft des Lebens, wenn wir mit Lessing in Rom und Neapel einziehen. Nur zu einem Register italienischer Gelehrten, Dichter und Übersetzer, zu dramaturgischen Auszügen samt einem Verzeichnis der Truppe Sacchi, zu ziemlich gleichgültigen Brocken über Sprache, Sitte, Speise reicht hier und sonst die Muße, während alles, was wir in seiner Wirkung auf Lessing zu sehn verlangen, im besten Fall kahl nach Datum und Namen eingetragen wird, ohne daß ein kurzes Urteil, ein knappes Beiwort den Eindruck andeutet. Es versteht sich, daß er die Peterskirche eingehend besichtigte, doch er schreibt bloß ein komisches Anekdötchen und eine Korrektur zu Volkmanns Besprechung der modernen Mosaiktechnik auf. Er war natürlich wiederholt im Vatikan, doch er überläßt eine, von deutschen Zeitungen sofort erfinderisch aufgestutzte, Audienz beim heiligen Vater — Lessing und der Papst! — ganz unsrer Phantasie auszumalen und gedenkt des Laokoon und seiner göttlichen Nachbarn mit keinem Buchstaben. Nicht reichlicher sind die andern Museen, sind Raphael und Michel Angelo

bedacht. Wer möchte darum glauben, Lessing sei an den Wundern Roms gleichgültig vorbeigegangen, er habe gar keinen romantischen Schauer wie Gibbon in Rotonda und Coliseo gespürt und dem Werke der Rhodier gegenüber nicht bessere Gedanken gehegt als der deklamierende Tourist? Dennoch hat die Armut des Tagebuchs für den Leser etwas Erkältendes und Drückendes, als ob man widerrechtlich mit hohen Ansprüchen abgewiesen würde oder zu einem geistreichen Mann käme, der uns hartnäckig anschwiege. Es ist so schwer, beim Verfasser des „Laokoon" auf ein Wort darüber zu verzichten, was er vor dem Urbilde seines plastischen Kanons innerlich erlebt habe. Doch Lessing hatte bisher nur gelernt, mit seinen Gedanken zu sehen, und er kam zu spät, zu eilig, zu unfrei nach Italien, um das Auge noch zu schulen. Der Kunstschriftsteller aus der Studierstube wagte später die Ketzerei, ein Mannheimer Gipsabguß des Laokoon wirke vorteilhafter als der vatikanische Marmor: „Lessing selbst", so erzählt Schillers Thalia, „Lessing selbst, der gegenwärtig war, wollte behaupten, daß ein Aufenthalt in diesem Antikensaal dem studierenden Künstler mehrere Vorteile gewährte, als eine Wallfahrt zu ihren Originalien nach Rom, welche großenteils zu finster, oder zu hoch, oder auch unter den schlechteren zu versteckt stünden, als daß sie der Kenner, der sie umgehen, befühlen und aus mehreren Augenpunkten beobachten will, gehörig benutzen könnte." Nach dem Gesagten ist es kaum nötig, noch weiter mit Antithesen zu arbeiten, wenn wir Lessing, Winckelmanns gedenkend, bei Kardinal Albani, dem erblindeten Mäcen des toten Meisters der Archäologie, oder bei Reiffenstein und Hackert, Goethes Freunden und Beratern, vorsprechen sehn.

Während des zweiten römischen Aufenthaltes ward endlich über die Zukunft des Prinzen entschieden, und dasselbe herzogliche Schreiben, das Leopolds schleunige Heimkehr und seinen Eintritt in Preußens, nicht Österreichs Armee forderte, gab die erwünschtesten Versprechungen für Lessing. Fröhlicher, als er südwärts gezogen war, strebte er in den rauhen Norden zurück, nahm in München Abschied von den Gefährten und wandte sich nochmals nach Wien, wo er am Christtag ankam, gesonnen, auch jetzt jeden Anschein einer persönlichen Bewerbung zu vermeiden, doch aus den offenen oder geheimen Chancen in den Hauptstädten Österreichs, Sachsens,

Preußens wenigstens den einen Vorteil zu ziehen, daß der Unzulänglichkeit seiner Wolfenbüttler Stellung ein festes Ziel gesetzt würde. „Ich werde nur wenige Tage in Wien bleiben," erfährt Eva, „und um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden von dem großen Geschmeiße kommen, sondern mich lediglich auf die Bekannten meines Gleichen einschränken." Diesen unhöfischen Vorsatz stieß jedoch die überraschende Ankunft seines Gönners Swieten um, der offenbar noch immer an Josephs Akademie glaubte und Lessing mit zum Fürsten Kaunitz zog. Auch jetzt wünschte der mächtige Minister, Lessings Verpflanzung auf österreichischen Boden erwirken zu können, und nachdem seine früheren Vorschläge, mit Berlin und Paris durch die Errichtung eines höchsten Vereins wissenschaftlicher und dichterischer Kräfte zu wetteifern, gescheitert waren, schien wieder das Theater die letzte Handhabe zu gewähren. Ein Anonymus, gewiß Gebbler, dem übrigens das Shakespearetum der Geniezeit ein Greuel war, legte dem Fürsten den „Alleruntertänigsten Vorschlag zur Verbesserung der National-Schaubühne und des Theaters überhaupt von einem Patrioten" vor, eine scharfe Streitschrift gegen die Mißstände des gegenwärtigen willkürlichen Theatertreibens, die im Ruf nach landesherrlicher Oberaufsicht gipfelt und Lessing, den ausgezeichneten Kritiker und Dramatiker, als einzigen bezeichnet, „dem die Anordnung der Schauspiele anvertraut werden könnte. Seine gründliche Gelehrsamkeit, sein Altertumsstudium, seine Kenntnisse der Welt und des menschlichen Herzens, seine überdachte Kritik, seine bekannte Rechtschaffenheit machen ihn für diese Würde fähig". Einem solchen Mann müsse die unbeschränkte Theaterzensur und die Abhaltung dramaturgischer Vorlesungen übertragen werden. Der „Patriot" fußt offenbar auf jenem prophetischen „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts", das Klopstock 1774 zur Mahnung in seiner abstrusen „Gelehrtenrepublik" wiederholt hatte. Kaunitz hat den kräftigen Antrag mit ausführlichen Randnoten versehn und trotz der Liebe zur französischen Komödie die Aussicht beifällig begrüßt, daß ein Lessing „unter dem Präsidio des itzt zu Berlin stehenden van Swieten oder eines anderen vorsitzenden würdigen Kavaliers" das Schauspiel, so wie Gluck die Oper, reformieren würde. Auch die Vorlesungen fanden den Beifall des Ministers,

da in Wien so viele kritische Müßiggänger seien und man ein kleines Eintrittsgeld für Pensionskassen und andre Bühnenzwecke verwerten könne. Er umschrieb treffender die Pflichten des Theaterzensors und vergaß die praktische Vorfrage nicht: „Auf den Ruf eines Pachters, der ihm für die Zukunft keine Gewähr leisten kann, wird sich dieser verdienstvolle Mann, der mit tausend (?) Talern der Wolfenbüttelischen Bibliothek vorgesetzt ist und dort alle Bequemlichkeiten genießt, freilich nicht hierher begeben. Da er aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet der Bühne und auch dem Staate nützliche Dienste leisten wird, so ist er meines Erachtens hier eines sicheren doppelten Gehaltes wert. So sehr die gegenwärtige Theatralpachtung ökonomisieret, so giebt sie doch jährlich gegen siebentausend Gulden Besoldungen an unfähige und unnütze Leute. Könnte nicht die Hälfte davon an einen Mann verwendet werden, der unserer Litteratur Ehre machen würde?“ Schwerlich reichen der Antrag und Kaunitzens Noten bis in Lessings erste Verhandlungen mit Swieten zurück und schwerlich gehn sie über das Jahr 1775 hinaus, sondern Gebler wird durch Lessings siegreiches Erscheinen in Wien zu jenen nachdrücklichen Mahnungen ermutigt, Swieten durch aufmunternde Winke des Ministers zu jener gemeinsamen Staatsvisite bewogen worden sein. In Norddeutschland harrte die Schriftstellerwelt seit Lessings erstem Wiener Aufenthalt eines großen Ereignisses, und man erkundigte sich bei maßgebenden österreichischen Kollegen, ob die Gerüchte von der Stiftung eines goldenen Zeitalters durch Joseph II. begründet seien, ob der Kaiser Lessing bei dessen Rückkehr festhalten werde. Wirklich stand alles am Burgtheater gut. Lessing aber hatte die Lust, ein Reformator des Wiener Geschmacks zu werden, nach den klugen Vorstellungen Evas und nach eigner Beobachtung verloren; darum mied er nach dem einen halb erzwungenen Gang jede weitere Berührung mit der großen Welt, lehnte die Diner-einladung des Fürsten am nächsten Tag kühl ab, denn er müsse schlechterdings noch heut abreisen, und verließ Wien gegen seinen ursprünglichen Vorsatz schon am 5. Januar 1776.

Fünf Tage darauf traf Lessing in Dresden ein. Er besuchte alte Freunde wie das Ehepaar Brandes, an dessen Mittagstisch er von Italien und dem Theater sprach, und machte, vorerst konventionell zurückhaltend, dann sich frei erschließend die Bekanntschaft

eines Schwagers der Reimarer, des feingebildeten, der Aufklärung schrankenlos ergebenen dänischen Legationssekretärs v. Hennings, der einem vertraulichen theologischen Gespräch die lebhafte Bitte nachschickte, Lessing möge sich doch seinem Vaterland nicht entziehen. Denn wiederum hatten geschwätzige Zeitungen zur Beunruhigung Evas und Elisens ausgestreut, daß Lessings Ansiedlung in Italien im Werke sei. Diese Furcht konnte er um so wahrheitsgetreuer niederschlagen, als nicht Winckelmanns Endpunkt, sondern Winckelmanns Ausgangspunkt ihn zum Tausche mit Wolfenbüttel einlud. Mochten auch die rühmenden Journalnachrichten über seinen Empfang am Kaiserhofe, die Reise mit einem Braunschweigischen Prinzen und die Audienz beim Oberhaupte der Christenheit den hohen Herrschaften Dresdens mehr imponiert haben als Lessings gelehrte und künstlerische Leistungen, so verstand man doch der persönlichen Vorstellung des berühmten Mannes bei Hof einen gewinnenden Schein besondrer Gunst zu geben. Der Kurfürst selbst äußerte nach einem Gespräch über Italien sein Bedauern, daß Lessing als Landeskind das Glück draußen gefunden habe; die Heimkehr solle gewiß ihn nicht reuen. Der Minister, Graf v. Sacken, erbat zuvorkommend einen Besuch und ließ sich das feste Versprechen geben, daß bei einem Wechsel nur Dresden die Erbin Wolfenbüttels sein dürfe. Der Kurfürst hatte geradezu den hervorragenden und einträglichen Posten des siechen Hagedorn ihm zugedacht, so daß wirklich die einst an den „Laokoon" geknüpften Hoffnungen üppig aufzuleben schienen. Zu guter Stunde kamen auch von Kuntzsch aus Braunschweig annehmbare Vorschläge zu einer endgültigen Regelung der Lessingischen Finanzen, und damit von keiner Seite her eine Aussicht fehle, bestand zwischen ihm und Stosch vom Vorjahr her ein unaufgeklärtes Abkommen für Berlin, wohin er noch im Januar ging.

Zunächst aber nahm er seinen Weg von der großen Verbindungsstraße hinweg landeinwärts in das so lang gemiedene Kamenz, um nach vielen geräuschvollen Monaten und dem Verkehr mit den Mächtigen der Erde seiner Mutter in die müden Augen zu schauen und, bevor er ein neues Familienband knüpfte, das früheste, heiligste treu zu befestigen. Der gute Theophilus scheint ihn von Dresden aus begleitet zu haben. Nur ein Tag war der Heimatstadt zu-

gedacht, doch aus dem einen wurden vier, denn die verkümmerten Kamenzer und ihr weitgereister und weitberühmter Gotthold hatten einander viel zu erzählen, auch forderte des Vaters Ruhestatt eine verweilende Andacht. Der arme Primarius war ja nach einem Leben voll Mühe und Arbeit am 22. August 1770 gottergeben eines sanften Todes gestorben. „Laß uns," so hatte Gotthold auf Theophilus' herzliche Nachricht erwidert, „laß uns, mein lieber Bruder, ebenso rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren." Gotthelds stets mehr auf Taten als auf Worte gegründetes Verhalten gegen die Familie war mit dieser Gesinnung im Einklang geblieben: er riet, den kleinlichen Haß der Kamenzer Widersacher durch eine stille Verachtung zurückzuschlagen, er forderte in ruhigen oder schmerzlich aufgeregten Briefen nur ein bißchen Zeit, um bei eigner, oft so peinlicher Verlegenheit die hinterlassenen Schulden zu begleichen, aber er konnte nicht das ganze Elend des väterlichen Lebenslaufes durchkosten und den ermüdenden Bitten um ein litterarisches Ehrendenkmal nachkommen. Während die Mutter des Lebens Bürde mit christlicher Geduld trug, tat die Schwester, die sich grämlich und neidisch jedem Vernunftgrund verschloß, alles, um durch unbilliges, liebloses Nörgeln und Schmähen die Brüder Gotthold und Karl zu erbittern. Nur Theophilus, seit 1770 ärmlich besoldeter Konrektor in Pirna, fand Gnade vor ihren Augen, weil seine rührende Demut und Aufopferung niemals ein unwirsches Wort auf solche häßlichen Verdächtigungen sprach. Gottlob war nach leichtsinnigen Jugendjahren Justitiarius in Schlesien geworden und versauerte ganz in seiner geistig wie materiell gleich eingeschränkten Häuslichkeit. Bloß mit Karl stand Lessing von der Hamburger Zeit an in regem Verkehr: Karl bemühte sich, den dichterischen und theologischen Bestrebungen nach dem Maß seiner Kräfte zu folgen und den kleinen Lessing zu spielen; einer oberflächlichen Tagesschriftstellerei ergeben, half er die litterarische Verbindung Gotthelds mit Berlin unterhalten, trug ihm eigene belletristisch-aufklärerische Weisheit vor, ließ sich eine strenge Beurteilung seiner „Ruschelei" in sehr dürftigen Komödien gern gefallen und legte wenigstens durch treue Teilnahme an Gotthelds Werken und Plänen den Grund zu seinen späteren Verdiensten um

das Andenken des geliebten und bewunderten Bruders. Als Gotthold mit den Kamenzern die Lage der Familie besprach, war Karl noch Assistent beim Generalmünzdirektorium in Berlin; er wurde 1779 Münzdirektor in Breslau und hat eben da, wo Gotthold den Vorsatz, ein reicher Mann zu werden, so schlecht zur Ausführung brachte, durch seine schon früher geschlossene Verbindung mit demselben Vossischen Hause, dem Gotthold für wenige Groschen als Zeitungschreiber gedient, einen gemächlichen Wohlstand gefunden. Die Mutter aber sollte das Wiedersehn mit Gotthold nicht lang überleben: am 7. März 1777 ist sie nach qualvoller Krankheit im getrosten Glauben an ihren Erlöser entschlafen. Sie hat, wie Salomes unerquickliche Briefe mitteilen, noch den Segen Gottes für die Ehe Lessings erfleht.

Lessing erreichte Braunschweig am 23. Februar 1776; fest entschlossen, nicht eher aus der Residenz zu weichen, als bis das letzte Wort über seine Lebensfrage gesprochen sei. Er hatte der erfahrenen und taktvollen Eva mit einer offenen Finanzübersicht auch den Vorsatz kund getan, das „gänzliche Derangement seiner Affairen" dem Hof zu schildern und um seinen Abschied einzukommen. Doch eine stolze Antwort richtete seinen eigenen, nur der Braut zuliebe bezwungenen Stolz wieder auf, indem die kluge Frau zugleich einem trotzigen Fehltritt des Mannes vorbeugte: „Nicht umsonst habe ich mich vor dem ersten Brief aus Braunschweig gefürchtet; er hat mir auch in der Tat Angst und Schrecken verursacht. Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Rtlr. Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangiert anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen; aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genötigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache

sehr übel ausschlagen könnte." Wo würde Lessing im Falle des Abschieds seine Verbesserung suchen? Denn die Dresdener Hoffnung sei vornehmlich an den Tod Hagedorns geknüpft, und auch mit dem gegenwärtigen Einkommen lasse sich im zwanglosen Wolfenbüttel besser als anderswo haushalten. Eva bot sogar eine Summe zur Tilgung dringender Schulden an. Lessings sehr begreifliche argwöhnische Bitterkeit gegen den Erbprinzen, der, nur weil ihm die Offenheit eines Carl August fehlte, schweigend und hinhaltend eine glückliche Lösung suchte, wuchs unterdessen dergestalt, daß ein Ultimatum „dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben" auf einen nahen Termin festgesetzt ward und, als auch dann das befreiende Wort ausblieb, wirklich an sein hohes Ziel abging. Leider hat sich diese bündige Zusammenfassung der dreijährigen viel mehr eingebildeten als vorhandenen Ungerechtigkeiten nicht erhalten; vorsichtig im Ausdruck, entschieden in der Sache, drängte sie dem Erbprinzen das unwiderrufliche Versprechen ab, Lessings Angelegenheit solle gleich nach seiner Rückkehr vom Halberstädter Regiment erledigt werden. So erschien denn im April Herr v. Kuntzsch als Bevollmächtigter bei Lessing und machte, frühere Verhandlungen nun offizieller aufnehmend, recht günstige Vorschläge, die Lessing als Angebot, nicht als erbetene Wohltat zu acceptieren bereit war. Der Prinz, durch die Verwaltungssorgen und militärischen Pflichten ungemein in Beschlag genommen und häufig aus der Residenz abberufen, sandte zunächst ein sehr verbindliches Handschreiben. Es war unstreitig sein ernster Wunsch, Lessing zu erhalten und zu fördern; dieser aber witterte mißtrauisch in jedem zufälligen Aufschub, in jeder arglosen Wendung Finten und Schrauben, bis ihn Evas Zureden und die tröstliche Wahrnehmung, der verdächtigte Fürst habe seine Sache bereits mit dem Minister und Sparmeister Féronce durchgesprochen, endlich vom Wohlwollen der leitenden Mächte überzeugten.

Am 5. Juni 1776 konnte Lessing der Braut von einer aufrichtigen und befriedigenden Unterredung melden, worin der Erbprinz die mit Kuntzsch getroffenen Vereinbarungen genehmigte, ein frei gewordenes fiskalisches Haus neben dem Wolfenbüttler Schloß als Dienstwohnung versprach und, auf die bedenkliche Krankheit des alten Herzogs anspielend, schmeichelhaft bemerkte, daß er Lessing

noch zu ganz andern Dingen zu brauchen hoffe. Der neue Vertrag lautete auf ein von achthundert Talern in Gold aufsteigendes Gehalt, die Nachsicht älterer und die Gewährung bedeutender neuer Vorschüsse. Er trat zu Johannis in Kraft. Gleichzeitig wollte der wieder genesene Landesvater seinem lieben Bibliothekar durch die Verleihung des Hofratstitels, den Lessing mit unverhohlener Gleichgültigkeit hinnahm, eine Freude machen. Lessing befriedigte mit den vorgeschossenen tausend Talern seine Gläubiger und nahm bei geordneten Finanzen und reicherem Einkommen die neue bindende Verpflichtung gegen Braunschweig nicht schwer, sollt' er doch aus der verwünschten Schloßeinsiedelei in die lang ersehnte, mühevoll errungene Häuslichkeit ziehen.

Eva hatte den Juni auf einem Landgute der treuen Schubacks, dem York zwischen Harburg und Stade, zugebracht und in der freien Marschgegend die ihr so nötige Erholung gefunden. Die Vermögenswirren waren endlich geschlichtet, nach vielen Opfern ein immerhin ansehnlicher Rest für ihre heranwachsenden Kinder gesichert. Seinen letzten Bräutigamsbesuch sollte Lessing in Hamburg abstatten; er kam erst im August, von Eschenburg begleitet, und launige Worte Evas, deren Absicht, den scheidenden Geliebten noch vor der Stadt zu überraschen, durch einen Irrtum mißglückt war, bezeugen, wie froh die Beiden ihr redlich verdientes Glück genossen. Dann führt uns der Briefwechsel in liebe häusliche Sorgen ein, denn Lessing achtet es gar nicht unter seiner Würde, die vorläufige Wohnung einzurichten, Möbel zu ersteigern, sich um eine gute Köchin zu bemühen und Jahreslohn, Bier- und Christgeld auszumachen, die Kisten aus Hamburg gehörig in Empfang zu nehmen und neben dem Regimente der Guelferbytana auch Evas kleine Bibliothek harmlos spottend zu verwalten. „Um ein bißchen längeres Leben so bekümmert, als er es noch nie gewesen", grüßt er ruhevoll die kommenden Jahre. Als Schubacks in ihrer Herzensgüte darauf bestanden, dem werten Paar die Hochzeit auf dem York auszurüsten, erbat Lessing eine ganz stille, prunklose Trauung, sei es auch im Predigerhaus, ohne Vorfest und geselligen Lärm. Er wollte das geheime Werben langer Jahre durch einen verschwiegenen Abschluß weihen, Eva „die Sache gegen alle Welt caschiren", auch gegen die Verwandtschaft, bis sie im neuen Kreis walte. Der

Gastfreund fügte sich diesem Wunsch. Am 8. Oktober 1776 wurde Lessing auf dem Schubackschen Landsitz im Beisein der lieben Wirte und des hamburgischen Schwagers König mit der Frau vereinigt, der, wie Elise Reimarus einmal sagt, alles was Herz an ihm war gehörte. So schließt der Briefwechsel, nach Strauß „die rührendste, weil einfachste und nüchternste Liebesgeschichte, die man lesen kann, ein wahres Erbauungsbuch".

Ein spätes, ein kurzes Glück erfüllte das Miethaus am Wolfenbüttler Schloßplatz, wo man zunächst sich wohl oder übel einrichtete, während auch die Junggesellenwohnung noch benutzt werden mußte und manches Gerät schon an einem dritten Orte stand, der dann gar nicht bezogen ward. Vorbei war das hypochondrische Brüten in der öden Burg und das einsame Wandeln auf dem Wall. Wenn er nun seine toten Gesellschafter, die Bücher, verließ, brachten ihn ein paar Schritte heim zu der Hausfrau, die alles mit ihm teilte, der nichts fremd blieb, was durch Lessings Geist und Gemüt ging, und wenn er nun den gewohnten Spazierweg antrat, sprangen ihm Kinder entgegen, so lieb, als wären sie sein eigen. Sie waren es auch, denn Eva hatte sie ihm zugebracht, und er bewies, ein treuer Pflegevater, in Scherz und Ernst, in Spiel und Lehre sein Dichterwort, daß Kinder Liebe brauchen. Seine Frau berichtet im ersten Vierteljahr einer Schwägerin: wenn nur das leidende Malchen ganz gesund und ihr von seinem Beinschaden genesener Ältester heimgeholt wäre, „so genösse ich wieder einmal das Vergnügen, was ich so lange habe entbehren müssen, unter allen meinen Kindern ruhig und zufrieden zu leben, und was das Hauptsächlichste ist, sie unter der Aufsicht eines redlichen und gütigen Vaters zu wissen. Denn das ist Lessing in vollem Verstand". Malchen und die beiden jüngeren Knaben genossen die persönliche Führung Lessings, während Theodors künftige Laufbahn mit Rat und Tat aus der Ferne verfolgt wurde. Das Töchterchen wußte noch im hohen Alter von der neckischen Teilnahme Lessings an ihren wortreichen Mädchenfreundschaften zu erzählen, wie er das heilige Briefgeheimnis brach und ihr Gejammer mit Scherzen über weibliche Bildung und Frauenorthographie beantwortete. Fritz erinnerte sich, daß ihm nur zweimal eine körperliche Züchtigung widerfuhr, erst für eine Lüge, dann, weil er sich gegen den Angriff eines bösen Buben nicht gewehrt

hatte: so suchte Lessing Wahrheitsdrang und Mut in die Seele der Jugend zu impfen. Er selbst streifte neben der lieben Frau die unruhige Schroffheit ab, die besonders seine letzten Jahre so verstimmt hatte, und war ihr täglich für die Harmonie eines friedlichen Daseins im Hafen dankbar. Nachdem er lange Zeit ein ungestümes Bedürfnis nach Wechsel genährt und fieberhaft ins Weite begehrt hatte, fand er jetzt im engen Bezirk die höchsten Güter des Lebens. Wolfenbüttel war ihm nicht mehr zu klein, und der Wunsch, in einem freieren Wasser zu schwimmen, erstickte nicht mehr alle kaltblütigen Bedenken.

Schon vor der Hochzeit schien es, Evas Heimatland, die Pfalz, wolle mit Braunschweig um Lessings glänzende Kraft ringen und eine geschickt eingefädelte lose Verbindung allmählich zur unzertrennbaren schürzen. Die lustigen, aber in seiner problematischen Lage begierig aufgenommenen Nachrichten, die Frau König 1774 aus Wien von wissenschaftlichen und theatralischen Bemühungen in Heidelberg und namentlich in Mannheim gegeben hatte, verdichtete der letzte Sommer des Brautstandes zu sichtbaren Gründungen und handgreiflichen Anträgen. Der Kurfürst Karl Theodor war gesonnen, an Lessing eine friedliche Eroberung für die neue pfälzische Bildungsära zu machen. Mannheimer Sendboten wurden angemeldet, so daß Eva schon fürchtete, das gehoffte Stilleben in ein recht lärmendes verwandelt zu sehn, zumal da von einem dramaturgischen Amte die Rede ging. In den siebziger Jahren traten mittel- und süddeutsche Kleinstaaten ehrgeizig zum Wettkampf des geistigen Lebens vor: Braunschweig hatte Lessing gewonnen, in Bückeburg wirkte Herder nach Thomas Abbt, Weimar zog Wieland und 1775 Goethe als Führer einer erlauchten Schar an sich, Baden gab dem Messiassänger Gastfreundschaft und Ehrensold. Was Friedrich der Große versäumt hatte, was Joseph unerfüllt ließ, wollten ihre Vettern auf unscheinbareren Thronen leisten. Die Pfalz durfte dabei um so weniger zurückbleiben, als schon seit längerer Zeit in diesem Land Schritte zur Neubelebung der Wissenschaften und Künste mit einigem Erfolg getan worden waren. Karl Theodor, ein Fürst ohne tiefere Begabung, doch von mancherlei Interessen, bot alle Mittel auf, um Residenz und Untertanen aus der verschrieenen Dämmerung herauszuheben, und es sollte nicht bei den

Wasserkünsten des Schwetzinger Parks und dem Ohrenschmaus der wälschen Oper, mit der ein üppiges Treiben in und um Mannheim einzog, sein Bewenden haben. Er selbst, der Korrespondent Voltaires, näherte sich vorbildlich dem vaterländischen Wesen. Die Muttersprache gewann bald an den Schulen ihre berechtigte Stellung, der alte Schlendrian wurde von den neu eindringenden Schriftstellern bekämpft, die Litteraten des Landes erschöpften sich in massenhaften Gutachten, wie die Schnellpresse der pfälzischen Renaissance am förderlichsten arbeiten möge. Medizinische, militärische Institute waren aufgetan, die Naturwissenschaften fanden ansehnliche Heimstätten, nationalökonomische und archivalische Unternehmungen wurden rasch ins Werk gesetzt, eine reiche Bibliothek erschloß sich den hungrigen Geistern der Pfalz, Musiker ersten Rangs machten Mannheim berühmt, und nachdem zur vorzüglichen Kunstakademie neu geordnete Sammlungen in würdigen Räumen getreten waren, sind die vornehmsten Genies Deutschlands andächtig nach Mannheim gewallfahrtet. Im Antikensaal, mit seinen älteren Gipsabgüssen aus Italien, haben Herder, Goethe, Schiller ihre Begeisterung für das Altertum nähren können. Freilich ward alles mit großer Überstürzung und selbstgefälligem Lokalpatriotismus betrieben: pfälzische Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrte sollten aus der Erde gestampft werden, schülerhafte Exerzitia flatterten in die Welt, der Weihrauch ging zu niedrigen Preisen, die meisten litterarischen Versuche trugen den Stempel eines kleinlichen Dilettantismus, der mit dem Hochdruck von Phrasen der bildungsbedürftigen Pfalz schon nach den ersten Anläufen saftige Komplimente lieber als heilsame Wahrheiten sagte. Die Ausländerei wich einer provinziellen Inländerei schlimmer Sorte, so daß Klopstock, nie gewohnt zu schmeicheln, bei seinem Besuch 1774 nicht nur die kleinen Lichter der Stadt recht absichtlich ignorierte, sondern auch dem Kurfürsten gegenüber mit keiner Silbe den ganzen, von Klein und Genossen unermüdlich ausposaunten Aufschwung dieser Bildung anerkennen wollte. Das war zu hart; doch die führerlosen Halbtalente Mannheims vermochten wirklich nichts Durchschlagendes und Bleibendes zu schaffen, weder als Einzelne, noch zu Sozietäten der Mittelmäßigkeit geschart. Man mußte wohl oder übel wenigstens vorläufig, bis der Eigenbau eine konkurrenzfähige Lebenskraft erreicht

hätte, sich auswärts umtun und an fremden Feuern wärmen. Wie in der Kaiserstadt wurden Männer vom Range Klopstocks, Wielands, Lessings ins Auge gefaßt, vornehmlich dieser, den seine Wiener Besuche soeben überall in frischeste Erinnerung gebracht hatten und der den dreifachen Ruhm des Gelehrten, des Dichters, des Dramaturgen aufwies. Zwei Wege, den blassen Schimmer der pfälzischen Bildung mit diesem Namen vollends zu vergolden, boten sich also dar: Lessing konnte durch die schon 1763 unter Schöpflins Auspizien eröffnete Akademie der Wissenschaften, vielleicht auch durch die Landesuniversität Heidelberg, oder durch die Pforten des erst im Werden begriffenen Nationaltheaters zur Pfälzer Unsterblichkeit eingehn. Auf dem ersten Wege hoffte man ihn zu ködern, um ihn unvermerkt auf den zweiten zu locken und dort nicht mehr frei zu lassen. Im „Paradies der Tonkünstler" hatten bis 1775, wo die Strahlen der Hofgunst endlich auch das stiefmütterlich behandelte deutsche Drama erreichten, elende Wandertruppen, wie die Marchandsche, mit einem kläglichen französelnden Repertoire ihr Wesen getrieben. Sie durch ein ständiges Personal, mit Ekhof als Leiter, unter einer Intendanz zu ersetzen, war das Bestreben des Kabinettsekretärs v. Stengel. So gab der heißblütige Musikus, Dichter und Chronist Schubart für seinen früheren Tummelplatz Mannheim die zündende Losung, der Kurfürst möge durch Errichtung eines Nationaltheaters Lorbeern um sein Haupt flechten und die Aufsicht nicht einem windigen Deutschfranzosen gleich Marchand, sondern einem wahren deutschen Mann anvertrauen. Bald darauf konnt' er den Lesern der „Deutschen Chronik" überschwänglich melden: „Der Churfürst von der Pfalz, dessen Adlerblick nichts entgeht, was zur Glückseligkeit und zur weisen Unterhaltung seines Volkes abzweckt, hat sich nunmehr entschlossen, für beständig eine deutsche Schaubühne zu unterhalten"; der Komödiensaal des Zeughauses solle noch im Winter eingeweiht werden. Auf dem Programm stand eine kräftige Abkehr von der Opernherrschaft, Verhandlungen mit Ekhof und Seyler, die der Singschule gemäße Züchtung einer eigenen deutschen Nationaltruppe, d. h. eines pfälzischen „Nationaltheaters", die Preiskrönung von Originalen aus der deutschen, nämlich pfälzischen Geschichte durch die eben erst gegründete „deutsche (will sagen: pfälzische) Gesellschaft". Da weder

Ekhof noch eine gute Truppe von auswärts zu gewinnen war, verschob man die feierliche Eröffnung des Nationaltheaters, machte mit einer winzigen Theaterschule nebst Kinderstücken den Anfang, deklamierte langatmig von deutscher Tugend und dem sittlich erziehenden Einfluß einer guten Schaubühne und erging sich teils in verworrenen Plänen, teils in lächerlichen Reklamen für das keimende Werk. Die kleinen Ekhofs und Henfels von Schwetzingen, denen ein Lehrer mühsam das Abc und die Elemente dialektfreier Aussprache einpaukte, übten sich vor Serenissimus für das Mannheimer Theater, das mit der Zeit „ganz originalpfälzisch" werden sollte, wie eine komische Begriffsverwirrung faselte. Da man aber doch schon vor dem reiferen Alter dieser lallenden Eleven der musikalisch-dramatischen Pflanzschule die ersehnten Schauspielfreuden genießen und die Hamburger Scharte mit einem Mannheimer Nationaltheater auswetzen, den Bestrebungen Wiens zuvorkommen wollte, wurde jene diplomatische Botschaft an Lessing beschlossen und von den maßgebenden Regierungskreisen wie von der harmlosen Theaterkommission mit ihm nicht ohne Hinterhaltigkeit verhandelt.

Am 5. September 1776 überbrachte der Buchhändler Schwan die Mannheimer Vorschläge: der Schwierigkeit halber, ihn sogleich dem braunschweigischen Dienste ganz zu entziehen, sollte Lessing, statt ohne Säumen für zweitausend Gulden und einen beliebigen Titel dem kurfürstlichen Ruf zu folgen, nur ordentliches Mitglied der Pfälzer Akademie werden mit einer laufenden Pension von hundert Louisd'or und jedes Jahr oder bloß einmal ums andre eine freie Reise zur öffentlichen Sitzung machen und jährlich einen Beitrag einreichen. „Von Aufsicht über oder von Arbeiten für das Theater ist gar nicht die Rede gewesen und man denkt bloß, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich von selbst würde reizen lassen, meinen guten Rat zu ihren neuen Theateranstalten zu geben. Und das versteht sich." Er empfing das akademische Diplom, nahm den Vorschlag, der so kleine Gegenleistungen forderte, bereitwillig an und vertraute sonst auf den Minister v. Hompesch, den Schwan als Seele des Ganzen und zugleich als mächtige Finanzgröße bezeichnete. Auch der Nebenumstand, in der neuen Stellung Etwas noch in Heidelberg stehende Kapitalien steuerfrei beheben zu können, erhöhte Lessings Befriedigung. Er setzte

seinen Mannheimer Besuch für den Winter an und verfaßte gleich am 7. September ein äußerst höfliches Dankschreiben an Hompesch, der zur Antwort bat, Lessing möge so bald es nur gehe zu ihnen kommen. Der Herzog und der Erbprinz von Braunschweig zeigten bei dieser Gelegenheit, welchen Wert sie in Lessings Bleiben setzten, und die Erwähnung „dermaleins noch zu bestimmender Geschäfte" bekräftigte jene von dem Erbprinzen jüngst gemachten Andeutungen, aber die freie Stellung zur Pfalz und die nötigen kleinen Urlaube wurden ohne weiters bewilligt. Eva freute sich der glücklichen Lösung, denn sie kannte ihre Landsleute und betonte mit prophetischer Einsicht, daß in Braunschweig der Herzog, in Mannheim ein wechselndes Ministerium regiere, weshalb man daselbst jedes Jahr oder jeden Monat auf einen neuen Herrn gefaßt sein müsse. Ebenso schrieb die kluge Pfälzerin nach der herzoglichen Antwort: „Wer wollte nicht lieber diesem Herrn dienen, der so freundschaftliche Gesinnungen zeigt, als einem Churfürsten von der Pfalz, der, wenn er auch freundschaftliche Gesinnungen vielleicht zu hegen im Stande ist, doch die Gabe nicht hat, sie äußern zu können." Der Erfolg bestätigte vollauf die Richtigkeit ihrer Auffassung. Aber zunächst fuhren die Mannheimer mit vollen Segeln daher: der Minister beteuerte des Kurfürsten und seine Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft Lessings, dem man freie Hand zu Engagements für das wo möglich schon am 4. November zu eröffnende Nationaltheater ließ. Als erfahrener Kenner der Bühnenwelt erwiderte Lessing, daß um diese Zeit alle tüchtigen Kräfte kontraktlich gebunden seien und nur die schlechtesten müßig stünden, man möge sich also ohne Überstürzung bis zum Advent- oder Fastentermin gedulden; er versuchte trotzdem durch seinen Bruder Karl und Andere, mißvergnügte Leute von dieser oder jener Truppe zu werben, keine Sterne, doch sogenannte utilités. Sehr offen meldete er nach kurzer Zeit Schwan und durch diesen dem Minister, daß er weit entfernt sei, eine wirkliche Theaterdirektion zu übernehmen, und gegenwärtig nur ein paar ebenso mittelmäßige wie anspruchsvolle Schauspieler aufgetrieben habe, die denn auch entweder mißfielen oder mit dem Reisegeld durchbrannten. Bald verbreitete sich die Kunde von Lessings Vollmachten in der deutschen Bühnenwelt. Anfragen und Gesuche häuften sich auf seinem Tisch wie bei einem

Theateragenten, sogar der „Theatral Maschinist zu Inßprug in Thiroll“ bewarb sich in einem Musterstück unfreiwilliger Komik bei dem Herrn v. Lessing um einen Platz an der „Neüen Theatrall Schaupihne“. Und da die Schwüre verstimmter Theatermenschen noch windiger sind als die Eide der Liebenden, kehrte Lessing trotz allen hamburgischen Erfahrungen und Vorsätzen als ein echter, darum unheilbarer Theatermensch seine Gedanken emsig der werdenden Bühne zu. Das Tagebuch des Schauspielers J. H. F. Müller, der, von Kaunitz auf Engagements- und Informationsreisen geschickt, sowohl Ende Oktober als Anfang November in Wolfenbüttel und Braunschweig Halt machte, gewährt uns einen aufschlußreichen Einblick in Lessings dramaturgische Wünsche. Auf gemeinsamer Fahrt, im Zwiegespräch, oder wenn Eva, nachdem sie den Gast „auf Wiener Art bewirtet“ hatte, teilnahm, wurde das Wohl und Wehe des deutschen Theaters erörtert. Lessing bekannte sich jetzt zu einer milderen Beurteilung der Wiener Bretter und zum Glauben an ernste Reformpläne Josephs, er lobte die Einschränkung des Balletts und verdammte das Singspiel als Ruin des Theaters, er empfahl Preise für gute Stücke, regelmäßige Benefize für die Verfasser, denen der Kaiser dann wirklich nach Müllers Denkschrift die dritten Einnahmen zuwies. Zornig griff Lessing das Herumstreichen der Banden an: „Wäre ich ein regierender Herr, ich duldete in meinem Lande den Unfug nicht; diese Zigeunerei setzt die Kunst herunter.“ Müllers Frage, wie es in Mannheim stehe, beantwortete er mit einer offenen Darlegung der Verhältnisse und einigen Zweifeln am Gelingen; die weitere Erkundigung, ob er wohl einem Ruf nach Wien folgen würde, protestierend, „doch so, daß ich glauben konnte, er würde ihn annehmen. Seine Gattin, welche zehn (?) Jahre bei uns in Wien seßhaft gewesen war, schien diesen Beruf zu wünschen; o, sagte sie, ich liebe die guten Wiener herzlich! nie werd' ich ihre Güte gegen mich vergessen“. Für die im Wiener Theater störende Disharmonie der Mundarten und alle Krankheiten der Schauspielkunst empfahl Lessing dringend als einziges Heilmittel die bis auf den heutigen Tag so gepriesene wie bestrittene Theaterschule. „Machen Sie“, sagte er dem braven Regisseur, „Ihrem Kaiser Vorstellungen, ein Theater-Philanthropin zu errichten, so wie der Churfürst von der Pfalz gegenwärtig eine Singschule ge-

stiftet hat, die viel Gutes verspricht. Jede Kunst muß eine Schule haben."

Während Lessing in seinem jungen Eheglück die Dinge ruhig an sich herankommen ließ und trotz den gefärbten Mitteilungen aus Mannheim den „Sitz des guten Geschmackes" nicht ohne Mißtrauen betrachtete, brannten die Pfälzer vor Ungeduld; allen voran der seit Anfang 1775 in der Landeshauptstadt seßhafte Dichter und Maler Friedrich Müller, ein echtes Originalgenie unter den geschraubten Größen zwischen Rhein und Neckar. Er, der gleich Anderen ein unreifes, aber von wahrer Begeisterung erfülltes Gutachten über das Nationaltheater hatte drucken lassen, war durch Wort und Schrift Lessings lautester und ehrlichster Apostel. Mit ihm wetteiferte von Ulm aus der derbe Schubart, ohne sich aller Zweifel zu entschlagen; so schreibt er Ende November im kernigsten Schwabenstil an den jungen Freund: „Auf den Fortgang des Theaters bin ich, wie billig, sehr begierig. Wenns nur nicht raschauflohderndes Feuer ist, das gleich wieder erstickt, so bald ein Französlein die Hosenfall aufmacht und drein pißt. Lessing ist nun freilich vor Tausenden der Mann, auf den ihr euch verlassen dürft." Als der Wiener Müller ein paar Wochen später auch Mannheim besuchte, sagte man ihm, daß Lessing im Genuß eines ansehnlichen Jahresgehaltes sei und demnächst auf Kosten des Kurfürsten drei Monate zur Ordnung der neuen Bühne in der Pfälzer Residenz verbringen werde. Der Minister selbst bestätigte solche Gerüchte mit der Versicherung, welche Mühe er sich um diese Errungenschaft gegeben, wie sehr er dabei auch auf das Heimatsgefühl der Frau Lessing rechne, und daß Lessing die Vollmacht habe, Schauspieler unter beliebigen Bedingungen mitzubringen. Wie Voltaires Besuch durch die Aufstellung seiner Büste in der Bibliothek verewigt war, so sollte Lessings Medaillon am Theaterportal neben dem des Sophokles ergänzen und der Pfalz sagen: er ist unser; „allein er hat sich diese Ehre verbeten, da er noch nichts für das Mannheimer Theater geliefert habe".

Lessing, in dem man sich schnell den Spiritus Rektor und bleibenden Intendanten des Nationaltheaters zu erblicken gewöhnt hatte, trat mit Seyler in Verhandlung, um die wohlbekannte, damals (Dezember 1776) in Dresden nicht gedeihende Truppe rasch

für das fertige, doch leere Mannheimer Haus anzuwerben, und versah, auf seine Vollmacht hinweisend, einen begabten und gebildeten Schauspieler, Großmann, als Vermittler mit Empfehlungsbriefen an Hompesch, „auf welchen die ganze Sache ankömmt“, und an Schwan, „welcher ein sehr rechtschaffener Mann ist, der Ihnen alle sonst nötige Auskünfte mit Vergnügen erteilen wird“. Im späten Bericht Karl Lessings über die Mannheimer Abmachungen zwischen Lessing, Seyler, Großmann einerseits und dem Minister anderseits sind die alten Ideale der Pfälzer Stimmführer und die neuen Verbesserungen so unverständig durcheinandergemengt, daß sich nur feststellen läßt: die Auslese der Seylerischen Truppe sollte den Grundstock bilden, an den sich die einheimischen Theaterschüler anlehnen würden. Daß Lessing auch die anderweitige Verwertung von Seylers doch sehr bedenklichen Geschäftskenntnissen, die Einrichtung der Kinderstücke, die Bevormundung der Bühne durch einen akademischen Ausschuß bis ins Einzelne hinein empfohlen habe, scheint kaum glaublich. In letzterer Hinsicht wird er allerdings lieber der Akademie als irgend einem höfischen Zensor maßgebenden Einfluß gewünscht, sein eigenes Mitwirken eben auf die Zugehörigkeit zu dieser litterarischen Vereinigung gegründet und damit zugleich im Hinweis auf frühere Willensäußerungen eine unmittelbare Leitung der Bühne abgelehnt haben. „Mich schaudert, wenn ich nur daran denke, daß ich mich wieder werde mit dem Theater bemengen müssen,“ schrieb er an Karl, ging aber doch am 17. Januar 1777 nach Mannheim ab, um die Dinge ein paar Wochen hindurch in der Nähe zu prüfen. Schwan empfing ihn mit offenen Armen und bereitete dem Messias der Schaubühne manch angenehme Stunde in seinem gastlichen Hause, wo im nächsten Jahrzehnt der Mannheimer Theaterdichter Schiller liebeselig aus und ein ging. Der Maler Müller, dies urwüchsige, vollsaftige Talent, das leider nie zu menschlicher und künstlerischer Reife gelangte, kam dem bewunderten Meister enthusiastisch entgegen und gewann Lessings Freundschaft. Ob er ihm Proben seiner formlos dahintaumelnden Rhapsodien oder seiner köstlichen Idyllen, die das matte Schäfervolk Geßners mit pfälzischem Rebenmost stärkten, von sinnlicher Fülle strotzten und einen landskräftigen Realismus zur Schau trugen, vorlegte, wissen wir nicht: aber eine Faustskizze zog der

junge Rival heraus, die Lessing, zum erstenmal einem der rheinischen Genies persönlich gegenüber, als hingewühlten Wurf mit leis ironisierendem Wohlwollen durchging. Gewiß war ihm der begeisterte Jüngling, der Feder und Radiernadel so originell führte, die liebste Erscheinung unter den Bewohnern Mannheims, denn die Kollegen von der Akademie, voran der Exjesuit v. Klein, konnten Lessing so wenig anziehn wie vorher den hochmütigeren Klopstock. Bei aller Artigkeit gelang es Lessing nicht, sein Mißvergnügen über die neugebackene litterarische Herrlichkeit der Pfalz völlig zu bergen, und im feierlich stillen Antikensaal war ihm wohler als im prächtigen Theater, wo das Mannheimer Publikum von seinem Antlitz das Entzücken über den Sopran der Demoiselle Danzy, das berühmte Fortissimo des Orchesters und die zukünftigen Garricks der Pfalz ablesen wollte. Schade nur, daß man den Ehrengast wie einen beliebigen Touristen das Billet an der Kasse bezahlen ließ! Auch waren in Mannheim die Sonnenfelsnaturen mit ihrer nagenden Feindschaft gegen alles Höhere mächtiger als in dem gern verehrenden Wien. Dieses selbstzufriedene Gezücht steckte dem Kurfürsten, der große Fremdling zeige nicht genug Achtung für das Morgenrot ihres geistigen Lebens; Herr v. Stengel fand ihn vom übermäßigen Weihrauch betäubt und spröde, Hompesch kehrte, je näher er Lessing als einen stählernen Charakter kennen lernte, desto geflissentlicher nur den Finanzminister heraus und hielt den aus der Ferne herbeigerufenen Vertrauensmann mit Redensarten hin. Weder Lessings doch schon durch Schwan vorbestimmtes Verhältnis zur Pfalz und das Engagement Seylers, noch die Geldangelegenheit Frau Evas wurden geordnet. Nach Stengels Bericht wäre Hompesch jetzt auf den Gedanken verfallen, dem als ferner Berater zu kostspieligen Lessing die Kuratel der Universität und überhaupt des höheren Studienwesens anzutragen. Eine Hofkutsche brachte ihn nach Heidelberg.

Der Maler Müller ließ es sich nicht nehmen, wie in der Stadt so auch in der selbst im Februar reizvollen Neckarlandschaft seinen Begleiter zu machen. Er grub die Wanderungen und die auf Italien, auf Poesie und Religion gerichteten Gespräche mit Lessing seinem Gedächtnis ein. Seine römischen Blätter an Lessing, so behauptet er in den für Tieck 1806 niedergeschriebenen leidenschaftlichen

und nicht durchweg zuverlässigen Erinnerungen, habe Reiffenstein unterschlagen; doch sei ihm ein mißmutiger Bericht aus dem späteren theologischen Krieg zugegangen. Als er 1781 in Rom plötzlich von Zoëga die Trauerbotschaft empfing, Lessing sei nicht mehr, rannte er Nachts wie wahnsinnig an Cestius' Male vorbei zwischen den Ruinen, in der Campagna hin und her und schrieb frühmorgens unter Tränen seinen Nachruf „Auf Lessings Tod", worin er nach einem langen stürmischen Eingang Erinnerungen an die feste Gestalt, die freie Stirn, das blitzende Auge, den reinen Sinn, den frohen Scherz des Abgeschiedenen ausströmen ließ: ihr grünen Neckartäler habt gesehn, „wie ich an seinem Halse hing;

Wie er mich, ich ihn zum Freund erkoren,
Daß ichs nicht vergessen soll, noch kann!
Ach er war so ganz für mich geboren,
War so ganz, so ganz! ein Mann, ein Mann!"

So überwältigend wirkte Lessings Persönlichkeit auf empfängliche Gemüter. Friedrich Müller hatte bald nach jenen Schlendertagen reiche Gelegenheit, die geschlossene Manneskraft seines Freundes, der nicht mit sich spielen ließ, zu bewundern, denn er ward an Stelle des biegsamen Schwan Lessings Vertrauter in den schriftlichen Auseinandersetzungen mit Hompesch. Lessing, noch bei Evas Heidelberger Verwandten zu Gast, erklärte (1. März 1777) mit herzlichem Dank für alle Freundschaftsdienste, er könne nichts tun als abwarten und wolle schlechterdings nicht aus dem Gebetenen der Bittende werden. Im Hintergrund wirkte die gefährliche Feindschaft des jesuitischen Pater Frank gegen alle liberalen Neuerungen mit. Er und der Chef des Unterrichtswesens, Oberndorf, in dessen Gebiet der verlegene Hompesch eingegriffen, hätten sich erfolgreich hinter den Kurfürsten gesteckt; so will Stengel die Sache wenden, mit dem naiven Geständnis, ihm sei der Auftrag geworden, es „einzuleiten, daß Lessing, (doch) mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausereise bequemen möchte". Über die große Frage, ob Lessing außer den Kosten für Reise und Aufenthalt noch besonders eine Dose voll Dukaten empfangen habe, mögen sich andere mit Stengel abfinden: die ihm überreichte schöne Folge

von Medaillen der pfälzischen Kurfürsten aber war allerdings nicht in Gold, sondern in Kupfer.

Gleich darauf kehrte Lessing, nachdem er auch Claudius in Darmstadt besucht, über Göttingen heim, wo er mit Kästner mehr von Opitzens Studentenversen auf das Neckartal als vom Mannheimer Schauspiel sprach. Er hatte seine Kenntnis der deutschen Theaternot um eine neue schlimme Erfahrung bereichert und nicht die geringste Lust, den Minister zu schonen, der in einem auf Schrauben gestellten Brief die spätern Verpflichtungen ignorierte und die alten Anträge trügerisch unter Verheißung des Kuratorpostens an der Universität Heidelberg aufnahm, zugleich aber hervorhob, daß „alle auf ihn gebauten Schlösser auf einmal zertrümmert sein würden", wenn Lessing sich nicht füge. Dieser Brief, „so weit aussehend, so um den Brei gehend, kurz so ministerialisch", stand in Widerspruch zu den noch einen Monat früher abgegebenen Erklärungen Hompeschs, dem Lessings Abreise aus der Pfalz ein Biegen oder Brechen zu erlauben schien und der den entwischten Dramaturgen nun sogar mit Vorwürfen über den Mißerfolg einiger Mimen belästigte. Am 24. März erließ Lessing zwei Schreiben an seine nächsten Mannheimer Bekannten, ein zurückhaltenderes an Schwan, ein sehr offenes an Müller: dieser möge sich ja nicht weiter in der albernen Geschichte bloßstellen: Hompesch suche im Fiasko jener Schauspieler nur einen Vorwand, sich aus dem Staube zu machen: „man sieht ja wohl, daß ich von dem Theater nichts verstehe, da ich so elende Leute empfohlen habe. — Doch wenn der Minister sagt, ich habe sie empfohlen: so lügt der Minister". Und Hompesch sollte direkt erfahren, mit wem er es zu tun habe, denn einem Brief voller Ausflüchte setzte Lessings Empörung im April die wuchtigste, freimütigste Lektion entgegen, die der Herr Minister je in seinem Leben hat anhören müssen. Hompesch setzte sich mit phrasenhaftem Verzicht auf die patriotische Hoffnung, einen Lessing dauernd für die Pfalz zu gewinnen, über alle Vereinbarungen, auch die dem auswärtigen Akademiker, nicht dem eingesessenen Intendanten zugesagte Pension, hinweg, mahnte Lessing sogar wie einen Schuldner an sein unerfülltes Versprechen und siegelte das rabulistische Schreiben mit dem sauersüßen Ausdruck bleibender Freundschaft und Hochachtung. Seylers war mit keiner Silbe gedacht. Darauf Lessing: „Nur

einem Kinde, dem man ein getanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl: allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber Ew. Exzellenz nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemanden beschwerlich zu fallen." Aber er macht die Sache des getäuschten Seyler zur seinigen und warnt Hompesch, den er bitter an das Mitwissen des braunschweigischen Hofes erinnert, fürderhin noch ein öffentliches Wörtlein über seine Verbindung mit Mannheim in Kalendern und Journalen durchschlüpfen zu lassen: „Hier muß ich Ew. Exzellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über meinen Anteil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles frei heraus. Denn darin belieben Ew. Exzellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein." Demgemäß wies er die naive Zumutung, er möge sich durch irgend eine Leistung für Akademie oder Theater die Pension und die volle Gunst des Kurfürsten wieder verdienen, schroff von der Hand und bat Müller, von allen Vermittlungsversuchen abzustehn. „Lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist," schloß Lessing bitter diesen Brief. Man wird die maßlosen Anklagen gegen Hompesch, der ja von mehreren Seiten gebunden war, dämpfen müssen, ohne doch die Zweideutigkeit des ganzen Handels retten zu wollen. Wenigstens wurde Seyler nicht bloß mit Vertröstungen auf die Zukunft, sondern auch mit einer leidlichen Geldentschädigung abgefunden, die Lessing herauspressen half, während er seinen eigenen Tanz mit dem „kleinen kriechenden Minister" vertagte. Er hielt alle Stichkarten in der Hand, doch die

Pfälzer hüteten sich wohl, den gefährlichen Streiter durch einen Bruch des Schweigens zu reizen und die Kosten dieses Spiels vor der Welt zu tragen. Lessing überließ das Mannheimer Nationaltheater gleichgültig seinem Schicksal: es sei damit eitel Wind; wenigstens verstehe man in Mannheim, und damit traf er den Nagel auf den Kopf, unter einem deutschen Nationaltheater nur eines, auf dem lauter geborene Pfälzer stünden; den Schauspielern gelte für ein wahres Nationaltheater allein dasjenige, das ihnen lebenslänglichen Unterhalt verspreche, da ihnen ja Spielstücke genug ins Maul flögen. Ebenso entsagt er in einem Brief an Nicolai auf immer dem berückenden Bühnentraum und spottet: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!“

Als ein Jahr darauf auch der geschmeidige Wieland, wie sorgfältig er sein verbindliches Wesen als Widerspiel des Lessingischen „Weberbaums“ glitzern ließ, in der Pfalz enttäuscht wurde, fand er mit der ergötzlichsten Anknüpfung an Lucian im abderitischen Froschgraben Mannheims die Fortsetzung seiner stockenden „Abderiten“ und rächte durch diese Kapitel, lustige Meisterstücke karikierender Bosheit, auch die Freund Lessing widerfahrene Unbill, indem er Lessing-Euripides durch das Theater-Schilda führte. Dem kläglichen Nachspiel der Lessingischen Erfahrungen, da der verachtete Prinzipal Marchand, der mit niedrig denkenden Dichterlingen gegen den großen Dramaturgen gewühlt, als Sieger hervorgegangen war, und neuen an Ehren, aber nicht an Gewinn reichen Versuchen Seylers, in der Pfalz festen Fuß zu fassen, folgte jedoch 1779 unter Dalbergs Regiment eine glücklichere Zeit. Hervorragende junge Talente sammelten sich um das Banner des Mannheimer Nationaltheaters. Hier tat Iffland als Schauspieler und Dichter seine ersten Schritte. Die Nachwehen des kleinlichen Lokalpatriotismus in Kritik und Produktion und akademische Schulreden über die Aufgaben einer guten Bühne konnten die Lebenskraft des nach langem Kreißen geborenen Kindes nicht ersticken. Auf den

Brettern erschien Shakespeare neben Lessing, und 1781 drangen aus dem Kreise der kleinbürgerlichen Familie, die in Mannheim wie nirgend sonst zur Bühnenherrschaft gelangt war, die kraftgenialen Figuren der Schillerischen „Räuber" hervor. In Hamburg, in Wien, in Mannheim entfaltete die deutsche Schauspielkunst ein freies Dasein. Das Lehrgeld war nicht umsonst bezahlt.

Lessing konnte 1777 den letzten dramaturgischen Wahn um so leichter verschmerzen, je schöner sein eheliches Glück gedieh. Das Neujahr hatte die Familie behaglich im Schäfferischen Haus, einem hufeisenförmigen Gebäude neben der Rotunde, angesiedelt gefunden, das noch bis zur jüngsten Zeit den Bibliothekaren der Guelferbytana als Amtswohnung dienen sollte. „Was Ihr angewiesenes Haus betrifft: wenn es auf mich ankömmt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubnis verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen," hatte Eva noch als Braut geschrieben. In diesen sauber ausgestatteten reichlichen und hellen Räumen begann nun Lessing, ein eifriger Frühaufsteher, seine Tage, die gleichmäßig, aber ohne die Eintönigkeit der letzten Wolfenbüttler Jahre verliefen, im steten Wechsel kurzer Bibliotheksarbeit, stiller Stunden am Studiertisch und geselliger Freuden mit Weib und Kindern oder willkommenen Gästen. Voll jugendlicher Frische betrieb er seinen großen theologischen Kriegsplan und fühlte trotz Mannheim Lust und Kraft zu neuen dramatischen Schöpfungen. Wer ihn damals im vertrauten Gedankenaustausch und an der heitern Familientafel sah, bewunderte die elastische Schaffenlust und Fröhlichkeit des Mannes und den reinen Einklang der Gatten. Mendelssohn und Bruder Theophilus hatten Lessing noch niemals so liebreich, so umfangen von innerem und äußerem Frieden, so gesund, so lebensmutig gefunden. Der junge schwäbische Historiker Spittler, der im Frühjahr einige Wochen Lessings bibliothekarische und menschliche Güte vollauf genoß, schüttete sein dankbares Herz vor Freund Meusel aus: „Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen" — Meusel kannte den Rezensenten! — „Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der tätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unver-

merkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr tätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei Lessing — so wärs bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudierte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mitteilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Mit dem vorrückenden Jahr wuchs die Hoffnung auf ein Unterpfand der Ehe, das Vater und Mutter zu einer noch unlösbareren Gemeinschaft aneinander kettet und dem Hausegen die höchste Weihe gibt. Aber das mit so heißen Wünschen, mit so ernsten Gelübden herbeigesehnte Christfest sollte die furchtbarste Katastrophe für Lessings spät und mühselig aufgebautes Familienglück bringen: an einem Weihnachtsfeiertag ward ihm ein Sohn geboren, der schon vierundzwanzig Stunden nach der schweren Entbindung starb; von der kleinen Leiche seines Traugott blickte Lessing hinüber auf die im hitzigsten Fieber liegende Gattin; nach dunklen Tagen leuchtete ein trügerischer Hoffnungsstrahl; auch dieser verblich: am 10. Januar 1778 erlosch Evas Leben, und in einem Grab des Wolfenbüttler Bürgerkirchhofs ist mit dem geliebtesten Wesen Lessings ganze Lust am Dasein bestattet worden. Er brach zusammen und haderte verzweifelt mit dem grausamen Geschick. Nichts ergreifender, als wie der schmerzlichste Krampf diesen starken Mann schüttelt und Lessing doch, während der Geier sein Eingeweide frißt, die schonendste Mitteilung der Trauerbotschaft an den ältesten Stiefsohn anordnet; nichts, was uns das Herz schlimmer zusammenschnürte, als dies die Tränen hinunterwürgende Stöhnen eines Gewaltigen, diese blutigen Sarkasmen, die dumpfe Fassung, die ungeheure Kraftanstrengung, aus der Verzweiflungsnacht wieder ans Licht zu tauchen und fortzuleben, fortzulieben, aber auch fortzuhassen und nicht in siechem Pessimismus oder ermattender Klage, sondern im Gewühl des Kampfes den Lebensrest aufzureiben. Klopstock hat sehr bald nach dem Hingang Metas aller Welt von der tödlichen Entbindung, den

letzten, dann im „Messias“ schön verewigten Gesprächen und seinen Witwerschmerzen haarklein berichtet — ein paar großartige Briefe, das Erschütterndste, was je aus der Feder eines wunden und mit dem Schicksal, mit sich selbst ringenden Mannes gekommen ist, führen uns in das Wolfenbüttler Sterbehaus. Jeder Zusatz würde diese lapidaren Züge beleidigen.

Den 31. Dezember 1777, an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“

Den 5. Januar 1778, an Karl Lessing: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals erlebt hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paar Mal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen

habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.“

Den 7. Januar, an Eſchenburg: „Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragiſcher Brief das kann geweſen ſein, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich herzlich, wenn er das Geringſte von Verzweiflung verät. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müſſen mich ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen, und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.“

Den 10. Januar, an Eſchenburg: „Meine Frau iſt tot, und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können zu machen, und bin ganz leicht.“

Den 12. Januar, an Karl: „Wenn du ſie gekannt hätteſt! — Aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat: ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!“

Den 13. Januar, an Eſchenburg: „Geſtern Morgen iſt mir der Reſt von meiner Frau vollends aus dem Geſichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es tun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein ſo fort zu duſeln. Ein guter Vorrat vom Laudano litterariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen.“

III. Kapitel. Der theologiſche Feldzug.

„Ich habe es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum.“

„Ärgernis hin, Ärgernis her!“

Des leidenden Mannes vielerprobte Freundin iſt die Arbeit. Wie im Epos die Göttin ihrem heldenhaften Liebling neuen Mut einhaucht, ſo richtet Tätigkeit den Gebeugten auf und ſtellt ihm, kann ſie auch das Verlorene nicht heimbringen, Wert und Ziel ſeines Daſeins vor Augen; vor ihm der Tag, und hinter ihm die Nacht. Für den unwiederbringlichen Schmuck und Genuß ſetzt er die fortdauernde Kraft des Wirkens ein, und die edle Reſignation wohnt in ſeiner Bruſt, daß, wie Schopenhauer es ausdrückt, der Menſch nicht glücklich, wohl aber heroiſch leben kann. So denken wir uns Leſſing nach dem Zuſammenbruch ſeines Hausfriedens nicht lang in dumpfem Hader mit den finſtern Mächten, ſondern über alle wiederkehrenden Anfälle leidenſchaftlicher Bitterkeit hinaus bald Herr ſeiner ſelbſt und mit angeſpannteſter Energie fortfahrend in der Bewältigung großer Aufgaben. Bis ans Sterbebett der lieben Frau folgten ſie ihm; in ſein ſtummes Brüten fällt die Ausforderung des Gegners; vom Grab hinweg eilt er, die Niederlage ſeiner Lebensfreuden in geiſtigen Kämpfen zu vergeſſen. Ganz gibt er ſich dieſem Hauptzweck hin. Seine Schöpferkraft ſcheint aufs höchſte geſteigert, ſeine Unruhe weniger denn je zu beſchwichtigen. Schlag auf Schlag, jeder Kriegskunſt gerecht, entfaltete ſich ſeine Polemik, und aus dieſen atemloſen kritiſchen Gängen und ihrer abgebrochnen oder nur gedachten Folge dringt jetzt, ſo ſchonungslos der ungeſchonte Mann ſeine Sache führt, ſo hageldicht die Streiche ſeines Spottes und Zorns fallen, ſo ſcharf er die Sätze ſpitzt, ein

gewaltiger Herzenston hervor, der in solcher Fülle noch nie bei ihm erklungen ist. Mitten in verschlagener Minierarbeit und offener Zerstörung predigt er am Altar der Liebe sein mildes humanes Evangelium; beides, den Grimm des Kampfes wie die Versöhnung mit allem Hader der Menschheit, als ein Geprüfter aus der vollen Schale des Leids schöpfend. Mit gewohntem Sarkasmus vergleicht er die Arbeit, die ihn „fortdusseln" läßt, dem Schlafmittel des Kranken: theologisches „Laudanum" heißt nun die Hauptarbeit seiner Wolfenbüttler Zeit, der ein bedeutender kirchengeschichtlicher Fund gleich auf der Schwelle den prophetischen Stempel aufgeprägt hatte, deren Aussaat und Ernte den von vornherein berechneten Plan eines großen Feldherrn enthüllt.

Schon im Oktober 1770 sollte die gelehrte, zumal die theologische Welt erfahren, daß der neue Bibliothekar der ihm anvertrauten Schätze wert sei und auch Versunkenes zu heben wisse: Lessing überraschte sie durch die Ankündigung eines längst verloren geglaubten Traktates des „Berengarius Turonensis" vom Abendmahl. Die sogleich geplante Herausgabe dieser Handschrift des zwölften Jahrhunderts, De cena Domini et transsubstantiatione, ist erst 1834 erfolgt; über die Schrift und den Urheber hat sich seither helleres Licht ergossen, als Lessings „Erläuterungen und Rettungen" es vermocht hatten. Sie geben sich als Briefe an Schmid, den treuen Genossen aller bibliothekarischen Ausgrabungen, durch seine gründliche Forschung über Berengars Mitschüler und späteren Gegner Adelmann auch Anreger dieser Berichte, die nach Lessings Art nicht mit der Tür ins Haus fallen, sondern erst nach längerer Spannung die Freude des Fundes verraten.

War die Schrift verschollen, ihr Urheber, Berengarius von Tours, gestorben 1088, des größeren Abälard Zeitgenosse, Fulberts selbständiger Schüler, war es nicht, und man hatte keineswegs ihn bloß in kirchengeschichtlichen Kompendien eingesargt, sondern oft und immer wieder genannt in den auf und ab wogenden Abendmahlsfehden seit der Reformation. Luther selbst gedachte sein mißverständlich mit harten Worten, grimme Flacianer rührten die leidigen Händel von neuem auf, Zwingli möchte Berengar als Gesinnungsverwandten ansprechen, das folgende Jahrhundert trug der

Forschung wichtigen Stoff zu; ja selbst Voltaire betrachtete tendenziös dies Opfer geistlichen Zwanges, und sein Essai sur les mœurs trat im Kapitel über Religion und Aberglauben für Berengar gegen Lanfranc ein mit sympathischen Worten: Bérenger n'avait raisonné qu'en philosophe . . . cette rétractation forcée ne fit que graver plus avant ses sentiments dans son cœur. Il mourut dans son opinion.

Die „Rettung" des Standhaften und die „Erläuterung" seiner Ansichten, beides beschäftigte Lessing lebhaft. Das erste Moment erregte ihn menschlich; das zweite, kühler an sich, ohne subjektive Wärme für die Abendmahlsfrage betrieben, gewann doch dadurch persönlichen Reiz, daß seine Hand von der pietätvollen Freude geführt wurde, dem armen absterbenden Alten in Kamenz, der des Sohnes früheren Schriften nur mit geringem Interesse hatte folgen können, eine willkommene dogmengeschichtliche Bescherung zu machen. Gottholds letzter Brief meldete dem Vater: „Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem elften Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß; ja, dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformierten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuskript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will." Im Sommer 1770 mit Freund Schmid, der dann den Kodex abschrieb, „ganz Berengarisch", ist Lessing trotz den üblichen Redensarten über Lumpereien oder törichten Bettel froh am Werk und nennt später noch dies im stattlichen Quart dargebotene Buch seine befriedigendste, kurzweiligste Arbeit.

Wohl lohnte Berengar der Mühe näheren Studiums. Zweifel über die gültige Lehre vom Abendmahl hatten seinen kühnen Geist aufgeregt. Des Paschasius Radbertus siegreiche Meinung von der Transsubstantiation stieß ihn ab. Prüfend durchlief er die dogma-

tischen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte auf ihre Gewähr hin und empörte sich gegen Tradition und Kirche, durch inquisitorische Gewalt geprüft, im Kampfe mit der Autorität gehärtet. Er suchte Stützen in der alten Patristik und verwarf die Geltung des bloßen Buchstabens der Bibel, um in dreister Haltung von Konzilsentscheiden und einer äußeren Mehrheit an die innere Majorität der Wahrheit zu appellieren, dafür zu disputieren mit Wort und Feder und besonders über die cena domini um die Mitte des Jahrhunderts mit dem gefährlichen Lanfranc ein Duell auszufechten, das trotz der Gunst Papst Hildebrands 1079 scheinbar zu seinem Fall führte, während er bei seiner freien Auffassung blieb und, klüglich, ja kläglich unterducken, über die einzelne Frage hinaus doch gegen Konzil und Kirche den Standpunkt festhielt. „Also", sagt Reuter, „ist der zweite Abendmahlsstreit geworden, was der erste nicht war, ein Kampf um die höchsten Kriterien der religiösen Wahrheit, ein Konflikt der Tendenz der negativen Aufklärung unmittelbar mit dem damaligen autoritativen Kirchentum, mittelbar mit dem Christentum der positiven Offenbarung." Verhält es sich wirklich so? Oder liegt Berengars Verwegenheit nicht vielmehr in dem anmaßenden Ton, wie er der kirchlichen Autorität entgegen den Satz „Das ist mein Leib" differenzierend erörtert? Diese kecke Sprache machte großes Aufsehn und zog ihm die Anklage der Ketzerei zu, denn in der Sache kommt der Disputant schließlich zu keinen revolutionären Folgerungen, und geistig bleibt ihm Abälard weit überlegen, der sich allerdings eine dem Kirchendogma zuwiderlaufende natürliche Religion erphilosophierte, freien Konstruktionen des achtzehnten Jahrhunderts verwandt. So Harnack. Aber desto begreiflicher, daß die ältern Aufklärer in dem unbotmäßigen Berengar einen Ahnherrn suchten.

Auf weitere Perspektiven ist Lessing hier als Kirchenhistoriker nicht ausgegangen. Seine mit vielen, oft recht fehlerhaften, Textproben belastete Forschung rechnet scharfsinnig die Konzilien nach, obwohl auch hierin die Nachfolger manches bessern mußten, und verliert sich mehrfach in dürren und wirren Einzelheiten; wie denn Lessing selbst gesteht, er habe bei der Eile, seinen Fund zu veröffentlichen, den Hauptinhalt zu wenig herausgearbeitet. Er läßt es an historischem Hintergrund und eingehender Charakteristik der

beteiligten Personen fehlen. Er — doch gerade darin liegt der menschliche wie der schriftstellerische Reiz des Büchleins — er hebt als Retter seinen Helden zu hoch, indem er den behutsamen Sophisten ganz übersieht, der den Mantel nach dem römischen Wind hängte trotz allem Kampfeseifer und als kecker Agitator auch politische Kniffe nicht verschmähte, kurz durchaus kein so gerader und fester Streiter war, wie Lessing uns überreden will. Denn der Archivar und Urkundenforscher stimmt einen sehr persönlichen Brustton an, wo er auf die „Bekehrung" des Berengar, die Frage nach der Rückhaltlosigkeit seiner Bekenntnisse, den verpflichtenden Dienst der Wahrheit überhaupt zu sprechen kommt. Er kann es schlechterdings nicht glauben, daß ein Mann die mit reifem Verstand errungene Wahrheit jahrzehntelang gegen jede Gefahr beharrlich bekennt und ausbreitet, um sie plötzlich, in einem Augenblick, wo ihre Schätze den unveräußerlichsten Wert vor allen andern behaupten, abzuleugnen. Ein solcher Erweis müßte jede Prüfung der Wahrheit verleiden. Lessing will das grausame Märchen vom Rückfall in flache Begriffe der Kindheit so wenig hören, wie die plötzlichen Bekehrungen auf dem Totenbette, wo nicht ein hitziges Fieber oder, was noch schrecklicher ist, Einfalt und Heuchelei zweideutige Worte dem ermatteten Kranken abpressen. Auch die starke Triebfeder der empfindlichen Ehre setzt der Verteidiger späterhin in Bewegung, nicht als die edelste zwar für den Wahrheitsfreund, doch als wirksame Wasserkraft, die keinen Stillstand des Rades dulde.

Es bedarf keiner Wortverschwendung darüber, daß Lessing hier nicht für einen Fall im Leben einer fernen historischen Persönlichkeit, sondern ganz allgemein und zugleich vernehmlich genug im eigenen Namen spricht. Aber zwischen geschminkter Wahrheit, Überzeugungsmaskerade, kupplerischer Beredsamkeit und einem aus dem Stoff berechneten, den Zeitumständen angepaßten Vortrag, einer niemals lügenden, doch weislich zurückhaltenden, Esoterisches und Exoterisches mischenden Argumentation besteht ein großer Unterschied, und es heißt nicht Lessings Charakter verdächtigen, wenn man den Lobredner der Wahrheit seinen Tempeldienst vom „Berengarius Turonensis" an ohne beständiges unverhohlenes Auspacken jeder einschlägigen Privatansicht vollziehen sieht. Man sollte nicht über Wunderkritik reden dürfen, ohne mit dürren Worten zu

gestehn: für mich gibt es kein Wunder? nicht über ein Stück alter oder neuer Christologie, ohne vorn oder im Nachwort den eigenen Unglauben an die Gottheit Jesu auszuklingeln? man sollte nicht im dankbaren Gefühl der protestantischen Grundlagen unsrer Bildung und in freier Bewunderung menschlicher Größe Luther preisen dürfen, ohne darzutun, welche Kluft die moderne Weltanschauung von der seinen trennt? Im gegebenen Fall: Lessing hat über das Abendmahl gewiß glimpflicher geurteilt als König Friedrich, der von „keiner abscheulicheren und lästerlicheren Absurdität als seinen Gott zu essen" wußte: c'est le dogme le plus révoltant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence (an Voltaire, März 1776); doch unberührt von der Weihe des Karfreitags oder gar vom Liebesrausch der Pietisten, hat er für seine Person das Abendmahl weder in dieser noch in jener Form, weder in Luthers noch in Zwinglis Sinn begehrt und das christliche Passah jedenfalls in keinerlei Gemeinschaft mit Mystikern und Christgläubigen, vielmehr aus dem nüchternen Interesse historisch-kritischer Betrachtung dieses frommen Brauches und der damit verknüpften Lehren gewürdigt. Seine Briefe laufen denn auch in ruhige Fragen aus. Sie „betreffen einzig die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurteil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte". Ein Bild deckt auch hier Lessings eigene Fremdheit gegen das hochgelobte Sakrament: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken." Der Unionsfreund will den Finger nicht in eine Wunde legen, die immer noch von streng-lutherischen Zwinglihassern offen gehalten wurde, denn ihm heißen die Reformierten unsre „verschieden denkenden Brüder". Gleichwohl ist er sehr beflissen, dem wahren Sachverhalt nicht entsprechend Berengars Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in vollen Einklang mit Luthers schleierhafter Auffassung zu bringen. So sehr wird ihm Berengar ein früher Vorläufer der Reformation, daß Lessing ein neues kirchengeschichtliches Arsenal auftut zugunsten „unseres Glaubens", „unserer Kirche", daß er den strengkatholischen Widersacher Lanfranc wie in eigner Sache bekämpft, „päpstlichem Mißglauben" die Spitze bietet, einem

Briefe des Bischofs Eusebius den einfältigen unbedingten Schriftglauben nachrühmt und in der Fülle seiner antikatholischen Polemik gegen hohe wie niedere Priester, Geschichtschreiber und Dogmatiker selbst für die gelehrten Benediktiner der Histoire littéraire de la France. für Männer vom Rang eines Martène, eines Mabillon, des großen Schöpfers neuer historischer Hilfswissenschaften, kein gutes Wort findet. Was Wunder, daß dieser aus Lessings lebhaftem Temperament quellende, durch den Hinblick auf die Kamenzer Studierstube noch erwärmte Eifer und seine ruhige Beteiligung an dem bedeutsamen Abendmahlsstreit, verbunden mit ansehnlicher, offenbar mühelos aufgebotener Gelehrsamkeit und dem Reiz eines überraschenden Fundes, nicht nur die Lobsprüche der wissenschaftlichen Theologie weckten, sondern daß über ein seit den Rettungen des Lemnius und des Cochläus reges Mißtrauen hinweg sogar die Orthodoxie diesem Lessing als einem Nathanael freundlich zuwinkte. Aufgeklärte Freunde schüttelten den Kopf. Wer dem Gemunkel über Lessings bevorstehenden Abfall zum Katholizismus und sein italienisches Exil gelauscht hatte, stutzte nun vor der gegenteiligen Überraschung. Die Gelehrten folgten wie gewöhnlich ihrem eingeschränkten Fachinteresse. Ernesti, der philologische Theolog, ein Anhänger der Abendmahlslehre Luthers, erkannte seinen einstigen Schüler des Doktorhutes des ordo venerabilis wert. Weltliche Philologen, wie Reiske nach bescheidener, fast geringschätziger Ankündigung des Fundes aus Wolfenbüttel, dachten im Herzen: Lessing möge nur nicht tiefer in die Lanfrancos und Berengarios geraten, denn „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich"; was bei Lessing den Nachhall findet: ihn solle das „schale Lob der Theologen" nicht zu weiterer Beschäftigung mit ihren „Quisquilien und Ungereimtheiten" verführen. Aber in Stunden der Bedrängnis hat er es später nicht verschmäht, den Schild dieses „Berengarius" vorzuwerfen.

Daß die Rettung des alten „Ketzers" von vielhundertjähriger Verfolgung und Fälschung, der mannhafte Protest gegen alle Ketzermacher, die von jeher grausame Anklagen für unumgängliche Selbstverteidigung ausgeben möchten, daß die bis zur Herzlichkeit gesteigerte Parteinahme für den Einen Freien gegen den Dogmenglauben seines Zeitalters und gegen die gewalttätig einen Widerruf

erpressende Kirchenautorität von großer allgemeiner Bedeutung sei und schwerer als Lessings vermeintes treues Luthertum in die Wagschale falle, sprach Keiner nachdrücklich aus, auch sein junger Rezensent Johannes Müller nicht. Und niemand konnte damals gewahren, wie Lessing in dieser Haltung, teils als objektiver Herausgeber kirchengeschichtlicher Urkunden, teils persönlich mitstimmend, schon auf ein ganz anderes Unternehmen, auf einen ganz andern handschriftlichen Fund ziele.

Am 1. März 1768 war Hermann Samuel Reimarus aus einem langen Leben stiller Arbeit abgeschieden. Er hatte mit der Ruhe des Weisen dem Tod ins Angesicht geschaut. Als Lessing ein Jahr später mit dem Doktor und Elise dauernde, folgenreiche Freundschaft schloß, konnt' er die große väterliche Bibliothek vor ihrer Versteigerung nach Lust benutzen, und ein rasch erstarktes Vertrauen tat ihm auch das geheime Hausarchiv der Reimarer auf. Er durfte nicht bloß theologische, philologische, dramaturgische Bücher entleihen, sondern auch einen Einblick tun in die verschwiegenen Blätter, denen der Alte durch lange Jahre seine tiefsten Zweifel samt seinen beherztesten Schlüssen aufgeprägt hatte, während die Welt nur den frommen Teleologen und den Förderer der Tierpsychologie sah.

Genieß der Seligkeit des Christen und des Weisen,
Der für die Ehre Gottes denkt.

rief Hamburgs Gelegenheitsdichter am Sarge des „unsterblichen Reimar", in dessen Nachlaß doch der Zündstoff einer antichristlichen Empörung glomm.

Sehr langsam war Reimarus' ernster Sinn von einzelnen jugendlichen Bedenken über Bibelstellen, nach einer strenggläubigen Zeit, wo ihn Apologeten in getroste Sicherheit gewiegt hatten, zum Zweifel fortgeschritten. Aber er suchte sich auch dann noch einzureden, Gott erschließe den schwachen Menschenkindern nur ein beschränktes Verständnis und nicht jedes Wort der Schrift sei inspiriert; bis sein Glaube an der Klippe der Trinität scheitert, selbstquälerisches Gebet keine befreiende Schwinge mehr findet und die Lehre von den ewigen Höllenstrafen, welche die ungeheure Mehrheit

der Menschen schuldlos dahinraffen sollen, ihm Mark und Bein durchschauert. Anderseits entsetzt er sich vor der unbegreiflichen Bosheit und Halsstarrigkeit des auserwählten Volkes. Solchem peinvollen Schwanken steckt endlich sein beherzter Entschluß ein Ziel: die Religion, die ihm gleich allen Kindern im unmündigen Alter ohne Wahl und Prüfung von den Vorfahren her aufgedrängt worden sei, mit kalter Wahrheitsliebe zu untersuchen, das Ergebnis mag ausfallen wie es wolle. Er kann nicht auf dem Standpunkte des Kindes beharren, sondern muß mit eigenen Augen zusehn, ob der christliche Glaube über die andern, falschen Religionen als echter und rechter triumphiere. Ein ergreifender Monolog, in dem er sich selbst die innere Nötigung und Reinheit seiner Absichten lebhaft vorhält, schlägt jeden Verdacht gehässiger Neuerungssucht nieder. Viele Jahre hindurch hat er seine geheimen Aufzeichnungen, die ein schneidendes Nein zum andern fügen, von neuem geprüft und stichhaltig befunden: darum blickt er der Todesstunde gelassen entgegen: „Ich genieße seit der Zeit eine ungestörte Befriedigung des Gemüts, der ich mich in meinem Busen freue.“ Umsonst mahnten die paar vertrauten Freunde, wie der deistische Naturdichter Brockes, zu öffentlichem Bekenntnis, das doch dem friedliebenden Wesen des stillen Mannes trotz aller Würdigung der beigebrachten Gründe zuwiderlief. Denn er gesteht: „daß ich stets gerne Streitigkeiten ferne geblieben bin“, und unvergessen war in Hamburg der Trotz mächtiger Glaubenskämpen noch oben und unten, manches Beispiel amtsbrüderlicher Gewalttätigkeit. Die gelehrte Welt kannte Reimarus als Gräcisten und Orientalisten, als bewährten Schulmann. Er war würdig, in der Vaterstadt Edzardis Professur zu erben und auch den litterarischen Nachlaß seines Schwiegervaters Fabricius zu verwalten; Göttingen bot ihm Gesners griechischen Lehrstuhl an. Nach der Vita Fabricii und dem vollendeten Dio Cassius ging er zur Philosophie seiner Wittenberger Studienzeit zurück und zeigte sehr behutsam in den verbreiteten, selbst von der Orthodoxie gelobten „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion“ (1754) nur die maßvolle, Wolffisch gefärbte, doch nicht unselbständig begründete Verehrung des persönlichen Gottes, der die Welt aus dem Nichts geschaffen und ihren Lauf nach seiner unendlichen Vollkommenheit vorbestimmt habe. Noch

Kant rühmt diesen Reimarischen Beweis für das Dasein Gottes als unübertroffen. In solche Theologie und Unsterblichkeitslehre mischten sich allerdings schon freigeistige Bedenken gegen alle der absoluten Kausalität Gottes fremden Wunder nach der Schöpfung; aber der Gegner des Atheismus und Materialismus redete lauter als der unchristliche Philosoph. Hamburg sah ihn mit dem eifrigen Senior Wagner auf gutem Fuß und erfuhr wenig von seiner Bemühung, durch wohlinstruierte Freunde den neuen Katechismus zur naturalistischen Pflanzschule zu machen. Seine „Vernunftlehre“ (1756) bezeugte den scharfen Logiker, die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Tiere“, nämlich im Gegensatz zur menschlichen Vernunft, den denkenden Naturfreund. Wie größere Philosophen des Aufklärungszeitalters sprach er wohl von Jesus als einem sittlichen Vorbild, schwieg aber von Christus dem Erlöser, ohne geradezu das Visier des Bibel- und Dogmenfeindes antichristlich zu lüften, denn er fühlte sich nicht berufen, in dieser Zeit der Verhetzung Existenz und Namen seiner Familie preiszugeben. Reimarus war ein Freier, kein Befreier, sein Kampfplatz die einsame Gelehrtenstube, nicht der laute Markt, und wer die Entwicklungsbahnen der menschlichen Aufklärung auch nur durchflogen hat, wird dem in sich gekehrten, zuwartenden Einsiedler weder Feigheit vorrücken, noch das Martyrium des Schweigens anheften. Ein Latitudinarier wie so viele Zeitgenossen, erklärt er: „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn (obwohl es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgern und in einen wütenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich, des Friedens halber, unter den herrschenden Meinungen und Gesinnungen schmiegen, ducken und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte“. Wohl klagt er bitter, das den Türken, Juden, Herrnhutern gegönnte Recht des Bekenntnisses sei allein dem vernünftigen Tugendfreund vorenthalten, aber er hofft doch auf eine rasche religiöse Gärung und Klärung, und seine Resignation entbehrt der tröstlichen Ausschau in hellere Tage nicht. Für diese nahen großen Auseinandersetzungen möchte Reimarus in abgelegener Werkstatt Wehr und Waffen geschmiedet haben: „Bewahrt sie also als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf

den Fall der Not!“ Drum will er nicht sowohl angreifen, als gegen orthodoxe Vorstöße decken, und bezeichnend genug nennt dieser friedsame Widerchrist sein verneinendes Geheimbuch eine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“.

Das Reimarische Werk ist das starke Glied einer langen, ungleichmäßigen Kette, deren erste Ringe schon im Todeskampfe zwischen Heidentum und Christentum geschmiedet wurden und deren Mittelstücke die erstarkte Kritik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammenschweißte. Bei der unmöglichen Vereinbarung zwischen Philosophie und Glaube, wie sie Leibniz und seine Schule konsequenzlos ausführten, konnte Reimarus nicht bleiben; zu sichten und beiderseitig zu befreien wie Schleiermacher, war dem irreligiösen Kopfe versagt. Er glaubte die Wurzeln des Christentums zu durchsägen, wohlbelesen in den Urkunden früher und später Aufklärer, welche die Bücher des alten und neuen Bundes mit ihren Fragezeichen und Strichen versehn hatten und immer fort versahen. Hier sei mit begrenzter Wahl Weniges angedeutet.

Hat selbst Luther hie und da wider den Stachel des Kanons gelöckt und in der Verlegenheit wohl einmal das Alte Testament den Juden zugeschoben, so steht die Kritik bei Spinoza auf der hohen, freien Warte des „Theologisch-politischen Traktats“: die verschiedenen Bestandteile der Bibel werden qualitativ abgewogen, ihre Göttlichkeit verneint, der Akkommodationslehre gemäß manche gesetz- und morallose Geschichten aus Berechnung für die Menge erklärt, mit feinen Winken dichterische Darstellung oder Vorurteil des jeweiligen Verfassers ins Treffen geführt, die Zwangsheirat zwischen Theologie und Philosophie gelöst, die Ethik auf Elementarsätze zurückgeleitet, die Aufhebung der Naturgesetze durch Wunder als gottlos mit allgemeinen tiefgründenden Erwägungen, aber auch mit dem Hinweis auf die steten Widersprüche der Zeugen wie der Chronisten abgelehnt, die ursprüngliche Schlichtheit biblischer Lehren und Gebote dargetan. Spinoza behandelt die Bibel nur wie ein profanes Buch aus verschiedenen Federn. Er rechnet mit der Individualität der Verfasser, fordert und bewährt strenge philologische Schulung und will von der Entstehung, Urheberschaft und Eigenart einzelner Stücke zum späten Kanon allmählich dringen. Seine höhere Kritik schiebt, nicht als erste, den Moses als Autor beiseite;

sie verschmäht gelegentlich eine sehr nüchterne Zahlentafel nicht, um die chronologische Verwirrung der Königsbücher klar zu machen, wie auch Reimarus das Rechenexempel in Ehren hält. Dem Neuen Testament gegenüber zurückhaltend, zeigt Spinoza doch das Urchristentum in einer menschlichen, von Parteien bewegten Entwicklung, würdigt Paulus als philosophisch gebildeten Heidenlehrer im Gegensatze zu den Judenaposteln und nimmt den vier, im Grund aus Predigt und Erzählung erwachsenen Evangelien jeden Anspruch auf göttliches Diktat. Und sein ausdrücklich nicht für weitere Kreise bestimmter, in mehreren Hauptfragen erst vom neunzehnten Jahrhundert fortgeführter Aufsatz wirkte hinüber auch auf die Pariser Bibelkritik eines Richard Simon, die kein Geringerer als Semler noch 1776 in Deutschland verbreitet hat. 1753 aber wurden von Astruc zwei Schichten des Pentateuch streng getrennt.

Ungestümer ging nach mancherlei Vorboten, durch Befreiungsakte der Philosophie beschleunigt, Englands Deismus gegen die biblischen Wälle vor, und unser Reimarus hat dessen Hauptkämpen natürlich aus erster Hand, schon auf seiner Jugendreise, kennen gelernt, lange bevor der „Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenker-Bibliothek“ ihre Schriften den Deutschen vermittelte und auch die apologetische Heerschar, voran der große Lardner, in Übertragungen und Berichten auf die Leipziger Messe zog.

Alt war das Bestreben, Religion und Sittlichkeit scharf auseinander zu halten, ohne Würdigung der mächtigen religiösen Impulse, bis Shaftesbury vertiefend, verfeinernd, vermittelnd sein Ideal des Virtuoso aufpflanzte; lang vorbereitet die Ausscheidung einer unhistorisch genug konstruierten natürlichen Religion, die von allen Zusätzen und Auswüchsen der positiven losgelöst werden müsse. Von vielen Seiten her wurde der Glaube an Offenbarung heiliger Schrift durchlöchert, der verdächtige Schatz alttestamentlicher Weissagungen Christi aufs Korn genommen, die mosaische Herkunft des Pentateuch vernichtet und solche Zersetzung des Kanons im allgemeinen wie im einzelnen fortgeführt, Wandel und Fälschung des Textes behauptet. Was sich hinter den Puritanerdämmen gestaut hatte, floß im vollen Strom über, und den französischen Dragonaden antworteten Lockes „Briefe über Toleranz“ mit der Forderung freier Kritik, freier Sittlichkeit, freien Bekenntnisses, freier Rückkehr

zur ursprünglichen Religion Christi. Im Bibelsturm griffen die minder Radikalen gern zur bequemen Handhabe der so dehnbaren Akkommodation, wie man etwa den von der kühnen Naturforschung mit Kopfschütteln geprüften Schöpfungsbericht allenfalls für eine dem schwachen Begriffsvermögen der jungen Menschheit angepaßte widerspruchsvolle Allegorie gelten ließ, und wie auch Voltaire, in der Heimat der free-thinkers geschult, scheinbar demütig verzichtet, um sich vor dem Gott, der dies und das in weiser Umhüllung uns darzureichen „geruhte", zu beugen. Sein grenzenloser Haß gegen die infâme und ihre Pfaffenschaft ist eine Brandfackel aus dem englischen Feuer. Die Priester lügen, ruft Collins; des Irrtums und bewußten Betruges dazu zeiht Blount Propheten und Evangelisten und ruft wie noch spät unser Wieland den Schwindler Apollonius von Tyana herbei. Verfälschung ist Whistons Schlagwort. Aber auch Keime Straußischer Mythologie sind im englischen Deismus ausgestreut, der, nicht bloß wie Collins die messianischen Weissagungen allegorisierend wegräumt, von tale, fable, romance spricht und Sagen aus der aufgeregten Volksphantasie emporsprießen sieht. In England und Frankreich herrscht Verachtung der Menge, wenngleich die ausschweifende Hoffnung auf ein nahes Ende des Aberglaubens, wie der Urchrist das Himmelreich vor der Tür erwartet, diesem kalten Mundus vult decipi gröblich widerspricht, da die ersehnte priesterlose Selbstherrlichkeit der natürlichen Religion hienieden doch erst nach vollendeter Volksaufklärung walten könnte. Doch wie Englands religiöses Leben noch jetzt Sekten aller Art und Laienprediger aus niederem Stand hervorruft, so fehlt im Deismus nicht die demokratische Stimme. Während der gelehrte Deist einen liberalen Kirchenvater tummelt und trotz dem auch die zuchtlose Kanonkritik treffenden Veto des größten heimischen Philologen den Abgott aller Aufklärer und Populärphilosophen, Sokrates, als Gesinnungsgenossen und athenisches Prototyp Christi feiert, macht ein wackerer Mann aus dem Volke, Chubb, Jesum zum bürgerlichen Lehrer, dessen unentstellte Weisheit, schlichten Konventikeln plan dargeboten, durchaus mit der natürlichen Religion zusammenfalle; womit der größte religiöse Genius der Menschheit wohlwollend auf ein demokratisches Mittelmaß herabgedrückt ward. Die wichtigsten Probleme, das Urchristentum und das Alter des Kanons,

wurden schief gestellt und mit kecken Mißgriffen erledigt. So mußte den Toland und Woolston gegenüber Lardners vielgepriesene „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ (1727 ff.), 1750 unter S. J. Baumgartens Leitung verdeutscht, den stärksten Eindruck machen: als apologetische Pforte zum Neuen Testament, als kirchenhistorische Rettung des Kanons, als Bestätigung der Wahrheit christlicher Religion durch die erhärtete Wahrheit evangelischer Geschichte. Ohne Reizmittel der Darstellung füllte Lardner, darin noch für Walch ein Muster, ganze Bände mit patristischen Zeugnissen, um zu beweisen, daß nichts im Neuen Testamente der Abfassung durch die heiligen und unabhängigen Augen- und Ohrenzeugen widerspreche, dem Kanon somit sein ehrwürdiges Alter gesichert sei. In Deutschland war vor allen Mosheim, der als Forscher und als sauberer Stilist die Kirchengeschichte neu belebte, schriftlich und mündlich mit großem Erfolg tätig. Die Apologetik, die doch an den radikalen Engländern sich kritisch schulte, stand um Lessings Geburtszeit auf einer achtunggebietenden Höhe, von der sie allgemach auf der Rutschbahn neologischer Ansteckung und unpraktischer Beweise zu Salbaderei und Gepolter ohne wissenschaftliche Wucht, ohne gemütliche und sprachliche Wärme herabsank. Bis unter Hamann und Herder die Empfindung gegen die Diktatur des Verstandes vordrang und später ein mit modernem Geist gesättigter Sohn der bildungsfeindlichen, doch in echt religiösem Abhängigkeitsgefühl lebenden Brüdergemeinden, Schleiermacher, den gebildeten Religionsverächtern sagte, was Religion sei, auf welchem Grund sie wachse.

„Meinen Jesum laß ich nicht“ war das A und das O der von der Orthodoxie scheel angesehnen Stillen im Land. Aber die schonungslose Behandlung der Patriarchen und Richter, Könige und Propheten, die gleichzeitig von Bayle, dem advocatus diaboli, mit ätzender Schärfe fortgesetzt, von den Enzyklopädisten behutsamer aufgenommen, bei Voltaire und Friedrich bis zur Parodie beliebt ward, mußte rasch über den alten Bund hinaus wirken. Schwärmte Tindal, ein ethischer Mensch, aber kein Historiker und ein Utopist gleich Rousseau, für die hehre Tugend des uralten Naturalismus, statt mit Hume vom Polytheismus anzuheben, verurteilte Morgan das auf ein Diesseits beschränkte mosaische Gesetz, entkleidete derselbe Zweifler, der aber vor Reimarus einen poetisierenden Zug

voraus hat, die alttestamentlichen Ehrenmänner ihres sittlichen Anspruchs und sah er etwa die Fahrt durchs rote Meer ohne Hilfe des Wunders rationalistisch an; faßten Engländer und Franzosen den Samuel als ränkesüchtigen Pfaffen, David als genialen, doch lasterhaften König — so übertrug Woolston diese Skepsis auf die Wunder der Evangelien, Toland erklärte den Kanon für spät und gefälscht, ja mitunter wurde selbst die menschliche Hoheit Jesu nicht verschont. Der Gottmensch war wieder Mensch geworden, für Voltaire nur ein Zimmermannssjunge! Und die ehrerbietiger in ihm, dessen Botschaft eine neue Weltära auftat, den rein sittlich Lebenden und Lehrenden anschauten, hielten es doch für keinen Raub, seinen nächsten Anhang zu verdächtigen, als könne den Meister achten, wer die von ihm berufenen Jünger schmäht. Ein Beispiel, das bedeutsamste: Woolston, als er scheinbar vermittelnd seine Stange zwischen die Parteien zur Rechten und zur Linken warf und das Alte Testament im Neuen erfüllt sah, zugleich aber allegoristisch den ganzen Wundernimbus wegblies, setzte den Hebel an dem Punkt kräftig an, wo für den Schriftgläubigen wirklich die Gottheit Christi auf dem Spiel ist, bei der Auferstehung. Er erfindet die Zuschrift eines Rabbi, der sich sogleich unter die Taufe beugen will, wenn jemand ihm dies Wunder beweisen und seine sonnenklaren Gegengründe, das sei eitel Lug und Trug, entkräften könne. Man machte wohl die römischen Soldaten trunken, meint der Rabbi und teilt dem Petrus die Rolle eines verwegenen Kavalleristen zu. Die Auferstehung sei nur von Jüngern Christi, also nur von Interessierten, behauptet worden; diesen Glauben für alle Zeit zu erhalten, habe wieder im Priesterinteresse gelegen, das Märchen werde jedoch schon durch die Widersprüche der vier Evangelien als Märchen erwiesen. Der Rabbi entlarvt die Engel am Grab als zwei aufgestellte Posten und schließt: auch so wackere Gesellen wie die Jünger mochten wohl einen Leichendiebstahl begehn: sie mochten, um den Ruf des Propheten und ihren eigenen zu retten, den Frauen eine abgekartete Komödie vorspielen und die Auferstehungsfabel durch die flinken, so gern übertreibenden Weiberzungen ausstreuen. Woolston freilich, der verschiedene Wunder auf dem Weg bildlicher Vergrößerung erklärt, in einem Fall echtrationalistisch mit bloßem Scheintod rechnet, im andern zwischen

Betrug und Allegorie, dem Feigenblatt für all die aufgedeckten Blößen, wählen läßt, Woolston will seinerseits in der Auferstehungsgeschichte nicht mit dem bösen Rabbi stimmen, vielmehr statt des Betrugs Dichtung und Sage weben sehn. Gleichviel: Christus war nicht auferstanden von den Toten, war also nicht Gottes Sohn, sondern eine verwesliche Kreatur; oder er war gar nicht am Kreuz gestorben. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die englische Kirche; es regnete Gegenschriften, Sherlocks apologetische Gerichtsverhandlung als beste Zeugenharmonie wurde wieder und wieder aufgelegt, von Franzosen und Deutschen übertragen. Mit Annets geschickter Antwort begann eine neue Phase des Streites, worin dem gelehrten Deisten der Triumph blieb, daß die gläubigen Harmonisten die Widerspruchslosigkeit der Evangelien ihrerseits sehr widersprechend bewiesen. Unter dem Schwall der Schriften fehlt auch die einer gewissen modernen Theologie erhaltene wohlfeile Ausflucht, verschiedene Begebenheiten anzunehmen, und ähnliche Verkleisterung nicht.

Reimarus, der Gelehrte des Bücherzimmers, hat die Vorgänger und Zeitgenossen genau gekannt, die Patristik wie rabbinische Schriften, Spinozas Traktat wie die riesige Litteratur des englischen Deismus, Bayles Wörterbuch wie die „Enzyklopädie", des Holländers Balthasar Bekker antimosaische „Bezauberte Welt" wie des Wolffianers Schmidt naturalistische Bibelparaphrase, Dippels zur großen Toleranzgemeinschaft aller Frommen in der weiten Welt aufsteigende Verwerfung des Kanons wie die wüsten Herausforderungen des verachteten Edelmann, der zwischen der in einem liebreichen Leben ausgeprägten Lehre Christi und der systematischen Lehre von Christo einen „großen Unterschied" machte, die Auferstehungsgeschichte für bloße Fraubaserei nahm und in seinem trostlosen Nomadenleben mit Hamburger Frommen und Unfrommen zusammenstieß. Doch Reimarus wollte kein mit Zitaten gespicktes Buch über Bücher schreiben, sondern, frei vom Rüstzeug der theologischen Zunft, sein Privatbekenntnis über die beiden Testamente, Judentum und Christentum, den allein gültigen und dem Weisen genügenden Deismus. Und wenn er einmal auf Bayle anspielt, lehnt er es sogleich ab, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Seine „Schutzschrift" hat zwei Hauptredaktionen durchlaufen,

deren erste, die trotz verschiedenen Phasen kurz so heißen mag, mindestens einige Zeit vor Brockes' im Januar 1744 erfolgten Tod fallen muß, während die zweite mit manchen Dämpfern, Besserungen und Erweiterungen bis in die letzten Lebensjahre des gründlichen Verfassers hinaufreicht. Sie zerfällt in zwei Teile von mehr als zweitausend Seiten zu fünf und sechs Büchern, deren Gliederung an apologetische Werke wie das von Le Vassor erinnert: nach persönlichem Vorbericht mit langen Beschwerden über die Unterdrückung vernünftiger Religion in der Christenheit, ist der eine dem Alten Testament gewidmet, der andre steigt von den Wurzeln des Christentums zum neutestamentlichen Kanon, beide sind von einem rückhaltlosen Radikalismus erfüllt. Kein Franzose, kein Engländer überbietet den Hamburger Professor an verneinender Konsequenz, kein Deutscher hat dem alten und dem neuen Bunde so auf Tod und Leben den Prozeß gemacht: mit solchem Scharfsinn, solchem Ernst, den auch manche Wiederholung bezeugt, solcher Klarheit des Ausdrucks, der sich gern zu monologischen Ausrufen und gehäuften Fragen belebt, durch sein Lieblingswörtchen „Mein!" ironisches Staunen kundgibt, den Herrn Theologen das Ungereimte fein deutlich und umständlich vorbuchstabiert und bisweilen einen gröberen Spott einflicht, wie zur Addition des Wachtelfangs in der Wüste den Tischsegen: „Nun so friß denn, daß du Fleisches satt werdest."

Ein langes Proömium behandelt die Duldung der Deisten, die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, die Offenbarungslosigkeit des Alten Testaments, die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung. Reimarus verurteilt das aufgezwungene Taufgelöbnis, die Katechisation zum blinden Glauben, die lästernden Predigten gegen die Vernunft, den feindlichen Glaubenseifer. Er huldigt dem Kernsatz, daß echte Tugend ihren Lohn nicht mosaisch in zeitlichen Belohnungen oder christlich in Verheißungen für das Glaubenwollen, sondern in sich selbst allein finde. Aus dem „halbjüdischen System" der von keiner Theopneustie erfüllten Apostel will er nur das Gute herauslesen, was Verstand und Willen des Menschengeschlechts bessern kann, den großen Rest aber in den Wind schlagen, da eine ferne Winkelreligion nicht der Menschheit fromme, vielmehr Unwissenheit, Aberglaube, falsche Sicherheit bei lasterhafter Lebens-

führung, heuchlerische Werktheiligkeit, fanatisches und schwärmerisches Unwesen, Spaltung und Verfolgung, endlich als der notwendige Gegenstoß barer Atheismus die üblen Früchte des Christentums seien. Dieser Eiferer sieht unhistorisch das praktische Liebesgebot und die vernünftige Religion Jesu alsbald durch die Glaubensgeheimnisse, Streitigkeiten und widerspruchsvollen Schriften des apostolischen Zeitalters verdunkelt; ihm ist die Patristik nur ein Wust von Irrtümern, das Mittelalter eine Brutstätte der Unsittlichkeit und Torheit, die Reformation eine gesunde, doch halbe Regung der Vernunft ohne Fortgang zu einem Christianisme raisonnable, sondern zu neuer Glaubensblindheit. Wenn nun Lutheraner und Calvinisten stritten, so rufe jeder, die andere Lehre widerspreche der gesunden Vernunft; also sei die Vernunft dann gesund, wenn sie ins System passe, blind aber, sobald sie es regelrecht prüfe. Er haßt die Pfaffen wie Voltaire und spricht dem jungen Haller nach: „Ist auch je eine Bosheit begangen worden, die nicht auch ein Mönch getan?" Taub für das mystische Religionsbedürfnis des Individuums, steift er sich in allen Dingen auf seine Vernunft; sagt der Gegner: das ist über der Vernunft, so erwidert er ohne Leibnizens fromme Scheidung: das ist gegen die Vernunft, weil es in sich ungereimt und mit allen Wahrheiten der Geschichte, Physik, Moral unvereinbar erscheint. Diesem Rationalismus kann das alte Credo quia absurdum nur wie ein Schrei des Irrsinns oder der Heuchelei erklingen. Die einfache Wahrnehmung, daß bei zahllosen Nebenmenschen eine gesunde Vernunft sich mit einem tiefen Glauben verträgt, also sehr verschiedene Mächte des Geistes und Gemütes spielen, macht auch Reimarus nicht.

Eine Offenbarung, die jeder Mensch gegründet glauben könnte, wird als unmöglich bezeichnet, und diesen Reimarischen Negationen über die Erbsünde, die der Weisheit Gottes widerstreitenden Mängel früherer menschlicher Erkenntnis, das unausbleibliche Verblassen einer Offenbarung, die nichtige Beweiskraft der Wunder, über den Unsinn der Taufe, die prüfungslose Fortpflanzung des Bekenntnisses entgegnet später Lessings verkleidete „Erziehung des Menschengeschlechts" nur scheinbar im Sinne der Kirche. Der Satz blieb bestehn, so verwegen und so dürr auch vieles in den Gründen ist, und daß ein allzeitiges unmittelbares Offenbaren übernatürlicher

Erkenntnis an alle Menschen nur bei einem ununterbrochenen Offenbarungswunder denkbar sei, hat Kant bestätigt. Reimarus leugnet die Allgemeinheit, den religiösen Beruf der Juden, die Möglichkeit christlicher Welteroberung, wobei z. B. aller Erfolg von Heiden-, Türken-, Judenmissionen rundweg bestritten wird und der Ausbreitung des Christentums wie der Bibellektüre die paradoreste Unbill geschieht. Auch lese jeder aus der Bibel heraus, was er wolle, der Christgläubige halte sich an den frommen Betrug eines durchaus ungöttlich zusammengeschmiedeten Kanons und habe für die Offenbarung nichts als die petitio principii, daß die Schrift Gottes Wort sei. Geoffenbart sollte ferner ein Altes Testament sein, das im Gegensatz zu andern Orientalen, Griechen, Römern nichts von der Unsterblichkeit weiß und erst nach der babylonischen Gefangenschaft den Übergang aus Vielgötterei und Abgötterei zu strengem Jehovah- und Gesetzesdienst, Bildung und Unterricht meldet?

Dieser Kritiker des Alten Testamentes ist nicht nur ein unhistorischer, sondern auch ein unpoetischer Kopf. Aber man bemerke wohl, was auch Lessing in einem Brief an Mendelssohn auseinandersetzt, um die verschiedene Kritik der Profan- und der Patriarchengeschichte zu erweisen: daß Reimarus Männer bekämpfte, die im Alten Testament keineswegs die Denkmäler hebräischen Altertums, östlicher Kosmogonie, jüdischer Poesie, Mythologie, Heldensage, Geschichte sahen, also keine Lowth, Michaelis, Herder, vielmehr solche, die dem achtzehnten Jahrhundert diese Bibel als ein verbindliches Glaubens- und Sittenbuch predigend, aus- und unterlegend vor Augen hielten, die Gott mit Abrahams Samen lobten, sich an der Christologie des alten Bundes als einer göttlichen Vorbereitung erbauten, keinen Zweifel gegen die unbedingte Wahrhaftigkeit des Schöpfungsberichtes, der Arche Noäh, des Gebotes Josuas an die Sonne nebst all den großen und kleinen Wundern gestatteten. Da mag denn Reimarus wohl ein gutes Recht haben, diese Wunder, die er glauben sollte, mit seinen fünf Sinnen zu prüfen, diese Menschen, die er als Muster und als Leuchten des auserwählten Volkes verehren sollte, mit dem Maßstab seiner modernen Ethik zu messen. Das hat er unerbittlich getan. Vor seinem strengen Blick kann Altvater Noah nur schlecht bestehn. Faßt

er alle Motive der Geſchichte Abrahams auf einem Blatt zuſammen, ſo ergeben ſich ihm lauter zeitliche Dinge, fern von chriſtlichen Ideen und göttlicher Offenbarung, ſo iſt Sara eine bejahrte, kindergierige, hyſteriſche Madame, der Erzvater ein habſüchtiger Betrüger, der lauter Niederträchtigkeiten begeht und ein ſchlechtes Exempel für die Nachkommen gibt, kurz alles andre denn ein Mann Gottes: „und wir überreden uns von der Kindheit an, daß alles, was von Abraham geſchehen, göttlich getan ſei“. So iſt das Opfer Iſaaks keine ſymboliſche Tat, ſondern der Molochdienſt eines unſinnigen Fanatikers. Und die folgenden Glaubenshelden: Loth mit ſeinen ſauberen Töchtern! Iſaak, deſſen wirre Geſchichte beredt gegen eine Verfaſſerſchaft Moſis zeugt! Jakob, der um die Erſtgeburt und um Herden oder Weiber ſchachert, „als ein Blutigel feiſt geſogen!“ Seine Söhne, ſelbſt Joſeph, der im Glück zum ärgſten Leuteſchinder und Kronjuden wird! So türmt der empörte Sittenrichter ein ungeheures Sündenregiſter gegen die vermeinten Boten einer höhern ſeligmachenden Erkenntnis auf. Er zerſchneidet jede Sondergemeinſchaft Gottes mit derlei boshaften Seelen und erkennt im jüdiſchen Nationalſtolz des Geſchichtſchreibers den Quell dieſer behaupteten göttlichen Privilegien. Eine Skandalchronik ſoll das chriſtliche Syſtem vorbilden? Reimarus zergliedert nun in ſehr eingehender Paragraphenreihe die Geſchichte Moſis, die Unmöglichkeit ſeiner göttlichen Sendung, mit beſonderem Behagen die innern und äußern Widerſprüche der ägyptiſchen Wunder. Er raiſonniert ſchlagend als Naturkundiger und als Rechenmeiſter und widmet, Ziffer auf Ziffer, Beleg auf Beleg, Trumpf auf Trumpf, mit ſcharfer Schlußpolemik gegen den wackeren Kommentator Clericus ein großes Kapitel dem Durchzug durch das rote Meer, auch ſeine geographiſche Gelehrſamkeit reichlich verwertend. So ein Fabuliſt ſchreibe die ganze Judenſchaft auf der Ochſenpoſt binnen drei Stunden hinüber, ſpottet er, hat aber gerade hier Kritikern wie Döderlein und Michaelis manche Blöße geboten. Aus den Begebenheiten in der Wüſte ſchöpft er eine neue Fülle von Erweiſen, daß Moſes, ohne göttlichen Beruf zur Offenbarung einer ſeligmachenden Religion, nur der anmaßende Stifter einer ſogenannten Theokratie geweſen ſei, wobei unſer Polyhiſtor ſeinen Scharfſinn weidlich an den Wachteln und dem Manna letzt und einen zweiten Triumphzug

gegen die orthodoxen Verteidiger des buchstäblichen Tatbestandes zurücklegt. Hier blickt auch flüchtig der Schimmer einer poetischen Auffassung der Sage durch, wenn Reimarus beim Sonnenstillstand durch Josuas Gebot einen schwungvollen orientalischen Sänger „aus dem Gedichte eine Geschichte" machen läßt. Freilich verquickt er mit moralisch-politischer Alberweisheit den ausschweifenden Judenhaß, der dieser Schutzschrift für die Deisten allenthalben gleich Bayle und Voltaire eigen ist. „Die ganze Race taugt nicht", lautet sein summarisches Urteil, das auch die Gegenwart trifft, wie in einer später gestrichnen Stelle über Lug und Trug, Gewinnsucht und Schinderei der alten Hebräer: „Vollkommen würdige Väter der Juden! als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag völlig ähnlich sind." Reimarus findet das Wasserwunder in hellenischen Dichtungen wieder: „Überhaupt ist fast kein biblisches Wunder, davon man nicht ähnliche in der heidnischen Historia fabulari aufweisen könnte. Aber bei andern Nationen hat das tempus mythicum doch noch ein Ende, und es folgt bald das tempus historicum, wo man aufgehört hat, Abenteuer aus der Geschichte zu machen. Hergegen bei den Ebräern ist von Anfang bis zu Ende alles mit dem Wunderbaren durchflochten. Und dennoch ist, nach ihren eigenen Urkunden, das Betragen derselben jederzeit so voller Schandtaten und Bosheiten gewesen, daß keine Nation auf der Welt weniger verdient hätte, daß Gott um ihrenthalben Wunder täte, als eben diese." Endlich erscheint Moses völlig im Lichte des großen Betrügers; man mag sich erinnern, daß die Reimarische Bibliothek „zwei Manuscripta de tribus impostoribus" barg, und auch in der langatmigen Anklage gegen den „unvergnüglichen Habegeist" der Priester die Geistesverwandtschaft mit Voltaire, um nur Einen zu nennen, wiederfinden. So wie es leicht ist, in allgemeinen Tendenzen und einzelnen Erweisen die nahe Berührung mit den manchmal ausdrücklich zitierten englischen Deisten zu zeigen. Ihm heißt der Hiob ein unklares Drama und das Hohelied ein fleischliches Epithalamium, der Prediger Salomonis eine weltliche Klugheitslehre, die Sprüche eine Sammlung bürgerlicher Moralia, während die Psalmen den ganzen Schwulst orientalischer Dichtung zur Schau tragen.

Er zergliedert pragmatisch, moralisierend, hier und da mit

höherer Kritik des Textes die Geſchichte der Richter und gelangt, nachdem er in Samuel einen pfäffiſchen Politiker abgemalt hat, bei König David auf die Spur Bayles, um mit tieferem Ernſt den meuternden, grauſamen, ſtraßenräuberiſchen, geilen König, der noch als alter abgenutzter Fuhrmann nicht zufrieden ſei die Peitſche knallen zu hören, ebenſo unhiſtoriſch wie triftig gegenüber der orthodoxen Beleuchtung ſeiner vorbildlichen Idealität zu entkleiden und nach weiterer Wanderung durch die Königszeit dasſelbe Fazit zu ziehen wie am Schluß der Patriarchengeſchichte: hier auch finde man keinen wahren Gottesdienſt, keine reine Tugend, keine ſelbſtloſe Frömmigkeit, ſondern Mißbrauch des Namens Gottes, Gier, Gewalt, Betrug als Triebfedern faſt all der Menſchen, deren überliefertes Daſein göttlich geoffenbart ſein ſoll. Und die Blüten echter Gottesverehrung und Menſchenliebe ſind verloren im Unkraut der Zeremonien, das Weſentliche vom Unweſentlichen erſtickt, der Gottesbegriff heidniſch und unwürdig, die Meſſiaspropheten je nach den Zeitläuften ſchwankend und keineswegs voll „von der angeblichen Verheißung eines geiſtlichen Erlöſers“, die Sittenlehre nur an zeitliches Wohl und Wehe gebunden, ohne gute Lehrbücher und Schulen, die Unſterblichkeit erſt in ſo ſpäter Zeit unter fremdem Einfluſſe geglaubt, daß auch hier Gottes Offenbarung hinfällig wird. Der altteſtamentliche Kanon iſt ganz allmählich, rein menſchlich in ſeinen Teilen entſtanden, das Wenigſte darin aus erſter Hand auf uns gekommen, vieles unter falſchen Verfaſſernamen und in mannigfacher Verwirrung, manches aus beſtimmt nachzuweiſender vorgerückter Zeit, die Maſſe ſehr ſpät erſt für kanoniſch erachtet. So folgt Reimarus wiederholend, abweichend, erweiternd Spinoza und ſonſtigen Vorläufern, nicht gemeint, auf dem Weg in den neuen Bund hinüber ſeine Methode zu ändern.

Auch der neuteſtamentliche Kanon iſt ſpät und in gewiſſem Sinne zufällig, die Apokalypſe (heute ſo ſicher auf Nero bezogen) eine ſchauderhafte Phantaſterei, die Evangelien Menſchenwerk und geraume Zeit nach Chriſtus als untereinander mehr oder weniger abhängige Kompendia entſtanden, das Johannisevangelium platoniſch-myſtiſch, die Epiſteln ſchlechtweg Briefe von Menſchen an Menſchen, kurz: das Neue Teſtament kein einheitliches Geſchenk göttlicher Offenbarung, ſondern ein ſpät ſanktioniertes Korpus von

Schriften aus verschiedenen Federn und darum gleich aller menschlichen Überlieferung jeder Kritik offen. Bot diese Betrachtungsweise nichts schlechthin Neues, so ist Reimarus, nach Straußens überzeugender Darlegung, bei der späteren Redaktion für die Lehre Jesu noch von dem akademischen Führer der Kanonkritik, Semler, beeinflußt worden, also bis zuletzt nicht müde gewesen, zu lernen und zu bessern. Er scheidet die ewigen Elemente der natürlichen Religion, zu der Jesus esoterisch seine Vertrauten und durch sie die Menschheit führen wollte, von den zeitlichen Elementen und Einkleidungen, die nicht der ganzen Menschheit, sondern dem jüdischen Haufen gehörten. Er scheidet ferner, nicht als Erster, die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel und sieht Jesum erst durch Johannes und Paulus vergöttlicht. Aber Reimarus führt eine revolutionäre Betrachtung mit dem unaufhaltsam vordringenden Scharfsinn durch, der Unklarheiten durch eine neue Prämisse zu heben sucht: der Tugendlehrer Jesus wollte der politische Messias werden, den die Juden ersehnten, das Himmelreich vor der Tür sollte trotz alledem ein weltliches Reich sein. Er faßt später sein Ergebnis dahin zusammen:

„Die entfernte Veranlassung" des Christentums „war ein falscher jüdischer Wahn, womit die Propheten das gemeine Volk in seinen Drangsalen hingehalten hatten, daß einmal aus dem Geschlechte Davids ein Messias oder gesalbter weltlicher König zu Jerusalem entspringen, die Juden von aller Unterdrückung ihrer Feinde erlösen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde" . . .

„Die nähere Veranlassung des Christentums ist die Unternehmung Jesu von Nazareth, einen solchen Erlöser vorzustellen und sich als einen König Israels mit Hilfe des Volks und seiner Jünger ausrufen zu lassen; als wohin sein öffentlicher Eintritt in Jerusalem nebst der ungestümen Störung des Gottesdienstes und der aufrührerischen Predigt wider die Obrigkeit zielte. Dieses unmächtige Unternehmen ist ihm und den darauf hoffenden Jüngern mißlungen und hat sich durch seine Kreuzigung als eitel bewiesen."

Es versteht sich von selbst, daß diese Meinung jeden Glauben an Gottessohnschaft und Dreieinigkeit, Mittleramt und Gnade, daß sie auch die Freude des Gerechten auf das himmlische Jerusalem

und die Pein des Ungerechten in der ewigen Hölle radikal verwarf. Reimarus zerpflückte die Wunder Jesu und seiner Jünger als wohlberechnete Täuschungen und Erfindungen im Dienst eines Systems und ging, gestützt auf eine kluge Anleitung zur Wunderkritik insgemein, ohne seine Truppen im Kleingefecht gegen alle Heilungen, Erweckungen und dergleichen zu verzetteln, mit gesammelter Wucht gegen zwei Vesten des Christentums vor: Auferstehung und Ausgießung des heiligen Geistes. Hier ist mehr als Woolston und Annet, deren Vorarbeit Reimarus allerdings sattsam nutzt, als er, ein unerbittlicher Untersuchungsrichter, die Zeugen der Auferstehung in jedem Punkt eines Widerspruches nach dem andern bezichtigt und im Lauf des haarscharfen Verhörs wirklich so schlagend überweist, daß diese klaffende Disharmonie der Evangelien seitdem jedes Apologeten spottet, wenn auch den Christgläubigen sein unabweisliches Bedürfnis nach dem auferstandenen Menschensohn über die Kluft reißt und die historische Kritik seit Lessing mit andern Motiven als dem Leichendiebstahl der Jünger, die einen Staatsstreich um jeden Preis gebraucht hätten, und der „Erdichtung Matthäi" rechnen gelernt hat.

Nach Reimarus ist Jesus als verunglückter conquérant am Kreuz gestorben. Bis dahin hatten seine Jünger nur die Chimäre von Jesu weltlichem Reich und der ihnen versprochnen Mitregentschaft auf den zwölf Stammesstühlen im Kopf; ihr Anhang freute sich, Himmelsaktien aus der Heilandskasse zu kaufen. Der Bankbruch ward „die allernächste Veranlassung des neuen christlichen Systems . . . In ein paar Tagen, da alle ihre Hoffnung auf das vorige System mit einem Male verschwunden war, satteln sie um und ergreifen das System des leidenden Erlösers; sagen, der Messias habe erst müssen leiden und sterben nach der Schrift, er sei aber vom Tode auferstanden . . . Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Not wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer andern schmiegenden Gestalt so gut möglich auszuführen gedachten". Dies System war aus der Schrift nicht zu erweisen, denn die angezogenen Stellen zielen sämtlich anderswohin. Christi Auferstehung hat nicht stattgefunden. Den Auferstandenen hat in den vollen vierzig Tagen

bis zur Himmelfahrt außer seinen Aposteln niemand gesehn. Die Apostel wagten sich mit ihrem Zeugnis von der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu erst spät und dann widerspruchsvoll genug hervor. Die Hoffnung der Urchristen, und hier traf Reimarus in seinen Konstruktionen etwas Richtiges, war auf den nahen Eintritt des tausendjährigen Reiches geheftet; aber Jesus und dies Reich sind ja nicht gekommen. Beim Pfingstwunder ging es menschlich, allzu menschlich zu, wie bei jeder religiösen Gründung. Und die Geschichte der jungen Kirche zeigt sie sofort von Parteiungen getrieben; Reimarus aber ist nicht imstande, diese fruchtbare, von Semler bis zu Baur und fortan immer tiefer ergründete Beobachtung einsichtig zu verfolgen. Auch Paulus wird ohne Sympathie abgefertigt, und indem er seine großen Zentraldogmen mit aller Entschiedenheit verwirft, führt er mittelbar Streiche gegen die Lutherische Dogmatik. Das Ergebnis dieser durchaus ehrlichen, niemüdeten und klugen, aber in ihrem Pragmatismus und Moralismus jeder Geschichts- und Religionsphilosophie baren Untersuchungen war somit rein negativ. Gezeigt war die Ungöttlichkeit des ganzen Kanons. Grell beleuchtet die vielgepriesene Musterhaftigkeit des auserwählten Volkes Israel, das Reimarus geradezu unbändig haßt. Vernichtet die Christologie des alten Bundes; der neue jedoch, mittels verwegener Kombinationen und durch eine himmelschreiende Geringschätzung weltgeschichtlicher Triebkräfte zur Ausgeburt eines mißlungenen judenpolitischen Putsches und zum Gebilde des Wahns und Trugs herabgewürdigt, seine Wunder wie Staub zerblasen, der Kern der Lehre Jesu auf Elementarsätze der natürlichen Religion zurückgeführt. Ihnen wollte der vernünftige Verehrer Gottes vertrauen, alles andre gab ihm nur Beiträge zur Geschichte des menschlichen Irrtums und priesterlicher Täuschung. Was der Mahometdichter im Oedipe sagt, glaubt auch Reimarus von den „Herren theologis“: Notre crédulité c'est toute leur science.

Dies war das Buch, das im stillen, wie die Mine des Funkens, nur einer kühnen Hand harrte, damit es als umfassendstes und unbarmherzigstes Bekenntnis eines Widerchristen die deutsche Christenheit erschüttre.

„Er hatte von seinem Vater freilich eine in diesem Hause

gleichsam erbliche Unzugänglichkeit für jede Offenbarung geerbt", erzählt Riss von dem Sohn, mit dem herzhaften Zusatz, dieser fromme, ja heilige Mann sei durch selbstlose Wohltätigkeit und demütiges Gottvertrauen dem Himmelreich näher gekommen als mancher Wortchrist. Ihm blieb bis ans Lebensende die väterliche „Schutzschrift" ein „Panier der Freiheit", für dessen würdige Bewahrung er im stillen sorgte, daß man es zur rechten Zeit entrolle, „besonders wenn Schwärmer die Menschheit wieder in den Katholizismus zu stürzen drohen sollten". So dachte der Doktor im Grund über das gefährliche Testament des Alten nicht anders als die ungestümere Schwester, deren Briefe (sie sind viel reicherer Mitteilung würdig) von häuslichem Geplauder und litterarischen Interessen in Lieb' und Haß immer wieder den ihr ans Herz gewachsenen großen Fragen der Aufklärung zusteuern und dem Vernunftreich huldigen. Während der Bruder seinen physikalischen und ärztlichen Studien obliegt und über die besten Blitzableiter sinnt, wünscht Elise Blitzstrahlen auf den von ihr recht Voltairisch verdammten Fanatismus herab. Wo Lessing, Mendelssohn, der jüngere Freund Hennings ihre Stimme für die Aufklärung erheben, in Deutschland wie in Dänemark, ist sie mit ganzer Seele dabei, hier ungeduldiger als die gereiften Männer, dort frauenhaft mäßigend. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch große Geister der Aufklärung, Voltaire, Friedrich, in falscher Würdigung der religiösen Macht und der ganzen Entwicklung des geistigen Lebens einen rasch und rascher um sich greifenden Eroberungszug des Deismus erwarteten und die Herrschaft des Lichts so nahe glaubten wie Moses das gelobte Land, so darf es nicht wundernehmen, wenn die Lichtfreundin Elise von Einem kühnen Zug auf gewonnenes Spiel rechnet und gern den „schönen Traum" grenzenloser Duldung und Aufklärung träumt. Sie meint einem Entscheidungskampf zwischen der Vernunft und der Orthodoxie zuzuschauen und möchte durch die „Schutzschrift" eine Festung aufrichten, woran die Dunkelmänner sich die Köpfe einrennen sollen. Es ist lang ins Gebiet der Fabel verwiesen, daß Lessing heimlich eine Kopie erworben oder daß mittels einer bei den Reimarern undenkbaren Durchsteckerei Elise die Blätter ihm hinter des Doktors Rücken anvertraut habe, vielmehr ist von seiten des Gebers und des

Empfängers zu allem Überflusse bezeugt, daß die Aushändigung durch das männliche Familienhaupt erfolgte. Doch der Charakter der beiden Geschwister, dazu die gedruckten und ungedruckten Briefe lehren: Johann Albert Hinrich war bei dem Vertrag zwischen Lessing und den Reimarern der behutsamer zuwartende Teil, Elise der treibende, dessen weiblicher Übereifer ebenso oft durch Lessings Säumen auf harte Proben gesetzt, als ihr gerader Sinn durch die notwendigen Schachzüge seiner Politik beirrt ward. Der Doktor wünschte keine Veröffentlichung, da er des Vaters Besorgnis teilte und um alles nicht seiner ehrwürdigen Mutter die Pein feindseliger Erörterungen über ein ihr wahrscheinlich noch unbekanntes antichristliches Werk des Gatten zuziehen wollte. Vergebens erklärte Lessing später, als schon ein Rudel Füchse mit brennenden Schwänzen ausgelaufen war, alle Gefahr der umfassenden Mitteilung auf sich allein nehmen zu wollen — Reimarus gab diesem Begehren nicht nach. „Viel zu furchtsam", dem Freunde das ganze Manuskript, d. h. die endgültige Redaktion der „Schutzschrift" auszuliefern, ließ er es dabei bewenden, daß Lessing, offenbar ohne die bestimmte Vollmacht öffentlicher Benutzung, allmählich sieben Bruchstücke der früheren Niederschrift, fünf aus dem ersten, zwei aus dem zweiten Teil, in Druck gab. Er gestattete nur noch die Vergleichung eines vielbekämpften Abschnittes nach der Fassung letzter Hand und lüftete, nachdem er das Gerücht, sein Vater sei der Urheber, entschieden zurückgewiesen, erst in seiner letzten Lebenszeit 1814 durch Schenkung einer Kopie der beiden Bände, die urschriftlich der hamburgischen Stadtbibliothek verblieben, nach Göttingen selbst den Schleier, der schon lange so durchsichtig war.

„Wegen des Bewußten werde ich auf allen Fall solche Anstalt machen, daß es durch die dritte Hand niemanden als seinen rechten Herren überliefert werden soll", schreibt Lessing in Hamburg, den 10. April 1770, an Reimarus, der dann gen Wolfenbüttel mit seinem, von befreundeten Predigern geteilten, Dank für den wahrheiterkämpfenden Berengar und etlichen Skrupeln über Mendelssohns Bibelexegese die Meldung sendet: „Was Sie aus unserm Codice verlangen, gehet hierbei." Ein Nachtrag oder eine Kollation wird gemeint sein, wenn anders „unser Codex" die Schutzschrift bedeutet. Offenbar wollte der Doktor das geistige Testament seines Vaters

nicht aus der Hand geben, und nur so begreift es sich, daß eine frühere, minder geklärte, bündigere Fassung dem Vollstrecker Lessing zufiel.

1762 hatte Voltaire im Kampf gegen die infâme ein verborgenes Werk auszugsweise zutage gefördert, das hundert Jahre später gleich der viel gründlicheren und durchschlagenderen Reimarischen Schutzschrift in David Friedrich Strauß einen neuen zärtlichen Pflegevater fand, das sogenannte Testament von Jean Meslier. Dieser 1733 hochbetagt gestorbene Landgeistliche der Champagne war bei Lebzeiten scheinbar ein gläubiger Hirt der Gemeinde gewesen, der er nach seinem Tode durch die Widmung politisch und religiös aufrührerischer Denkwürdigkeiten ein Licht über soziale Schäden und die Eitelkeit aller Religionen der Welt aufstecken wollte, um die Lüge seines Daseins durch ein grelles, fressendes Feuer wegzubrennen. Das Testament Mesliers ist in seinem volkswirtschaftlichen Radikalismus bedeutsamer als in seinem religiösen Nihilismus, und von Voltaire wie ein abseits liegendes Scheit rasch in die Flamme der Aufklärung geworfen, hat es keine selbständige Wirkung getan.

Ganz anders Reimarus. Der erste leisere Ruf aus dem Grabe verhallte; die folgenden, gesteigert bis zur unerhörtesten Anklage gegen Jesus und seine Jünger, weckten einen Aufruhr in der gesamten theologischen Welt Deutschlands, über die verschiedensten Parteien der Kanzel und des Lehrstuhls hinaus auch die Laienwelt erfassend, in der Heimat des Deismus von Coleridge, der sie selbst zu übertragen dachte, gewürdigt als eine Summe Voltairischen Witzes, Humischen Scharfsinns, Lardnerischer Gelehrsamkeit. Unter denen, die statt bloßer Fragmente das Ganze des Bibelstürmers begehrten, erscheint auch Herder: an Lessing selbst ging sein Verlangen, das, damals unerfüllbar, den Schreiber später, als Lessings nachgelassene Briefwechsel hervorkamen, zwar nicht gereute, doch möglicher Mißverständnisse wegen ängstigte.

Lessings erster Plan war allerdings darauf gerichtet, die Armee des alten Reimarus mit einem Schlag ins Feld zu werfen. Er besprach das Wagnis mit seinen Berliner Freunden, ja Moses, dem hinterdrein ein albernes Schartekchen antisemitisch die Urheberschaft zuschob, bekam im Herbst 1770 die Kopie auf den Heimweg

mit. Und gerade der Hinblick auf Mendelssohn mußte damals Lessings Eifer, die Schutzschrift auszusenden, kräftig schüren. Vor kurzem hatte der fromme Genfer Bonnet aus einem größeren Werk über Palingenesie einen besonderen Teil gelöst und erweitert, die Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme (1770). Sein Übersetzer Lavater forderte, während Bonnet selbst die Zumutung eines solchen Entweder-Oder verleugnete, den jüdischen Platon öffentlich auf, diese „Beweise" zu widerlegen oder unter die Taufe zu eilen. Mendelssohn, der vor allen Zusammenstößen mit streitbaren Theologen so weit als nur möglich auszubiegen liebte, befand sich diesem „Friß Vogel oder stirb!" des ungestümen Bekehrers gegenüber in einer peinlichen Lage, da es für ihn, den Israeliten und Führer der freieren deutschen Judenschaft, doch große Bedenken hatte, von Berlin nach Zürich hin die „Beweise" für das Christentum anzufechten. Er war zunächst dem jungen Propheten arglos entgegengekommen und mußte sich nun aus dieser gefährlichen Umarmung winden, ohne den zudringlichen Täufer, den Lessing als Schwärmer und Wundertäter ins Tollhaus wies, nach Verdienst züchtigen oder wie Lichtenberg auslachen zu können. Wenn nun Lessing vorsprang und diese „Beweise" samt der Lavaterischen Einladung mit dem Schilde des Reimarus auffing, wenn er durch dessen „Beweise" gegen das Christentum nicht bloß seinen Freund von der ungemütlichen Bedrängnis erlöste, sondern eben jetzt, wo wieder einmal der apologetische Weizen blühte, den Hagelsturm aus dem Schlauch entließ? Mendelssohn selbst fand „zu viele Bitterkeit" in der Schutzschrift und behauptete nach Lessings Tod gegen den wahren Tatbestand brieflich, er habe sie nie gelesen, wie er Lessings Zänkereien überhaupt nie um der Sache, sondern nur um der eigentümlichen Art und Weise willen angesehn habe. Danach kann man sich denken, daß der zaghafte Mann 1770 und 71 mit solchen Wagnissen nichts zu schaffen haben mochte. Nicolai wies auf äußere Schwierigkeiten hin; denn wie schlaff auch der erzrationalistische Oberkonsistorialrat Teller die Zügel der Zensur anzog, er würde doch in diesem Fall kaum den Passierschein ausgestellt haben. Darum bot Lessing zwar bei Geldschwierigkeiten im Dezember 1771 das Manuskript seinem Verleger Voß zur Sicherung an, falls er sterbe, bedachte aber drei Jahre später, wo es sich nur

um ein Bruchstück handelte, die nötigen Geschäftsrücksichten und war, schon weil die Reimarer sich all dem widersetzten, 1778 nicht in der Lage, mehrmaligen Anträgen des Gothaer Ettinger auf Druck des „bewußten Werkes“ zu folgen.

So begnügte Lessing sich denn mit einzelnen Geschossen, und die Wirkung war nicht geringer. Fragen wir, weshalb er überhaupt die Reimarische Geheimschrift aus dem umschattenden Gewahrsam herauszog, obwohl er selbst dem Alten unmöglich ohne starken Vorbehalt im ganzen und einzelnen beipflichten konnte, so bietet sich mehr als ein Beweggrund. Er besaß aus der Feder eines durch wissenschaftliche und populäre Schriftstellerei berühmten, mit reichen Bürgertugenden geschmückten Mannes ein antichristliches Werk von der äußersten Konsequenz, nur in wenigen Partien mit Gelehrsamkeit belastet, faßlich, lebendig, durchaus angetan, Jeden, der ein Interesse für oder wider die Sache des Christentums besaß, aufzuregen; ein starker Gärstoff für eine Zeit, wo die Orthodoxie abzusterben, die Apologetik auf eine schiefe Bahn gedrängt, die Neologie der Professoren und Prediger selbstgenügsam mit den brennenden Fragen im Reinen schien. Alle Probleme des Deismus, auch seine Duldung im politischen und gemeinen Leben, der Offenbarung, des ganzen Kanons, der Christologie mußten, sobald diese Bombe platzte, von neuem erörtert werden. „Wenn ein Faß Most im Keller in Gärung gerät“, sagt Lessing einmal im Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, „geraten sie alle in Gärung.“ Eine solche „Fermentation“, die zur Aufklärung und zum Wachstum beiträgt, sollte von der geheimen Füllung des Reimarus ausgehn. War doch Lessing stets bereit, diese Gärung, ohne die es keinen hellen Trank gibt, auch durch die Zufuhr minderwertiger Stoffe zu fördern und zuzureden, wenn etwa Bruder Karl den Dolmetsch irgend eines französischen Libells für den Naturalismus machen wollte. Er selbst gewann durch Veröffentlichung der rücksichtslosen Fehdebriefe die Handhabe, seine lang vorbereiteten und durchgearbeiteten eignen Ansichten, sei es in unmittelbaren Beilagen, sei es in einer Folge von Antworten auf die unausbleiblichen und gewiß mannigfachen Erwiderungen an den Mann zu bringen. „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder

auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben. Ich habe den Ungenannten, vermutlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen . . . Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte . . . Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte kann niemand als das Publikum sein". Auf jede Miene, jedes Wort, die seinen lichtscheuen Gast empfangen würden, will er achten und sein Sprüchlein dazu sagen. Und in Scherz und Ernst bewegt ihn während dieses Feldzugs eine Prophezeiung des Cardanus, der so nochmals seinen Retter anrief, es werde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine große Veränderung in der christlichen Religion geschehn. „Was der Schwärmer ohne Überlegung vorhersagte, kann das Ungefähr ohne Absicht erfüllen," heißt es in Lessings nachgelassenem Bruchstück über diese Weissagung; natürlich zielt er dabei auf die Reimarische Revolution und all ihre Folgen.

Lessings eigene Theologie war bis zum „Berengar", außer kirchengeschichtlichen „Rettungen" und anonymen Litteraturbriefen gegen den „Nordischen Aufseher", im stillen geblieben. Nur ein paar Freunde wußten von jenen alten Entwürfen über das praktische Christentum bei Gelegenheit der Herrnhuter, über die freie Vergeistigung der Dreieinigkeit und der Dogmatik insgesamt im „Christentum der Vernunft", „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" ohne Offenbarung durch konventionelle Zusätze zur natürlichen Gottesverehrung, über die geschichtliche „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin Lessings Pragmatismus sich wohl bis zur wörtlichen Wiederholung der hämischen Anklagen englischer Deisten gegen das Urchristentum verlor.

Nicht daß er nachher sein Damaskus gefunden und in der Auffassung des ethischen Gehaltes, des Dogmas, der historischen Entwicklung wesentlich andre Bahnen eingeschlagen hätte; doch im Bekennen von gleicher Kühle, vertiefte er seit Breslau und nun während der einsamen Zwiegespräche mit dem Schatten des Reimarus sein Verständnis. Der einstige Radikalismus, der das Christentum nur durch das Ansehn eines Stifters, der „vorgab", seine Satzungen

kämen von Gott, geweiht und nicht zuletzt durch Neugier und Rottenwesen fortgepflanzt sah, war abgetan, sein Ohr taub für die ungeheuerlichen Verdächtigungen der „Schutzschrift". Nichts anderes besagt das Bekenntnis (an Moses, 9. Januar 1771): er fürchte nicht erst seit gestern, beim Wegwerfen gewisser Vorurteile ein wenig zuviel mit weggeworfen zu haben, das er werde zurückholen müssen; aber, fügt er so schroff wie möglich gegen jeden Gedanken einer Bekehrung zum positiven Glauben hinzu: „daß ich es zum Teil nicht schon getan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrat wieder in das Haus zu schleppen". So unumwunden erklärt sich Lessing in all seinen Briefen für einen Nichtchristen, der jedoch das Christentum und in ihm den Protestantismus ganz anders verstand als der landläufige Rationalismus, wie er sich ohne zuzulernen in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek" breit niederließ. Launig antwortet Claudius dem Japaner, der ihn nach Lessings Sitz fragt: der brauche seinen eigenen Stuhl, denn die gewöhnlichen Bänke paßten nicht für ihn, oder vielmehr er passe nicht für sie, er sei unparteiisch. Wenn Lessing also nicht mit der Orthodoxie hausen konnte, deren Untergang ihm erwünscht war, so wurde zugleich die wegen ihrer lauen Halbheit verachtete Neologie abgelehnt. In jungen Jahren, da er alle Schriften für und wider das Christentum heißhungrig verschlang, hatte der Apologet seinen selbständig prüfenden Sinn in die Arme des Zweifels gestoßen und der Leugner ihn wiederum angestachelt, das Christentum als Herzenssache zu erhalten. Vor allem verhaßt war ihm das Schaukeln zwischen Orthodoxie und „vernünftiger" Religion. Er selbst stand nach seinem witzigen Vergleich unter den Gläubigen und den Rationalisten, wie er als Dichter der „Minna" unter den Sachsen und den Preußen gestanden, für sich allein, mit eigenen Augen forschend: quid liquidum sit in causa Christianorum. Ein dezidierter Nichtchrist, wie Goethes Bekenntnis an Lavater lautet, gesteht Lessing mit aller wünschenswerten Offenheit, Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen, und bezeichnet es demgemäß als seinen Endzweck, den Zweifel an der Evidenz einer positiven Religion im Geist ihrer Anhänger zu schüren. Der radikal verneinende Reimarus war ihm lieber als ein kalt und warm blasender Makler zwischen Theologie

und Philosophie; ein radikal bejahender Orthodoxer war ihm lieber als ein des verschiedenen Überzeugungsgrundes nicht achtender „Orthodoxist", der dem Verstand aufzudrängen suchte, was das Gemüt begehren und umfangen muß. Da er selbst, ohne von seinem deistischen Standort die Gottessohnschaft des reinen Tugendlehrers Jesus zu postulieren, doch das Bedürfnis anderer Seelen begriff und einsam davon überzeugt war, welche gewaltige Geistesarbeit auch in der neuerdings so hochnäsig verachteten Nachfolge Luthers das Gebäude der Dogmatik aufgebaut habe, konnt' er nur mit Verdruß den rührigen braven Nicolai und seine Mannen ihr Spülicht ergießen sehn. Die Beziehungen wurden immer lockerer, und nur eine treue Bruderliebe, die den Verödeten zu reicherer Mitteilung antrieb, ließ sich die allzu oft in leeres Geschwätz verlaufenden Aufklärungsreden Karl Gotthelfs gefallen. Der alte Berliner Genosse, der sich einmal im „Sebaldus Nothanker" den Spaß machte, Lessingische Anklagen gegen die inkonsequenten Neuerer einem Orthodoxen in den Mund zu legen, Nicolai zuckte wohl die Achsel: Lessing sei eben stets auf Paradoxien erpicht gewesen und verfolge jetzt auch eigenwillig exzentrische Bahnen. In der Tat ist nie eine Partei unduldsamer und so innig vom hohen Bewußtsein, die alleinige Wahrheit erfaßt zu haben, durchdrungen gewesen als die Aufklärung gemeinen Schlags. Lessing erklärte brieflich (20. März 1777), daß er „nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können". Das Vertragen freilich konnte nur einen zeitweiligen Waffenstillstand bedeuten, der die andre Partei aus ihren Schanzen rief.

Lessings eingehendste, jedes Mißverständnis beseitigende Erklärung über seine Stellung und Taktik liegt vor in dem vielberufenen Brief an Karl vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Ab-

sichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses tun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was tut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte verteidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen."

Um dieselbe Zeit, wo Lessing dergestalt für Orthodoxie und Rationalismus das drastische Bild von unreinem Wasser und Mistjauche wie das Gleichnis von dem einstürzenden Haus und der Flickarbeit gebrauchte, mag er den kleinen köstlichen Dialog über ein Gemälde „Herkules und Omphale" geschrieben haben, kein Frag-

ment, sondern ein rundes satirisches Stücklein: die Philosophie als Herkules im aufgezwängten, in seinen Nähten platzenden Purpurkleid spinnt den Wocken der Omphale-Theologie ab, die mit Demonstrationen behangen ist und einen drohenden Knotenstock Sorites, den Kettenschluß, führt. So hat Lessing später als scherzender Kirchenhistoriker den Arianischen Philosophen — und er nennt einmal das Arianische System noch unsinniger als das orthodoxe — auf dem Konzil zu Nicäa vorgeführt, wo alles Aufgebot von siegreichen Ausflüchten und Sophismen endlich am einfältigen Glaubensbekenntnis eines ungelehrten Mannes zerschellt.

Es ist natürlich, daß ein Geist, der die Sektenstifter von Grund des Herzens haßte, dessen Neigung, im Gefecht allerdings auch paradox dem allgemeinen Opfer beizuspringen, etwas Verblüffendes haben konnte, selbst von den Nächsten leicht mißverstanden ward. Und Lessing war vielgewandter Odysseus genug, um den Kriegsplan sehr vorsichtig zu entwerfen und schon die Kriegführung an sich mit Lust zu betreiben. Er gab in der Reimarischen Gemeinde, wenn Elise berichtete, wie tapfer der junge Hemmings einem orthodoxen Landpastor die Wahrheit gesagt habe, sein Urteil dahin ab, es schade der Person und der guten Sache, mit Meinungen dieser Art so frei herauszugehn. Er versprach sich also Erfolg von einer gedeckten Stellung, während Reimarus in solchen Zeitläuften ganz im Verborgenen bleiben wollte. Lessings Briefe bestätigen endlich, was schon der Feind witterte, ohne den Meister des Stils packen zu können: „daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικῶς schreibe, auch δογματικῶς schreiben würde".

Nachdem der Plan, die ganze „Schutzschrift" in Druck zu geben, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen war, entschloß Lessing sich, sie mit einer berechneten Steigerung in der Auswahl der Geschosse stück- oder gruppenweis an den Tag zu fördern. Der „Berengarius Turonensis" hatte bewirkt, daß die theologische Welt keines feindlichen Überfalles von ihm gewärtig war. Aber seinen stummberedten Reimarus vor Augen, schrieb Lessing schon im Spätherbst 1770 an Frau Eva die ironischen Worte: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern Lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen

Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrien zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

Unbedenklich würde die 1772 erbetene Zensurfreiheit ihm auch ohne Berengarische Lorbeern für seine Wolfenbüttler „Beiträge" gewährt worden sein. Dies Privileg gleich anfangs zu Reimarus' Gunsten auszubeuten und aufs Spiel zu setzen, verbot sich um so mehr, als in der herzoglichen Zusage die übliche Bedingung enthalten war, daß nichts der Religion und den Sitten Nachteiliges gedruckt werde. Auch wurde das Erscheinen dieser „Beiträge" durch allerlei Umstände hinausgeschoben: „Emilia Galotti" drängte zum Abschluß, das Unbehagen in dem neuen öden Ort lähmte die Arbeitsfreudigkeit, und die endlich flott gewordenen beiden ersten Stücke brachten 1773 im Januar und Oktober neben dem philologisch-historischen „Mischmasch" immer noch nichts von Reimarus, wohl aber zwei Aufsätze, die, im stillen Gegensatze zur neuesten den theologischen Wocken abspinnenden Philosophie, Leibnizens Stellung auf dem Grenzgebiete so geflissentlich objektiv behandeln, daß noch neuerdings wegwerfend von Lessings Scholastik gesprochen werden konnte: „Leibniz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit". Zwei Entscheidungsfragen für Reimarus!

Im ersten Falle galt es dem Ernst Soner, einem Altdorfer Socinianer um 1600, dessen allgemein für sehr scharfsinnig anerkannte Schrift von der Endlichkeit der Höllenstrafen als überaus seltener Druck im Finstern schlich und manchmal als unwiderleglich erwähnt wurde, bis Leibniz einen Neudruck rüstete und ein schon von Mosheim benutztes, von Lessing veröffentlichtes Vorwort schrieb. Der „große Mann" — „der", fügt Lessing bei, „wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben" — erklärte sich freimütig und sicher über die Verbreitung einer heterodoxen Schrift: sie schade, nur Wenigen zugänglich, um so mehr, denn die Menschen seien geneigt, alles Unbekannte zu überschätzen, und die Herausgabe fromme zumal, wo das Lesen zur Widerlegung genüge. Pagenkopen aber huldigte dem gemeinen Wahn, daß Leibniz die Demonstration Soners, weil er sie herausgeben wollte,

darum auch gebilligt haben müsse; was für Lessings Fall eine durchgängige Übereinstimmung mit der Reimarischen Schutzschrift bedeuten würde. Diesen Wahn zu streifen und das gute Recht freier Editionstätigkeit hier zu berühren, war dem Hüter der Schutzschrift eine willkommene Gelegenheit, doch nur Nebensache gegenüber dem Leibnizischen Beispiel aus jener großen Reihe von Versuchen, wie sie seit den ersten Jahrhunderten bis auf Hegel und weiter angestellt worden sind, um christliche Dogmen spekulativ zu vergeistigen, geoffenbarte Wahrheiten in Vernunftwahrheiten umzubilden. Lessing selbst wandelte schon lang auf dieser Bahn. Wenn er jetzt im Eingang die Hoffnung aussprach, daß der neu entbrannte Streit zwischen Zeloten und Vernünftlern über die Ewigkeit der Höllenstrafen endlich ausgetragen werden möge, so konnte nur ein blödes Auge darin und im folgenden Lessings Glauben an Hölle und Teufel nach dem groben Sinn etwa des sechzehnten Jahrhunderts lesen, denn es bedarf gar nicht seiner brieflichen Ausfälle gegen die abgeschmackten sinnlichen Begriffe von der Beschaffenheit der Hölle, sondern bloß eines etwas schärferen Zusehens, um Lessings Hölle nur in der Sphäre des Gewissens zu finden.

Leibniz, wie seine Theodicee das Übel an das Böse knüpfte, erklärte die Unendlichkeit der Strafen aus der Unendlichkeit der Sünde, nicht aus der Ewigkeit Gottes. Lessing sagt nun, daß es ihm hier nicht sowohl auf die verteidigte Wahrheit als auf den Verteidiger ankomme, dessen Gesinnungen und Gründe mißdeutet und verkannt worden seien. Darüber setzt er sich mit Mosheim und viel eingehender mit dem trefflichen Aufklärer Eberhard auseinander, der nach Lessings kühler Kritik gerad in einem Buch über Sokrates, also trotz dem „Gorgias", die Ewigkeit der Strafen nicht hätte bestreiten sollen. Der Berliner Rationalismus fand es ungerecht, daß Lessing, während er selbst in orthodoxer Tonart zu sprechen schien, einem gefährdeten Prediger keine Hülle zugestand. Manche dieser subtilen Darlegungen bietet ein großes allgemeines Interesse, voran die gegen schiefe Kritiken über Leibnizens Schmiegsamkeit gerichtete Unterscheidung zwischen Exoterisch und Esoterisch: „Er tat damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu tun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philo-

sophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System beiseite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ Und später: „Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? Oder will ich ihn in allem Ernste, bis zum Ärgernis unsrer Philosophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat: und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoterischen Gründen, gefallen lassen: ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte: weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme, als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege, als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Verteidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu tun, als mit den letztern zu wenig.“

Dies lange Zitat ist ein unschätzbarer Fingerzeig, auch in Lessings an Überkommenes und Zeitverwandtes angelehnten Lehren seiner letzten Epoche durch den exoterischen Vortrag in den esoterischen Kern zu dringen. Wie er selbst hier, Eberhard im Verständnis des Leibnizischen Gedankenzusammenhangs nach allen Seiten überlegen, aus Leibnizens Hypothesen über Wachstum und Vollkommenheit, aus seiner großen esoterischen Wahrheit, nichts in der Welt sei „insuliert“ und ohne ewige Folgen, des Philosophen Verteidigung der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammnis ableitet und seiner-

seits eine verinnerlichte Meinung von Himmel und Hölle, Lohn und Strafe mitteilt; wie er aber exoterisch der alten Kirchenlehre vom Fegefeuer als einem Mittelzustand auf der unendlichen Stufenleiter der beiden Reiche das Wort redet, um endlich, mehr zuspitzender Epigrammatist als demütiger Diener, zu fragen: „O, meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?"

Desgleichen verkündigte Lessing nicht sein eigenes Credo, wenn er den sozinianischen Sätzen des Wissowatius Punkt für Punkt die halbvergessene Defensio Trinitatis per nova Reperta logica, von Leibniz an Boineburg gerichtet, beigab und zeigte, daß den waffenkundigen Philosophen die Syllogismen des Gegners nicht schreckten, aber ihn keineswegs zur Rettung der Dreieinigkeitslehre durch neue philosophische Gründe, sondern zur Abwehr des Vorwurfs, diese Lehre sei mit sich selbst und unleugbaren Vernunftwahrheiten in Widerspruch, herausforderten. Ganz richtig fühlte Moses sich an seines Freundes älteren Entwurf über das Christentum der Vernunft erinnert. „Kompleter Nonsens," antwortete Lessing, müsse dieser Beitrag scheinen, aber auch hier denke und handle Leibniz als Leibniz, denn es sei unstreitig besser, unphilosophische Sachen sehr philosophisch zu verteidigen, als sie unphilosophisch zu verwerfen und zu reformieren. Dieselbe Tendenz wie vorher: auch hier sollte Leibniz um des Systems, nicht der Wahrheit willen der Kirche nach dem Munde gesprochen, den Orthodoxen geheuchelt, einen ungeglaubten Glauben simuliert haben! Da vielmehr die Seele seiner ganzen Philosophie sich gegen die Abgötterei des Sozinianismus empöre, daß ein bloßes Geschöpf vollkommen genug sei, um neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden. Unparteiisch, zugleich sehr taktisch weist Lessing auf den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion hin. Vorher hieß es, man könne die verschiedenen Christushypothesen beurteilen, ohne zu glauben; nun wird ohne Bekenntnis gefolgert: ist Christus nicht wahrer Gott, so sorgt der Muhammedanismus viel eifriger und echter für die Ehre des einigen Gottes als Christus, der, mocht' er sich auch nie für Gott ausgeben, doch hundert Zweideutigkeiten sagte. Wenn nun Lessing nicht bekennt und nicht zu bekennen braucht, was er glaube, so erklärt er aufs unzweideutigste, wie er über Glauben und Beweis

in der modernen Theologie denkt. Nachdem er die Seichtigkeit des Geistes gescholten, die in der Theologie ebenso gern als in der Philosophie auf halbem Wege Halt mache, knüpft er an die gangbare Meinung, Leibniz sei von der Orthodoxie gleich entfernt wie vom Sozinianismus gewesen, weil er von der ganzen Sache nichts „glaubte", die nachdrückliche Mahnung an eine für und wider die positive Religion mit Beweisen eifernde Gegenwart: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Rätsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntnis der Religion so große Schritte getan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten." Alles, was einst Vermutung, Abwehr, Ermahnung an Nichtchristen war, „alles dieses haben so viele unserer neuerern Gottesgelehrten zusammen so in einander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die mutwilligste Blindheit, nur die vorsetzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der Heilige Geist nun doch dabei tun will, oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei tun will, so ist es eben das. Sie haben bewiesen, und so scharf bewiesen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden". Leibniz freilich, fährt Lessing ironisch fort, sei so weit noch nicht gewesen und habe weder an Dreieinigkeit noch an sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt, wenn glauben soviel als: etwas aus natürlichen Gründen für wahr halten bedeute. Für Leibnizens altväterische Meinung gab es vielmehr immer zweierlei Gründe der Wahrheit unsrer Religion, menschlich erklärbare, göttlich unerklärbare. So ist, abgesehn vom historischen Gewinn dieser Lessings eigene Stellung zur Trinitätsfrage verdeckenden Abhandlung, ihr Hauptergebnis in dem zweischneidigen Satze zu suchen, daß Religionswahrheiten nicht vernunftmäßig bewiesen, aber auch

nicht durch Gegenbeweiſe zerſtört werden können. Das ruft er einer Zeit zu, wo Orthodoxie und Rationalismus ihre Beweiſe hin und her ſchoſſen, und man verſteht, warum Leſſing an Käſtner ſchrieb, er habe ſeine beſondern Gründe zu einem Neudruck der Leibnizſchen Defensio. Für den Argwohn der Berliner, daß er der Orthodoxie den Hof mache, mußte der Beifall einiger Wenigen, auch des Erbprinzen, ihn tröſten. Auf Eberhards beſcheidene Replik über die Höllenſtrafen hat er im Sturmjahre 1778 nicht erwidert, modernen Arianismus nur noch geſtreift in theologiſchen Bruchſtücken.

Während in den beiden Leibniz gewidmeten Aufſätzen der Vorrang nicht dem ketzeriſchen Neuerer, ſondern ſeinem Bekämpfer zufällt, teilt ein vierter mit dem erſten, dem „Berengarius Turonenſis“, die Tendenz einer kirchengeſchichtlichen Rettung, diesmal ohne jeden Schein des Paktierens. Das im Herbſt 1774 ausgegebene dritte Stück der „Beiträge“ brachte nämlich den Aufſatz: „Von Adam Neuſern, einige authentiſche Nachrichten.“ Der unſelige Mann, dem hier nach langer Verunglimpfung zu ſeinem Recht geholfen werden ſoll, ein Schwarmgeiſt des ſechzehnten Jahrhunderts, war vom Luthertum zur reformierten Kirche übergegangen und 1570 als Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg nebſt dem Ladenburger Inſpektor Johannes Sylvanus nicht bloß in hitzigen Streit um die Kirchenzucht, ſondern auch in gefährliche Zweifel über die Lehre von der Dreieinigkeit und der Gottheit Chriſti geraten. Die Pfälzer Hoftheologen waren raſch bei der Hand, nach dem berühmten Beiſpiel der von Calvin an den Antitrinitarier Servet vollzogenen Henkerjuſtiz Folter und Schwert für die ketzeriſchen Frevler zu verlangen. Friedrich der Fromme willigte nach langem Zaudern in ihr grauſames Begehren, und Sylvan fiel am 23. Dezember 1572, vier Monate nach der Bartholomäusnacht, als abſchreckendes Opfer der Heterodoxie. Neuſer aber war in demſelben Zeitalter, das allenthalben gegen den türkiſchen Bluthund donnerte, der Verfolgungswut ſeiner heimiſchen Amtsbrüder entronnen, nachdem er auf dem Sprunge zur Flucht ſogar einen Brief an den Sultan entworfen, aber nicht abgeſchickt hatte, um den Erbfeind gegen Deutſchland zu empören. Er fand nach langer Irrfahrt in Konſtantinopel ein friedliches Aſyl, wurde Muhammedaner und

ſtarb in der Fremde. An den Namen des zum Islam entlaufenen Pfarrers heftete ſich außer infamen Verleumdungen alle Schmach der Abtrünnigkeit. Dafür gab es keinen mildernden Umſtand, und noch Leibniz, noch Jöcher konnten den Renegaten nicht ſchwarz genug abmalen; „doch Jöcher iſt ein gar zu elender Kompilator“, fügt Leſſing geringſchätzig bei. Ihm war ein höchſt intereſſantes ausführliches Schreiben Neuſers an einen Landsmann in die Hände gefallen, das treuherzig die Odyſſee des Flüchtlings erzählt und ſeinen Verſuch, in Siebenbürgen feſten Fuß zu faſſen, wie die Verhandlungen mit dem Paſcha zu Temesvar ſo dramatiſch darſtellt, daß Karl Leſſing, immer ruſchelig, nach der erſten Lektüre Neuſer zum Helden eines Schauſpiels machen wollte. Man vernimmt, wie der ausgeſtoßene Ketzer dem vornehmen Türken ſeine mit dem Koran geteilte Verehrung des einigen Gottes beweglich vorträgt. Er wolle da, wo die erſten Streitigkeiten über die Trinität ausgebrochen ſeien, aus der Quelle ſchöpfen. Jenen unbedachten Brief habe er doch zurückbehalten, und was er darin dem Großtürken gegen Deutſchland geſchrieben, ſei deshalb ſo ungültig wie ein widerrufenes Teſtament. Auf eine gedruckte Rechtfertigung verzichtet er und genießt, da ihm die ganze weite Welt von England bis Polen keine Ruheſtätte vergönnt hat, durch Gottes Fügung in Konſtantinopel Schutz und Schirm eines großmütigen Kaiſers, dem er mit rührender Dankbarkeit anhängt, des pfälziſchen Gefängniſſes ledig und weit vor dem Schuß der Ketzerrichter, die inzwiſchen dem Sylvanus das Haupt vor die Füße gelegt hatten und, zumal auf Grund des vorgefundenen Sendbriefes, mit ihm ſelbſt nicht glimpflicher umgeſprungen wären. In ſeinem Gewiſſen iſt er ruhig und vertraut, ein hartnäckiger Arianer, dem Einen Gott. Der Arm der Widerſacher kann ihn nicht mehr faſſen; warum ſollt' er dem Freunde jetzt an dieſem fernen ſichern Ort die lautere Wahrheit vorenthalten? „Was für einen Nutz hab ich, daß ich ſolches ſchreib? Keinen, ſondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt.“

Und nun bringt Leſſing nach zweihundert Jahren das 1574 abgefaßte Rechtfertigungsſchreiben des alten Schwaben oder Pfälzers an den Tag, mit hinreißenden Begleitworten. Bene est, ſo hätten 1701 die reformierten Herausgeber der Monumenta Palatina ſich

über die Lutheraner geäußert, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint. „Bene? Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ: hat er darum in nichts Recht? Hatten seine Verfolger darum — ich will nicht sagen, gewonnen Spiel — denn das haben sie leider! — sondern in allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil sie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freilich niemand verteidigen kann? Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurteilen soll: so wäre es ebenso gut, wir hätten gar keine Geschichte." Er bittet um Revision des Prozesses und entfaltet eine glänzende Meisterschaft der Verteidigung, die uns lebendig in die Vorzeit zurückführt und fortwährend Lichter auf die Gegenwart wirft. Nicht Wuchtigeres als diese Proteste gegen jede zum weltlichen Schwert greifende Orthodoxie, die „Wüterei gegen Irrende", die „blutdürstigen Bedenken gehässiger Theologen". Als Sylvan wegen vermeinter Mitschuld an jenem Briefe hingerichtet werden sollte, stimmten die Juristen gelinder, doch „die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut". Ihr Bescheid ist noch vorhanden. Lessing schlägt ihn auf, um — unmittelbar bevor sein Reimarus den „Herrn Theologen" unter die Augen treten soll — warnend zu rufen: „Welch ein Bedenken! Wem müssen nicht die Haare zu Berge stehen bei diesem Bedenken! Nein, so lange als Ketzergerichte auf der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere, grausamere Schrift ergangen." Damals wurde nur aus dem Grund uneingestandener, vielmehr zurückgegebener Gotteslästerung entschieden und dann, wie das Calvinistengericht, ohne Raum für Reue und Besserung, sich im Namen Gottes ausdrückte, die von Gott eingesetzte Strafe standhaft exequieret. Höhnisch wirft Lessing ein: „Also nur erst den Kopf ab; mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will!"; aber er läßt es nicht bei dem blutigen Spott bewenden, sondern fährt, immer mit stiller Rücksicht auf Reusers Nachfolger im „Beitrag", voll tiefer Leidenschaft fort: „Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen

Religion und Frömmigkeit hießen! Daß ſie wenigſtens unter dem Himmel vorbei ſind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demütigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß ſie auch unter dieſem Himmel einmal wiederkommen könnten!" Vorklänge der „Anti-Goeze". Zu jedem im Vollbeſitz des ausſchließlich Echten und Rechten ſchwelgenden Kirchenregiment iſt geſprochen, was Leſſing beim Entſcheid des Kurfürſten fragt: ob er denn einen andern heiligen Geiſt gehabt als den, der aus Genf wehte?

Wie viel war bis zur Gegenwart über die Aſche Servets geſchrieben worden! „Muß man ſchlechterdings ein Ausländer ſein, um unſere Aufmerkſamkeit zu verdienen?" Mit klarer, Zeugnis und Nachrede ſcharf trennender, auf hiſtoriſche Wahrheit oder doch wenigſtens Wahrſcheinlichkeit gerichteter Kritik rettet Leſſing den Reuſer, bis er, bei ſeinem Tod angelangt, den nach elendem Klatſch nicht die Ruhr, ſondern die Syphilis herbeigeführt haben ſollte, mit einem verächtlichen „Mich ekelt, gegen alte Weiber zu ſtreiten!" die Feder wegwirft. Nicht auf die Einzelheiten der Reuſeriſchen Händel kommt es hier an, ſondern auf die allgemeinen Geſichtspunkte und den Faden, der zwanglos zu Reimarus hinübergeſponnen wird. Da gibt es den ſchmählichen Begriff „Ketzer" nicht, und in Reuſers ruhigem Brief kann der Leſer kein wundes Gewiſſen entdecken; aber wenn Leſſing den Anklägern zuruft: „Apoſtat und Mameluke ſo vielmal, als man will!", findet doch er ſelbſt, dem ein törichtes Gerücht die Erbſchaft Winckelmanns auch im Sinne des Abfalls zum Katholizismus zugemutet hatte, ſtrenge Worte gegen das Renegatentum. Die Scham, die in Reuſers Brief dem Freund das Geſtändnis ſeines Übertrittes unterſchlug, kann er nachempfinden und zu allgemeinem Ausdruck bringen, um endlich Lavater und andre Proſelytenmacher zu verabſchieden mit dem Satze: „Recht wohl, daß ſich die Religionen unter einander den Übertritt ſelbſt ſo erſchweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird". Seine durchgeführte Abwehr aller theologiſchen Verfolgung ſchlägt zugleich Brücken von einem Lager ins andre, ſeine Beſchirmung des einen kleinen „Ketzers" gilt allen, die ehrlich auf andern Pfaden als dem gemeinen nach Wahrheit ſuchen, und in eigener Sache tut er über Eraſtus, den intimus Reuſers und zugleich den Freund eines ſtrengen Ortho-

doxen, die Äußerung: „Ein Anderes ist, der Vertraute irriger Lehrsätze sein, und ein Anderes, solche Lehrsätze selbst hegen."

Ein unmittelbarer Übergang, als würde nur ein neues Kapitel des gleichen Stoffes begonnen, führt zur Mitteilung: „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten." Die hauptsächlichste Betrachtung, auf die Neuſers Geschichte denkende Leſer leite, so erklärt Leſſing, habe ihn an Bruchstücke eines sehr merkwürdigen Werkes unter den jüngsten Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek erinnert, besonders an ein hier als Probe vorzulegendes. Und Leſſings Fiktion stellt den „Ungenannten" — so hieß Reimarus fortan, wie seiner Apologie der Name „Fragmente" verblieben ist — als ein Opfer der wilden Orthodoxie dar, gleich Neuſer, doch im Gegensatze zu Neuſer geschirmt von einem duldsamen, gütigen Fürsten aus dem Hause Braunschweig. Das Fragment selbst schrie auf jeder Seite gegen die Verfolgung in der ganzen Christenheit, zumal bei den Protestanten, die einst Neuſer ins Elend hinausgejagt hatten. „Gehe nur!" rief der Ungenannte dem Glaubenslosen zu. „Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden?" — wieder taucht das Bild Neuſers auf, der als vernünftiger Verehrer Gottes vom Kreuze zum Halbmond geflüchtet war, zu demſelben Koran, aus dem auch der Ungenannte das Vornehmste der natürlichen Religion herauslas.

Wer war nun dieſer Ungenannte? Leſſings kurzes Vorwort sucht den neugierig forschenden Blick seiner Leſer auf einen verschrieenen Mann abzulenken, den sogenannten Wertheimer Schmidt. Johann Lorenz Schmidt hatte 1735 als junger Informator im Dienste des freigeistigen Grafen v. Wertheim in einem wüsten Quartband von über tausend Seiten, betitelt „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Meſſie Jesus", mit unerträglicher Weitschweifigkeit eine das Klarste platt beschwatzende, das Hohe, Wunderbare, Geheimnisvolle herabdrückende Paraphrase geliefert, zu der er, ein tapferer Wolffianer, den Anstoß durch Wolffs Begehren nach einer deutlichen Bibel empfangen haben will. Seit Lockes verfehlter Umschreibung der Pauliniſchen Briefe war dieſe Litteratur in Schwung gekommen, und den mit antideistischen Anmerkungen gepanzerten Testamenten Englands und Deutschlands setzte Schmidt sein aus dem Bibelwort, wässerigen Umschreibungen

und einem entsetzlichen Notenschwall zusammengebrautes Pentateuchwerk entgegen, ohne wie nachher Bahrdt feuilletonistisch zu modernisieren, aber schwunglos wie der redliche Damm. Eine wahre Sintflut ist in diesem keineswegs sehr dreisten Kommentar über die fünf Bücher Mosis ergossen, und man bedarf einer ehernen Geduld, um nicht schon gleich am Eingang („Alle Weltkörper, und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft" . . .) die ungefüge Last gähnend beiseite zu stoßen, sondern von Adham zu Jizchak und zu Mosche, nach den Regeln der Wohlredenheit und der Grundsprache der Jisraelen, sich durchzuringen. Das langatmige Vorwort führt mit Nennung etlicher Deisten in eine gärende Zeit religiöser Kämpfe gelassen ein. Es verrät überall die konsequente Wolffische Schulung und gipfelt im Wunsche, das auf diesen ersten Teil beschränkt gebliebene Bibelwerk möge zur gründlichen Erkenntnis Gottes und zur Ausübung rechtschaffener Gottseligkeit beitragen. Dafür steckten die Theologen den unreifen Wertheimer ins Loch und konfiszierten sein übereiltes, trotz aller Vorsicht und Langweiligkeit dem Wunder- und Prophezeiungsglauben gefährliches Buch. Eine mannhafte Beschwerde vermochte zu Regensburg nichts als die Anweisung eines anderen Kerkers, dem Schmidt entsprang. Er ward ein Märtyrer seines unerfreulichen, aber ehrlichen Rationalismus. In der Zeit, da er unter fremdem Namen in Altona saß und Tindals Hauptwerk samt Fosters Widerlegung, Spinozas Ethik nebst Wolffs Gegenschrift verdeutschte, bot ihm auch Reimarus Unterstützung, obwohl er 1736 den Wertheimer in einer Zeitung wegen ungeschickter Schaukelei zwischen Deismus und Orthodoxie von der Bibel weggejagt hatte. Früh gebrochen, fand Schmidt in Wolfenbüttel ein Asyl; hier ist er 1751 gestorben, und die Umarbeitung seines deutschen Pentateuch soll, wie Lessing in den Kollektaneen notiert, dem Herzog handschriftlich verblieben sein. Die Wolffische Bildung, die übrigens sehr anfechtbaren orientalischen Kenntnisse, den Wolfenbüttler Aufenthalt nahm Lessing für seine Fiktion in Anspruch, die Fragmente möchten von Schmidt stammen, wobei er insgeheim auch mit einer ableitenden Verwertung der Hamburger Beziehungen gerechnet haben wird. Die Zeit, das vierte Jahrzehnt, stimmt etwa zur Abfassung der ersten Reimarischen Redaktion; doch braucht man

nur eine Seite des Wertheimers gelesen zu haben, um die Unmöglichkeit dieses Lessingischen Spieles zu erkennen. Der Erfinder selbst gab, als ihn Maschо und Andre bestritten, seinen „Einfall", die „übereilte Vermutung" preis und griff nach einer neuen Deckung, indem er mehrmals den Umlauf vollständiger Handschriften behauptete, während er selbst nur Bruchstücke von einer älteren Fassung vor sich habe. An Reimarus dachte zunächst niemand. Das Fragment, ein allgemeines Vorspiel und durch eine längere Darlegung zugleich ein Beweis für die Gelehrsamkeit des Ungenannten, blieb überhaupt ohne jeden erheblichen Widerhall, denn solche Beschwerden über den schlimmen Stand der vernünftigen Deisten inmitten einer unvernünftigen, unduldsamen Christenheit waren nichts Neues und den Gestrengen nicht einmal so unangenehm, da sie ihre Macht bezeugten. Auch Lessings Zugabe machte kein Aufsehn. Er hatte zunächst die Fragmente rühmlich charakterisiert: „Sie sind mit der äußersten Freimütigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends" — das war doch zuviel gesagt — „nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmähet alle kleinen Hilfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen". Dann gab er nur, um den Ungenannten nicht ganz ohne Geleit abtreten zu lassen, ein paar lose Seiten bei, die das Verhältnis des alten und des neuen Ketzers zum Muhammedanismus streifen, die einzelne Frage der altjüdischen proselyti portae, d. h. der von Reimarus für Deisten erachteten Judengenossen, teils einschränken, teils mit Anwendung auf die Gegenwart berühren und endlich in raschen Sätzen nicht ohne die Genugtuung, daß heut im protestantischen Deutschland alle bürgerliche Verfolgung von Schriftstellern aufgehoben sei, das sogenannte vernünftige Christentum herausfordern, von dem man leider so eigentlich nicht wisse, wo ihm die Vernunft, wo ihm das Christentum sitze.

Dieses Nachwort zielte mitten in die theologische Bewegung der Zeit. Das Stück erschien, als Damm 1772 mit seinem altfränkischen Testament die Trinität wegraisonniert und rationalistisch

aus Kreuzestod und Auferstehung eine bloße Ohnmacht herausgeklügelt, als Bahrdt 1773 seine neumodischen Fratzen geschnitten hatte, doch auf den Höhen der akademischen Gelehrsamkeit der Neuschöpfer alttestamentlicher Wissenschaft, Michaelis, und der Vater der modernen Kanonkritik, Semler, die Blicke der gesamten theologischen Welt auf Göttingen und Halle gerichtet hielten.

Unter dem starken Einfluß der von ihm gern überschätzten Engländer errang Michaelis die Befreiung aus der Enge seiner hallischen Studienzeit und das epochemachende große Vermögen, orientalische Denkmäler orientalisch zu erklären, wobei auch die Analogie reichlich verwertet, hebräische Altertumskunde gefördert, grammatische Sicherheit als Grundlage jeder Interpretation für klare Paraphrasen ohne Stilkunst aufgeboten wurde. Behutsam, doch unbekümmert um die Forderungen des Lutherischen Schriftprinzips, ging er mit den Bestandteilen des Neuen Testamentes um, indem er der Inspiration nur ein kleines Gebiet überließ und unter den „Göttlichen Büchern des neuen Bundes" sichtete, strich, anzweifelte. Für seine Person mußt' er gestehen, daß er den innern Beweis des heiligen Geistes nie gespürt, und er freute sich, nicht Professor der Theologie zu heißen, da trotz seinem Glauben an die „Hauptsache unserer Religion" eine Unterschrift der Symbole ihm „viel Unruhe verursacht" hätte. Lessing bewunderte die historisch-philologische Meisterschaft des Göttinger Gelehrten, war aber dem Menschen, seinem ehemaligen Gönner und Rezensenten, abhold, nicht bloß, weil zwischen Michaelis und dem lieben Reiske, dessen Schul- und Fachgenossen, eine böse Spannung bestand, sondern auch, weil persönliche Begegnung an der Leine 1766 entfremdend gewirkt hatte. Der leidige Professorenhochmut und Lessings freier Stolz waren aufeinander gestoßen. Michaelis' Biograph Hassencamp vergleicht mißgünstig die Leutseligkeit britischer Gäste mit dem absprechenden, „sehr hoch einherfahrenden" Wesen unsers berühmten Landsmannes und schildert die Verlegenheit des guten Dieze, der Lessing eingeführt hatte. Wichtiger als dieser äußere Verlauf ist ein von dem Ohrenzeugen Schulz in seinen „Bemerkungen über J. D. Michaelis' litterarischen Charakter" berichtetes ergebnisreiches Gespräch des zünftigen und des unzünftigen Theologen. Lessing gab danach geradezu den Anlaß zu Michaelis' erläuternder Über-

setzung des Alten Testamentes (1769 ff.), indem er sich ironisch darüber beschwerte, daß die Christen so wenig von dem erführen, was die Schriftgelehrten in ihren Studierzimmern ausmittelten, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren lateinischen Werken bekannt machten. Also Lessing wollte die Scheidemauer zwischen der kritischen Universitätstheologie und dem Publikum niederreißen, den Gewinn der neuen Kritik popularisieren, den Zustand beseitigen, daß diese Kritik sich hinter der spanischen Wand einer toten Gelehrtensprache gleich ängstlich behüteten Geheimlehren vor der lebendigen Anteilnahme der Laien verbarg. Es war notwendig, diesen scheuen Professoren ein weiteres Auditorium aufzutun und Mut einzublasen: denn wie seiltänzerisch rettete der profane Göttinger Deuter der Genesis die Inspiration wenigstens für den Schöpfungsbericht, der ihm doch nur ein urzeitlicher Mythus war; wie vorsichtig verschloß Reiske seinen Hiobkommentar im Pult; wie grundsätzlich beharrte die zurückhaltende Theologie Ernestis hinter den lateinischen Schanzen; wie streng schied Semler zwischen der vielgestaltigen Privatreligion der stillen Kammern und der öffentlichen, von geistlichen Beamten geleiteten, keinen Bahrdtischen Neuerungen auszusetzenden Staatsreligion. Diese große, doch verschwiegne Theologie auf einen offenen Markt mit lautem Widerhall zu locken, zu rufen, zu zwingen, war Lessings vornehmstes Ziel. Er selbst hat im Kampf um die Reimarischen Waffen die Ergebnisse Semlers jedem eingeprägt, der Ohren hatte zu hören. Es galt der Erkenntnis, die später Eichhorn kurz also formulierte: „Die Schriften des neuen Testaments wollen menschlich gelesen und menschlich geprüft sein."

Johann Salomon Semlers Hauptwerk, die „Abhandlung von freier Untersuchung des Canon", 1771—75, übte damals, noch unvollendet, aber im Ziel und Ergebnis klar, die stärkste Wirkung, so daß der Werther-Dichter 1774 Allen verständlich war, wenn er in der Karikatur einer Frau Pfarrerin den Zug anbrachte, die dürre, kränkliche Blaustrumpf meliere sich in die Untersuchung des Kanons. Semler, von den fleißigen deutschen Stubengelehrten der alleremsigste, nur zwischen Hörsaal und Schreibpult rastlos und zugleich formlos geteilt, bot hier die Summe seiner zuletzt von Zscharnack vortrefflich analysierten Kritik. Aus einer gedrückten, nie frei und froh überwundenen Jugend, deren autobiographische

Spiegelung Gustav Freytag zum Gemeingute gemacht hat, war seine Bahn allmählich angestiegen. Nun saß Semler auf dem hallischen Katheder des dankbar verehrten Baumgarten und durfte im Verfolg seiner ungeheuren Schriftstellerei und Lehre der Zeiten gedenken, wo junge Theologen die Lektüre eines Grotius und anderer Bibelstürmer nur mit schweren Strafen erkauften. Aus sanften Banden des Pietismus blieb ihm eine schlichte Hingebung an den gütigen Gott, ohne Schwärmerei für das Jesulein der Gemeinde. Pietistische Scheidung zwischen Kirchlein und Kirche, Privatreligion und Theologie trieb ihn an, weitab von Mosheims Pfaden, die Entwicklung der Religion Christi in den Parteien, Büchern, Dogmen der christlichen Religion mit „Modestie" im Ausdruck, aber aller Strenge kritischer Methode zu prüfen. Die Ausbildung des Luthertums ist seiner riesigen Belesenheit bis in ferne Winkel bekannt. Wie Gottfried Arnold durchsucht er die gesamte Ketzergeschichte. Als Philolog begrüßt er in Erasmus den Vater der neutestamentlichen Kritik, als Historiker sieht er sich durch Basnage gefördert. Er will seine Fakultät nicht länger durch einen Zaun von den Werkstätten der weltlichen trennen lassen, denn die Wissenschaft sei nur Eine und der Anspruch nichtig, daß von der Theologie „immer so sehr groß und prächtig geredet" werde. Er hält es mit dem Reformator Luther gegen die kleinen „Päpste" der Orthodoxie, mit den älteren Helmstedtern gegen Calov und dessen Enkel. Kein lauter Rufer im Streit — und woher sollte diesem allzeit eingeengten, in kleinlichen Verhältnissen schleichenden Dasein der heroische Pulsschlag kommen? — ist er doch trotz dem anschwellenden Geschrei der empörten Rechtgläubigkeit, die dem Braven satanische Bosheit, dem Unbefangenen greuliche Irrlehren vorwarf, fürbaß geschritten, bis ihm endlich bange ward vor den Geistern, die er hatte rufen helfen.

Semler protestierte dagegen, die Theologie, die wie jede Wissenschaft fortschreitende Veränderungen durchlaufe, festzunageln. Er verlangte protestantische Lehrfreiheit, nach allzu langer Knechtschaft unter dem „Handgewehr" der Kompendien und der „orthodoxen Routine" theologischer Ober- und Untergerichte: „Gern lasse ich mich widerlegen, aber überschreien, verketzern, anathematisieren lasse ich mich nicht." Luthers Schriftideal ward entthront: die christliche

Religion ist nicht die Bibel, und in der Bibel sind keineswegs alle Bücher gleich unentbehrlich zur Heilswahrheit. Ja, er gleitet wirklich dem Naturalismus zu, dessen man ihn so oft zieh, wenn er mit vielen Vorgängern und Zeitgenossen schon 1759 behauptet, daß der größere Teil der Bibel bloß die natürliche Religion wiederhole, die auch ohne Bibel den Menschen bekannt sei, während der kleinere Teil die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Religion unterschieden. Sein positives Glaubensbekenntnis über das Christentum ist schwer zu fassen, nicht sowohl, weil nach Michaelis' kollegialem Tadel das, was Herr Semler sagt oder sagen will, überhaupt dem Verständnisse trotzt, als weil Semler zwar seine Meinung von der Gnade mit offener Heterodoxie ausdrückt, seine Christologie aber auf den vagen Satz beschränkt, christgläubig sei, wer an Christum als befreienden Heiland glaube. Moralische Besserung ist auch ihm wie der ganzen Aufklärung die Hauptsache, der „Gehalt" des Christentums. Und so viel Semlers Erledigung urchristlicher Probleme der neueren Forschung seit Baur übrig gelassen hat, die Inspiration des Kanons war zu Ende geträumt, eine neue geschichtliche Betrachtung eröffnet. Für Semler heißt Kanon nicht Maß, Norm, Regel, sondern Reihe, Verzeichnis der in den Zusammenkünften christlicher Parteien vorgelesenen Bücher, nicht apokrypher. Zu ihnen zählen auch solche, die in unserer Bibel fehlen. Erst eine spätere kirchliche „Verabredung für die öffentliche Gesellschaft und öffentliche gemeinschaftliche Übung der Religion" stellte den strengeren Kanon fest. Diese Reihe für gottgegeben zu erachten, gehört nicht zur christlichen Religion. Die christliche Religion in ihrem Grund und ihrer Fortpflanzung hängt nicht von einem unwandelbaren hebräisch-griechischen Kanon ab. Andre Zeiten, andre Leser: darum sind die historischen Schriften des alten Bundes für die Juden von höherer Wichtigkeit als für uns, die wir nicht an ein auserwähltes, um Kultur und Geschichte der übrigen unbekümmertes Volk glauben. Nur die abgetane jüdische Denkart kann in den Taten Simsons und der Könige Göttlicheres als in den Begebenheiten andrer Nationen entdecken. Die Lehren des Alten Testaments sind nach dem besondern göttlichen Plan in „Regierung des menschlichen Geschlechts" dem kindlichen Standpunkte der ehemaligen Juden angepaßt, z. B. durch die Einkleidung des Sünden-

falls oder den Schöpfungsbericht, den in Bausch und Bogen nur „ganz einfältige Leute" festhalten könnten: „Die Hauptsache ist, Gott ist als Urheber von den andern Dingen außer ihm zu unterscheiden. Dieser Lehrsatz wird in dieser Einkleidung beschrieben, um ihn diesem Volke bekannt und eindrücklich zu machen. An physikalische, astronomische, mathematische Untersuchungen, zu denen Menschen aufgelegt sind nach ihren ganz andern Umständen, ist in jener Zeit, unter diesem Volke der Juden, gar nicht gedacht worden. Wer solche Untersuchungen anstellen kann, hat keine Verbindlichkeit, sie hintanzusetzen." So führt Semler den Grundsatz durch, daß die Bibel neben ihrer Religionslehre gar vieles enthalte, was in keinem unlösbaren Zusammenhang mit der Religion, daher jeder wissenschaftlichen Kritik offen stehe.

Wie Semler gern einen gediegenen Auszug zu christlichem Hausgebrauch und Unterricht sähe, mit Weglassung des Spezifisch-Jüdischen, so ist ihm die alttestamentliche Vorbereitung auf Christus zu „undeutlich". „Die alte vorüberseiende Haushaltung Gottes unter den Vorfahren der jetzigen Juden" konnte nicht die Grundlage für eine Juden und Heiden vereinigende Christenlehre sein, und die Heiden kamen ohne das ferne Licht des Judentums zu Christus. Hier nun liegt der Schwerpunkt der Erweise Semlers: Jesus kleidete seine Lehre für die Juden in eine „morgenländische Vorstellungsart", und seine Wunder, für unsre Gegenwart deshalb von geringerer Bedeutung und zum Teil aus einer biblischen Dämonologie als Nichtwunder erkennbar, zielten auf die Bekehrung der damaligen Juden. Es gilt also das „Judenzende" der christlichen Frühzeit temporär und lokal als „Partikularia" zu betrachten, diese Schalen, die den Kern umhüllten, als unwesentlich zur Religion historisch zu verstehn und besonders im heidenchristlichen Paulinismus die fortschrittliche Religion des Geistes zu erfassen. Wir müssen uns vom Buchstaben befreien. Schon der Umstand, daß kein genuiner Text vorliegt, verbietet die Annahme wörtlicher Inspiration. So wird Semler, indem er der göttlichen Inspiration nur die neuen Begriffe von Gnade und Vergebung sparsam überläßt, Griesbachs Vorfahr in der Rezension des orientalischen und des occidentalischen Textes. Er scheidet Glossen aus. Er achtet philologisch auf den Sprachgebrauch und bricht einer heut unendlich

verfeinerten Methode die Bahn. Hatte bereits Luther immerhin, als er kühn das „Deuterokanonische“ zurückschob, eine Sonde in die apostolischen Briefe gesenkt, so verwarfen Michaelis und Semler den Paulinischen Ursprung des Hebräerbriefs. Die Kritik erkannte z. B. im Schluß des vierten Evangeliums einen fremden Nachtrag und stellte mit aller Schärfe den Satz auf, daß das Evangelium Johannis und die von Semler wahrhaft gehaßte Apokalypse nicht denselben Verfasser haben könnten. Sie prüfte die Evangelia menschlich als Erzeugnisse gewisser Individualitäten aus gewisser Zeit. Dem geschriebenen Wort war das mündliche vorausgegangen, also war ein Christentum vor den Schriften der Apostel. Diese folgten ihrer Eigenart, beobachteten als Erzähler einen ungenauen epischen Zeitgang und sahen auf bestimmte Kreise, wie denn manche Stellen der Paulinischen Briefe nur den jeweiligen Verhältnissen der angeredeten Gemeinde galten. Es gab eine größere Zahl von Evangelien, und die erhaltenen stimmen nicht überein. Während Matthäus so vernehmlich „judenzt“, um durch Wunder und Figuren seinen Zuhörern gerecht zu werden, setzt Johannes geistigere Leser voraus. Kurz, Parteiungen und Strömungen wirkten in der alten Kirche, deren Glieder nicht unsre vier Evangelia in Händen hielten, geschweige den ganzen allmählich aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengefügten und von der Kirche geheiligten Kanon. Mochte Semlers Kritik der Quellen manchmal unschmiegsam falsche Maßstäbe des achtzehnten Jahrhunderts anlegen und mit der ganzen Aufklärung die Geburt der christlichen Dogmatik aus der Religion Christi äußerlich entwickeln, mochte seine Scheidung der „Sachen“ und der zeitlich-örtlichen Formen mancher absichtlichen und mancher unabsichtlichen Unklarheit zu zeihen sein — eine Reihe zukunftsfroher Sätze hat der ernste, schwerfällige Gelehrte, dessen Hermeneutik den Studenten „wirklich ein ganz neues Land in der theologischen Gelehrsamkeit“ erobert und auch für Laien den Zugang nicht ganz verrammeln will, als dauernden Gewinn aufgepflanzt: Religion und Theologie sind zweierlei; die Dogmen sind allgemach am Baum der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christentum zeigt unverkennbar die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit persönlichen, landschaftlichen,

temporären Eigentümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles, was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen reinhistorischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist ein für uns unverbindlicher Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der Kirche; die freie Forschung, nicht die „eiserne Reihe" eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus.

Die Jenenser und Göttinger traten gegen diese Kritik samt ihren unausbleiblichen Konsequenzen ins Gewehr, orthodoxe Pastoren nahmen den Mund voll gegen diesen Wolf im Schafstall, karikierten Semlers sachtes Vorgehn als einen Handstreich des Naturalismus und schrieen nach der Polizei. Lessing aber dachte den Hallenser mit seinem Wolfenbüttler Ungenannten zu übertrumpfen: „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments" wollt' er, eben da Semler seine „freie Untersuchung" beschloß, in Berlin mit einer Vorrede drucken zu lassen (an Karl, 11. November 1774), um die Gärung zu befördern. Es blieb aber bei dem Gedanken, und Lessing verschwand für drei Jahre vom theologischen Schauplatz. Die Unruhe seiner Werbe- und Wartezeit und die Reise nach Italien schoben alle Arbeit, die einen freien Kopf forderte, zurück. Erst als er gewiß war, Eva bald die Seine zu nennen und an ihrer Seite aufzuleben, griff er, und diesmal reichlicher und tiefer, in den Vorrat der Fragmente. Im Juli 1776 sind die an die Reimarer gesandten Aushängebogen des vierten „Beitrags" eilige Vorboten seiner eigenen Hamburger Reise: „Was geschehen soll, muß bald geschehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erst dann abprallt, wenn das Ziel verrückt ist?" Die Theologen, die sich inzwischen ein wenig über Semlers Schüsse beruhigt hatten, sollten in Atem gehalten werden. Elise, die noch jüngst, da Abt Chapuzeau in Hannover um die Schutzschrift des Vaters bat, die Mißachtung der Lessingischen Bibliotheksspenden als bloßer Antiquitäten beklagte, sprach freudig ihren Segen: es möge denn drauf losgehn, bis das Ziel so durchlöchert und verrückt sei, daß es gar kein Ziel mehr abgeben könne! Im

Januar 1777 trat das vierte Stück der „Beiträge“ zu andrer Wirkung ans Licht:

„Es ist ganz theologisch, und ich bin begierig, zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedener sein werden.“ Und doch war die „dreisteste und stärkste“ Ladung noch unverschossen.

So erschienen die fünf Fragmente: „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln“, der grimmigste Protest gegen die Orthodoxie, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten“ und „Daß die Bücher Alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren“, zwei Todesurteile gegen die christliche Weltreligion und ihre göttliche Voraussetzung im alten Bunde, dazwischen die zersetzende Kritik des „Durchgangs der Israeliten durchs rote Meer“, am Schlusse jene feindseligen Bedenken „Über die Auferstehungsgeschichte“.

„Und nun genug dieser Fragmente!“, ruft Lessing im Eingang der von ihm beigefügten Gegensätze, die den panischen Schrecken sogleich ein wenig dämpfen wollen. Niederschlagen, so tröstet der Herausgeber, könnten sie vielleicht den gelehrten Theologen, der für seine Stützen und Strebepfeiler, seine Hypothesen und Beweise fürchte, nicht aber den Christen, der sein Christentum beseligt fühle. Und in einem allerdings künstlichen Bilde faßt Lessing hier unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Religion als ein im Innersten skrupellos Empfundenes. Dies Gefühl versteht er und tastet es nicht an, wie wenig sein eigenes Herz von den Strahlen des frommen Glaubens vibrierte: „Wenn der Paralytikus die wohltätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat.“ Was Semler so weitläufig und mühsam auseinandergesetzt, nimmt Lessing in knappen, jedem Leser mundgerechten Formeln zum Grundtext aller künftigen Kampf- und Friedenspredigten: der Buchstab ist nicht der Geist, die Bibel nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion; denn die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört und ist in diesem Mehrern nicht gleich unfehlbar; auch war Religion

vor der Bibel, Christentum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel; auf diesen Schriften, die spät zum großen Kanon anwuchsen, kann also die ganze Wahrheit der Religion nicht beruhen; sondern die Religion, die von Evangelisten und Aposteln gelehrt wurde, weil sie wahr ist, nicht aber wahr ist, weil sie gelehrt wurde, könnte nach Verlust jedes Buchstabens bestehn, wie sie vor dem Buchstaben bestand kraft ihrer inneren Wahrheit, die ihr, wenn sie keine hat, alle schriftlichen Überlieferungen nicht geben würden. Nach diesem inhaltschweren Vorspruch tritt Lessing in die Mitte der Bekämpfer und Verteidiger, um nach beiden Seiten vor der bloßen Verzerrung des Widerparts zu warnen, mit einer durchaus dem Kampf entlehnten Bilderkette das Ideal eines Gesamtangriffs und einer Gesamtverteidigung dem Streit um einzelne Bastionen entgegenzuhalten und den Anfang des großen neuen Turniers abzuwarten. Die Rückständigkeit der vor ein paar Jahrzehnten geschriebenen Fragmente wird ausdrücklich betont wie der moderne Standpunkt gegenüber einer durch Offenbarung bloß sanktionierten Urreligion der Vernunft. Was er selbst, nur scheinbar dem christlichen Apologeten vorarbeitend, an Fragezeichen und Widerlegungen auf den Rand der Fragmente schrieb, die „Maulkörbe", die er ihnen nach Claudius' witziger Bezeichnung anlegte, das war keineswegs bloß eine raffinierte, larventragende, sophistische Politik, wie der gerade Sinn Elisens manchmal wähnte, obgleich den theologischen Schriften Lessings die „Feinheit" und die Halbmaske nicht fehlt. Der Wunsch der Reimarer, ihr Freund möge sich damit begnügen, einfach den ganzen Brocken hinzuwerfen, verkannte den notwendigen innern Drang ungesäumter eigener Stellungnahme. Auch Lessing schwor zum ethischen Ideal des Ungenannten, auch Lessing war des positiven Glaubens ledig. Er verwarf die Offenbarung des biblischen Wortes und die Ansprüche des Christentums auf alles Heil in der weiten Welt. Er sah im Durchzug durchs rote Meer eine wunderbar ausgeschmückte Sage, in den Auferstehungsberichten eine Reihe von unvereinbaren Widersprüchen, und es konnte seine geistige Gymnastik wohl einmal vergnügen, sehr Reimarisch „Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind" vorzurechnen. Auch er schied überall, am klarsten in einem nachgelassenen Fragment, die „Religion Christi",

des erhabenen Menschen, und die Jesum vergöttlichende „christliche Religion", die weit ungewisser in den Evangelien enthalten sei. Aber nichts lag ihm ferner, als sich mit den Zielen und Wegen des Fragmentisten einverstanden zu erklären oder durch Stillschweigen einen solchen Verdacht zu nähren. Also, um mit einer Einzelheit anzuheben, Lessing vergeistigt das mosaische Märchen vom Sündenfall zur Erfahrung des Sündigenmüssens, oder er erteilt dem Orthodoxen den Rat, das Wunder jenes Durchzugs, wenn der Bericht wirklich einer auch von Lessing, wie von Michaelis und vielen Andern vorher und nachher versuchten natürlichen Erklärung spotten sollte, gegen jeden Skrupel eben für ein Wunder zu erklären, weil er über die Macht des Beweises anders denkt als Reimarus. Wiederum lehnt er die neue Mode des Glaubens als bekräftigter Vernunft, der Vernunft als raisonnierenden Glaubens ab und antwortet auf Reimarus' allgemeine Kritik der Offenbarung mit Reflexionen über die Vernunft, die sich gefangen gebend ein Bekenntnis ihrer Grenzen ablege; auf seine pädagogischen Beschwerden erstens mit dem anders gewendeten Satze, daß die geoffenbarte die vernünftige Religion in sich schließe, und weiter mit denselben Gedanken über den schwierigen pädagogischen Übergang von Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten, die einst seine „Litteraturbriefe" dem Schüler des Reimarus, Basedow, schroffer zu Gemüte geführt hatten. Dem zweiten und vierten Fragment aber erwidert Lessing, nachdem er den strengen Beweis, daß eine für alle Menschen glaubhafte Offenbarung unmöglich sei, anerkannt hat, exoterisch dahin: mag sie unmöglich sein — sollte Gott deshalb gar nichts geoffenbart haben? Nein, die höchste Weisheit und Güte wählte den kürzesten Weg, um die meisten Menschen zum Genusse der Offenbarung zu befähigen. Und wirklich habe das „unendlich mehr verachtete als verächtliche" jüdische Volk wie kein anderes in der Geschichte mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert. Reimarus hatte die Offenbarung als unmöglich und unnütz weggerechnet und zugunsten des Menschenverstandes wegraisonniert. Lessing hält dem Ungenannten den gefährlichen Mangel einer Unterscheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsbüchern, Christentum und christlichem System, zwischen Unkenntnis der Offenbarung und Ausschluß von der Seligkeit, zwischen mühsamer Erforschung und herzlicher An-

nahme beredt vor und gibt der ganzen Frage nun eine andre, viel tiefere, positive Wendung, indem er von den Reimarischen Beschwerden über den Mangel des Unsterblichkeitsglaubens im Alten Testament aus einen Blick wirft in das, was er wiederum exoterisch mit den Theologen die Ökonomie des Heils nennt: Gottes Offenbarung ist eine weise, von Stufe zu Stufe hinanführende Pädagogik. Aus seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" teilt Lessing hier, ohne sich als Urheber zu bekennen, die Folge der ersten dreiundfünfzig Paragraphen mit, einen entwickelnden Überblick über den unteren Kursus der Offenbarung oder Erziehung im alten Bund, in der Kindheit der Menschen, bis Christus erschien und eine neue Weltära eröffnete. Hier bricht Lessing ab. Er hat einen genügenden Vorschmack seiner eigenen, von des Reimarus Rechnungen und mörderischen Raisonnements unabhängigen Religionsphilosophie gegeben, und in der sicheren Ahnung, auf welches Ziel die herausgeforderten Apologeten zunächst rennen würden, scheidet er mit knappen, unübertrefflich klaren Sätzen zur Fragstellung über die Widersprüche der Auferstehungsgeschichte: kein einziger Evangelist war bei allen Erscheinungen gegenwärtig; man trenne Widersprüche der Zeugen und Widersprüche der Geschichtschreiber dieser Aussagen; es ist nach aller Erfahrung nur scheinbarer Widerspruch, wenn Zeugen in mehreren Berichten über dieselbe Sache sich selbst und einander widersprechen; wir wissen auch gar nicht, ob unter den ersten Zeugen wahre Widersprüche vorhanden waren; doch der große Prozeß, der von der glaubwürdigen Aussage der Zeugen abhing, ist gewonnen, denn das Christentum hat über Juden und Heiden gesiegt, und es wäre töricht, den Prozeß heute nach den unvollständigen und widersprechenden Geschichtsnachrichten von jenen durch den Erfolg beglaubigten Zeugnissen zu revidieren. Nun jedoch kehrt Lessing den Spieß gegen die Götzendiener des Buchstabens und behauptet mit einer sehr unorthodoxen Wendung über die Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß nicht die Zeugen, aber allerdings die Geschichtschreiber einander widersprechen und daß ohne fortdauerndes Wunder derlei Ausartungen einer jahrzehntelangen mündlichen Erzählung unvermeidlich waren. Wer dies Wunder durchaus schaffen will, der muß alle Widersprüche begleichen, nicht nach dem ungenügenden Verfahren der bisherigen Harmonien, nicht mit den ab-

genutzten Waffen der englischen Apologeten, aus deren Schar Lessing drei Typen herausgreift. Wer die Untrüglichkeit der Evangelisten in jeder Silbe behauptet, „versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle! Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphierender Verachtung übergehen, heißt, keinen beantworten".

Diesmal drangen die Theologen von allen Seiten heran, um den Handschuh aufzunehmen. Vielstimmiger Widerhall antwortete; doch, wie es zu gehn pflegt, die Berufensten und darum in den weit aufgetanen Schranken des Fragmentenstreites Willkommensten prüften gemächlicher, von der Bedeutung dieses Waffengangs durchdrungen, den Gegner und die eigene Rüstung, während kleinere Leute rasch entbrannten und mit hastig aufgerafften Wehr herbeiliefen, um den namenlosen Feind des Christentums zu strecken. Das Beispiel des Ersten rief den Zweiten und Dritten ins Feld, dann regnete es Artikel, Broschüren, Bücher, so daß Massenrevuen wie die lahmen Berichte des Berliner Predigers Lüdke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einen Ernteſegen, der seit Tindals Tagen unerhört war, nicht bergen konnten und der Geschichtschreiber heute, schon wegen der Überzahl dieser rührigen Federn, gern der Regel folgt, nicht alle gemeinen Soldaten, die am Feldzug teilgenommen, herzuzählen, sondern sich wesentlich auf die Namen zu beschränken, die durch seinen Helden der Nachwelt übermittelt oder mit hervorragenden Leistungen verknüpft sind.

Wer wüßte denn ohne Lessing ein Sterbenswörtchen von dem hannoverischen Lyzeumsdirektor Johann Daniel Schumann, der im September 1777 ein Heft „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion" abschloß? Wohlmeinend und brav, breit und seicht, mit ungelehrtem Rüstzeug, stellt er sich trotz Lessings Gegensätzen auf den Standpunkt, das Christentum müsse völlig, auch für den Laien, demonstriert werden. Er „beweist" also und glaubt felsenfest an die durchschlagende Kraft seiner „Beweise". Ihm sind die geschriebenen Nachrichten der Jünger die einzige Quelle der christlichen Religion, Lehre und Nachricht eins, das Bibelwort ein Gefüge, dem kein Stein entzogen werden darf, ohne daß alles dahinsinkt. Er kann nicht mit gewissen englischen

Apologeten und Herrn Lessing die Schwierigkeiten durch Unterscheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsgeschichte lösen, denn das Evangelium muß seinen übernatürlichen Beistand behalten, sonst büßt die Lehre Jesu ihre Zuverlässigkeit ein. Also Beweise her! Den Kanon hat ja Lardner gerettet; aber Schumann sieht wohl, daß die bloßen Anleihen bei den Vorgängern nichts fruchten, seitdem die Feinde soviel gescheiter geworden sind. Er beschimpft den Ungenannten, einen „Mann von Kenntnissen", nirgend und erklärt, mit einer achtungsvollen Verbeugung vor Lessing, gegen Ende: „Ich hielt es um so viel nötiger, mich aller bloß beredenden, nicht ganz überzeugenden, Gründe zu enthalten, nachdem wir in diesem Jahr einen Gegner bekommen haben, der sich nicht bei Nebendingen aufhält, nicht auf Voltärisch lacht und witzelt, sondern die Hauptstützen angreift. In der Tat ist seine Schrift nicht nur wegen des gelehrten Tons und der allenthalben durchscheinenden Wahrheitsliebe, sondern auch wegen des großen Gewichts, welches der in seinen Verdiensten glänzende allgemein verehrte Herausgeber in den Zusätzen darauf legt, der bedeutendste Anfall, der unsere Religion je getroffen hat." Das zweite Fragment des „Beitrags", über die seit Rousseaus Vicaire Savoyard noch nie so abschreckend dargestellten Schwierigkeiten einer allgemeinen Offenbarung, beschäftigt ihn vorzüglich. Von den Rechenexempeln des Ungenannten wird abgesehn; sie hätten ungedruckt bleiben sollen. Der Vorstellung politisch wühlender und trügender Apostel begegnet Schumann mit vernünftigen Einwürfen. Die alte Hauptwaffe jedoch liefert die ἀπόδειξις πνεύματος καὶ δυνάμεως, der „Beweis des Geistes und der Kraft", den Origenes einst aus Paulus (1. Kor. 2, 4) geschöpft hatte: der Geist wirkt in den Weissagungen des alten Bundes, die trotz den Collins so klar und deutlich sind, daß sie jeden überzeugen müssen; die Kraft in den Wundern, die Christi Lehre bestätigen und auch von den Ketzern der ersten Jahrhunderte geglaubt wurden; aus den erfüllten Weissagungen und den erhärteten Wundern, die beide nur von Gott kommen können und dem Christentum den Sieg über jede fremde Religion sichern, ist die unvermittelte göttliche Offenbarung ganz sicher zu erschließen. Ein Beweis, den Origenes und Irenäus noch durch fortdauernde christliche Wunder ihrer Zeit befestigen wollten, den aber auch neuere Theologen von

Huet bis zu Michaelis trotz manchen Einwänden ins Feld führten, während etwa Damm sagte, mit Wundern sei für die damaligen Juden geläutet worden, Semler ganz ähnlich unsre Erkenntnis durch „erzählte miracula“ nicht gefördert sah und der spätere Rationalismus sie weginterpretierte. So schämt Schumann sich der Verlegenheit, in die ihn anfangs das „gefährlichste“ dritte Fragment und des Herausgebers „unglaublich wundervoller Ausweg“ gebracht hatten, und fordert getrost das Erscheinen der übrigen Fragmente, die im Dunkel nur größere Verwirrung stiften würden, mit dem beliebten Wunsch, man möge dergleichen Schriften aus billiger Nachsicht für die Schwachen in fremder Sprache darbieten.

Anonym erließ Lessing zwei Antworten: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ nebst den friedlichen Blättern „Das Testament Johannis.“ Er hatte längst den kirchenväterlichen Verteidigungen des Christentums gegen heidnische Angriffe die gegenwärtige Beweiskraft aberkannt und auch öffentlich schonungslos die neuesten Fortschritte der Religionserkenntnis aufgedeckt, wodurch die einstigen Aufforderungen zu einer ernsten Prüfung des Christentums in ausgefeilten und zugespitzten unumstößlichen Argumenten verkettet waren, daß nur mutwillige Blindheit und vorsätzliche Bosheit sich nicht überführt bekennen konnte. Jetzt bezwang ihn die „Evidenz“ des aus dem Origenes erneuerten Beweises mit nichten. Nachdem er in einer halbironischen Zuschrift voran seinen Hunger nach Überzeugung ausgesprochen, widmet er den Bogen einer durchlaufenden Antithese zwischen der historischen Überlieferung und der eigentlichen Erfahrung, wie sie so präzis noch keinem englischen Prüfer der evidence gelungen, doch namentlich von Butler (1736), allerdings mit einem versöhnenden Rückblick auf die durch achtzehn christliche Jahrhunderte erfüllten Weissagungen, vorbereitet war. Der Beweis des Geistes und der Kraft habe jetzt weder Geist noch Kraft mehr: denn ein andres sind erfüllte Weissagungen und mit eigenen Augen geprüfte Wunder, ein andres solche, von denen ich nur historisch durch ein Medium weiß, daß Andere sie wollen erlebt, gesehn, geprüft haben. Wenn keine historische Wahrheit demonstriert werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriert werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Von

diesem rationalistischen Hauptsatz, den wohlfeile Hinweise auf dies oder jenes Beispiel absoluter historischer Gewißheit, aber auch Kants tiefere Gegensätze nicht umstoßen können, dessen Bedenklichkeit jedoch später dargetan werden soll, gelangt Lessing zu sehr kühnen Folgerungen: kann ich historisch nichts dagegen einwenden, daß Christus einen Toten erweckte — muß ich deshalb glauben, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleichen Wesens sei? Oder kann ich historisch die Auferstehung Christi nicht bestreiten — ist damit die Gottheit des Auferstandenen bewiesen? Lessing war ein zu guter Logiker, um nicht solche Sprünge nach dem Aristotelischen Ausdruck als μετάβασις εἰς ἄλλο γένος entschieden abzulehnen. Und will ihm sein Gegner über den „garstigen breiten Graben" hinweghelfen, indem er mahnt: derselbe Christus, dessen Auferstehung du historisch gelten lassen mußt, sagt, er sei Gottes Sohn — so wird er folgerichtig antworten: daß Christus das gesagt hat, ist auch nur historisch gewiß; nein, beteuert jener: inspirierte Schriftsteller zeugen unfehlbar dafür — daß sie inspiriert waren, ist auch nur historisch gewiß. Diesen der orthodoxen Beweisführung tödlichen Streitsätzen nimmt Lessing durch seinen steten Schluß die Spitze für den fühlenden Christen: der weiß, daß einst die Menge durch Weissagungen und Wunder aufmerksam gemacht wurde, doch er hält sich an die reifen, sättigenden Früchte der alten Saat, an das einzige noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst, an die innere Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf. Nicht verneinend, sondern versöhnend scheidet Lessing: „Möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch, dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich." In allen Kirchen am augenfälligsten Ort möcht' er das Testament Johannis mit goldenen Buchstaben verzeichnet sehn, sagt Lessings inniger kleiner Dialog, der aus Hieronymus und Augustin die sanfteste Botschaft liest und als Seele des Christentums die Liebe predigt. Das lateinische Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Busen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reisten Born schöpfte", das Gespräch selbst den Greis zu Ephesus, der nur noch ein Gebet sagen konnte: „Kindlein, liebet einander!", dies aber, als seine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gott-

befohlenes Genügen erklärt. Nie ist Lessings Rede so lind erklungen wie hier, wo er die christliche Liebe über die christlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendsten Glanz der Verklärung auf das kindliche Vermächtnis des alten schwachen Johannes ergießt. Nur ein ironischer Ton darf sich leis hervorwagen, um dem aus tiefster Seele gesprochenen Wort „göttlich", das Klopstocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verschwendet und abgenutzt hatte, seine Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Lessings Seele der Caritas ergeben; ihr sollte der volle reine Ausklang nach so vielen Dissonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den Johanneischen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geist und Freisinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlte, doch seine noch im Dezember 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft" recht untriftig mit kleinen Nachträgen zu Origenes und armseligen Abweisen der unverstandenen Wertschätzung von Geschichtswahrheiten anfüllte. Jetzt überhob er sich, sah die „strengste Vernunft" auf seiner Seite gegen das „Pamphlet", sprach von nötigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieses Briefwechsels geböten, und dachte, mit einer Wendung falscher Bescheidenheit, andern das letzte Wort zu überlassen. Lessing fand die Antwort unter aller Erwartung schlecht, wollte jedoch den offenbar harmlosen Mann schonen und lieber nichts erwidern als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns üblen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unschuldiges Pförtchen benutzt, um mit einiger Manier in die Laufbahn zu treten, nicht ohne leichten Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberg geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und ihrem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andre Strenggläubige den Degen. Da sandte der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten vertuschender Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andre hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt,

daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigibt und sehr befestigt dankbar abgeht. Reß führt seine Sache bescheiden als ein unberühmter Mann, mit pastoralem Bedauern, selten mit heftiger Rede gegen den fälschenden Schwätzer, und ohne Lessing auch nur zu nennen. Sein Stil ist kraus, seine Logik machte sonderbare Sprünge. Da die Evangelien kein Protokoll in re praesenti, sondern unter Gottes Einfluß niedergeschriebene, je nach der Absicht der Verfasser verschiedne spätere Erzählungen seien, so „folge hieraus", daß unter ihnen keine Widersprüche bestehen könnten und der Ausleger nur den einen Bericht aus dem andern ergänzen müsse.

Lessing verspürte keine Lust, den Herrn A in solchen Dialogen zu machen und auch der neuesten frommen Entdeckung, daß der Auferstandene die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt ununterbrochen mit seinen Jüngern verlebt habe, Beifall zu nicken. Seine Hypothesen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons, deren erste Fassung in den Spätherbst 1777 fällt, will er zur Vertiefung, Verschärfung und Verallgemeinerung der Disputationen aufpflanzen, mit dem Nachbar aber spielt er eine theologische Komödie in der „Duplik" und pariert die „unverdauten Einfälle eines vermutlichen Laien" nochmals im ersten und im elften „Anti-Goeze". Die glimpfliche Geduld, die Schumann erfahren hatte, wird dem geistes- und stilverwandten Reß nicht mehr zuteil, und wer von seinem schleichenden Gespräch zu Lessings fliegenden Dialogpartien kommt, muß sich fragen: warum diese Hitze, dieser Hohn? Gewiß pflegt andauernder Streit einem temperamentvollen Mann das Blut in raschere Wallung zu treiben und die Rede gegen den Zweiten über die Rede gegen den Ersten hinaufzuschrauben; gewiß hatte Reß die wuchtige Warnung am Schlusse der Lessingischen Zusätze gar nicht beachtet und ohne jeden neuen Gedanken ins Gelag hinein geredet; aber das war es nicht allein und nicht vornehmlich, was in Lessing einen solchen Strom von Galle hervortrieb. Die theologischen Händel brachen ja aus, als Frau Eva ihrer schweren Stunde entgegensah. Dann kam die furchtbare doppelte Katastrophe! Mitten in den Nachrichten vom Krankenbett und von der Bahre geben die Briefe Kunde von erfolgten Angriffen, geplanter Abwehr. „Mag er alsdann immer ein bißchen bitter sein", schrieb im Verlauf dieser

Fehden die einsichtige, treue Elise, die aus all den heftigen Worten Lessings Schmerz um die verlorene häusliche Seligkeit heraushörte. So ist „das haut-comique“ der dramatischen Polemik, von dem Lessing sagt, es mache die andern theatralischen Arbeiten ihm so schal und wässerig, mit einer Lebenstragödie verflochten, und der gute Reß wurde das erste Opfer dieses erbarmungslosen Zorns. Die „Duplik“ ist vor Evas Niederkunft begonnen, nach ihrem Tode beendet worden. Sie setzt mit einer launigen Begrüßung des schwachen, abgelebten Nestor ein, der sich anstatt jüngerer und stärkerer Griechen dem ausfordernden Hektor stellen will, und führt zum Motto den Spruch, hier werde mehr gestritten als etwas durch die Rede gewonnen; sie bricht mit dem Versprechen ab, nie wieder wolle Lessing es sich auch nur vornehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Erschüttert meint man die Stelle, ja das Wort zu treffen, wo Lessing nach der Heimkehr ins verödete Zimmer fortgefahren ist. „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich Vieles so warm, so teilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines eigenen Halses zu sprechen.“

„Duplik“, nicht Replik, sagt der Titel, denn Lessing erklärt seine Zusätze für eine Verteidigung der angeklagten Evangelisten, Reissens falsche Harmonie für eine die Evangelisten anders als ihr ungenannter Ankläger schädigende Replik — „Also Duplik!“ Diese Duplik baut sich in meisterlicher Gliederung auf: eine kurze, mit Lessings Namen unterzeichnete Zuschrift, dann nach dreifacher Einleitung der Hauptteil mit einem Einschnitt zwischen den beiden Hälften der zehn, Stück für Stück durchgenommenen Widersprüche, das vom zehnten zum Eingang zurückdringende Nachwort als „unwillkürlicher Ausbruch meiner innigsten Empfindung.“ Neue Bilderfülle beleuchtet das Ganze. Eine polemische Figur nach der andern wird aufgeboten, und wo bleibt der träge Trott des Reissischen Dialogs gegen diese machtvollen Reden, dieses sprühende Gespräch mit dem Leser, diese scharfen Verhöre der Evangelisten und ihres

übel beratenen Verteidigers, diese grausamen Farcen, die Lessing mit dem immer wieder einnickenden Nachbar aufführt! Zwischen biblischen, patristischen, modern-theologischen Zitaten stehen Scherze Molières, Verse des „Messias". Hier ein derbes, ja ein lästerliches Wort, da ein poesievolles Gleichnis; hier eine polemische Parade des Fechtmeisters, da ein tiefes Bekenntnis, das sich der ganzen Nation eingeprägt hat und auch dem teilnehmenden Ausländer im Ohr tönt, sobald er Lessings gedenkt. Auf den ersten Seiten, wo er der Person des Ungenannten die Gerechtigkeit zollt, die seine Sache darum noch nicht hat, und den Mann, der aus Überzeugung und guter Absicht scharfsinnig und bescheiden die Unwahrheit durchzusetzen sucht, dem Manne, der die beste Wahrheit aus Vorurteil mit Verschreiung des Gegners alltäglich verteidigt, unendlich vorzieht, wo er schlechterdings nicht zugeben will, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe, sagt er die goldensten Worte von dem ewig strebenden und im rastlosen Suchen, nicht im ruhigen Halten beseligten Dienst der Wahrheit:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Die Orthodoxie aber, blind für den Tiefsinn dieser vielleicht aus seinen Sätzen des Clemens Alexandrinus entwickelten Parabel, nahm es wörtlich, daß Lessing die Wahrheit aus der göttlichen Rechten verschmähe; sie bejammerte seine Verstocktheit, die allerdings für ihre harmonistischen Kunststücke so unempfänglich war. Lessing will von seinem Nachbar nicht schonungsvoll aus dem Spiele

gelassen sein und interpretiert ihm die Zusätze. Verschiedene Geschichtschreiber derselben Ereignisse bleiben glaubwürdig auch ohne harmonische Paraphrasen ihrer Widersprüche; jeder Historiker erfindet unwillkürlich im Strom der Rede, das wird auch gegen Reimarus gesagt; wer einen Livius frank behandelt, aber die Evangelisten um jede Silbe auf die Folter spannt, verficht nicht die Auferstehung, sondern die Theopneustie, nicht das Evangelium, sondern die Dogmatik. Lessing schickt den Orthodoxisten heim mit seinem heiligen Geist, der „anscheinende Widersprüche" der Evangelienschreiber zuläßt, und erklärt von neuem, unter stillschweigender Replik auch für Schumann, seinen Standpunkt: die Auferstehung hängt nicht bloß von jenen Aussagen ab; die Tüchtigkeit eines Hausfundaments wird durch den sicheren Bestand, nicht durch Aufwühlen des Grundes erwiesen; die Religion ist da, und das fortdauernde Wunder der Religion selbst bestätigt die Überzeugungskraft der begründenden Wunder Jesu und seiner Jünger für die Zeit des ersten Christentums; die historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, ihre Heilstatsache, gehören in den Winkel des Zeughauses zurück. So hat Lessing freie Hand gegenüber den Widersprüchen der Evangelisten, und mit mehr als Reimarischem Scharfsinn zerpflückt er des Nachbars harmonistischen Kranz Blatt für Blatt. Es tut nichts zur Sache, daß wohl jemand in diesen peinlich genauen Vernichtungsurteilen über die vertuschende, da verdoppelnde, dort zwängende, jetzt den Matthäus, darauf den Marcus mißhandelnde Harmonistik doch noch einen geringen sachlichen Irrtum oder eine falsche Deutung (ὀψὲ σαββάτου) aufstechen konnte. Noch weniger dürfen die Klagen über manchen höhnischen Ausdruck von Dingen und Menschen der Evangelienharmonie, nicht der Evangelien, Lessings Triumph einschränken, der, ohne die Folgerungen des Ungenannten und ohne Rettung all seiner „Widersprüche", die Manoeuvres der Orthodoxisten als „engbrüstig, lahm, schielend, Thersitisch" vernichtete. Wie dann Herder 1796, anders als Lessing den Kern rettete, dem „Erlöser der Menschen" in die Seele sah, hat zuletzt Zscharnack gewürdigt.

Als Michaelis nach langem Bedenken 1783 seine „Erklärung der Begräbnis- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den vier Evangelisten" vorlegte, komt' er sich die „wissentliche Chikane" und

die „grobe Unwissenheit“ des Fragmentisten, die wohl zum Wertheimer passe, schlechterdings nicht mit der anerkannten Gelehrsamkeit des Mannes reimen, den die Welt hinter dem Anonymus erblickte. Er hält ihm eine langwierige und ungnädige Lektion; mit Lessings Gesichtspunkten aber verträgt sich der berühmte Kritiker fast durchweg, nicht gesonnen, den „seligen Lessing“ für seine Beurteilung der menschlichen Evangelien unter die Ungläubigen zu verstoßen, sondern gleich ihm davon durchdrungen, die Lehre von der Inspiration sei unhaltbar. Er wendete auch nichts mehr dagegen ein, daß Lessings antiorthodoxe Polemik einmal die Überzeugung, der christlichen Religion geschehe durch den Fall der göttlichen Bibeloffenbarung kein Schade, mit einem großen Zitat aus der Michaelisschen „Einleitung“ verschanzt hatte. Er begriff, daß und warum Lessing „den Harmonien nicht recht gut war“, und so viel Entgegenkommen in allen Fragen der historischen Kritik macht den Einwand unerheblich: Lessings Gebot, der Verteidiger müsse jeden Widerspruch befriedigend lösen, sei zu straff gespannt. Doch Michaelis kam, mit Absicht, zu spät. Unberufenere haben bei Lessings Lebzeiten zuerst das Wort ergriffen, auch Ritter von der traurigen Gestalt.

Seine Mahnung, es genüge nicht, die Fragmente in die eine, die Bibel in die andre Hand zu nehmen, um kurzweg jene mit dieser abzutöten, und die ganze zermalmende Wucht der „Duplik“ schreckte dennoch ehrgeizige fromme Herrn nicht ab, an dem Ungenannten zum Meister zu werden. In keiner Litteratur ist das Sprichwort vom aufgewärmten Kohl triftiger als in dieser. Dem einen braunschweigischen Superintendenten folgte 1778 ein zweiter, der Vorsfelder Hauptpastor J. Lüderwald, und bewies, ebenfalls Lessing völlig ignorierend, „Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi“, indem er das Fragment stückweis einschob und widerlegte. Er harmonisiert behutsamer und etwas kritischer als Reß und läßt den heiligen Geist aus dem Spiel. Er stellt die Übereinstimmung in allen Hauptsachen dar, um die Verschiedenheiten teils zu heben, teils für unbedeutend zu erklären, und faßt seine Meinung endlich in einem pedantischen Gleichnis zusammen: „Dies tetrachordon läßet sich so gut in Einstimmung bringen, als eine vierstimmige Instrumental-Musik, worin bisweilen dissonantien

und hart klingende halbe Töne sich finden, worin das eine Instrument bisweilen ein oder etliche Takte, ja wohl gar ein ganzes Stück mehr spielet, die andern, oder ein paar aber pausieren, oder wenn diese wieder pausieren, die andern mehr spielen, im Ganzen aber und nach den Regeln der völligen Composition doch sehr wohl und zum Vergnügen der Zuhörer concertieren und einstimmen." Ihm, den er einst in der Vossischen Zeitung flüchtig rezensiert hatte, antwortete Lessing nicht. Mit der Auferstehungsgeschichte war er fertig.

Nicht bloß dem Fragment über die Auferstehung, sondern der ganzen Reihe, nicht bloß dem Ungenannten, sondern auch dem Herausgeber und seiner Duplik meinte 1778 G. C. Silberschlag, Lutherischer Pastor in Berlin, die Spitze bieten zu können im „Antibarbarus oder Verteidigung des christlichen Verfahrens des evangelischen Lehramtes im Religionsunterrichte gegen und wider die Einwürfe neueren Zeiten. Erster Teil". Was diesem trivialen und langweiligen Buch an Kenntnissen und Gründen abgeht, macht es an manchen Stellen durch Schmähungen wett. Aus den Wolfenbüttler Schätzen habe man ganz anderes erwarten dürfen, und es sei erstaunlich, daß Herr Hofrat Lessing sich mit der Veröffentlichung des elendesten aller antichristlichen Werke bemüht habe, da doch des Fragmentisten Wissen und Moral, Denken und Methode von der schlimmsten „Barbarei" zeugten. — „Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gern ein Barbar heißen?", so beginnt Lessing einen offenen Brief an Silberschlag, und in jedem Satze wirft er ihm das Trotzwort „Barbar" erst im griechischen, darauf im Silberschlagischen Sinn ins Gesicht. Dann schiebt er das Blatt wie so manches andre beiseite, dahin wo auch der Entwurf gegen des Herrn Mascho „Verteidigung der geoffenbarten christlichen Religion" oder vielmehr gegen die „Verteidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho" liegen blieb. Der Vorsatz, einen jeden Kritiker des Ungenannten zur Rede zu stellen, erschien unausführbar, und der Rektor emeritus von Ruppin, damals Kinderlehrer in Hamburg, war ein nichtssagender Schreier und Hetzer, der den Fragmentisten teils wie einen Schuljungen abkanzelte, teils als „jüdisch grollichten Naturalisten", als einen vom

Zaubertrank berauſchten Koſtgänger jüdiſcher Giftbuden mit pöbelhaften Fauſtſchlägen zudeckte, doch dieſe aus den Fingern geſogenen antiſemitiſchen Liebenswürdigkeiten dadurch ſelbſt erſtickte, daß er in der Knappenrolle dem erzorthodoxen Vorkämpfer mit allerlei Gemunkel über den wahren Urheber der Fragmente zur Seite ging. Es genügte, den entworfenen Anti-Maſcho im elften „Anti-Goeze“ zu verwerten. Dieſe leeren Salbadereien und Ränke, an deren näherer Darlegung die Kritik erlahmt und ohne Schaden vorbeiſtreichen darf, führen ſchon ins Jahr 1778 und darüber hinaus. Wir kehren in den Dezember 1777 zurück, wo gegen Leſſing ſelbſt noch keine Feder ſich gerührt hatte.

Da trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichſter Kämpe beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des chriſtgläubigen Luthertums als treuer Vogt zurückzuſchlagen, der hamburgiſche Hauptpaſtor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht ſein gleich den ſtummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, ſondern ein geiſtlicher Soldat auf ſeinem Poſten, wie er es in ungeſtümer Erneuerung jenes alten Ideals vom apoſtoliſchen Krieger ſo oft beſchworen hatte. Daß er, der keine Menſchenfurcht ſpürte, den antichriſtlichen Unbekannten und ſeinen Erwecker nicht ruhig in den Schafſtall einbrechen laſſen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieſer Jahrzehnte großer theologiſcher Abrechnungen eine Herausforderung an die Chriſtenheit erging, hob Goeze den Handſchuh auf. Sollt' er hier ſchweigen, weil er einſt Leſſings „ehrlicher Goeze“ geweſen war und trotz einer kleinen bibliothekariſchen Verſtimmung den alten geiſtreichen Beſucher noch im Herzen trug? Seine ganze Vergangenheit im Dienſt der ſtreitbaren Kirche, ſeine felſenfeſte Überzeugung von den Pflichten eines evangeliſchen Prieſters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Er iſt der letzte Orthodoxe, der ſtarr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchſtabens verteidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgiſchen Konfeſſion, auf dem die nächſtfolgenden Geſchlechter in harter Gedankenarbeit ihr Lehrgebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrſcht die innerſte Gewißheit, daß der Proteſtantismus allein im

Beharren, nie und nirgend aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einem Pastorhaus entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Skrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe zu Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, teils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, teils auf heilsame, stets mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit" trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewohl: „Wir genießen die unaussprechliche Wohltat der völligen Geistesfreiheit . . . wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen lässet." Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob fridericianischer Kirchenpolitik klang Goezes Antrittspredigt in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte sein Schau- und Kampfplatz ward. Er betrat eine noch strenglutherische freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer" schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformierte noch nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor mit gewaltigem Bekenntnis gegen das Joch des Papsttums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, das Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheurem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem

dreißigjährigen Kriege kein Redner Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte, als sündigenden Mißbrauch dieses Friedens befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruten, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluten und tausend andre Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen.“ Was den Goezischen Predigten, von denen wir außer den nach Hamburger Brauch zuvor gedruckten und verkauften „Text“-Blättchen eine große Last besitzen, den eigenen Stempel gibt, ist und bleibt im ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet, sondern schreckt, nicht belehrt, sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Er schleppe seine Leute bei den Haaren gen Himmel, sagt dann Lichtenberg. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüts, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Hoffnung und Liebe weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschröckliche Rechenschaft“ am jüngsten Tag zu eröffnen und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Zentnersteinen, Blitzstrahlen und hölliſchem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!“ ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechzehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Belialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmut ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falscher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den rasenden Jesufeinden, den gottlosen Sittenlehrern, frechen Bibelstürmern und Zeitungschreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verseuchten

Gegenwart aus innerſter Überzeugung zu triumphieren, daß die Auferſtehung des Heilands, dieſer allerunwiderſprechlichſte Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wohl lehrt auch Goeze die Chriſtenpflicht liebreicher Hilfe ohne Unterſchied der Konfeſſion und die werktätige Erfüllung des Bekenntniſſes, aber nie unterläßt er es, dabei laut gegen den neumodiſchen Satz zu proteſtieren: Gott ſehe nicht ſowohl auf den Glauben, als auf Zeichen der Nächſtenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Menſch die Feinde Jeſu als Menſchen liebe, doch als die Verfolger Jeſu haſſe, und daß auch dem tugendhafteſten unbekehrten Heiden das Himmelreich verſchloſſen ſei. Wenn er, deſſen Bewußtſein der Erbſünde jedes ruhmredige Pochen auf Chriſtentugend abwies, öfters den Juden das ſchlimme Verhalten der Chriſten zugute rechnete, ſo wollt' er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelsſohns die jüdiſche Verſtocktheit befeſtigen helfen. Mit den Unchriſten gibt es kein Paktieren; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt garnichts — und Goeze betet: „Unſre Seele komme nicht in ihren Rat, und unſer Ende ſei nicht wie ihr Ende!" In dieſen dunklen Tagen, wo ein ausgeſchmücktes Heidentum auf den Thron begehrt, gilt es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Furcht davor, daß Feinde die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit aus perſönlicher Rachgier herleiten, ohne falſchen Glimpf; denn, ſo ſagt er höchſt charakteriſtiſch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Anſehen einer wirklich feindſeligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe ſein, oder wenigſtens mit derſelben gar wohl beſtehen." Dergeſtalt hat der Hauptpaſtor, ſolang er den Atem zog, nicht abgerüſtet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geiſtlichen Hamburgs oblag, wollt' er halten und gebot ein Gleiches ohne Abſtrich den Amtsbrüdern und Kandidaten Miniſterii.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des älteſten in Leipzig ſtudierenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit ſeinem Gottlieb, für den er Münzen ſammelte ſowie die reiche Bibelkollektion mehrte, entzog ihn den geſelligen Zerſtreuungen. Er war kein Weltkind, als ſtrenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerſt mäßig in ſeinen Bedürf-

niſſen, ein eiſerner Arbeiter, der zur Erholung und ſtillen Meditation ſeinen vorſtädtiſchen Garten aufſuchte, doch wiſſenſchaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße ſeinen beſondern Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitſchriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; ſelbſt was frecher Klatſch und ſinnloſes Fabulieren ausheckten, um es weiterhin trätſchenden Reiſebeſchreibern oder gar litterariſchen Vereinen zur Fortpflanzung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauch wegzublaſen; mußte doch der dreiſteſte Witzling zuguterletzt dem alten Mann das Zeugnis der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze ſich mit der mühſamen Verwaltung ſeiner Ämter begnügt, daneben ſein Bibelſtudium gepflegt und die allzu raſche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, ſo würde er in Hamburg das Anſehn eines harten, ehrenfeſten Zuchtmeiſters und exemplariſchen Seniors behauptet, in Deutſchland, außer dem gegründeten Ruf des asketiſchen Populärſchriftſtellers, auch für ſeine, von einzelnen Irrtümern über die Handſchriften nicht freie, glückliche Verteidigung der complutenſiſchen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geſchaffenen „Verſuch einer Hiſtorie der niederſächſiſchen Bibeln“ (1775) dankbaren Beifall von Fachgenoſſen und Bücherliebhabern eingeheimſt haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und ſein überaus ſtreitbares Temperament ſchuf ſich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menſchenfurcht und ohne jeden Schaden der Kirche ſchweigend beiſeite treten durften. Auf der ganzen Linie, mit keinem Waffenſtillſtand, ſollte für Altar und Herd des Evangeliums gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engſtes Lutheriſches Vermächtnis. Schon 1766 ſtemmte er ſich dem Gelüſt der reformierten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wohl mag er den ſcharfen Eifer der Frühzeit nicht ganz rechtfertigen, aber er ſtellt die Gegenfrage, ob denn Zwingel und der Genfer Papſt etwa heilige Engel geweſen ſeien, erſtreckt ſeinen unionsfeindlichen Hader unberufen bis nach Worms hin, ſchließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Orthodoxie zu Frankfurt, ſchickt auch ein handfeſtes Andachtsbuch mit geharniſchter Widmung in die Goetheſtadt und bleibt in Wort und Schrift bis an ſein Ende

der unentwegte Türhüter gegen die Reformierten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die Pauliniſche Mahnung „Laſſet uns Gutes tun, an jedermann, ſonderlich aber an des Glaubens Genoſſen“ faßte Goeze ſo eng, daß einzelne Verpönung des abſcheulichen Religionshaſſes allenthalben überſchrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und durch den böſen Bruderzwiſt im Hauſe der Reformation. Denn freiſinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregiſter von den Autodafé bis zum Juſtizmord des Jean Calas empört zu Gemüte führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte wie neueſte, ſchließlich die Ehe mit der Frauen Schweſter ſetzen ſeinen Kiel zu Proteſten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerſtörenden Kritik, Klotzianern und Berlinern wirft er ſich entgegen und ſchreibt ſeinen Namen in den Aktenſtoß eines theologiſchen Prozeſſes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Aſche des friedfertigen Melanchthon vor dieſem Epigonen keine Ruhe hat, ſo muß die ſanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm feſtgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter ſittenrichterliche Proteſte gegen den „Werther“ ſein Siegel, ſetzt ſie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Mißgeburt der Finſternis, den hölliſchen Preis des Selbſtmordes noch ſpät, als die Geneſung der Jugend vom Wertherfieber ſeinen zunächſt einigermaßen begreiflichen Ingrimm und ſeine unäſthetiſche Kur längſt überflüſſig gemacht hatte; ſowie er, bloß in Gellert und Leſſing etwas genauer eingeleſen und dem frommen Haller aufrichtig zugetan, in den anſtößigeren leidenſchaftlichen Wirren der „Stella“ nur die Einladung zur Bigamie erblicken konnte.

Goezes erſte Feldzüge, gegen benachbarte oder fernere Neologiſten, ſind ſeine glücklichſten und rühmlichſten, wieviel Haß und Schimpf ſie auch über ihn brachten. Seit 1760 Senior des Miniſteriums, durft' er es nicht gelaſſen mit anſehn, daß der täppiſche Baſedow im nahen Altona mit ſeiner leichtfertigen Umſturztheologie auch die Schulen zu erfaſſen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwohl Goezes „väterliches“ Paſtoralſchreiben die Gefahr gleich ſo ſchwarz malt, als ſei Hamburg im Nu ein gottloſes

Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingischer „Litteraturbriefe" nun in andrer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm sekundierte von Mohrungen her der verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Treschow; und ohne näheren Einblick in die Akten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, auch Ziegra, den Herausgeber der hamburgischen „Freiwilligen Beiträge", der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonend. Durch ganz Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Turm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet hinreißen: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effige zu haltenden erwünschten evangelisch lutherischen Autodafé." In diesem Zerrbild hielt es einer unsrer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der Exekution, des brandschürenden Seniors „fette Wange" jenem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes Predigten von damals und seine starke Abwehr einer Basedowischen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, doch nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „Lutherisches Autodafé!" schlug durch, denn wer wollte nicht einstimmen in die Verbannung aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte fast niemand im Heerlager der Lichtfreunde nach, und die „Christherzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst sprach dann gelassen über Abbt und beteuerte, daß ihm durch solchen Unfug kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf gestört werde. Der Vergleich aber mit den spanischen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte

Cranz, diesmal zum großen Ärger des in seiner Geduld erschöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenwust durch die abgedroschenen Redensarten seiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht" erschien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieser Wildling sollte, nachdem er sich aus frommem Puppenstand mit den „Neuesten Offenbarungen Gottes" zur ödesten Neologie aufgeschwungen, in Goeze seinen Mann finden. Sicherlich war es gescheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel sei ein schlechtes Buch, einen Jagdhieb aufzumessen, wie ihn Goethes köstlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießner Professors und Dr. theol. niederfallen ließ; Goeze konnte dergleichen nicht humoristisch nehmen und den geschmacklosen Testamentfälscher auslachen, sondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrdtische Verdeutschung des Neuen Testaments keine Übersetzung, sondern eine vorsetzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sey, aus dem Augenscheine geführt." Erst scheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrtümer eines Dolmetsch von dem „schröcklichsten crimen falsi", dann feiert er in hohem Ton seinen Luther, der zwar nicht aus unmittelbarer Inspiration, doch unter besonderem Beistand des heiligen Geistes gearbeitet habe. Hier spricht Goeze gewiß vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, doch als Ganzes unantastbare Bibelwerk des Reformators, von dem modische Witzlinge die Hand lassen sollten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegossen worden sei. Der „dollkühne Giessische Schriftverderber" wird darauf derb abgefertigt von einem sehr bibelfesten Diener am Wort, der sein Lutherisches „Selig sind, die da Leid tragen" nicht vertauschen wollte gegen das neue Gewäsch „Wohl denen, welche die süßen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen", das „Himmelreich" nicht gegen die „Religionssozietät", das „Hosiannah in der Höhe" nicht gegen den Toast „Er lebe! er lebe!": „Mich wundert, daß er nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzet hat." Goeze mußte die neu entdeckte „Grazie" Jesu viel ärgerlicher finden als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock, getadelte dichterische

Vorstellung des jünglinghaften Jesus oder den Herrnhuter Kultus des Bruder-Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrdts „täppisches Modernisieren", Bahrdts „galante Bibel" verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre z. T. erbärmlich schönen Geister" zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeiste" Damm, sondern auch mit den alten Sozinianern zusammenspannt, Bahrdts kirchengeschichtlichen Quergang genau verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß auf den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Konsequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen Schmidt ruft Goeze wider den „allerverwegensten Falsarium, dergleichen noch nie in der Kirche aufgestanden" die Häupter der Christenheit an, wie „sie ehemals die Verwegenheit der Wertheimischen Übersetzers zu dämpfen, nötig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein, mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doktor, Professor und Prediger war". Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spie aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Bootsknecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteten, sondern auch den von Basedow her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe „Hendekasyllaben" 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen tauften.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder in dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich an demselben Strange ziehn konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistlicher Zweikampf, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwelende oder

offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündlichen Erörterungen für und wider arteten in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, Aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene wie Unberufene warfen ihr Urteil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Kontrast beider Prediger aus. War der kerngesunde, wohlbeleibte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirtete und auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen. Keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalte, aber ein jovialer Tischgenosse. Er hielt ein Spielchen nicht für Sünde, vergaß in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie, in der Ludwig Tieck später die Gattin fand, und trieb zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermütigsten Possen. Seinen losen Mund ließ Alberti, dem einmal auch Klopstocks Freundschaft dadurch verloren ging, unbedenklich laufen, und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt gab er leichtsinnig das Satyrspiel zum Kirchenkampf gegen den Hauptpastor. Wenn er, ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des hamburgischen Bußgebetes parodierte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen“ usw., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung“ aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte der Gemeinde den kräftigen Spruch als eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen nimmermehr rauben lassen:

man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit, auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wohl aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. Goeze sah im Fall des Jesuitenordens dies vom heiligen Geist diktierte Gebet sichtbar erhört. Dagegen gab Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes", eine gesinnungsstarke, doch schriftstellerisch schwache „Freymütige Prüfung" heraus, worin er zur Duldung und Milde mahnte mit dem Wink, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformierten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihren Amtseid erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Prinzip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, auch nach einer Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Teilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz milderte. Von den befragten Fakultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Konsistorialrat Jacobi von Celle, des Dichters und des Philosophen Oheim, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er sah, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Konsequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und frönte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „allen bekannten und sehr löblichen Gewohnheit, die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen". Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, daß man ihn zu Tode rezensiert habe, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit verteidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann".

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht, sowie durch das Lob aufklärerischer Schriften „Vom falschen Religionseifer" herausforderte und Paulinisch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geschrei laßt ferne von euch sein",

mit dem Zeigefinger auf Goeze hindeutete, als er an der Hand Semlers Wesentliches und Unwesentliches in der Bibel schied und Köhlerglauben samt Verfolgungsgeist aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal übers andre, daß dem Feind Goezes „der Ketzer am Halse sitzt, ehe man sich's versieht". Goezes „Predigt von dem wahren und falschen Frieden" griff weit zurück in die Zeiten des unvergessenen Wagner, seines gottseligen Vorfahren im Seniorat; sie führte wiederum den Basedowschen Hagelschlag vorüber und schwor auf die apostolische Berufung: „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi." Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geist beruhe nur im rechten alleinigen Glauben, und die nicht-orthodoxen Prediger mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformierten als unsre protestantischen Glaubensbrüder seien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul stopfen". Daß Alberti gar, in einer auch Lessing wenig anmutenden Weise, wie einst die Reimarisch-Basedowsche Partei den alten Katechismus beiseite schieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Gespräch über die Religion", schlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt, nicht warm, bemüht, den nötigen Schein der Orthodoxie zu wahren und sich doch an Trinität und Gottheit Jesu schweigsam vorbeizuschleichen, mußte den herzhaften Orthodoxen in Harnisch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!" rief Goeze seinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die alte gute Lehre verfocht gegen eine gewisse neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann sagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsschreiben" an Goeze, „welcher des Herren Kriege führet", aber auch an Alberti, eine „Gewissensrüge für den Sünder", der Goeze den händelsüchtigsten Mann in der ganzen Christenheit schalt, offene „Fragen" an verkappte Feinde Albertis, ernste Bedenken, Prüfungen Albertischer Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetischen Warnungen des sel. Gottesmannes und lauteren Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergossen sich in wüstem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimütiger Satz, er wolle lieber in zwanzig Lehrpunkten irren als durch seinen Lebenswandel ein einziges Laster predigen, löste dem Privatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines

antichristlichen Wüterichs und reizte gelehrige Jünger, im Ton des Meisters einen siechen Mann zeternd ans letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß lag Schuld und Unmaß auf beiden Seiten, und die über die Grausamkeit der Goezischen Sekte gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont.

Im Streit über das Bußgebet warf Lessing sich schalkhaft gegen Alberti zum „distinguierenden" Verteidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Lorenz Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt ward, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nacherzählung des Anlasses bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden usw., und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorik. Aus dem Englischen übersetzt." Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Korporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten: French dog! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund! und Trim gibt einen zweiten Penny, er gibt einen dritten, vierten, endlich die ganze Barschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt, und sagt jedesmal sein French dog! Das letzte Mal leise, mit tränendem Auge. So erzählt Shandy zu Haus, und Yorik sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jeden liebenswerten Menschen aus diesem Volke liebt. Darauf schreibt Yorik seine Predigt über zwei Texte, voll Humanität und Laune, Scharfsinn und Güte; der Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenminsch" griff Claudius ein, schalkhaft im Ton, ernsthaft in der Sache: die knechtischen Straf- und Teufelslehren möchten nur wegbleiben, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste, kräftigste Trunk aus dem Quell, ohne den Umrat am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St.-Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Boten" den ihm angesonnenen Pasquillantengang nicht tun, vielmehr geriet 1772 ein daselbst veröffentlichter Briefwechsel des Druckherrn Bode mit dem

allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vorteil des Hauptpastors. Sein „Text", eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb konfisziert. Der Senat, dieses langen Haders müde, beobachtete Goezes beweglichen Klagen zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti tat seinem Amtsbruder den größten Tort vor der Welt, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grab gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Toten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Begräbnis läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, doch sein Gift fraß fürder an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Totenrichter; ja wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythus, daß Goezes wütiges Kanzelwort eine tödliche Wirkung in die Ferne hauche. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!" wurde geraunt und gerufen, obwohl Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie Alberti, ohne Farbe zu bekennen, freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verklausulierte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Irrsale" nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als böse Kundgebungen bis in die Gotteshäuser hinein und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici ein zweites Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiakonus und Naturforscher, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein, einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor Sturm, wegen leichter aufklärerischer

Wallungen in Schrift und Rede vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtischen Witze, „Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine ‚Betrachtungen' sind keine norma fidei", hatten ihn nicht angefochten; die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegerischen Erdenlaufes machte sich hier und da Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf verklärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel hieß, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Witzlinge die schnödesten Nachrufe. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Goekingks „Grabschrift auf den orthodoxen ***":

Der Papst H[ammonia]s liegt unter diesem Stein.
Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
So wenig als den Ketzer A[lberti] leiden.
Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Klamer-Schmidtischen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter" mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdrucken ließ und vor Ärgernis warnend ironisch sagte, er werde gern im Himmel auch Sokrates und Alberti finden. Endlich aber sprach er mit denselben wunderlichen Bibelwendungen, die Luther der Lüge von seinem Tod entgegengerufen hatte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes im Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und frölich gelesen habe, doch aber die Versündigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger damit schuldig gemacht haben. Es tut mir sanft auf der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lästerer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprengen wissen. Gott bekehre sie." Immer von neuem bemächtigte die Karikatur sich seiner als eines Typus, im Süden wie im protestantischen Norden. Dort travestierte Blumauers niedriger Witz ihn als den Pfaffen, der das unheilschwangere troja-

niſche Pferd weiht; hier mußt' er in Nicolais „Nothanker" 1773 als Ehren-Stanzius am Pranger ſtehn, und mit überhitztem ſatiriſchem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück ſeiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" ein Gericht über „Die Schafpelze", ſicherlich zur lebhaften Genugtuung Voſſens, der als Kandidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofieren müſſen und nun wohl ſeine Hand hier im Spiele hat. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn", ſo fordert der Graf ſeinen Begleiter auf; der aber wendet ſich mit Grauſen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Entrüſtung vor:

„Kennſt du den argen Pfaffen nicht?
Den Götzen ſeines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen ſeines Gallenkelchs,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weiſe Männer, ſeines Amts
Genoſſen, hat er frömmelnd angeziſcht,
Und wütend angebrüllet, bis zulezt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern ſchwindend ſtarb.
Wie ſtrömts ihm von der Quelle, wenn er fleht:
Herr ſchütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nazionen, welche dich
Nicht kennen!" So? iſt das der Ehrenmann,
Der wo ein Leuchter der Gemeinen ſtralt,
Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?
Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!

In dieſem Licht erblickte ſelbſt ein norddeutſcher Adeliger von angeſtammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; doch die heiße Fehde mit Leſſing konnte weder Goezes Streitluſt brechen, noch ſeinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Korreſpondent „von Todesſtunden und jüngſtem Gericht" verſchlimmern. Sie hat ihn unſterblich gemacht. Er iſt ein Typus der kraſſeſten und verfolgungsſüchtigſten Orthodoxie, ſein Name, wie Gervinus ſagt, zum Schandnamen geworden, und ein ſolches durch Mißbrauch der großen „Anti-Goeze" ſelbſt den flachſten Freigeiſtern eingeprägtes Urteil mag unausrottbar ſein; es mag, eben weil der längſt Begrabene nicht als Individuum, ſondern als Urbild einer verhaßten bildungs-

feindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung“ spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne da, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wohlfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des berühmtesten voran, ins Grab zu rufen; aber es war anderseits ein Irrtum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidieren, den verlornen Prozeß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Luthertum hat abgehaust.

Mitte Dezember 1777, in den reaktionären „Freiwilligen Beiträgen“ Hamburgs (Nr. 55 f.), die damals noch Kanonikus Ziegra leitete, die aber nach seinem im nächsten Januar erfolgten Tode bald eingingen, eröffnete Goeze das Feuer. An Evas Sterbelager empfing Lessing die beiden Zeitungsblätter, und er dankte Eschenburg für die Abschriften mit der prophetischen Bemerkung, diese Dinge seien die einzigen, die ihn zerstreuen könnten (7. Januar). Goezes zweiter Artikel (Nr. 61—63) erschien Ende Januar. Sechs weitere kamen erst unmittelbar vor Ostern dazu in der Anklageschrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift“. So heftig, wie dieser bloße Titel anzeigt, hatte Goeze nicht gleich anfangs geblasen, als er seine Herde nicht nur von der Kanzel herab vor den Fragmenten und den Gegensätzen des zunächst ungenannten „Herrn Herausgebers“ warnte; doch daß seinem in Religionshändeln geschärften Blick sofort der Beiträger ungleich gefährlicher schien als der Fragmentist, tritt schon klar genug zutage. Ein paar kräftige Schlußzeilen nur sind den Lästerungen des Verfassers gewidmet, die den verstockten Juden noch bessere Dienste tun würden als ihre feindseligen Toldos Jeschu, und dessen schwarze, stumpfe Seele die Jünger zu den schlimmsten Verbrechern und Lügnern

ſtemple. „Ich würde vor meiner Todesſtunde zittern, wenn ich beſorgen müſte, daß von der Ausbreitung dieſer boshaften, ſo vielen Seelen höchſt gefährlichen, und der Ehre unſers großen Erlöſers ſo nachteiligen Aufſätze, die Rechenſchaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünſche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgeſetzet iſt, künftig etwas beſſers liefern möge, als Gift und Ärgerniſſe“. Und im zweiten Artikel überläßt er in rieſigen Auszügen dem unbekannten vortrefflichen Verteidiger, d. h. Reß, die Widerlegung all der hölliſchen Anklagen, „wodurch der Verfaſſer den Matthäus zum ärgſten und dummſten Lügner, die Apoſtel zu den ärgſten Böſewichtern und Betrügern macht“, mit der lauten Herausforderung: nun müſſe Herr Leſſing, da er ſich zum Pflegevater der hinterlaſſenen Mißgeburt aufgeworfen, entweder die im Fragment gerügten Widerſprüche verfechten oder ſtillſchweigend das Bekenntnis der Scham ablegen, er habe den Fund überſchätzt und die Früchte der Finſternis mit Unrecht aus dem Dunkel gezogen. Ein Ausblick auf „jenen Tag“ darf bei Goeze natürlich nicht fehlen. Aber wie er im dritten Stück den belobten Behn nur kurz zu Worte kommen läßt, um ſeinerſeits die „Chikaneurs“, die „temerarii litigatores, auf deutſch: frevelhafte Zänker“ Leſſing, Semler, Bahrdt wegen ihrer Bibelkritik zu beremen, ſo mußt' er ſchon vorher in der ſchwarzen Zeitung, wo er hinter Reſſens A und B zurücktrat, ausdrücklich erklären, er habe die Gegenſätze Leſſings mit viel größerer Betrübnis geleſen als die frech und grob läſternden Fragmente. Goeze ſchwört auf das Schriftideal. Sein Bekenntnis lautet: „daß die Evangeliſten in jedem Wort untrüglich geweſen“, ſeine Loſung: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn und kein'n Dank dazu haben.“ Von der Eingebung des heiligen Geiſtes will er kein Jota ſtreichen, und ſeine volle Überzeugung liegt in dem Lutheriſchen Motto beſiegelt: „Darum heißt es rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Die heilige Schrift läßt ſich nicht trennen oder teilen, daß ſie ein Stück ſollte wahrhaftig, und das andere falſch lehren und glauben laſſen.“ So hatte Calov und ſeine Wittenberger Schule gelehrt, die Schrift ſei von Irrtümern und Fehlern jeder Art, auch topographiſchen, phyſikaliſchen, ſtiliſtiſchen völlig frei, ein heiliges Diktat, zu dem die Schreiber nur ihre Hand liehen.

Auf diesem Standpunkte gab es kein Vertragen mit den Neuerern, die im Gotteswort Wesentliches und Unwesentliches, Lehre und Geschichte schieden. Keinen einzigen Satz Lessings will und kann Goeze zugeben. Sagt Lessing: „Der Buchstab ist nicht der Geist", so beteuert Goeze das gerade Gegenteil: „Der Buchstab ist der Geist, und die Bibel ist die Religion", womit natürlich alle Folgerungen Lessings zu Boden fallen. Also sind Einwürfe gegen den Buchstaben auch Einwürfe gegen den Geist, wie Einwürfe gegen die Landesordnung zugleich Einwürfe gegen die urkundliche Landesverfassung sind; ein schiefer Vergleich, der erste, den Goeze im Wetteifer mit der verhaßten Bildersprache bringt, ihm aber besonders lieb, weil er erst leise, dann unverblümt, ja unter ausdrücklicher Anwendung auf die braunschweigischen Herrschaftsrechte, zu Winken an die Obrigkeit benutzt werden konnte. Ihm sind die inspirierten Apostel wie die Schreiber einer Verfassungsurkunde, sie dürfen schlechterdings nichts Unrichtiges aus ihrem eigenen Hirn einfließen lassen, darum enthält auch die Bibel nicht mehr als zur Religion gehört, keinen minder unfehlbaren Überschuß. Ebenso kann Goeze zwar einräumen, was selbst die äußerste Wittenberger Orthodoxie schon willig zugestanden hatte, daß nämlich das Christentum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel da war und daß eine sehr beträchtliche Zeit bis zum Abschlusse des ganzen Kanons verlief; aber „unsere Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften", denn die mündlichen Lehren und die Taten Jesu und der Apostel können wir nur aus ihnen wissen. Dieser Lutheraner wehrt sich mit Händen und Füßen gegen einen historischen Fortgang des Christentums ohne Schrift und wittert, ohne das ausdrücklich zu sagen, in Lessings kühnen Sätzen über den vor der Schrift und bei Verlust der Schrift gesicherten Bestand des Christentums einen gefahrdrohenden Kryptokatholizismus; wie denn seit der Romantik wirklich, z. B. noch von Clemens Brentano, eifrige Versuche gemacht werden sollten, Lessings dem engen Schriftprinzip des Luthertums widerstrebende Behauptungen als Wasser auf die römische Mühle der Tradition zu treiben. Goezen ist in der ganzen Bibelsperre vom neunten bis ins fünfzehnte Jahrhundert die christliche Religion des großen Haufens nur ein verwandeltes Heidentum. Ihm fällt

— und man sieht, wie alles, was er in seinem felsenfesten Glauben an das geoffenbarte Bibelwort sagt, sich immer um dieselbe Achse dreht — ihm fällt innere Wahrheit und Überlieferung schlechthin zusammen, und Lessings vermeinte Rettung durch die von der Schrift gelöste innere Wahrheit ist für Goeze nur ein Strohschild gegen die feurigen Pfeile der Fragmente. Er sah richtig, daß Lessing einen „Plan“ hatte, wenn er seinen Ungenannten trotz alledem mehr deckte, als durch Gegensätze schwächte, daß Lessing die Herausgabe keineswegs aus bibliothekarischem Pflichteifer oder gar in apologetischer Absicht vollzog, daß Lessing geschickt mit allerlei Gedanken hinter dem Berge hielt, und er wollte nicht sowohl erforschen, was Lessing über das Christentum behaupte, als was er vom Christentum glaube. Er las die beiden Schriften gegen Schumann und drängte, mit dem Lizentiaten Wittenberg vereint, Lessing möge das Visier lüften, die Blätter verleugnen oder auf sich nehmen; denn da stand ja, wenigstens für ihn, in einem hypothetischen Satzgeflecht zu lesen, des Verfassers ganze Vernunft sträube sich gegen die Gottheit Jesu! Er ist entsetzt. Als er nun im „Testament Johannis“ den ironischen Satz über ein gewisses dumpf gewordenes Salz der Erde, will sagen die Orthodoxie, las, da ward er grob und trumpfte Lessings Wort, dies Salz schwöre jetzt auf das Evangelium Johannis, mit unholden Gegengeschenken von Meineiden der Bankbrüchigen und Arsenik ab. Lessings Friedenswunsch, das Testament Johannis möge vereinigen, was das Evangelium Johannis trenne, gilt ihm als neues gotteslästerliches Zeichen, denn Johannes schrieb sein Evangelium aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes, und wie kann der wahre Gott die Christen trennen?

Bald fällt ihm auch die „Duplik“ in die Hand, und mit Lessings Namen ausgestattet, gießt sie Öl in Goezes Feuer. Jetzt wirft er dem Ehmalsgeliebten die allergrößte Leichtsinnigkeit, den blauen Dunst seines Theaterwitzes und seiner zweideutigen Bilder, das Verfahren eines schlechten Sachwalters gegen den lieben Nachbar vor, spannt Lessing ohne weiters mit „seinem, ihm so ehrwürdigen Fragmentenschreiber“ zusammen und ruft: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! sagt der, der an jenem Tage den Ungenannten, Hrn. L., mich und uns alle richten wird.“ Er schreit und überschreit sich, aufs äußerste gereizt durch Lessings Hartnäckig-

keit gegen Reß und die Drohung der „Duplik": die Herren möchten auf der Hut sein, sich nicht ganz lächerlich zu machen, wenn man endlich erführe, wer der unbescholtene Mann sei, über den man so christmilde gespottet, wer der unstreitige Gelehrte sei, den man so gern zum unwissenden und mutwilligen Laffen erniedrigt hätte. Also hatte Lessing mit dem Gerede vom Wertheimer nur gespielt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen? Man begreift die Erregung: der Fragmentist sollte nun gar ein Muster von Tugend und Weisheit sein! er, dessen Auferstehungsfragment doch einen Neudruck von Wagenseils „Feurigen Teufelsgeschossen" eröffnen müßte! der mehr als jüdische Verleumder des Erlösers! Goeze will Lessing geradezu mit diesen grimmigen Anfällen reizen, daß er, ihn lächerlich zu machen, den Verfasser nenne. An Lessing selbst aber richtet er, um ihn, wie er sagt, des Papillonflugs müde bei einem Punkt festzuhalten, die Gewissensfrage: ob er die von Matthäus erzählte Geschichte der Grabwache usw. für wahr nehme? Kaum hat er diese „demütigen Bitten", die reine Bahn schaffen sollten, formuliert, so wird ihm der Hamburgische Korrespondent gebracht, und er liest, daß in der Bohnschen Buchhandlung unter den Neuigkeiten der Ostermesse Lessingische Schriften gegen ihn aufliegen. Auch Goeze packt in seiner Polemik die dramatischen Momente: wer seinen Stil mit Verachtung straft, der kennt ihn nicht, denn es fehlt dieser Rede keineswegs an Lebendigkeit und Steigerung. Hier gibt der Hauptpastor, nachdem er im allgemeinen die bittersten Angriffe Lessings gleich den Lästerungen der Dippel und Edelmann für Ehrentitel eines rechtschaffenen Theologen erklärt hat, sich die Miene hochgemuter Gleichgültigkeit: vor dem Fest habe man Wichtigeres zu tun, meint er und wiederholt das in der Vorrede; nach den Feiertagen soll ihn eine müßige Stunde belehren, ob es der Mühe wert sei, sich weiter einzulassen. Aber er hat doch wohl dem streitlustigen Kitzel nachgegeben und die Blätter ungesäumt durchflogen, denn, abgesehn von der Parenthese vorn: „so weit ich solche gelesen habe", schmeckt der Epilog mit seinen Vermutungen über Lessings Ton, Lessings wahrscheinliche Rache für die Mahnung an die Todesstunde, Lessings theologische Ohnmacht nach der Quelle. Noch einmal schüttet er die sattsam aufgetischten Proteste gegen die „Zusätze", die „Duplik" aus und schreit: Christen, laßt euch nicht ver-

führen! Herrn Leſſing wird die beſtimmte Erklärung ohne Bilder abgefordert, was er unter chriſtlicher Religion begreife, was in der Bibel göttlich oder menſchlich ſei. „Chriſten!“, ruft er, als ſtehe er ſchon zur Oſterpredigt auf St. Katharinens Kanzel, „werdet ihr euch eure euch von Gott gegebene Bibel von Herrn Leſſing abnehmen laſſen? Eine ſchlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unſrer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden.“ So iſt Goeze mit dem Gegner eigentlich fertig, ohne deſſen Libelle der Prüfung zu unterziehn, denn er behauptet — und wieder bricht der Ärger über jenen Satz im „Teſtament Johannis“ durch —, Leſſings Salz ſei nach der „Emilia Galotti“ etwas dumpf geworden. Ja, er greift in der Fußnote bis zur alten „Rettung“ des Lemnius zurück. In Poeſie und ſchönen Wiſſenſchaften läßt er ihn gelten, ein Bewunderer des „Laokoon“, der Antiquariſchen Briefe, „vornehmlich aber ſeines unnachahmlichen Meiſterſtückes, der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet“; doch der Übergang ins Feld der Philoſophie und Theologie iſt ihm wahre μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, die Herausgabe der Fragmente das Grab des Leſſingiſchen Ruhmes. Doppelte Klage wird in dem den Titel erläuternden Vorwort erhoben: über die mittelbaren Angriffe auf Chriſtentum und Bibel durch den Druck der Fragmente ſamt der Advokatur des Verfaſſers derſelben“, über die unmittelbaren durch Leſſings beigefügte Scheingründe, beſonders den Rat, die Wahrheit der chriſtlichen Religion auf das bloße possidemus quia possidemus zu gründen. Es lag ja nah, und dieſe gefährlichſte Konſequenz iſt auch von Goeze, wenngleich nur flüchtig, anderswo gezogen worden, zu fragen, ob nicht der Muhammedaner denſelben Beweis des ſiegreichen und fortwirkenden Beſtandes, ohne Koran und hiſtoriſche Wunder des Propheten, für ſeinen Islam beanſpruchen könnte. Goeze mußte den Leugner des Beweiſes von Geiſt und Kraft viel ärger fürchten als den ungenannten Offenbarungsfeind. Er redet Leſſing um ſeines ewigen Heils willen ins Gewiſſen, das innere Zeugnis des heiligen Geiſtes durch die Kraft der Schrift reiflich zu erwägen. Er verweiſt ihm die „Theaterlogik“, die Überraſchung der Phantaſie durch das beſtändige Spiel mit Gleichniſſen, Inſtanzen und Antitheſen, die Blendung blöder Augen durch „Sophismen, Equivocen und Fallacien“ und verſpricht ſeinen

Lesern, zum Spaß Lessings Bilder nach dem Alphabet in ein Regiment zu sammeln, damit die irregulären Truppen und Marodeurs vor dem gesunden Menschenverstand Spießruten liefen. So geladen ist diese vom 7. April datierte Vorrede, so oft nimmt sie, keine Wiederholung scheuend, einen neuen Anlauf gegen den „Chineser", der sich allein zwei Augen, dem Ungenannten eines, allen andersgläubigen Maulwürfen gar keines zutraue, daß niemand Goezes Bedenken, ob er für den Verirrten nur desto herzlicher beten oder auch „nach dem Fest" auf die ihm besonders geltenden Schriften erwidern solle, ernst nehmen kann. Goeze durfte kraft seiner ganzen Vergangenheit und seiner tiefgefühlten Berufung nicht „ohne Nachteil der Wahrheit" schweigen.

Die Hand auf eine blutende Wunde gepreßt, hatte Lessing zur „Zerstreuung" im Januar die Antwort auf Goezes ersten Zeitungsartikel entworfen, die nach der zweiten Reihe sich als Ostergeschenk abrundete: „Eine Parabel nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg." Friedliche Blätter dürfen die beiden ersten Stücke wohl heißen, wenn man sie an dem dritten und seinen enggeschlossen andringenden Nachfolgern mißt. Aufrichtige Erinnerung eines vorteilhaften Verkehrs in Hamburg, ironischer Dank für die neue Gewogenheit, daß Goezes Wächterstimme noch den Namen Lessings habe verschonen wollen, kühle Ablehnung einer freundschaftlichen Titulatur ergeben die Anrede „Ehrwürdiger Mann", die allmählich in einen schneidenden Gegensatz zum Stoff und Ton dieser Unterhaltung tritt. Eine Parabel macht den Schluß aller religiösen Botschaften Lessings, eine Parabel — „nicht das Schlechteste, was ich geschrieben" — den Anfang seiner langwierigen Händel mit Goeze. Die christliche Religion, die in der Bibel als Vaterhaus, in der Lutherischen Kampf- und Erbauungslitteratur so gern als Burg angeschaut wird, erscheint hier als Königspalast von unermeßlichem Umfang und sonderbarer, allen Regeln der Architektur widersprechender, doch gefälliger, zweckmäßiger Bauart, innen überall licht und zusammenhängend, außen befremdlich durch die wenigen, zerstreuten, mannigfaltigen Fenster und die vielen Tore. Geistreich erklärt Lessing die Helle der vornehmsten Gemächer aus dem Oberlicht, das in sie fällt, und seine so durchsichtige Konstruktion, daß

ſtatt eines Portals auf jeder Seite zahlreiche kleine Pforten den kürzeſten Weg für alle Bedürftigen öffnen, trifft unbewußt mit dem weiſen Sofi zuſammen, der die Frage des perſiſchen Sultans, welche der vier Sekten des Islam auf der rechten Bahn wandle, dahin beantwortet:

Du throneſt hier in einem Saal, Zu dem geöffnet ſind vier Türen,
Und deinen Thron ſieht allzumal, Wen du durch eine läſſeſt führen.

Nun ſtellt Leſſing mit überaus feinen Streiflichtern die Spaltungen im Chriſtentum als Zwiſtigkeiten vermeinter Kenner über alte Grundriſſe des Palaſtes dar und erzählt, wie die große Mehrheit nur noch ihre verſchiedenen Grundriſſe, nicht mehr den Palaſt mit all ſeiner gütigen, ſegensreichen Weisheit anſchaute, ſich aus den alten Plänen neue nach Belieben zuſammenſetzte, wie man aber die Wenigen, die am Palaſt ſelbſt ihr Genügen fanden und einmal einen ſolchen Grundriß beleuchteten, für Mordbrenner nicht der Grundriſſe, ſondern eben des Palaſtes ausſchrie. Der Wächter ruft: Feuer im Palaſt! Sofort läuft jeder — nach Hauſe, ſeinen Grundriß zu retten. Der Palaſt aber ſtand gar nicht in Flammen, die Feuersbrunſt war ein Nordlicht. Die Anwendung auf den Fragmentenſtreit ergibt ſich von ſelbſt, doch der Sinn der Parabel hat einen die ganze chriſtliche Kirche, ja alle Religion umſpannenden Geſichtskreis. So weitete Leſſing den Horizont und rief, unbekümmert um alles Pochen und Schwören auf Grundriſſe, ſein „Tretet ein!", bevor er den erſten Spruch gegen Goeze tat, der vor anderen den Grundriß ſchwang.

„Ein andres iſt ein Paſtor, ein andres ein Bibliothekar", der eine ähnelt dem Schäfer, der zweite dem Kräuterkenner. Mit dieſem witzigen Vergleich deckt Leſſing Recht und Pflicht der Herausgabe jener ſehr unchriſtlichen Fragmente nach dem ſehr chriſtlichen „Berengar". Er will alles lieber als Stockung im Chriſtentum und erklärt die chriſtlichen Sekten nur für Phaſen. Seine Bitte aber geht dahin, Goeze möge doch im nächſten Stück der „Freiwilligen Beiträge" die Entſtellung zurücknehmen: Leſſing habe die Einwürfe gegen die Bibel für ſchlechterdings unbeantwortbar erklärt, was zu ſagen er ſich allerdings gehütet, Goeze jedoch in der Hitze des Ge-

fechts und immer mit der Losung voller Inspiration ihm zuschob. Hatte die „Parabel" eine rechthaberische, selbstsüchtige Systemtheologie und die frommgläubigen Gottesverehrer, hatte die „Bitte" zwischen jenen Palastwächtern und freien Laien unterschieden, so liegt der Schwerpunkt des „Absagungsschreibens" in der Charakteristik des wahren und des falschen Luthertums. Was konnte Lessing, wenn er nun die Stimme gemäß der gesteigerten Tonart des Pastors höher erhob, dem Gegner Schlimmeres antun, als seinen Anspruch, ein treuer Eckart und Reichsverweser des wahren Luthertums zu sein, vernichten? Mit Keulenschlägen traf er die Epigonen einer mehr als Lutherischen Orthodoxie. Goeze trotzte stets auf das erstarrte Glaubensprinzip: „Alles oder nichts"; Lessing nahm sich, da der Hauptpastor unermüdlich über Ärgernis schrie, das tapfere Wort des Reformators zur Losung: „Ärgernis hin, Ärgernis her!" Treu seiner Scheidung zwischen Buchstaben und Geist, treu seiner Gewißheit, daß wie alles in der Welt, so auch die christliche Religion ohne Stillstand und trotz allen Versuchen, sie zurückzuschrauben, sich fortentwickle, rief er Luthers Geist auf gegen das Wittenberger Schulsystem und seine Kompendien und deutete mit berühmten pathetischen Worten schon über Luther und Christus hinaus das Evangelium einer neuen Ära an: „Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig dahinschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, aber wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!" Solche Worte haben alle befeuert, die seither dem Protestantismus im Sinne der freien Forschung und der vorwärts schreitenden Bewegung dienten. Den Lutherischen Pastoren, die als Päpstchen dem Forschen und der Mitteilung des Erforschten Halt gebieten wollen, zieht Lessing den Einen Papst vor. Da er den Reformator als geschichtliche Figur ansah, groß, aber doch durch sein Jahrhundert beschränkt wie jeder Mensch, so trug er keine Scheu, den höhnischen Wendungen über Wittenberger Orthodoxie kühne, kaum durchweg zutreffende Gedanken über Luthers Bibelwerk und

Schriftideal beizufügen, die noch unholder das Ohr der Spätlinge berührten, und in wichtigen Fragen den Katholiken entgegenzukommen.

Es war nur eine rhetorische Figur, daß er in der Absagung fragte, ob nicht dieser Strauß ihr erster und letzter bleiben solle. „Ich schreibe auch", lautete das Valet. Und Lessing schrieb zuvörderst seine dem Inhalt nach gewichtigsten antigoezischen Blätter, die, weil Goeze mehrmals von zuversichtlichen Axiomen des Gegners ironisch gesprochen hatte, den Titel führen: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt." Es sind in veränderter Ordnung die bekannten Gegensätze mit Belegen, Verstärkungen, Erklärungen, polemischen Exkursen, von dem Satz an „Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört" bis zum letzten Schluß über das Verhältnis der inneren Wahrheit und der schriftlichen Überlieferung. All diese Fundamentalartikel, an denen Goeze umsonst rüttelte, vertritt Lessing in maßvollem, Punkt für Punkt erörterndem Vortrag; nur die eine Frage: ob denn die Religion vor der Offenbarung gewesen sei, lehnt er als windschief und bloße Störung ab. Sonst bleibt kein Einspruch unbeachtet. Lessing hat Goezes Artikel neben seinen Schreibblättern liegen und schaut nach jedem Absatz wieder hinein. In der „Duplik" und in einem besondern Entwurf macht er sich den Spaß, die Zitate zu einer neuen Gesprächsgattung zu verwenden, dem Kanzeldialog, wo der Eine gleich einer aufgezogenen Uhr abläuft, ohne dem Andern im geringsten zuzuhören. Doch auch hier ist Lessings Ton sachlich. Er, der nur als freier Liebhaber der Theologie und armer Laie auftritt, gebietet über sein reiches patristisches Wissen und führt den Zunfttheologen durch den Beweis ab, daß in der alten Zeit der Wunder und Erleuchtungen das Verlangen nach der Schrift zum Glauben, den der Bischof forderte, sogar für ein Verbrechen galt, da die Schrift als Bestätigung, nicht als Quelle des Glaubens diente. Er präzisiert seinen angefochtenen Satz „Christentum ohne Bücher" durch die selbstverständliche Beschränkung: „nicht ohne den Inhalt dieser Bücher" und tritt von neuem für die Kraft mündlicher Überlieferung ein, mag er auch damit den Katholiken näher rücken als der Mehrheit unter den Protestanten, deren Schriftprinzip schließlich den Spott erfährt, demnach scheine zum Christentum das

Lesenkönnen so nötig wie die Taufe. Wohlverstanden, Lessing ist nicht so paradox, die erhaltende und festigende Macht der Schrift, die später Kant nachdrücklich betonte, zu leugnen; nur ihre alleinige Geltung gegenüber der Fortpflanzung von Mund zu Mund, den Symbolen, der Aufbewahrung durch sekundäre Bücher im Fall des Verlustes will er brechen, Bibel- und Dogmenstudium des Gottesgelehrten, kurz Theologie nicht für Religion nehmen, dem Gefühl des frommen, aber theologisch unbeschlagenen Laien die Beruhigung des christlichen Lehrbegriffes wahren, eine Wirkung durch achtzehn Jahrhunderte nicht an ein Buch fesseln. Darin ist Lessing mit Romantikern wie Novalis verwandt, in der Unterschätzung der Bibel als eines bloßen Unterrichtswerkes aber mit Rationalisten wie Semler. Goeze hatte die Frage, ob ohne Fortpflanzung der neutestamentlichen Bücher eine Spur von Jesu Taten und Lehren in der Welt übrig geblieben wäre, unumwunden verneint. Nun wallt Lessings Empörung über: „Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe?“ Da Lessing selbst wie sein Sultan immer ein Freund war von Geschichten, gut erzählt, so illustriert er die Folge der Axiomata über die Unabhängigkeit der Religion vom Buchstaben mit einer episch-paraboliſchen Erfindung, die ihm wohl durch den patriarchalischen Christenstaat der „Insel Felsenburg“ und ähnliche Dichtwerke nahegelegt war. Ein hessischer Feldprediger wird auf ein Eiland verschlagen und findet da ein frohes Völkchen, Abkommen einer vor hundert Jahren gestrandeten Pfarrerfamilie, deren einziger Bücherschatz nach dem Schiffbruch in Luthers Katechismus bestand. Seitdem ist dieser Katechismus verbraucht worden, bis auf den Einband, aber die Guten reden Lutherisch, glauben Lutherisch, und für sie, die nicht lesen können, steht noch immer alles zwischen den Deckeln: „Unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann

hieß Luther und lebte kurz nach Christo.“ Diese Leutchen können für Goeze keine Christen sein, für Lessing sind sie es. Man bemerke wohl, daß unser Geschichtchen zugleich auf die langatmigen Beschwerden des Offenbarungsfragmentes über blöden Köhlerglauben und papageimäßiges Nachsprechen irgend eines auswendig gelernten Katechismus antwortet. In demselben Jahrzehnt, wo neue Propheten erstanden und Faust vor dem kindgläubigen Gretchen Schall und Rauch des Namens in den Wind schlug, denn „Gefühl ist alles“, hat Lessing, der kein Prophet und kein Schwarmgeist war, eben das auf seine Weise gesagt, was der Sturm und Drang der Empfindung den vernünftigen Aufklärern entgegensprudelte: der fühlende Christ bedarf nicht theologischer Behauptungen und Beweise. Sein Liebling unter den Kirchenvätern, Irenäus, hat es schon gewußt, daß die Religion ohne unmittelbaren Bibelgebrauch bestehe: cui assentiunt multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem; Worte, die auch Coleridge in seinen den „Axiomata“ verwandten Reflexions of an inquiring spirit nicht vergißt. Darauf, nicht auf die Richtigkeit aller Lessingischen Ausführungen über Kopien, Drucke, Gebrauch der Bibel kommt es an, und die Umschwünge, die sich an Luthers Bibelwerk und Schriftprinzip knüpfen, Umschwünge, die Lessing gewiß nicht leugnen konnte, tun dem Axiom keinen Schaden: die Bibel ist nicht die Religion. Politisch erhält Michaelis in einem langen Zitat das letzte Wort zur Bekräftigung, daß die christliche Religion nicht mit der Frage nach der göttlichen Eingebung des Testaments steht oder fällt.

Mit den „Axiomata“ hatte Lessing sich zur Genüge gründlich ausgesprochen und die Arme frei gemacht, um diesen Gegenstand erst in den Briefen an Walch wieder aufzunehmen. Nun kamen die persönlicheren Händel zum Austrag in einem Schwarm von elf „Anti-Goeze“, denen endlich nach dem erzwungenen Abstrich am Dutzend die „Nötige Antwort“ und ihre Fortsetzung als vierzehnte, fünfzehnte Schrift gegen einen und denselben Mann folgten. So hielt Lessing, in der Lust des Zweikampfes Vergessenheit und frischen Mut suchend, sein Wort, überschreien möge ihn der Pastor, überschreiben solle er ihn nicht. Auch das war Lutherisch gesagt.

Die Reihe der „Anti-Goeze“ hat, wie oft große und kleine Männer ihrem Stil und ihren Wendungen nachgegangen sind, ihresgleichen nicht in der deutschen Litteratur und findet in der gesamten ausländischen Polemik ein Seitenstück nur an Pascals Provinciales, welche Gegensätze auch den Heiligen des Port-Royal und den freien Sohn der Aufklärungszeit voneinander trennen. Hat Lessing an Pascal das Interesse genommen, das Kopf und Herz dieser großen Persönlichkeit jedem Leser der Pensées und der Briefe mit dem ersten Satz abgewinnen? Hat er sich gefragt, was Bartholomäusnacht, Jansenismus, Widerruf des Ediktes von Nantes für das französische Geistesleben bedeuten? Wir wissen es nicht, und wenn für Lessing wenigstens die Lektüre des ersten Bandes von Gibbons Geschichtswerk über Roms Niedergang bezeugt ist, ohne jeden urkundlichen Aufschluß, mit welchen Eindrücken er etwa das berühmte zweite Kapitel über den glücklichen Religionsfrieden und die nur von Christen und Juden nicht geteilte Duldsamkeit unter den Antoninen gelesen hat, so fehlt selbst der bloße Name Pascals, eine flüchtige Nennung ausgenommen, in allem, was aus Lessings Feder auf uns gelangt ist. Aber die Nachwelt besitzt in den Schriften großer Männer nur Bruchstücke ihrer geistigen Anteilnahme, und so zweifelhaft es sein mag, wie Lessing sich mit der Verbindung des schärfsten Denkens und des ergebensten Glaubens in Pascal abgefunden habe, vorbei geeilt ist er auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Wißbegier an dem Franzosen sicherlich nicht und neuerdings wohl durch Klenkers treffliche Verdeutschung und Erläuterung der damals noch recht unvollkommen bekannten Pensées (1777), nicht zum erstenmal, dem Einsamen genähert worden. Zwischen den Ausschreitungen des Unglaubens und dem Glauben aus Aberglauben sieht Pascal die wahren Christen. Er glaubt, er dürstet nach Gnade. Sein Geist, fähig auch das Fremdeste zu durchdringen, weicht vor keinem Problem zurück und berührt ohne Entrüstung mit klarem Blick die stärksten antichristlichen Behauptungen. Ihn können sie nicht beirren in der Gewißheit seines Gemüts: das Herz, sagt er, hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; denn was ist der Glaube? Gott ist dem Herzen fühlbar, nicht der Vernunft. Dieser mathematische Kopf, dies fromme Herz, dies der Tugend rein ergebene Gemüt unternimmt in den „Provinzialbriefen“ den

Kampf gegen die unsittliche Kasuistik der Jesuiten; der Kranke führt ihn mit unerschöpflicher Schaffenskraft zu Ende. Keine Fäulnis läßt er im Verborgenen um sich fressen, keine Lüge weiter schleichen. Nirgend vermag ihn ein Machtspruch zurückzuschrecken, die beschworne Tatsache muß er mit eigenen Sinnen erhärtet finden, ehe er sie für erwiesen nimmt, das Buch mit eigenen Augen gesehn haben, bevor er glaubt, dies oder das stehe darin, und kein römisches Dekret kann ihm Galileis Entdeckungen umstoßen. Er zerfasert das sophistische Geflecht der Gegner, um sich auf den Schwingen des herzlichsten Pathos in den Äther der Liebe, der charité, die das Leben und die Seele der christlichen Tugenden ist, zu erheben, nachdem seine Beredsamkeit allen Schlichen und Kniffen der Verhaßten nachgegangen ist. Wo er spottet und höhnt, blickt immer der ernste, nicht antastbare Mann durch. Sein Stil wirkt mit der größten Unmittelbarkeit durch das lebendigste Plaidoyer, das regste Gespräch, die dramatischsten Szenen. In seinem Munde wird die Höflichkeitsanrede „Mein Vater" vernichtend, und die Frage des Erstaunens zieht ein Sturzbad anaphorischer Zurufe nach sich. Bald jagt er die Gegner auf einen Haufen, bald treibt er sie auseinander, so daß die gröblichen Widersprüche dieses Trupps von allen Seiten mißtönig zu Gehör kommen, oder er zeigt, wie im Handumdrehn was unlängst noch abscheulich hieß heute das Unschuldskleid zur Schau trägt. Auch er liebt parabolische Darstellung und entwirft ein Gemälde der Kirche frei nach dem Gleichnis vom Samariter, auch er kehrt gern bei den Kirchenvätern ein und labt sich im heißen Gefecht an köstlichen Worten Tertullians. Fragt man ihn aber, warum er die Verfasser so schändlicher Dinge mit ihren Namen vor das Publikum geschleppt habe, so dient ein Bild zu seiner Rechtfertigung: „Befänd' ich mich in einer Stadt mit zwölf Brunnen und wüßt' ich sicher, einer von ihnen sei vergiftet, ich wäre verpflichtet, alle Welt zu ermahnen, daß sie kein Wasser aus diesem Brunnen schöpfe; und da man glauben könnte, das sei ein reiner Wahn von mir, so wär' ich verpflichtet, lieber den Giftmischer zu nennen als eine ganze Stadt der Vergiftung auszusetzen." Nicht so aufrichtig verglich Lessing gegen Goeze die verborgenen Fragmente mit einem geheimen Gift oder einer schleichenden Pest, sich selbst aber mit dem Gesundheitsrat, der die Gefahr zur Anzeige bringt. Er braucht

Finten und Deckungen, die Pascal nicht kennt, aber unerschöpflich und wandelreich wie dieser, weiß er auch den tiefen Brustton anzuschlagen, den die vollkommenste dialektische Kunstfertigkeit sich nicht geben kann, weil er nur von der Natur verliehen wird; dann ist's, als schwängen in den mörderischen „Anti-Goeze" aller Seelenschmerz und alle mannhafte Läuterung des persönlichen Wehs gleich einer tiefen Glocke mit. Es gewährt großen Genuß, ein paar Blätter Pascals neben einem „Anti-Goeze" zu lesen, wie es erfrischt, nach dem abgestandenen Einerlei der Antifragmentisten sich Pascals prägnante Sätze über die apôtres trompés ou trompeurs zu vergegenwärtigen.

Ein unmittelbares sachliches Ergebnis konnte den Waffengängen mit Goeze nicht entspringen, denn der Orthodoxe hatte von dem Ungenannten und was an ihm hing eine so felsenfeste Meinung wie von der Offenbarung; darum ließ er sich nicht nach gegnerischen Kampfregeln stellen und bei der Stange halten, achtete der feinen Unterscheidungen Lessings kaum und blieb, schwach im Beweis, stark im Bekenntnis, wirklich der Rolle treu, die ihm Lessings Kanzeldialog zuteilt. Über die Unmöglichkeit, diesem Feind irgend ein Zugeständnis zu entwinden, ist Lessing sich ganz klar gewesen, als er durch die „Anti-Goeze" sein Schnellfeuer gegen den orthodoxesten Widersacher eröffnete und lächelnd zu dem Titel „Anti-Goeze. D. i. Nothgedrungener Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze Erster" ein „Gott gebe, letzter!" fügte. Ein drastisches Bild im zweiten verspricht, den Eimer faulen Wassers, worin ihn Goeze ersäufen möchte, tropfenweis auf den entblößten Scheitel des Gegners fallen zu lassen; an einer andern Stelle sagt Lessing, er rücke dem Herrn Hauptpastor Schritt vor Schritt auf den Leib, bis er ihn ganz umzingelt und in dem Winkel habe, wo er nicht entwischen könne.

Mitten hinein aber warf er, eben da durch Mascho die Jagd nach dem Ungenannten in ein neues, gefährliches Kesseltreiben gebracht war, Ende Mai als besondre Schrift das stärkste Fragment „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" und lieferte somit die Vordersätze zur Kritik der Auferstehung. Nun erst wurde klar, warum Reimarus die Apostel in ein solches Ränkespiel verwickelt und was das „neue Systema" im Eingang jenes früheren Bruch-

stückes zu bedeuten hatte. Lessing selbst, in dem kurzen, auf Schrauben gestellten Vorwort, ermahnt achtungsvoll die berufeneren Gegner, zu dieser Aufklärung Stellung zu nehmen, während er auf Goeze und Genossen zielt mit dem Sprichwort, Krüppel wolle überall vortanzen und jeder Homilet, der sich getraue, einen Osterfermon zu halten, getraue sich, mit dem Ungenannten anzubinden. Grob und dummdreist fand auch Herder, dem „das Buch vom Zweck Jesu in den Eingeweiden weh tat" und schwierige Zweifel schuf, die meisten Antworten.

Am 7. Juni kennt Karl Gotthelf schon dies selbständige Fragment und sieben „Anti-Goeze", Doktor Reimarus bezeugt am 16., daß Stück Fünf, Sechs, Sieben binnen wenigen Tagen mit Geschwindschüssen abgefeuert wurden, am 30. sind neun heraus, Anfang Juli elf, am 18. muß Lessing die zwölfte Flugschrift gleich beim fulminanten Motto aus Cicero abbrechen: Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum!

Die erste Nummer antwortet auf eine Lobpreisung Maschos in den „Freiwilligen Beiträgen", die aber nicht von Goeze stammte, was im Grund gleichgültig ist; auch hatte Lessing sich durch den Ausdruck „Goeze und Compagnie" den Rückzug offen gehalten. Die andern haben es in erster Linie mit „Etwas Vorläufigem" zu tun. Das Thema, das mit Unterbrechungen, doch nach vorbestimmter Gliederung abgehandelt wird, ist Lessings Verhältnis zum Ungenannten und Goezes Kritik dieses Verhältnisses. Überflüssig zu sagen, daß der erwähnte vorgeschobene Vergleich mit dem Gesundheitsrat ebenso eine taktische Wendung ist wie im Fragment gegen Töllner der Vergleich mit dem Arzte, der eine Seuche nicht alsbald zum Schrecken der Gesunden für die Pest erklärt, wohl aber Vorsichtsmaßregeln trifft; und solcher an sich bewundernswerter, für Lessings eigenste Politik aber gar nicht unbedingt rückhaltloser Wendungen sind in diesen Bogen und den übrigen Entwürfen viele; keine poetischer als das Vorspiel zur „Bibliolatrie", wo Lessing, wie des Euripides junger Jon auf den Stufen des Apollotempels, die Schwelle des Hauses Jesu fegt als frommer Diener. Und die Anklage, Goeze wolle ihn aus seines Vaters Hause hinauswerfen, ist wiederum mehr wirksam als im innersten Grunde gerecht, denn unter den vielen Wohnungen in

unſers Vaters Hauſe, das dem Paſtor nur die chriſtliche Herberge ſein und bleiben konnte, ſtand einem Streiter, der ja alles Poſitive von ſich abwies, keine zu. Er war für ſeine Perſon ausgeſchieden, wenn er auch viel beſſer wußte, wie das Haus aufgebaut, eingerichtet, verwaltet ſei, als der geiſtliche Gegner, der Unrat witterte, doch den großen Dialektiker nicht mit ſeiner Fauſt erwiſchen konnte. Wer möchte nur eine Seite der „Anti-Goeze“ miſſen und wer wiederum ſich gegen die unbefangene Wahrnehmung verſchließen, daß Leſſings ſo blankes wie ſcharfes Schwert manchmal zu heftig gemäht und auch einige Hiebe geführt hat, die von der einen Seite trotz alledem nicht verdient, auf der andern zum mindeſten entbehrlich waren. Nicht genug, daß Goezes Glimpf und Unglimpf im erſten und zweiten Artikel das prachtvolle Doppelbild von der Katze, die um den heißen Brei geht, und dem Eber, der auf den Spieß rennt, herbeiruft, daß Goezes Paſtoralton ihm einen Schwarm böſer Anſpielungen auf Polterpredigten „alle acht Tage — Sie wiſſen wo“, auf Poſtillen und „des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto“, auf den Katechismusſtreit und andres Hamburgiſche zuzieht, daß ihn die furchtbare Antitheſe der „Axiomata“ trifft: „Barmherziger Gott!“ „Unbarmherziger Prieſter!“, oder in niedrigerer Sphäre der Vergleich mit einer frommen Hure. Nicht genug, daß er in dieſer ſchonungsloſen Gerichtsverhandlung „Blut und Verdammung wiehert“ und ſein leiſes Blinzeln nach der Behörde als „pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit“ entlarvt wird. Nicht genug, daß Leſſing auf ſeinem glorreichen Siegeszug es nicht verſchmäht, das Wörtchen „Equivocen“ aus Goezes Schrift zu einem billigen Wortſpiel aufzuraffen, um dem Gegner ja nichts zu ſchenken. Kurz, nicht genug, daß hier von Bogen zu Bogen alle Stiche und Schläge der Polemik von der leichten Abfertigung des Einwurfs bis zum höchſten Pathos und dem verächtlichſten Hohn ausgeteilt werden — ſelbſt Albertis Schatten wird noch einmal aus dem Grabe beſchworen mit der ſchlimmen Wendung, Goeze mache gern ſeine Herrn Kollegen ewig ſchlafen; und Leſſing wußte doch, was dieſe feindſelige Deutung in Wahrheit auf ſich hatte. Zärtliches Empfinden für ſein einträgliches Paſtorat ſoll der Hebel der Goeziſchen Umtriebe ſein; und Leſſing wußte doch, daß der Senior aus innerem Zwang von einem einflußreichen Poſten

zurückgetreten war, um seinem Pflichtgefühl nichts zu vergeben. Man wird es Goeze nicht zu tief ins Kerbholz schneiden, wenn auch ihn nach derlei bis zur persönlichsten Beleidigung getriebenen Anfällen Zorn und Wut übermannten.

Hat es der erste „Anti-Goeze" noch mit den losen Zeitungsblättern zu tun, so beginnt mit dem zweiten die wohldisponierte Zurückweisung des zusammenfassenden Libells „Etwas Vorläufiges". Lessing legt hier sein ausführlichstes Stilbekenntnis ab, das ihm durch Goezes unablässige Querelen über Theaterlogik und Bildertand abgefordert war, und die folgenden Bogen lehren deutlich genug, daß der Meister einer Sprache, die im Bild Erleuchtung, keine dichterischen Zieraten sucht, auf diesen Reichtum nicht verzichten kann und mag. Der Rechtfertigung seiner Form folgt die Geschichte seines Verhältnisses zu Reimarus, die geschlossene Reihe der Verteidigungsreden gegen die Anklagen auf mittelbaren und unmittelbaren Religionsfrevel, so zwar, daß meistens der neue Bogen in einem Atem an den vorigen anknüpft und ein Mittelstück die früheren Erweise vorläufig summiert. Der dritte zeigt, welche Vorteile die Religion objektiv aus Zweifeln und Einwürfen ziehe, wie verschwindend dagegen ein mehr befürchteter als vorhandener subjektiver Nachteil sei. Allenthalben greift Lessing in seine patristische Belesenheit hinein, wie er geradezu Tertullians Schrift De praescriptione haereticorum mit Anmerkungen über die Verwandtschaft der modernen deistischen und naturalistischen Ketzereien auszustatten begann und auch auf diesem Gebiete die Schätze der Guelferbytana sich nutzbar machte. Fast kein theologischer Entwurf Lessings entbehrt solcher weislich vorgeschobener Bollwerke von den Kirchenvätern her. Also war es kein sündhaftes Unterfangen, den Pflegevater der Mißgeburt zu spielen, wie Goeze sagt, oder ein ausgesetztes Geisteskind ins große Findelhaus der Druckerei zu bringen, wie nun der Bibliothekar die Schmähung wendet. Die Kirche selbst, so lehrt der vierte Anti-Goeze, läßt es sich im wahren Verständnis ihres Besten nicht einfallen, die Freiheit der Religionsbestreitung zu zerstören; darum will Lessing von jener beliebten, noch gegen Strauß und Vatke durch H. Leo erhobenen Forderung, der Zweifler solle wenigstens die Gelehrtensprache reden, nichts wissen. Und immer wieder vertritt er sein vornehmstes Credo, daß Bewegung

die Seele alles Seins ist; wenn auch nicht mit den geheimnisvoll wogenden Urworten des Faustischen Erdgeistes über Geburt und Grab, so doch in diesem Sinne heißt es: „Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?“ Und wenn ich auch unvorsätzlich keinen Wurm zertreten soll, so dürft' ich mich überhaupt nicht mehr rühren . . . Das war zugleich die gesunde Antwort an die empfindsamen Werther, die das Würmchen auf dem Wege beseufzten und vor dem zerstörenden Ungeheuer dieses Erdengetriebes verzweifelten. Doch mußte Lessings Kampf gegen Stillstand und Einschnürung ihm die Sympathie aller Werdenden und Fordernden eintragen, da was hier für die Theologie so tapfer und frei verfochten ward jedem Gebiet menschlicher Betätigung zum Heil gereichte. Auch der politischen Ermannung, ja dieser ganz unmittelbar durch die entschiedenste Verwerfung des Polizeistaats, dessen Gewalt ein geistlicher Wächter bei jedem Flammenzeichen lärmschlagend anrief. Das fünfte Stück fertigt Goezes Mahnrufe gegen die revolutionären Triebe der rheinischen und Göttinger Genies geradezu ab. „Witz und Landessprache“, so zitiert er den Hauptpastor mehr als daß er ihn parodiert, „sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac und Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.“ Vor drei Jahren hatte Goeze die Obrigkeit angefleht, das belletristische Gift munter zu konfiszieren und den leichtsinnigen Zeitungschreibern Zaum und Gebiß anzulegen, denn „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden“. „Etwas Vorläufiges“ aber brachte neuestens, an den Haaren herbeigezogen, einen kleinen Epilog über jüngst erschienene staatsgefährliche Tiraden zu Ehren von Brutus und Konsorten; niemand konnte zweifeln, daß damit der unreife Lobredner Klopstocks, sein Eckermännlein C. F. Cramer, dem Augenmerk einer hohen Polizei empfohlen wurde. Der Protest gegen die theologische Zensur war der Protest gegen die Zensur überhaupt, die, zwar in Berlin und Braunschweig ohne Knebelung gehandhabt, in Wien

mehr Bücher verschlang als Roms Index. Lessing kennt hier keinen Vorbehalt; in dieser grundsätzlichen Frage tritt er, gleich Schlözer, offen und ohne jeden Tadel für Bahrdt gegen den aufgehetzten Reichshofrat ein, und wie bedenklich seine Zusammenstellung des treuen Dolmetsch Luther und jenes eklen Wiederkäuers sein mag, in der Sache konnte der Herausgeber des Reimarus keinen andern Schritt tun. Es ist auch sehr gleichgültig, ob man die tückischen Winke Goezes auf das Haus Braunschweig für halbe oder ganze, verschämte oder unverschämte Begrüßungen der Obrigkeit und demnach Lessings empörte Worte, der Pastor hetze den Reichshofrat zu einem Schritt, der uns vor zweihundertfünfzig Jahren um alle Reformation gebracht haben würde, für unzutreffend oder für voreilig oder für eine ungerechte Vermengung Goezes und Wittenbergs nehme — die Warnung war am Platze. „Man urteile aus den Krallen, welche die geistliche Tyrannei in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tiger bereits zu entblößen wagt!“ Auch hier heißt „Goeze“ dasselbe wie oben „Goeze und Compagnie“, und schließlich hat Lessing nach den „Anti-Goeze“ beide Männer zusammen genannt: „ein Lutherischer Pastor und ein verdorbener Advokat“.

Goeze wird in diesen ungestümen Heften als Typus und als Individuum behandelt. Als Typus schließt er die gesamte rückläufige Orthodoxie in sich, als Individuum hat er bestimmte Gesellen. Darum wird neben Rektor Mascho an zwei Stellen der Lübecker Behn abgefertigt, den Goezes „Vorläufiges“ mit vollen Backen als einen gründlichen und selbstdenkenden Gelehrten gelobt hatte. Ehemals Dozent in Jena, war dieser Schulmann ein seichter Vielschreiber, ebenso bereit, Gedanken über die Dreieinigkeit wie philosophische, mathematische, naturwissenschaftliche Werkchen aus dem Ärmel zu schütteln. Sein dickleibiger Torso „Verteidigung der vornehmsten Wahrheiten der Christlichen Religion vornämlich gegen die neuern Angriffe“ (1778), ein positiver Sprößling des zahmsten Wolffianismus, hat mit den Fragmenten noch gar nichts zu schaffen, sondern begnügt sich, den „elenden Voltaire“ als „kriechendes Insekt“, „habsüchtiges Monstrum“ und „Abschaum der niederträchtigsten Wollust“ zu brandmarken. Es berührt komisch, daß der ärmliche Phrasenmacher seine Wassersuppe mit einigem Fett aus Lessings

„Laokoon", ohne die Bezugsquelle zu nennen, und aus den „vortrefflichen Büchern des großen Weltweisen" Reimarus schmälzt. Er ahnte nicht, daß sein Gewährsmann, der den Cartesius „nach Gewohnheit, d. i. sehr gründlich" widerlegt habe, mit dem bestochenen Fragmentisten, dessen Schlingen er nun in der „Verteidigung der biblischen Geschichte von der Auferstehung Jesu" mit schwacher Hand zerreißen will, dieselbe Person sei: „Schmidt, oder wer er sein mag." Von Lessing meint er bloß, seine Verteidigung der Bibel gegen Reimarus sehe sonderbar aus. Da das nichtige Büchlein und der schale Stil so gar nicht zu der Aufgeblasenheit stimmten, mit der Behn sich vorweg als Subrektor seiner Vaterstadt in Positur setzt, durfte Lessing ihn sehr von oben herab striegeln, als er die Frage der lateinischen Tarnkappe behandelte und allerdings, was Behn in der Schwebe gelassen, sein Lobredner aber ohne weiters als Behns Meinung festgestellt hatte, für ein Gebot des Lateinschreibens nahm. Der „Anti-Lessing" war die unglaublich leere Replik. Nachdem der unbedeutende Mensch sein großes Buch mit bedientenhafter Schweifwedelei vor den erhabenen Lübischen Magnifizenzen und den anonymen „Anti-Lessing" mit einem Wortschwall über die Unbill eröffnet hatte, daß Lessing auf seiner Hofratshöhe ihn als Subkonrektor, da er doch wirklicher Subrektor sei, verachte, war der lustige Willkomm an den verkappten Helden und seinen „Hochzeitbitter-Beweis" über die Ranggleichheit eines reichsstädtischen Subrektors und eines hofrätlichen Bibliothekars verdient, obwohl Anti-Lessing so sanft lispelte. „Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector?"

Grimmiger als dieser Gruß und die folgenden Personalwitze klingt Lessings Hohn gegen den Journalisten der „Freiwilligen Beiträge" und des Altonaer „Reichspostreuters", den Lizentiaten Albrecht Wittenberg, einen Wühler und Klopffechter schlimmster Sorte, der nach allerlei Gezänk mit nordischen Schriftstellern und dem vorstürmenden Jungdeutschland auch gegen Lessing seine freche Zunge wetzte. Nicht gar lange stand er zu Goeze; wenn auch der Spötter Dreyer, der von handgreiflichen Balgereien erzählte und „auf der Brust des Senioris des Lizentiaten Knie" sah, natürlich nur

Lügen ausheckt, so hat Wittenberg doch erst 1774 seine antigoezische Haltung im Theaterstreit widerrufen. Goezes Klagen über die von Lessing übernommene „Advokatur" des Ungenannten sekundierte der Reichspostreuter (1778 St. 34) durch hämische Plänkeleien und das Epigramm An Doctor Schrill:

Ein großer Advokat ist Schrill,
Prozesse lenkt er, wie er will,
Vom Rechte weiß er zwar nicht viel,
Und meistens trifft er weit vom Ziel;
Doch jeden kann er überschrein,
Und braucht er mehr, ein großer Advokat zu sein?

Den Wertherfeind Wittenberg hatte die Satire der rheinischen Genies längst in Wort und Bild als Reichspostreuter ohne Kopf dem Gelächter preisgegeben, und wer nun sein Epigramm las, summte wohl zur Antwort die drolligen Verslein des Wandsbecker Boten vor sich hin:

Es war einmal ein Reuter, Der hatt' ein schönes Pferd;
„Gut das, und was denn weiter?" Er aber war nichts wert.

Nun warf Lessings achter „Anti-Goeze" den Schwager vom Gaul und ließ sich, vielleicht zu gründlich für ein schnurriges Intermezzo, in Gespräche mit dem „edlen Houyhnhnm" ein: das Scheckchen, nicht der Reiter habe ja jenes Epigramm verfaßt. Aber der Reiter wollte seine Sattelfestigkeit ausgiebig beweisen; Wittenberg trug Anfang Juli alten und neuen Unrat auf einen Fleck zusammen im „Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing". Wie eine handwerksburschenhafte „Epistel an den Hochehrwürdigen Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg von'n Layen" Lessings unschuldigen Freund Moses bei den Haaren herbeischleppt oder 1779 fade „Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrath Lessing", die vielleicht der Seifersdorfer Pfarre entstammen, ihr qualmendes Lichtchen bis auf Lessings Frühzeit zurückwerfen und mit dreister Indiskretion Mitteilung aus einem Trauerbrief Gottholds an Theophilus machen, so rächte sich Wittenberg, indem er Zweideutigkeiten in Lessings alten Jugendepigrammen aufstach und den unter-

sten Schlamm des Hamburger Theaterklatsches aufwühlte. Sein ironischer Beweis, die „Anti-Goeze" könnten unmöglich von Lessing herrühren, gipfelt in dem frommen Wunsch: andernfalls wär' es besser, „daß Sie, als Sie an Ihrem Hochzeitstage in die Elbe, oder in einen zur Elbe führenden Graben stürzten, Ihr teures Leben vielmehr eingebüßt hätten". Weiter konnte die blinde Niedertracht sich nicht verirren, als dieses Gift auf Lessings offene Wunde zu streuen. Wittenberg trägt in der Tat die eherne Stirn, die ihm das Motto des achten „Anti-Goeze" nachsagt, zur Schau, wenn er höhnisch vorrechnet, wie dankbar Lessing einst für seine Besprechungen der „Minna", des „Laokoon", der „Emilia" gewesen sei. Jetzt soll jeder Absatz mit falschen Schlüssen, seichten Einfällen, unerträglicher Witzelei, Grobheit, niedrigster Pöbelsprache den Bierbruder und Stallknecht verraten, und wegen der Schnurre vom Gaul heißt Lessing gleich viermal auf einem Blatt ein Schurke! Nun schreit der rabulistische Winkeladvokat Mordio über all die strafbaren Frechheiten, die das verehrungswürdige Tribunal des Reichshofrates auf Grund dieser und jener angeführten Gesetze gewiß nicht ungeahndet lassen dürfe. Er hatte, nach Maschos tastenden Anspielungen, auch dem Gerücht, Reimarus sei Verfasser der Fragmente, seine Zeitungsspalten aufgetan; zum großen Unbehagen des Doktors, der nicht umhin konnte, der Redaktion einen ableugnenden Brief zu schicken, mit dem Elise sehr unzufrieden war, und gleichzeitig in der Korrespondenz mit Lessing sowohl seine Verstimmung als den dringlichsten Wunsch nach Ruhe kundzutun. Jenen Brief schwenkt Wittenberg in der Hand: auch Lessing müsse jetzt dem verleumderischen Gerücht öffentlich widersprechen, und als der zehnte „Anti-Goeze" alle Personalien abwies, rückte Wittenberg im Nachwort seiner Schmähschrift mit der perfiden Enthüllung heraus: Lessing selbst sei im Privatbrief eines Freundes nach Hamburg als Gewährsmann der Reimarischen Urheberschaft genannt worden. Lessing versicherte die „Gemeine" seiner strengen Verschwiegenheit; trotzdem ging im Februar 1779 aus der Stockholmer Lärda Tidning vom Vorjahre, das „ärgerliche Gerede", wie Elise sagt, in Schlözers weitverbreiteten historisch-politischen „Briefwechsel" über: „daß Hr. Lessing ohnlängst in Hamburg selbst geäußert haben solle, Reimarus sei der Verfasser der Fragmente". Übrigens stellt

schon im Oktober 1777 Hamann, in einem Schreiben an Herder, diesen Ursprung als bekannt hin.

Langsam rückten die „Anti-Goeze" zu dem unumgänglichen Punkt, wo nach manchen inquisitorischen Fragen ein Wort über den großen Unbekannten gesprochen werden mußte. Der Doktor hatte bereits im März, als Mascho allein sich regte, dem Goezicus oder Goeziomastix Lessing für seine edle Vertretung des Fragmentisten herzlich gedankt; dann schien ihm das ungestümere Nachfragen töricht, da Goeze den Vater doch nicht mehr verbrennen könne. Als Lessing die Hypothese der Schmidtischen Urheberschaft fallen ließ, als das Gerücht von einer Berliner Abschrift aufkam und Wittenberg immer deutlicher wurde, wuchs Doktor Reimarus' noch dazu durch den ohne sein Wissen, gegen sein Wollen erfolgten Druck des letzten Fragments gesteigerter Unmut so hoch, daß Lessing um keinen Preis den Schleier lüften durfte. Die Fama schwieg dann auch oder deutete nur ohne Namensnennung umschreibend auf Reimarus, wie Jerusalem, als Michaelis ihn 1781 vergebens um die beseitigte Schutzschrift anging. Kleuker suchte 1778 den Verfasser in Damm; in Goekingks „Journal von und für Deutschland" wurde 1784 über einen Sekretär der Herzogin-Witwe hin und her geredet; Paulus empfing 1787 die Bestätigung des Reimarischen Ursprungs mit den falschesten Angaben über die Handschrift verquickt; ja selbst nachdem durch den Sohn endlich jeder Zweifel aufgehoben und sogar 1815 im Anhang zur Autobiographie des Doktors die Herkunft offen eingestanden war, konnte noch 1839 Illgen die Fragmente unter mehrere Federn verteilen. Lessing aber ließ sich keinen Namen abpressen. Schon die grundsätzliche Darlegung von Nutzen oder Schaden, Freiheit oder Unterdrückung religiöser Revolutionsschriften baut klüglich der gemeinen Neugier vor, indem sie dem Fragmentenstreit einen weiteren Hintergrund gibt. Das feige Gebot des Lateinschreibens war im vierten Stück niedergeschlagen; das fünfte gilt der Sache, dem Inhalt: nur eine theologische Memme könne dem forschenden Zweifel die Berührung gewisser Dinge verwehren und durch solche Schranken das Vorhandensein wunder Stellen und heikler, schonungsbedürftiger Schwächen der Religion zugestehn. Es ist nicht zu leugnen, daß Lessing hier, soweit der Ungenannte verteidigt wird, neben guten Gründen auch sophistische

Hilfen herbeigeholt hat, denn mochte Reimarus die ihm von Goeze in den Mund gelegten Schmähworte wie „Leichenräuber“ oder „Betrüger“ auch nicht so unverblümt gebraucht haben, es war doch zweifelsohne der Sinn, und die Erläuterung, selbst die ältesten und angesehensten Kirchenväter hätten den Aposteln ihre eigene Meinung über einen in guter Absicht getanen Betrug zugeschrieben, verliert sich doch zu weit in Kasuistik. Gewiß ist die alte Kirche, wenn man zitierte, heilige Bücher auf würdigste Verfassernamen taufte und Beweise beibrachte, von den Pflichten historisch-philologischer Kritik sehr entfernt, aber solche Menschlichkeiten gehören auf ein andres Blatt als die Reimarischen Wahngebilde der apostolischen Geheimverschwörung. Um so schlagender setzt der sechste „Anti-Goeze“ den allgemeinen Beweis fort: die altchristliche Kirche selbst verschmähte das Recht, häretische Schriften gewaltsam zu unterdrücken. Lessing erörtert nach den patristischen Belegen ein paar Fälle, wo er selbst verschollene Ketzereien so gut wie die Fragmente ans Licht ziehen würde, und läßt Goeze mit seinem Schreckensbild der Toldos Jeschu, die doch der fromme Wagenseil schaudernd herausgegeben hatte, ablaufen. Im Anschluß daran behandeln die Bogen Sieben bis Elf die „Advokatur des Ungenannten“, mit dem Zwischenspiel gegen den „Advokaten“ Wittenberg. Der Fragmentist selbst erhält das Wort, und hier zuerst, nach all dem Gezeter über sein gotteslästerliches Seelengift, hört die Welt jene scheuen Bekenntnisse des Einsiedlers, der die „Schutzschrift“ für spätere Zeiten einschloß, um niemand zu verwirren, und den Lessing nicht nur ohne, sondern gegen seinen Willen aus dem Dunkel zog. Die Advokatur, wenn sie durchaus ein völliges Übereinstimmen mit dem Klienten meinen soll, durfte Lessing von sich weisen, aber je hitziger der Gegner den Unbekannten schmäht, um so nachdrücklicher betont Lessing seine Tugenden und, allzu verächtlich auf Goezes Bibelgelahrtheit herabschauend, die alte Rechnung, sieben Goeze machten kein Siebentel des Fragmentisten, wiederholend, seine Gelehrsamkeit: den weiten Blick des selbstdenkenden Kopfes im Gegensatze zu den Stäubchen aus der Litterargeschichte. Jetzt, da er eben mit Mascho und seinem hamburgischen Herold abrechnen will, drückt ihm Wittenberg die Pistole kraft jenes Briefes auf die Brust, doch Lessing hält sich den Klätscher, oder besser: die Klatsche Mutter Else vom

Leib, wieder im gegebenen Fall mit unvermeidlichen Finten, wieder auch zur allgemeinen Frage mit der Vornehmheit, der die Sache höher ſteht als ein Name und was mit ihm Gutes und Böſes für Mit- und Nachwelt zuſammenhängt. Die „Phantaſie“, dem Ungenannten möge Heroſtratiſche Ruhmſucht ſein Zerſtörungswerk diktiert haben, benutzt Leſſing zu einem höchſt rhetoriſchen Abſchluß: Wollt ihr den Namen auf ewig unterdrücken? fragt er als Stimmenſammler die patres conscripti des Luthertums; alle ſtimmen mit Ja, nur Einer, Einer nur, der Hauptpaſtor Goeze, ſtimmt mit Nein. „Nein! donnert er, und nochmals Nein! nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu! Amen!“ Denn, ſo ſchließt Leſſing den elften Bogen zur Rechtfertigung ſeines Tons, Goeze verſchreie ihn als Läſterer Gottes und des Chriſtentums, Goeze komme mit dieſem Dolch auf ihn eingerannt, und er ſolle ſich mit dem Hut in der Hand verteidigen, um den Firnis elender Tugenden eines weibiſchen Zeitalters nicht aus den Augen zu ſetzen? Ihm wolle Goeze die Naſe abſchneiden, „und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern?“

Nach dieſem Sturm kann niemand erwarten, der Hauptpaſtor werde ſeinem Widerſacher mit einem linden Gefäuſel friedſelig entgegnen. Bombardiert ihn Leſſing mit „Stinktöpfen“ (ein Lieblingswort der Goeziſchen Polemik), ſo hat er nunmehr jede Schonung verwirkt. Am 24. April 1778 beginnt Goeze mit einer Rezenſion Lüderwalds in den „Freiwilligen Beiträgen“ ſeinen zweiten Feldzug; während der „Anti-Goeze“ bindet er im Mai den ſtachligen Strauß „Leßings Schwächen, gezeigt von Johan Melchior Goezen. Das erſte Stück“, das Eliſe am 21. Mai, Leſſing laut ſeinem achten Bogen „eben itzt“, da er Wittenberg niederſtreckt, empfängt. Nach dem letzten Fragment und dieſem Anti-Wittenberg erſcheint das zweite Stück der „Schwächen“, erſt nach Leſſings „Nöthiger Antwort“ das dritte.

„Lieber Herr Hofrat!“ beginnt Goeze, Vertraulichkeit mit Vertraulichkeit heimzahlend; „Lieber Herr Hofrat!“ ſagt er beichtväteriſch an einer Stelle, die ſo verächtlich Leſſing dies Flehen und Bedrohen auch anſchauen mußte, doch mit ihrer einzigen Liebeserklärung nicht als grotesk belacht, ſondern als ein letzter ehrlicher

Spruch an das Gewissen des vormals Hochgeschätzten ernst genommen sein will. Sie finde hier Platz, eine Stichprobe Goezischer Beredsamkeit:

„Lieber Herr Hofrat! Erbittern Sie sich nicht, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige bisher gewesen ist, den Sie mir abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenket hat, auch nicht die vorzüglichen Einsichten und Kenntnisse, die Sie sich durch rechte Anwendung derselben in manchen Teilen der sogenannten schönen Wissenschaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeine, zum unwissenden und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebenteile von Ihrem Fragmenten-Schreiber das Gleichgewichte halten könnten: aber eben diese Liebe, eben diese Achtung beweget mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, folgendes in einer stillen Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. Sie erklären sich — und mein ganzes Herz bebet vor dieser Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei getan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Ach! verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst auf diese Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Tränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der HErr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herunter zu setzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Überzeugung habe, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben itzt vorwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister verblenden können, auch vor dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen? Stellen Sie sich vor, daß

an jenem Tage, nicht einer, sondern Hunderte gegen Sie auftreten, und sagen werden: HErr! wir sind im Unglauben gestorben, aber wir glaubten entweder schon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht sein, denn unser Herz war noch nicht völlig verstockt, und wir hatten noch zu Zeiten starke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da ist Ursach, daß wir deinem Geiste hernach beständig widerstrebt haben . . . HErr! sei Richter zwischen uns und ihm!"

Das Goezische Kernlied, sein Dies irae dies illa, ließ Lessing ungerührt, wie Elise sogleich erwartet hatte, da sie den Priester zum Beichtkind sprechen hörte. Auch vom ehemaligen Verkehr der Beiden wird das Publikum unterrichtet auf eine Weise, die unzweideutiger für Goezes „Liebe" zeugt: „da ich bei seinem hiesigen Aufenhalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis anderen mitzuteilen — er war damals noch nicht Hofrat — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde." Ein unliebsamer Zwischenfall hatte lang vor dem Fragmentenstreit Goeze, den Bibliophilen, gegen Lessing, den Bibliothekar, verstimmt, und Sammler sind stets empfindlich, wenn sie auf einen Mann mit zugeknöpften Taschen zu stoßen meinen. Der Historiker der niedersächsischen Bibeln war auf die kleine Bitte, Lessing möge für ihn einige Stellen des Lottherischen Neuen Testamentes von 1523 im Wolfenbüttler Exemplar nachschlagen, da das hamburgische defekt sei, ohne Bescheid geblieben und nach ungeduldigem Harren erst durch ein Gesuch an Knittel, von diesem aber sofort, über seinen Lotther aufgeklärt worden. Die Ungefälligkeit, richtiger Vergeßlichkeit Lessings, den er einmal in Wolfenbüttel umsonst gesucht hatte, wurmte Goeze tief. Nicht im „Vorläufigen" zwar, aber schon in Ziegras Zeitung lieh er dem Verdruß Worte (2. Aug. 1774, 9. Sept. 1777), indem er ganz gerechter Weise forderte, daß eine große öffentliche Bibliothek kein Bibelgrab, ein Bibliothekar kein βιβλιοτάφος sein dürfe; das zweite-

mal durch die ausführlichere, zuletzt gar noch weitläufiger den „Schwächen“ einverleibte Nachricht, von „einem berühmten Bibliothecario“, der es sich zum Gesetz gemacht, Anfragen auswärtiger Gelehrten nicht zu beantworten. Derselben Beschwerde fügte Goeze selbst eben damals in einem Brief an den hilfreichen Generalsuperintendenten Knittel die sehr nötige Einschränkung bei, Lessing halte ja andre Gelehrte durch Auskunft in den Wolfenbüttler „Beiträgen“ schadlos. Im Grund eine Lappalie, liegt die Sache doch so, daß Lessing in einer freien Stunde Goezes Bitte gleich dem Kleinkram philologischer Erkundigungen hätte befriedigen können und daß erst Goeze, dann aber auch Lessing, bis zum sogenannten Kanzeldialog „Ob die Bibel von dem gemeinen Mann zu lesen“ unnötig viele Worte darüber verloren hat. Und da weder die emsigen Studien Goezes ohne Frucht, noch das Schweigen Lessings ganz ohne Schuld war, brauchte der erste „Anti-Goeze“, mit Rücksicht auf die versteckten und vergessenen Beschwerden, wohl nicht die Stichelei vorzubringen: Lessing würde der Welt freilich statt mit den Fragmenten aus der Guelferbytana besser gedient haben, „wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie konferieret hätte“. Es ist kein Grund zu der von Lessing selbst erst angedeuteten (A. G. 7), dann im „Märchen von 1000 Dukaten“ festgestellten Annahme, die Ungefälligkeit des Bibliothekars habe Goezes Zorn gegen den Advokaten der Fragmente geschürt. Das war nicht nötig; aber der höhnische, für Bibliothekare, die keine Lessing sind, bedenkliche Satz der „Kleinen Bitte“: „Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein möchte, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt“, dieser einem griechischen Sprichwort nachgebildete Satz hat Goezes Wut erregt, und ein Strom von bittrer Galle fließt daher durch die Erörterung in „Leßings Schwächen“.

Lessing behält auch in der Hitze, die seine Sprache befeuert, den hellen Feldherrnblick und die taktische Gliederung; Goeze, keineswegs ohne Wucht des Kanzelstils und selbst in seinem feindseligen Wetteifer mit Lessings Bildern und Gleichnissen nicht immer unglücklich, geht blindlings darauf los, wirft Altes und Neues kunterbunt durcheinander und ermüdet sich und die Geduld des Lesers

durch seine Wiederholungen, nicht fähig, dem Gang des Gegners zu folgen. Er sieht wohl, daß es auf die „Axiomata“ ankomme, viel mehr als auf die „Antigoezischen Blätter“, aber seine Argumente sind bald erschöpft, zudem verlegene Ware. Daß die „Parabel“ eben eine Parabel ist, geht ihm in seiner Polemik gegen diese „Mondkälber“ so wenig ein, wie daß mit all den triumphierend aufgedeckten Widersprüchen unter Lessings Bildern für die Fragmente: Nordlicht, Seuche, Hauptsturm usw. die Schlacht nicht zu gewinnen sei. Lessings herrliches Wort über die Wahrheit in Gottes Hand heißt ihm „Unsinn“ und eine „schröckliche, zur Verzweiflung führende Lehre“, der danach zum Verzicht gezwungene Mensch ein Tantalus, und einem Schwall von Bibelsprüchen folgt die orthodoxe Parodie: „Wenn Gott mir in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschröcklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte und sagte: wähle! so würde ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich!“ Goeze besitzt, das ist seine Zuversicht, die volle Wahrheit in der Schrift, die da macht, daß wir nicht irren. Das „Joch des Buchstabens“ sichert ihm unser von Christo bestimmtes Erbteil.

Im gerechten Schauder vor der Verleumdung des „Zweckes Jesu und seiner Jünger“ fragt er schief, ob denn ein Regierungssystem erst nach dem Druck aller erdenklichen Lästerungen gegen Herrscher und Minister Beifall verdiene, die Keuschheit erst nach der weitesten Verbreitung aller unflätigen Schriften? Er aber weicht auch vor den neuen Stinktöpfen um keinen Fuß zurück. Da wird ihm der achte „Anti-Goeze“ gebracht: „Ich las diesen Bogen, aber mit innigster Wehmut meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herr Leßings dadurch nun völlig geäußerter Gemütsfassung entsprang. Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. 1, 21. φάσκοντες εἶναι σοφοὶ, ἐμωράνθησαν.“ Die forcierte Schnurre gegen Wittenberg, der zuerst ohne Goezes Wissen eingegriffen hatte, stemple den Urheber zum neuen Lucifer; doch er be-

zwingt sich, empfiehlt Lessings Seele der Gnade, die aus einem Saulus einen Paulus machen konnte, und kehrt beruhigt in die ausgetretenen Geleise zurück. Es ist unergiebig, seine Schritte nachzuzählen, auch wo sie das Feld der eigentlichen „Anti-Goeze" stampfen und er die ferrea frons jenes Mottos dem Mann zurückgibt, dessen Schimpfworte keinen Rechtschaffenen in seiner Ehre schmälern könnten. Derlei Ausbrüche erfolgen periodisch zwischen der Widerlegung der älteren Schriften, bis endlich der Hauptpastor seine Kräfte gegen den unablässig andringenden Schwarm sammelt. Gewiß ist es ihm gelungen, dieser Lessingischen Anklage die unbedingte Sachlichkeit abzustreiten, jenem Lessingischen Bilde, dem vom Gesundheitsrat besonders, die Zugkraft zu nehmen, seinen eigenen Schwur auf die Symbole als kein Muß von außen und seine Sprache als keine diktierte zu erhärten, sowie in Sachen Bahrdts und Luthers einige Brückenpfeiler Lessings zu sprengen. Doch eine Frage führt seinen Hauptschlag, auch sie nicht neu, nur mit stärkerem Accente gestellt: „Ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen S. 50 an ihn getan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekenntnis vorlegt, bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite . . . Hier erfordert die Natur der Sache, daß ich erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort ‚christliche Religion' verstehe, und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Verteidiger zu sein, er sich rühmet." Diese „Erklärung, die Erklärung, mein Herr!" heischt Goeze so dringend wie Beaumarchais bei Clavigo. Er schließt: „Für dieses Mal keinen Schritt weiter, bis Herr Leßing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Giebt er sie, so wird solches unserm Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Jedermann muß oder müßte doch begreifen, daß viele Leser, nicht bloß Goezischen Schlages, von den „Gegensätzen" zu Reimarus an die Reihe der Streitschriften hindurch immer stärker eine Klarstellung des oft so verhüllten Standpunktes begehrten. Was

sagte, was wollte, was dachte Lessing eigentlich? Denn Keinem entging, daß man ihn nicht einfach beim Wort nehmen könne. Wo hörte der exoterische Vortrag auf, wo begann die esoterische Meinung? Im Gegensatze zur Klarheit der ästhetischen Hauptwerke, wo die beziehungsreichsten und mannigfaltigsten Fragen nach strengen Grundsätzen geschlichtet wurden, erschien Lessings Theologie nicht selten zweideutig. Sie bot Stellen, die dem Uneingeweihten die Frage wohl aufdrängen konnten, ob das alles etwa gar bloß Spiel, formale Geistesübung, Gymnastik sei statt eigener Überzeugung des Sprechers, nur bestimmt, den und jenen aufzureizen, die Gegner auf einander zu stoßen, Systemschwächen rechts und links zu beleuchten, so immer mehr Menschen in die Arena zu locken und geistig zu tummeln. Gewiß fehlte dieser Trieb nicht, aber hinter den Einkleidungen und Verkleidungen lag mehr als ein heuristisches Zielen hierhin und dorthin, lag doch ein Glauben des einen, ein Nichtglauben des andern. Freilich schwer zu fassen; damals viel schwerer als jetzt, wo nicht bloß die „Duplik" am Schluß ihres ersten Teils zur Prüfung der Taktik auffordert, sondern die „Erziehung des Menschengeschlechts" als Ganzes, Privatbekenntnisse Lessings und sein theologischer Nachlaß vorliegen. Betont der Verfasser der „Bibliolatrie" die Notwendigkeit, den „gymnastischen" in den „präzis dogmatischen Ton zu übersetzen", so ist heute die Rückübersetzung und die Scheidung beider Arten erleichtert. Zum Herauslösen des Kerns aus der Schale war Goeze mit Vielen nicht genug logisch geschult. Er kann nicht, den Fingerzeigen folgend, Supranaturalistisches als bloße Anbequemung feststellen, weil sich eine Diskrepanz solcher Streitsätze mit nebengeordneten auftut oder weil gewisse thaumatologische Voraussetzungen daran scheitern, daß die Folgerungen gerad auf entgegengesetzte Prämissen führen. Goeze sah wohl, daß Lessings leichtes Spiel mit Klesekers hamburgischem Gesetzbuch gegenüber dem Bibelwort auf keinen Glauben an die heilige Schrift und ihre Inspiration schließen ließ. Es mußte für ihn sehr unbehaglich und ärgerlich sein, über solche Fragen kein Ja ja, Nein nein, sondern dies und das zu lesen. In der „Duplik" einen schroffen Ausfall gegen den „krudesten Begriff" der dogmatischen Theopneustie und eine das Mitwirken des heil. Geistes auf ein nichtiges Maß herabdrückende Betrachtung, daß die geistig und

gemütlich, durch Kenntnis und Verständnis sattsam ausgerüsteten Evangelisten nur noch einen garnicht nötigen Antrieb zum Schreiben empfingen, ferner unumwunden die Abwehr des Reffischen Unsinns, Widersprüche nicht als Kriterien menschlicher Geschichtschreibung, sondern als schlaue Maßregeln des heil. Geistes zu betrachten, damit niemand an eine Verabredung der Schreiber oder ihre gemeinsame Benutzung derselben Quelle glaube. Dagegen die „Axiomata"! Hier wird, abgesehn von mehr oder minder deutlichen bloßen Zitaten gegnerischer Worte, doch mit urchristlichen Wundern und unmittelbarem Beistand des heil. Geistes so hantiert, daß nicht der gedankenlose Leser allein Thaumatologie und Theopneustie bei Lessing selbst vorzufinden meinen kann. Oder vielmehr wähnen, nicht meinen: denn bei Lessing sind die Wunder Christi und die göttliche Schriftinspiration ausgeschlossen. Ohne Gottessohnschaft keine Theopneustie; aber in Lessings „Neuer Hypothese" (§ 28. 36) ist die Inspiration des Matthäus eine bloße bedeutungsleere Metapher und die Gottheit Christi trotz dem zweideutigen Ausdruck „Wundermann" wenn nicht mit dürren Worten geleugnet, so doch für jeden, der seine Gedanken beisamen hat, gleichfalls bloß Einkleidung.

Goeze witterte Unrat; er wollte klipp und klar hören, ob ihm ein Christ oder ein Widerchrist gegenüberstehe.

Diese seitens der mißtrauischen Orthodoxie garnicht unberechtigte „Inquisitorfrage" (nach dem Ausdruck, den Goeze selbst gleich anfangs dem Feinde vorweggenommen hat), ist klärlich eine doppelte: was verstehst du unter christlicher Religion? wozu bekennst du dich? Das Bekennen war schwierig, Lessing bog aus und hörte nur den ersten Satz, um diesen mit neuer Taktik zu ergreifen. „Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht", schreibt er an Elise; „Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion *glaube*, sondern was ich unter der christlichen Religion *verstehe*, so habe ich gewonnen und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andre in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium". Er ließ Ende Juli zugleich in Hamburg und in Berlin die „*Nötige Antwort* auf eine sehr unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" drucken. Als dann Goeze Mitte August der „Schwächen" drittes Stück den Streit-

schriften insgesamt entgegenwarf, es mit Versen Klopstocks und Gellerts umrahmte, Lessings Christentum ein bloßes Spiel, seine halbe Antwort papistisch schalt und die schweigsamen Doctores Theologiä mit beredtem Hinweis auf Luthers Heldenkampf an Eid und Pflicht mahnte, da schickte Lessing der „Nötigen Antwort . . . Erste Folge“ nach, sein letztes antigoezisches Heft, das er schon Anfang September abschloß und in Hamburg herausgab. Beide Broschüren hat der Unermüdliche, dessen „Steckenpferd“ diese Streitigkeit nun einmal geworden war, bald nach dem Druck revidiert, hier und da erläutert und mit kirchengeschichtlichen Exkursen befestigt, die sich zum Teil gegen den milden Apologeten Leß in Göttingen richten.

Endlich komme Goeze vor die Klinge! Nach Goezes Forderung erwidert er ohne Bild, Gleichnis und Anspielung mit kurzen Thesen: „die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken“, wie Lessing später an Walchs Adresse schreibt. Er versteht „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind“, was die ältesten Väter regula fidei nannten. Diese traditionelle regula fidei, früher als Schrift und Kirche, habe den Urchristen und überhaupt jenen Jahrhunderten für vollkommen hinlänglich zum Christentum gegolten, da die neutestamentlichen Schriften, wie sie allgemach aufkamen, nicht den Erweis der christlichen Religion, ja nicht einmal den authentischen Kommentar der ältern und authentischeren regula lieferten, sondern nur Belege der Glaubenslehren mit einem zur Seligkeit nicht notwendigen, wahren oder falschen, so oder so zu verstehenden Mehr gegenüber der regula. Diese Antwort, die Lessing selbständig aus wiederholter Lektüre der Kirchenväter gezogen hat und über die er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die strengste Prüfung einlassen will, traf das extreme Schriftideal der Lutherischen Orthodoxie ins Herz und lenkte den „Fortgang der Kontrovers“ aus der bisherigen „Katzbalgerei“ auf die bedeutsamsten Fragen der Dogmen- und Kanongeschichte, die seit Grotius (1639) gestellt waren. Das Axiom „Christentum ohne Bibel“, die Angel des ganzen Goezestreites, so weit er nicht persönlicher Natur ist, schien nun erst unzerstörbar gegründet, und als Goeze nach Lessings Trutzwort,

auch der Belesenste könne keine patristische Quelle mehr beibringen, triumphierend einen Satz des Irenäus hinzutrug, um Lessings „Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen zwanzig Sätze auf einmal niederzuschlagen", bewies der gewappnete Gegner in der „Ersten Folge" gemäß dem Irenäischen Zusammenhang, Goeze habe nicht ausgelegt, sondern bestechenden Worten des Zeugen nur den Sinn Lutherischer Polemik untergeschoben, und las ihm weiter ein rasches Collegium publicum über die in der Kirchenversammlung von Nicäa siegreichen Waffen.

Dies waren die Abschiedsworte, die Lessing als kriegerischer „Liebhaber der Theologie" im Fragmentenstreit öffentlich gesprochen hat, wenn man von der sachlichen Berichtigung einer Lüge sowie dem Nachhall in der letzten Poesie und Prosa absieht. Der Pastor hatte Lessings Antwort als neuen „Anti-Goeze" zu lesen erwartet; doch eben da der rechte Tanz beginnen sollte, ging die Saat der lauten und leisen Denunziationen auf: Zwangsmaßregeln suchten die Flamme zu ersticken und die so kräftig hineinbliesen zu knebeln. Schon im Januar bat ein hamburgischer Priester von der Kanzel herab seine Obrigkeit, sie möge nicht weniger Eifer für die wahre Religion betätigen als der Kaiser, der jetzt auf den Verfasser der Fragmente fahnde. Dann, als Lic. Wittenberg wühlte, meldeten Lessings Freunde, daß Goeze die fromme Göttinger Fakultät dränge und dem kaiserlichen Residenten wegen eines gegen Lessing zu erlassenden Schreibverbotes in den Ohren liege. Sogar in Kopenhagen wurden die Hebel angesetzt: der Goezianer Schönheider, ein Dorn im Auge der Reimarer und Hennings', schämte sich nicht, als Herzog Ferdinand bei Hofe zu Gast war, dem redlichen Hauptprediger Münter anzusinnen, er möge beim Herzog die Verjagung Lessings aus Wolfenbüttel betreiben! Münter erwiderte: da Gott diesen Lessing auf Erden dulde, müsse man ihm einen ruhigen Platz vergönnen, wo es auch sei: Es gab also wirklich noch Gottesdiener, die in der Jagd auf die Neuser und Wertheimer ein löbliches, nachahmenswertes Beispiel des Religionsschutzes erblickten. In Berlin war die Reaktion, solange dort zwei große Augen noch Aufklärung ausstrahlten, ohnmächtig; erst 1788 sollte Wöllners famoses Religionsedikt das von dem schwachen Nachfolger des Philosophen von Sanssouci beinah an Friedrichs Gruft ge-

gebene Versprechen wider alle deistischen und naturalistischen Bibelhasser und Zerstörer der Religion Jesu vollauf einlösen, die Geistlichen auf starre Vorschriften verpflichten und mit Absetzung bedrohen, peinliche dogmatische Verhöre einführen, einer Zensur, die unter Teller der „Nötigen Antwort" Beifall geklascht hatte, den Garaus machen. Vorher war der Minister Zedlitz lax genug, um selbst den hallischen Ankömmling Bahrdt voll Hochachtung und Hoffnung „in unsern glücklichen Staaten herzlich willkommen" zu heißen, was denn doch über Duldung und Höflichkeit hinausschoß.

Als Lessing vor dem letzten Fragment die Worte niederschrieb, Goezes Ton komme dem Racha in der Bergpredigt gleich, „nur freilich, daß der Große Rat nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll", war er versichert, das von Goeze wiederholt angestachelte Haus Braunschweig werde seinen Bibliothekar nicht in die Fäuste des „Hoheprieſters", wie er mit Elise sagte, liefern. Das wäre jedem Brauch dieser stolzen Welfen zuwidergelaufen. Herzog Karl hatte 1753, als der mächtige Kardinal Querini ihn „in Demut anflehte, auch meiner Nächstenliebe den Beistand Eurer Durchlaucht landesherrlicher Gewalt zu bewilligen", d. h. zwei entsprungenen Mönchen den Schirm der Helmstedter Universität fortan zu versagen, diese Zumutung der Eminenz so entschieden wie hochsinnig abgewiesen und von den ärgerlichen Zweifeln des Einen, eines Philosophen, edel gesagt: „Gott ist die Hauptsache dabei, und da ich weder die Ansicht des Ewigen über diese Einzelheit, noch die verborgensten Falten der Herzen kenne, so lasse ich unsern Mann in voller Freiheit zu kommen oder zu gehen. Und wenn er sich, wegen meiner Kälte oder wegen des Eifers Eurer Eminenz, in seinen Ansichten im Geringsten änderte, würde er dann nicht der größte Taugenichts, entweder Eurer Kirche oder der meinigen sein?" Wer den armen Professor Rothfischer so fürstlich beschützt hatte, konnte noch im matten Alter „seinen lieben Lessing" nicht ohne den unwiderstehlichen Zwang höherer Gewalten preisgeben. Der Erbprinz war trotz Anwandlungen von Blasiertheit ein Lichtfreund, ja er kannte seit 1771 durch Moses und Lessing die Handschrift des Fragmentisten und hielt noch 1778 Stücke davon in seiner Verwahrung, und der alte biedere

Soldat Ferdinand, wie würde der die Schönheider und Genossen abgefertigt haben: ein Ritter und ein Pfaffe!

Lessing erfreute sich ja seit sechs Jahren braunschweigischer Zensurfreiheit, während die Wolfenbüttler Zensur in Knittels liberaler Hand lag, und er berief sich einfach auf sein gutes Recht, wenn er dem Direktor der Waisenhausbuchhandlung, Professor Reimer, der dann 1778 als freisinniger Zensor für Braunschweig bestellt ward, ein heikles Manuskript einhändigte. Schon der bloße Gedanke, diese Freiheit entbehren zu müssen, selbst in der unfühlbarsten Art, wär' ihm unerträglich gewesen, schreibt Lessing, als er dem verehrten Knittel seinen ersten „Beitrag" ins Haus schickt. Er hatte zwar im „Laokoon" mit den Alten dem Gesetzgeber einen Entscheid in Kunstsachen eingeräumt, aber jede angemaßte Gewalt über die Wissenschaften abgewiesen, denn der Zweck aller Wissenschaft sei Wahrheit, und der geringste Zwang werde Tyrannei gegen die wahrheitsbedürftige Seele. Die Herrschaften dachten nicht daran, ihrem berühmtesten Diener plötzlich jene Formel über Religion und Sitte befehlerisch vors Gesicht zu halten. Doch wie Karl August damals widerwillig liberale Flaggen streichen mußte, wie die freisinnigen Theologenfakultäten seines und anderer Kleinstaaten sich späterhin kaum einer Hengstenbergischen Ächtung erwehren konnten, so wurde der absterbende Herzog überrumpelt und behauptete nur dadurch seine Unparteilichkeit, daß er, mit gleichem Maße messend, das Gebot des Schweigens auch auf die einheimischen Apologeten, die Reß und Lüderwald, ausdehnte, Lessing aber durch eigenhändige Korrekturen der Schlüsse seines Geheimratskollegiums vor weiterer Unbill schützte. Der fremdem Einfluß schwer zugängliche Erbprinz war gerade verreist, als das Konsistorium, an der Spitze Herr v. Praun und der allzeit lavierende Jerusalem, der selbst vor Goezes Bannstrahlen nicht sicher war, in Sachen der Fragmente vorstellig wurde. Dies geschah am 6. Juli, nachdem schon Ende Mai der Leiter der Waisenhausbuchhandlung sich wegen des Heftes „Von dem Zwecke Jesu" und auch des sechsten „Anti-Goeze" verantwortet hatte, da man den Reichsfiskal fürchtete. Das Konsistorium hielt sich in seinem Gewissen verbunden, durch einen Auszug aus dem letzten Fragment das Ärgernis grell zu beleuchten und weiterer Veröffentlichung zu steuern. Sofort wurde Reimer

angewiesen, den Verkauf einzustellen, von Lessing aber kein Wort mehr ohne ministerielle Genehmigung zu drucken. Lessing wendete sich am 11. entschieden an den Herzog, um durch eine lebhafte, ja leidenschaftliche Schilderung seiner Streitigkeit mit Goeze, die er als Angegriffener unmöglich abbrechen könne, den zensurfreien Fortgang der „Anti-Goeze" zu retten. Er stellte den Hauptpastor auch hier als isolierten Theologen hin, der nur für seine persönlichste Religion mit wütender Bitterkeit fechte, und unterstützte diesen Ruf an den gnädigen Herrn auch mit dem auf „Berengarius" bezüglichen „Zeugnis von ganz Deutschland, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Verteidiger der Lutherischen Lehre bewiesen habe", was freilich 1778 der Harmloseste nicht glauben konnte. Umsonst; der Herzog unterzeichnete zwei Tage darauf ein schroffes Reskript, das mit Androhung „schwerer Ungnade und schärferen Einsehens" jede fernere Publikation „dieser Fragmente und anderer ähnlicher Schriften" verbot und die Auslieferung der Handschrift befahl. Das Buch „Von dem Zwecke Jesu" wurde konfisziert; wie es zu geschehen pflegt, waren die Exemplare zuletzt reißend abgegangen.

Erst 1787 gab ein Pseudonymus C. A. E. Schmidt (Kanonikus Riehm?) mit der Vorspiegelung, er habe von Lessing selbst in einer seiner verdrießlichen Stunden eine der vielen Handschriften erhalten, die erste Redaktion der Kritik des Alten Testamentes als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten" heraus, ohne doch ein lautes Echo zu finden; 1851 blieb Kloses Abdruck der endgültigen Fassung in der „Zeitschrift für historische Theologie" schon im Pentateuch stecken; zehn Jahre später rundete Strauß einen sehr geschickten Auszug aus der „Schutzschrift" mit Benutzung beider Redaktionen und reichen eigenen Beigaben zu einem Denkmal für den „vernünftigen Verehrer Gottes", seinen alten Vorkämpfer im Evangelienstürm. Und auf dem hamburgischen Standbild durfte das Profil des lichtscheuen Fragmentisten nicht fehlen.

In Lessings Selbstbetrachtungen steht zu lesen, wie ihn die Spitzbübin Fraszibilität übermannte, doch der Schatten seines Vaters selig mit treuer Warnung vor der angeerbten hitzigen Übereilung soweit beruhigte, daß er sich nach Nicäa zurückversetzen

und im Gelasius fortfahren konnte. „Es war abends um sieben Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen XII. antigoezischen Bogen auf das Papier zu werfen, als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann (Goeze) triumphieren! Doch er mag triumphieren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind, geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin, als um alles in der Welt." Er schrieb unter solchen Monologen weiter. „Heute, den 18. Julius 1778" führt er, fast im Vademecumstil, ein Gespräch mit dem senex Abcdarius über die Wolfenbüttler Bibeln und Goezes jüngste kirchengeschichtliche Schnitzer; übermorgen aber liefert er dem Herzog das verlangte Manuskript aus, wiederholt die alte Behauptung, daß es in mehreren Abschriften umlaufe, schilt die Unbedachtsamkeit des mordlustigen Konsistoriums und bittet nochmals um Zensurfreiheit seiner eigenen Werke, vor allem der „Anti-Goeze", deren Beschlagnahme nichts fruchten werde, da er sie dann zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung auswärts nachdrucken lassen und fortsetzen müsse. Nemler selbst wollte Lessings Schriften ausgenommen sehn. Im ersten Drang zeigt Lessing für den Fall, daß man die „Anti-Goeze" einziehe, sich entschlossen, Amt und Land zu räumen. Elise, die ihren Freund kennt, spricht ihm herzlich zu, indem sie nichts beschönigt, aber ein heitres Fortwirken zum Wohl der Menschen trotz aller Lumpenverlegenheit verheißt; auch sei Konfiskation von jeher nur ein stummes Zeichen der Wahrheit gewesen. Es ist, als kühle diese rechte Tochter ihres Vaters die Stirn, die um Reimarus' willen so brennt. Die Nachricht vom Einschreiten der Behörde fliegt rasch umher. Man weiß nicht gleich, ob Braunschweig unmittelbar, oder das Corpus Evangelicum, d. h. die Regensburger Gesandtenkonferenz der evangelischen Reichsstände unter sächsischem Vorsitz, dies Machtwort gesprochen habe. Moses will einen offenen Brief an Lessing über ein solches „Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben" erlassen und schickt ihn zur Prüfung; der Druck unterbleibt. Am 3. August bestätigt eine neue Resolution durchweg die frühere, wiewohl der Herzog, Lessing entgegenkommend, zensierten

Druck weiterer „Anti-Goeze“ hatte gewähren wollen, was offenbar Praun nicht gut hieß. Ja, zur Rüge wegen ungebührlicher Beschuldigung des Konsistoriums trat noch das Verbot, ohne ministerielles Einverständnis eine fremde Presse zu benutzen. Lessing, der seine furchtbare Verstimmung immer wieder bemeisterte und den „Stall für sein Steckenpferd“ im Braunschweigischen schon behalten wollte, wartete nur, bis er die „Nötige Antwort“ aus Berlin und Hamburg in Händen hielt, um dann, als habe er nicht recht verstanden, die Frage zu stellen: das Verbot erstrecke sich doch nicht auf auswärts Gedrucktes? Allerdings, gab ihm eine dritte Resolution zurück, die wiederum den guten Herzog gerechter zeigt als seine Räte, denn er merzte selbst eine Verdächtigung Lessings aus; und man tadelte, daß „Wolfenbüttel“ als Druckort auf das Titelblatt gesetzt war.

Eine schwüle Ruhe trat ein. Die Unterdrückung griff in den skandinavischen Norden hinüber. Die Sachsen setzten erkleckliche Geldstrafen auf Lesung und Verbreitung der Fragmente, die in Österreich längst verpönt gewesen wären, wenn man sich dort auf dem Laufenden der protestantischen Theologie gehalten hätte. Und erst im November 1780 wurde dem Herzog aus Regensburg gemeldet, in der letzten evangelischen Konferenz habe der Dresdener Gesandte sich sehr mißliebig über die Fragmente geäußert, die offenbar der Sachse wie der Vertreter Braunschweigs nur vom Hörensagen kannte, und einen üblen Eindruck in Wien befürchtet, da die christliche Religion darin noch viel anstößiger als in der Schrift des Doktor Bahrdt angetastet sei. Jetzt saß Karl Wilhelm Ferdinand auf dem Thron, zwar kein Freund populärer Aufklärung, „doch immer ein edler Mann, der sich von Keinem vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als sich abbetteln läßt“. Er rief Lessing zu einer persönlichen Besprechung, worin dieser trotzig riet, der Herzog möge sein Ministerium gewähren und ihn selbst den Handel allein austragen lassen. Zwei Tage später schlug die Antwort nach Regensburg einen anderen Ton an als die ältern Resolutionen, denn diese Rechtfertigung Braunschweigs war zugleich eine Rettung Lessings, ohne Schmähworte gegen den Ungenannten, und verbat die Gleichstellung des vorliegenden Falles mit dem des Doktor Bahrdt.

Während Lessing zur Ruhe kam, erging es Goezen übel. Verdienter und unverdienter Haß überschwemmte Haus und Kirche; er war doch mürber geworden nach den Lessingischen Bogen und dürfte sich kaum noch mit seinem groben Spruch getröstet haben: wenn ein schlimmeres Stück Ärger kommt, „so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dorthin ab, wohin es gehört". Was half ihm das Gejammer des guten Pfeffel über die Herrn Fragmentenschreiber, die lieber Straßenräuber werden sollten, wenn die Heiden allerseits wider den Papst Hammonias tobten? Als z. B. Gleim, das alte Kind, „des schändlichen Priesters zu Hamburg Ausgespieenes" sah, nämlich „Leßings Schwächen", da mußt' er sich Luft machen: Priester-Ungeheuer, Giftspeier, pfaffiger Pfaff! Aus niedrigeren Regionen wäre gar vieles zu holen, was aber besser im Dunklen bleibt. Nach dem dritten Stück der „Schwächen" schwieg Goeze, und es ehrt ihn, daß er fortan kein böses Wort über Lessing hat ausgehn lassen. „Nirgends kein Laut mehr, und und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt." Die überlutherische Kanzelbravade, daß weder Papist noch Calvinist erhörlich beten könne, zog ihm schwere Konflikte mit dem Senat zu, beinahe gar die Demütigung eines förmlichen Widerrufs in St. Katharinen. Elise berichtet von diesen Vorfällen an Lessing, der dazu meint, nur beharrliche Verteidigung alles Unsinns, den er je geschrieben und gesprochen, könnte den Pastor bei kümmerlichen Ehren erhalten, durch eine Widerrufspredigt würde er vollends ein Dummkopf und Schurke.

Lessings letzte Kundgebung in Sachen der Fragmente betrifft ein Zeitungsgerücht, dessen Niederträchtigkeit nur von seiner Albernheit überboten wird. An zwei Stellen der „Schwächen" hatte Goeze behauptet, die Herausgabe des Ungenannten sei für Lessing eine affaire de finances, denn ein solches Unternehmen verspreche größeres Honorar als die beiseite geschobene Herausgabe des Berengarius, deren Vorläufer allerdings so dürftigen Absatz gefunden hatte, daß Eschenburg den posthumen „Beitrag" nicht mit Schmids längst bereit liegender Kopie zu belasten wagte. Wie man nun lange vor unsern Tagen ein judenfreundliches Urteil gern in ursächlichen Zusammenhang mit dem jüdischen Mammon brachte, so war in jener

kriegerischen Zeit, da Goeze die Geldfrage stellte, nicht bloß über den Ungenannten, diesen erklärten Antisemiten, gemunkelt worden: der Kerl ist ein Jude, wenn nicht gar: haltet euch nur an Mendelssohn, sondern es war auch die dummdreiste Verleumdung ausgegangen, daß Lessings Lohn für den Druck der Fragmente in jüdischen Silberlingen bestanden habe. Mit unglaublicher Naivetät brachte das „Wiener Diarium", dessen Leiter offenbar nicht die leiseste Ahnung von den Fragmenten hatte, am 23. Oktober 1779 ein Eingesandt, „daß Herr Leßing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nötig haben, durch unsern schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Überzeugung wirken, daß ächte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen." Schon in der nächsten Nummer widerrief der klägliche Offiziosus nicht etwa das von seiner groben Unwissenheit nachgeschwätzte Gerücht, sondern das moralisch-politische „Lob des Lessings", da man „durch eine noch bessere Hand" über die Anstößigkeit der Fragmente aufgeklärt worden sei und „Aufsätze, welche das Heilige der Religion antasten, sie mögen auch mit dem schönsten Prunke der Gelehrsamkeit prangen, nicht lobens-, nein, sondern im höchsten Grade verabscheuungswürdig sind". Wenn's für den „Nathan" wäre! scherzten Lessings Freunde; denn er hätte sie brauchen können, diese tausend Dukaten, auch um wackre jüdische Gläubiger zu befriedigen. Wittenbergs Journalismus aber sorgte für die Verbreitung der beiden Wiener Artikelchen. Lessing, der erst spaßhaft die Summe dem Reichspostreuter zum Kauf eines bessern Gauls anbieten wollte, ließ nun unter dem Namen seines damals in Wien beschäftigten Stiefsohns Theodor im Januar 1780 die zu Regensburg, so wird ironisch vorgegeben, gedruckte „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten" ergehn. Es ist ein wohlberechneter tendenziöser Auszug der Akten Lessing-Goeze, bestimmt, das Synedrium noch weiter zu spalten, denn Goezes erst jüngst von neuem bestätigter antikatholischer Eifer und

Lessings dem Katholizismus genehme Verwerfung der Schrift als des alleinigen Glaubensgrundes sind hier gegensätzlich voran geschoben. Die ihn dem Reichsfiskal überantworteten, sollten mit ihrem eigenen Strick gewürgt werden. Elise schüttelte den Kopf zu diesem politischen Schachzug: das heiße Goezen mit Goeze bezahlen. Und was mußten erst die protestantischen Lichtfreunde Norddeutschlands davon denken, denen Katholisch- und Verrücktwerden gleichbedeutend war und das „Jesuitenschnopern" als edelstes und dringendstes Weidwerk der Aufklärung galt, obgleich die Wenigsten den Katholizismus im allgemeinen und die Gesellschaft Jesu im besondern mehr als vom Hörensagen kannten.

Es geht doch wohl nicht an, Lessings Rückzug auf die Konfinien des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses lediglich aus einer geschickten Tagespolitik zu erklären. Er war auch dem Katholizismus gegenüber Partei für sich; hat er doch sogar, als Clemens XIV. 1773 den Orden Loyolas aufhob, in seinen Kollektaneen, also ohne jeden streitsüchtigen Drang zur Paradoxie, diese Maßregel mit der Vergewaltigung der Tempelherrn gepaart und, indem er an einen ältern Geschichtschreiber, der den Jesuiten die göttliche Nemesis verhieß, anknüpft, die bedeutsamen, aber wenig beachteten Worte hingeschrieben: „Es ist nun geschehen, was er prophezeite, und nur unsern bessern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenso ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ausgeführet worden." Dabei kann er über die Kasuistik und die Ränkespiele der Jesuiten nicht nachgiebiger geurteilt haben als Pascal oder als Voltaire und Diderot, der Verfasser des durch seine trockene Chronologie so wirksamen Aufsatzes der „Enzyklopädie", doch er verabscheute selbst hier Zwang und Gewalt. Ihm mußt' es am Herzen liegen, das Testament Johannis auch den beiden großen Parteien des Christentums als ideale Forderung ins Gedächtnis zu rufen — „oder sind die Katholiken keine Christen?" fragt er die Lutherischen Päpstchen, denen seine Ansicht von der Tradition und derlei Ketzereien so widrig waren. Anderseits glomm in Lessing kein Fünkchen der romantisch-künstlerischen Vorliebe für die Kirche und Marienminne des Mittelalters, die Vielgötterei und den mystischen Kultus der katholischen Mythologie; noch konnt' ihm in einer Zeit, die einen einzigen Tempel auftun wollte, die

auch heute den norddeutschen Protestanten selten erschwingliche Überzeugung von dem gewaltigen Machtbestande des Katholizismus und seiner Priesterschaft im rechten Umfang zu eigen sein. Aufmerksam verfolgt jedoch hat er die Unionsbewegung, die zeitlich dem Fragmentenkrieg ungefähr parallel lief und von „Febronius", dem Trierer Weihbischof Johann Nicolaus v. Hontheim, ausging. Schon 1763 war der Liber singularis über die Lage der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes erschienen, worin ein katholischer Ungenannter Unfehlbarkeit, weltliche Gewalt und andre vom römischen Stuhl angemaßte Rechte bestritt und die Fürsten, voran den Kaiser, anrief, sie sollten ohne Konzil und Kurie die Kirche zum Stand der ersten Jahrhunderte zurückführen, ad reuniendos, wie gleich der Titel sagte, dissidentes in religione Christianos. Dies Buch von löblicher Grundgesinnung, doch ebenso bedenklich wie unpraktisch in seinen Reformvorschlägen, machte großes Aufsehen durch ganz Europa. Es hat in Wien trotz aller Zensur den Acker für die Josephinische Saat bestellen helfen. Gegenschriften und Repliken schossen während der ersten siebziger Jahre ins Kraut. Ein Jahr nach dem Febronius abbreviatus von 1777 nötigte die Kurie, längst über Hontheims Verfasserschaft im Reinen und auf ein leises Vorgehn klug bedacht, den Greis zu einem mit dem stärksten innern Vorbehalt abgegebenen Widerruf, dessen spätere Rechtfertigung keinen Zweifel ließ, wie unfreiwillig diese „freiwillige Retractatio" gewesen war. Als dann Johannes Müller in den „Reisen der Päpste" die Febronischen Forderungen an Staat und Kirche kritisierte, stellte F. H. Jacobi 1782 Lessing als Gesinnungsgenossen des Historikers dar. Sein Schriftchen „Etwas das Lessing gesagt hat" bucht eine mündliche Bemerkung des großen Toten: was Febronius und sein Anhang behaupteten, schmeichle den Fürsten unverschämt, denn alle Gründe gegen die Rechte des Papstes seien entweder nichtig oder doppelt und dreifach auf die Fürsten zu erstrecken, wie jedermann begreifen müsse; daß noch niemand dies mit aller nötigen Bündigkeit und Schärfe öffentlich gesagt habe, scheine, je mehren der Beruf dazu obliege, seltsam genug und ein äußerst schlimmes Zeichen. So hielt Lessing allenthalben die Meinung fest, die religiösen Fragen müßten ihren freien Lauf ohne geistlichen oder weltlichen Hochdruck nehmen.

Als im Dezember desselben Jahres 1780 das Konsistorium eines protestantischen Reichsstandes beim Regensburger Korpus ein „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche" einreichte, der Herzog aber vertrauensvoll Lessings schriftliches Urteil forderte, sprach dieser seinen alten Grundsatz von den heilsamen „Fermentationen" nachdrücklich aus, ohne der eigenen Sache zu erwähnen, und verglich die benachbarten Religionen mit gärenden Fässern im Keller, deren eines die andern anstecke: nie bewegt sich nur Eine, die gewaltigen Schritte der Reformation trieben auch den Katholizismus vorwärts, „der Einfluß des Papsttums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohltätig als der Einfluß der evangelischen Kirche". Kein anderer Aufklärer wußte von dieser äußersten Unbefangenheit.

Im Schauspiel der brausenden theologischen Gärung, die Lessing mit Hilfe des Ungenannten erzeugt hatte, traten, von brieflichem und mündlichem Beifall abgesehn, wenige Männer offen auf seine Seite, und in die Tiefen hat doch nach vereinzelten Beschauern erst die Romantik den Blick gesenkt, voll Bewunderung und voll tendenziösen Mißbrauchs. Der Vergleich mit der einsamen Mühle, den Lessing in den Klotzischen Händeln so ergreifend durchgeführt hatte, stellt sich für die theologische Aristeia wieder ein. Wohl mußt' es ihn heiter anmuten, daß Goezes Nachbar, der treue Wandsbecker Asmus, die „Gegensätze" in ein spaßhaftes Japanisch-Deutsch übertrug, weil er Lessings Kopf hochschätzte, wenngleich er sein Credo nicht annehmen konnte. Wohl erfreute ihn manche Zustimmung aus Weimar, der neuen geistigen Hauptstadt Deutschlands, dem Superintendentensitze Herders, wo auch Wieland entbrannte, durch Freund Merck für die Anti-Goeze „Lessing, der doch wahrlich ein ganz herrlicher Kerl ist, ein Io triumphe zuzurufen".

Er selbst aber hatte diese Streitschriften im Motto triumphlose Kriege genannt (Bella geri placeat nullos habitura triumphos) und sie, von denen Moses meinte, daß „zu viel scharmützelt" werde, nur als leichte Truppen vor der Hauptarmee ins Feld geworfen. Mit Goeze kam man nicht weiter, denn er verharrte störrisch auf dem gleichen Fleck und zwang durch seine Wiederholungen und Gewissensreden den Gegner zu Variationen derselben Weise, worin zwar dialektische Kunst ihre siegreiche Macht entfalten, die großen

Probleme jedoch nicht zum Austrag rücken konnten. „Text", so spricht der Hauptpastor in Lessings Parodie des Gerippes einer „nicht gehaltenen" Predigt, „Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt". Darum erklärte Lessing schon anfangs, der Ungenannte scheine noch nicht in die rechten Hände gefallen zu sein, und strebte weiterhin, durch namentlichen Aufruf der patres conscripti die vornehmere wissenschaftliche Theologie aus dem Verhau ihrer akademischen Zurückhaltung zu locken. In wohlbedachter Würdigung des Rufers im Streite nahm sie sich lange Muße, teils aus Unbehagen, teils zur ernsten Sammlung. Keiner von den theologischen Führern hand gern mit Lessing an. Michaelis sprach erst nach Lessings Hingang über das eine Fragment und versuchte, durch Jerusalem die ungedruckten Teile der Handschrift kennen zu lernen. Der Hoftheolog antwortete, das sei untunlich, und erging sich in schiefen Deuteleien über Lessings theologische Wandlungen. Persönlich wohlgesinnt, dem pietätvollen Freunde seines unglücklichen Sohns verpflichtet, hatte er sich den Fragmentenstreit durch jenes Konsistorialgebot des Schweigens vom Halse schaffen wollen. Der Göttinger Leß säuselte Beschwörungen in den Sturm, wie das sein Brauch war, und wurde von rechts und links übertönt. Sein Kollege Walch schritt langsam mit einem schweren Pack kirchenhistorischer Gelehrsamkeit heran, die jede Wirkung auf den Tag und das Laienpublikum verschmähte. Rascher und populärer trat der junge Döderlein 1778/9 mit „Fragmenten und Antifragmenten" hervor, ein kritischer Kopf, der in seiner klar geschriebenen Arbeit nicht kleinlich der Person des Ungenannten nachfragt, diesen für scharfsinnig und gelehrt erkannten Mann nie beschimpft und Lessing dankt als dem „wahren Kenner von Gelehrsamkeit, durch dessen Veranstaltung aus den Schätzen der Weisheit jene Schätze der Spötterei und Feindschaft gegen die Religion ans Licht gezogen worden". Er druckt die Stücke vom roten Meer und der Auferstehung ab und erhebt sich beim zweiten von rationalistischen Gegengründen auch zu allgemeinen Erwägungen, wie sie das ungleich gewichtigere Problem forderte, wobei er mannigfach mit Lessing übereintrifft. Auch für ihn, den zünftigen Lehrer der Theologie, beruht der Glaube an Jesus nicht auf der Wahrheit des

bibliſchen Buchſtabens, einer unmöglichen Evangeliſtenharmonie, der Evidenz aller erzählten Wunder. Und dem Fragment über die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung ſetzt er unter vielen triftigen Ausführungen den Fortſchritt, die innere beſeligende Wirkung des Chriſtentums, die allmählich dem Gang der Menſchheit gemäße Fortbildung der Religion entgegen, wobei auch er dem Gedanken einer göttlichen Erziehung huldigt. Er rettet die Bibel vor der umſtürzenden moraliſch-pragmatiſchen Kritik, denn eine aus lauter Heiligenleben zuſammengeſetzte Weltgeſchichte würde nur ein Roman ſein; aber er ſcheidet gelehrte Theologie und Religion wie Leſſing und findet das Axiom, die Bibel ſei nicht die Religion, ſondern enthalte nur die Religion, ſo treffend, daß auch er an die Orthodoxie Leſſings witzige Frage ſtellt: ob niemand geſunden könne, der nicht die Arznei ſamt der Schachtel verſchlucke? Mit dieſen verſtändigen, wenngleich nicht ſonderlich originellen Betrachtungen konnte Leſſing ſich ſtillſchweigend vertragen. Dagegen ignoriert er Kleukers Buch „Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Wanderung der Iſraeliten durchs rote Meer und Auferſtehung Chriſti von den Toten“ (1778), das ſich mit allen Fragmenten zu ſchaffen macht, den Durchgang teils rechneriſch, teils als ein Wunder zur Glaubensſtärkung erklärt und auf die Disharmonie der Auferſtehungsberichte das neue Pflaſter ſtreicht, dieſer Evangeliſt folge der griechiſchen, jener der hebräiſchen Wortfügung. Auch Leſſings Zuſätze und „Duplik“ werden kritiſiert.

Anders ging Semler zuwege. Das unwillige Staunen des großen Gelehrten über die von dem Ungenannten an Jeſu und den Jüngern verübte wilde Kritik wurde zu maßloſer Bitternis gewiß durch ſeine Furcht hinaufgetrieben, nun werde die theologiſche Rechte gen Himmel ſchreien: ſeht hier die giftigen Früchte der modernen Wiſſenſchaft, ſeht hier die Forſchung der Semler in ihrer nackten Verruchtheit! Zu ſolchen Unkenrufen lag zwar ein ehrlicher Anlaß nicht vor, aber ihm graute, welchen Nährſtoff die Feinde daraus ſchöpfen möchten, wenn etwa im dritten „Anti-Goeze“ ſein Name zwiſchen den Namen Baſedows und Bahrdts paradierte. Gewährsmänner wie Sulzer und Zimmermann wollten ſogar wiſſen, Semler habe die Unterdrückung des Leſſingiſchen Fragmentenſtreites in Berlin heimlich betrieben, wie er denn dem neueſten Offenbarer

Gottes ein elendes halliſches Daſein zu zerſtören ſtrebte. Oſtern 1779 erſchien ſein unerfreuliches und nach der von Semler ſtets vernachläſſigten ſchriftſtelleriſchen Seite ganz ungenießbares Buch „Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten insbeſondere vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger", für das er ſich vorläufig auch die Approbation der in beſſerem Glaubensgeruch ſtehenden Amtsbrüder zu Göttingen erbeten hatte. Nicht ohne kleine kollegiale Spitzen ſtellte Miller ihm das gewünſchte Zeugnis aus; er war darauf gefaßt geweſen, der Kritiker des Kanons möchte bei den Tatſachen des Chriſtentums, beſonders den Wundern, in einige Verlegenheit geraten, fand ſich aber enttäuſcht und auch die Stellen von der Gottheit Jeſu und der heiligen Dreieinigkeit „ſehr vorſichtig und unanſtößig". Semler iſt kein Freund des öffentlichen Radikalismus, mit dem am beſten eine ſtille Korreſpondenz in einem zu gründenden und wirklich alsbald gegründeten Religionsmagazin gepflogen werden ſollte. Er bezeugt die ungeheure Wirkung der Fragmente. Ihre Vorausſetzungen, Bahnen und Ziele mit methodiſcher Gelehrſamkeit zu überfluten, dem böſen Naturaliſten Fehler über Fehler, Trugſchluß über Trugſchluß nachzuweiſen, konnte ſeiner Kennerſchaft nicht ſchwer fallen. Das ſei mit einem Wort zugeſtanden, denn die Kreuz- und Quergänge durch dieſen Urwald von Paragraphen abzuſchreiten iſt hier unmöglich, der Kreis der leitenden Gedanken aus Semlers Hauptwerk bekannt. Nirgend polemiſiert er gegen Leſſing, mit dem er vielmehr in einer Reihe von Axiomen, in Erörterungen der Beweiskraft von Wundern und Weisſagungen, in der Schätzung der regula fidei nah übereinſtimmt. „Ganz recht", leſen wir einmal, „hat Herr Hofrat Leßing ſchon angemerkt, der Glaube war eher als dieſe Bücher". Um ſo ſtraffer iſt die Sehne gegen den Fragmentiſten geſpannt. Der heißt ihm ein unverſchämter, unwiſſender, lahmer, ſeichter, eilfertiger, mürriſcher, keifender Wäſcher, ſeine Kritik ein Witz von Schlaraffenland, und er ſieht kein gutes Haar an dem „Deiſten", ſo daß ſchon Leß außer den vielen Abſchweifungen die mißgünſtige Behandlung des Gegners tadelt.

Nach dieſer über fünfthalbhundert Seiten ausgedehnten Streitſchrift, die den Urheber des ganzen Krieges ungeſchoren ließ, erſcheint geradezu verblüffend ein von Semler eingeleiteter Anhang

„Von dem Zwecke Herrn Leßings und seines Ungenannten. Ein Paar Fragmente eines Ungenannten aus meiner Bibliothek. Herausgegeben von A—Z.“ Semler rühmt diesen Anonymus oder seinen Herausgeber als einen sehr gelehrten, verdienten und tugendhaften Mann, der aus dem Studium der Theologie längst mit großem Erfolg in einen Kreis „festerer Wissenschaften“ („vermutlich handfesterer“, spaßt Lessing) übergegangen sei. Die Maske ist nie gelüftet worden; an Semler selbst darf man schon dem Stil nach durchaus nicht denken, vielleicht an einen Klotzianer, etwa Hagen? oder den Bruder Eberhards? Herder schrieb im April seinem Hamann: „Semlers Buch gegen den Ungenannten ist hier . . . ich habe aber noch nichts, als die Vorrede und die Beilage am Ende gelesen. Jene ist, ganz außer Semlers Ton, demütig und fast furchtsam; die letzte, ohne Zweifel von einem Preußischen Offizier, schnippig, doch nicht untreffend“. Dies Urteil überrascht aus dem Mund eines Mannes, der gleich darauf sein reges Interesse für Lessings „Anti-Goeze“ wie seine Verachtung gegen die erst so schweigsamen, nun so kläffenden berühmten Theologen, „diese illustria capita voll Mohnsamen“, bezeigt. Denn die Beilage bringt ein Vorwort voll ironischer Komplimente für den Geburtshelfer des Ungenannten, ein von Semler allein hervorgehobenes Rechenexempel zum Durchgang durchs rote Meer und ein satirisches Mittelstück: „Fragment eines Gesprächs“ zwischen dem Lord Mayor von London und einem Brandstifter Sir John Bowling. Dieser Narr hat, als er auf dem Nachbarboden ein brennendes Licht bemerkte, schnell etliche Strohbündel draufgeworfen und die Luken geöffnet, um der Flamme Luft zu machen, weil — so verantwortet er sich — die Feuerfestigkeit des Hauses, die Unerschrockenheit des Besitzers, die Zuverlässigkeit der Feuerwehr ihm wohlbekannt war und solcher ehrenvollen Probe wert schien. Sir John wandert dafür nach Bedlam. Und hat Lessing, wie nun ein hamburgischer Kaffeehausdialog über diese lächerliche Geschichte besagt, nach seinem Satz „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll“ bei Herausgabe der Fragmente den „perfekten Sir Bowling“ gespielt, so ist wohl auch er ins Tollhaus zu verweisen. Diese Folgerung überläßt der Witzbold dem Leser und wirft lieber noch ein paar bösartige Streiflichter auf Lessings geheimen Plan:

den Orthodoxen wehe zu tun „und die übrigen Gottesgelehrten, die bisher die christliche Religion von den Zusätzen der Theologen zu reinigen gesucht haben, zu zwingen, noch weiter zu gehen", was in erster Linie nur auf Semler gemünzt sein kann.

Der nicht unwitzige Hohn, der sich so tückisch an ein bloßes Bild heftete und, obwohl Semler dieses parodischen Kerns weder im allgemeinen noch im besondern Vorwort Erwähnung tat, unter der offenen Flagge des berühmten Theologen ausging, empörte Lessings Galle. Den Kritiker des Fragmentisten wollt' er den Orthodoxen überlassen, dem Herausgeber des Anhangs, dem „Schubiack", der „impertinenten Professorgans", aber selbst heimleuchten mit einem „Briefchen aus Bedlam". Ende August wird es auch öffentlich angekündigt, doch nur ein winziges Bruchstück liegt vor, worin Lessing, auf ein bekanntes Gedicht seines Kleist anspielend, den Spott heimzahlt: „Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doktor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten." Das Motiv hat er noch im Vorbeigehn angeschlagen, nachdem sich der Plan einer Zusammenfassung älterer und neuerer Entwürfe zu einem Denkmal des zweiten, nachgoezischen, Aktes dieses kriegerischen Schauspiels in ihm befestigt hatte. Schon Ostern 1780 sollten „Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" als Band erscheinen und Walchs Adresse den Reigen der „einseitigen Dialoge" eröffnen, doch vergebens sehnte Herder einen Geist herbei, der ihm diese Korrespondenz zutrüge. Im Herbst meldet dann Jacobi, Lessing gedenke bald eine Reihe von Sendschreiben an all seine Gegner im Fragmentenstreit herauszugeben, um nachher mit kirchengeschichtlichen Gaben seine theologische Laufbahn zu beschließen. Der jäh abfallende Pfad des Lebens hat keinem dieser mannigfachen Entwürfe die Vollendung gegönnt.

Da sollte Reß noch einmal vor die Klinge, da sollten Teller und Töllner über alten und neuen Arianismus ausgefragt und berichtigt werden, da sollte Semler zu seiner peinlichen Verlegenheit rund heraus erklären: erstens, worin die allgemeine christliche Religion bestehe; zweitens, was das ausscheidbare Lokale der christlichen Religion sei; und was drittens das so vag gepriesene Mo-

ralleben des Christen ausmache. „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung", der schon im Sommer 1778 aufgerufen ward, als Lessing mit der „Nötigen Antwort erster Folge" abtreten mußte, hätte die jüngsten Streitigkeiten im Spiegel des Konzils von Nicäa gefaßt, und neben dem neutestamentlichen Kanon wäre die höhere Kritik des Alten Testamentes auch nicht ganz leer ausgegangen, da es galt, die lang und viel besprochene Frage nach Esras Tätigkeit am Pentateuch mit Abt Jerusalem achtungsvoll wieder aufzunehmen. Der hohe Wogengang der „Anti-Goeze" hat sich beruhigt, wo nicht Zwang oder Lust, den Verhaßten wiederum anzurennen, Sturzwellen des alten Zorns über die geglättete Fläche dieser sachlicheren Polemik emporjagt. Selten ertönt jetzt das Pathos der früheren Streitrufe; das schöne Bekenntnis „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" ist nur bestimmt, ein launiges theologisches Familienmärchen, frei nach Swift, zu eröffnen, wie jene Verse des Euripideischen „Jon" nur die Pforte kränzen, die zu streng wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit C. W. F. Walch führt. Woran Goeze bloß tappte, das suchte die profunde, schwerfällige Gelehrsamkeit des Göttinger Professors 1779 in der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" mit aller Beherrschung des patristischen Materials und aller schleppenden Breite, deren die damalige Theologie sich im rechten Gegensatze zu Lessings leichtgeschürzter Bündigkeit und Eleganz ungern entschlug, festzustellen: Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren war schon während der ersten Jahrhunderte die heilige Schrift allein, nachdem apostolisch-schriftlicher Unterricht den ersten mündlichen ersetzt hatte. Die alten Christen haben als Hörer, durch Vorlesen und Predigt, und mittels eigener Lektüre, die Semler willkürlich auf die Lehrer beschränke, die Bibel als einzigen Grund der Überzeugung und Religionsübung angesehn, und die Symbola wurden aus der Schrift bewiesen. „Seht" oder „Leset" rufen all die Zeugen, aus deren Sätzen Walch eine riesige Mauer ohne Mörtel aufbaut, erst in historischer Folge, dann nach Rubriken. Sein Vorwort ist gegen die Neuerer gerichtet, die uns vom rechten evangelischen Sinn, nur durch die Bibel weise, christlich tugendhaft und selig zu werden, ganz andere Begriffe beibringen wollen, und es verurteilt vor allem

die Pest der unbewiesenen Behauptungen auf kirchengeschichtlichem Gebiet: viel weiter als Semler gehe Herr Hofrat Lessing in den Paragraphen der „Nötigen Antwort“, von denen Walch die meisten abdruckt, um die versprochenen Beweise zur schärfsten Prüfung abzuwarten. Lessings kleinere oder umfangreiche Bruchstücke, die mehrmals auch die Absicht einer Gliederung nach einzelnen Kirchenvätern andeuten und durch Aufnahme der Tertullianstudien gerundet werden sollten, bezeugen, wieviel Scharfsinn, Wissen und Sorgfalt nach innen und außen der Liebhaber der Theologie für die große Verhandlung mit einem hochansehnlichen Oberhaupte der Zunft angestrengt hat. Schon bei den Vorboten im Dezember 1778, schrieb er, nach einer lustigen Wendung über den abgetanen Goeze sich aufreckend, an die treue Teilnehmerin all seines Strebens, Elise Reimarus: „Endlich lassen sich die großen Wespen doch aus dem Loche sterlen. Die Göttingsche (Leß) sumset nicht so arg, als sie zu stechen drohet“.

„Bibliolatrie“, im weitesten Sinne des Bibelgebrauchs und der Schriftverehrung unter den Christen, betitelte Lessing seine frühesten Entwürfe, die noch mit den antigoezischen Schriften enger zusammenhängen. Sie sind zur gleichen Zeit wie die Revision der „Nötigen Antwort“ entstanden und versprechen einen dreistöckigen Aufbau, nämlich den „historischen“ Bericht über den Goezestreit, die „thetische“ (positive) Lieferung von Beweisen für seine Sätze, die, weil unbewiesen, unbeweisbar gescholten wurden, die „epanorthotische“ (verbesserte) Unterstützung und Rettung dieser Beweise gegen Walch. So holt Lessing weit von seinem jugendlichen Zwiespalt zwischen Apologetik und Verneinung aus. Auch die späteren „Briefe“ beginnen mit einem Rückblick auf Goezes Einwürfe gegen die „Axiomata“ und erheben fortschreitend an den „kompetentesten Richter in dieser Sache“, Walch, dessen Gelehrsamkeit von Lessing vollauf geehrt wird, die Forderung, er solle Lessing nicht aus Goeze, sondern aus ihm selbst verstehn, um dann zu bekennen, daß Lessing weder in den Tag hinein plaudre, noch die christliche Religion feindselig angreife, wie jener Schreier ihm so hämisch Schuld gebe. Er behauptet, auf die Worte der Kirchenväter zuversichtlich gestützt, seinen Posten der Tradition und fertigt eine Reihe von Scheinzeugen des Göttinger Kirchenhistorikers mit geschärfter Inter-

pretation ab, wie auch der erbauliche Leß mit seinem Ignatius zwar respektvollen Empfang, doch keinen Glauben bei diesem Prüfer fand. Am Faden der Geschichte geht er von Justinus zu Irenäus, hier recht „epanorthotisch" verweilend, zu Clemens, der pädagogisch Tugend-, nicht Glaubenslehren aus der Schrift, dieser disciplina, nicht regula fidei, zog; von solchen Wort für Wort peinlich untersuchten Stellen des schwer zu packenden alexandrinischen Rhetors zu Tertullian, dem eine größere Rolle vorbehalten war. Ein Abschnitt über die regula fidei, das alte Glaubensbekenntnis ohne Bibel, unterbricht nur scheinbar dies Zeugenverhör, in dessen Verlauf Walchs Buch immer mehr zusammenschrumpft; der Arianismus sollte wieder zur Sprache kommen, die Bibelauslieferung unter Diocletian in einem vorläufigen Sendschreiben „Von den Traditoren" gegen zwei Exkurse Walchs schon erledigt sein. Diese höchst gelehrten und scharfsinnigen Studien gegen das orthodoxe Schriftprinzip, welche die moderne Theologie allem überordnet, was im achtzehnten Jahrhundert über die Grundlagen der altkatholischen Kirche geschrieben worden ist, und deren leitende Gedanken sich ihr bewährt haben, drängen fort und fort auf die Frage nach der Geschichte des Kanons, auch wo „meiner Hypothese über Entstehung des Neuen Testamentes" nicht so ausdrücklich erwähnt wird wie einmal bei Hermas.

Mit einer selbständigen Kritik des Kanons hoffte Lessing am Schluß des bewegten Jahrzehnts, über dessen Eingang Semlers Name stand, sein theologisches Gebäude zu krönen. Die Balken waren längst zugehauen und erwarteten die letzte Hand des Meisters. Daß die Religion Christi, die Jesus als Mensch erkannt und geübt hat, anders in den Evangelien enthalten sei als die christliche Religion, die ihn selbst als Übermenschen anbetet, stand so fest wie das Hauptaxiom „Die Bibel ist nicht das Christentum". Unter anderm sollte ein skizzenhafter und in manchen Punkten sehr anfechtbarer Führer zur Apokalypse den Beweis der planlosen Bildung des Kanons verstärken. Doch schon im Winter 1777/78 will Lessing die „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtsschreiber betrachtet" zum Vorschmack eines „seit vielen Jahren", sagen wir: seit Breslau, geförderten Buches für den engeren Kreis derjenigen Theologen, „deren Geist ebenso reich

an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurteilen ist", ausarbeiten und zu Ostern bei Voß herausgeben. Lessing, im Eigenlob so sparsam wie Einer, freute sich des fruchtbaren Keims seiner Entdeckungen und meinte, nichts Gründlicheres, nichts Sinnreicheres dieser Art geschrieben zu haben. Hätt' er damals abgeschlossen, so wäre sein Eingreifen in der Entwicklungsgeschichte der theologischen Kritik gleich viel kräftiger gespürt worden, als ein hinterlassenes Stückchen die Forscher auf- und anzuregen vermochte; doch auch so ist von der „Neuen Hypothese" die nachhaltigste Wirkung ausgeströmt.

Der erst durch Baur und seine Schule zur vollen Bedeutung erhobene Satz, daß die urchristlichen Nazarener mit ihrem Glauben an den Messias Jesus nicht aufhörten, Juden zu sein, steht voran bei Lessing, den die bisherigen Mutmaßungen über die Folge der Evangelien und ihre gegenseitige Benutzung unbefriedigt ließen. In diesem Kreis, dieser Urphase der späterhin durch Paulus der weiten Welt gepredigten Religion sucht er die ersten schriftlichen Nachrichten über Jesu Leben und Lehren, geschöpft aus mündlicher Überlieferung glaubwürdiger Leute, die mit Jesu verkehrt hatten, und gemäß dem Mehr oder Minder solcher Mitteilung in stetem Fluß begriffen, einem bald wachsenden, bald abschmelzenden Schneeball oder einer von jedem Besitzer nach Lust behandelten Familienchronik vergleichbar. Auch die vertrauten Frauen trugen ihre kleinen Anekdoten herbei; da jedoch selbstverständlich die Apostel als vornehmste Gewährsmänner nachwirkten, hieß diese durch mancherlei Zuwachs flüssige Sammlung das Evangelium der Apostel, wenn man es nicht nach denen, die es brauchten, Nazarener- oder Hebräerevangelium nannte. So wird mit diesem das erschlossene Urevangelium identifiziert. Mag Lessing auch die Schrift unter den ἄνθρωποι ἀγράμματοι zu früh ansetzen, gewiß betritt er die Pfade richtiger Erkenntnis, wenn er der mündlichen Geschichte die Sammlung biographischer Denkwürdigkeiten und Lehren Jesu, wohlverstanden: ohne den dogmatischen Charakter der christlichen Religion, folgen läßt, wie ja heute λόγια κυριακά für die ersten Urkunden evangelistischer Schriftstellerei gelten. Von diesem Nazarenerevangelium war, auf Grund der Kirchenväter, lange vor Lessing und oft die Rede gewesen. Auch der Ungenannte hatte damit zuversichtlich

hantiert, Semler die Priorität vor unserm griechischen Matthäus stets verfochten, während Lardner im Gegenteil einen hebräischen Auszug aus dem Matthäus annahm, denn er deutet das Zeugnis des Papias um und diktiert: Origenes hätte dies Urevangelium finden müssen, wenn es ein solches gegeben hätte. Heute sind die Fragen der Evangelienkritik so unendlich vertieft und verfeinert, die Fäden der Mutmaßung auf einem Gebiet, wo erste Denkmäler und Mittelglieder fehlen, so ineinander geschlungen und geknotet, daß jeder Nadelstich in das Testament ein Nest von Hypothesen trifft und in vielen Punkten eine beherzte Vereinfachung der Fragstellung platzgreifen muß. Für Lessing und seine Zeit lagen die Dinge bei weitem nicht so schwierig und verwickelt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sieht in dem chaldäisch-syrischen Nazarenerevangelium des vierten Jahrhunderts das urchristliche Hebräer- oder Apostelevangelium, das, ganz natürlich entstanden, in abweichenden Abschriften umlief. Scharfsichtig bemerkt Lessing: die älteste Nachricht von Jesu konnte nur so lang in der Landessprache bleiben, als das Christentum palästinisches Judenchristentum blieb. Matthäus schuf aus dem hebräischen Text den ersten griechischen Auszug, und wenn Papias sagt: „Matthäus verfaßte in hebräischer Sprache die Reden, es übersetzte sie aber jeder, wie er es konnte", so meint er nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das Original, das Matthäus als erster Dolmetsch in Umlauf gebracht hatte. Hier ist die Voraussetzung der aramäischen Schrift vor den griechischen Evangelien richtig erkannt, nicht aber der zeitliche Vorrang unsres Matthäus vor den andern Evangelisten sowie die Quelle des judenchristlichen Matthäusevangeliums, dessen Verfasserschaft auch auf einem ganz andern Blatte steht. Das Urevangelium macht Lessing weiter zur Quelle der dem Matthäus nachschreitenden Lucas und Marcus und gewinnt so eine neue Erklärung, die in Marcus keinen Epitomator des Matthäus, sondern den Benutzer derselben Vorlage nach einem minder vollständigen Exemplar sieht. Alles ist rein menschlich zugegangen: Matthäus befriedigte mit seinem Buch nicht jeden, das Bedürfnis wuchs, Lucas traf eine andre Wahl und Anordnung und schrieb ein besseres Griechisch, Marcus machte von dem allgemeinen Recht Gebrauch, die Geschichte Jesu zu bearbeiten, „so wie jeder es vermochte", die Schreiber taten das mit würdiger Hingebung und

Vorsicht, getrieben von einem guten Geist, den den heiligen nennen mag, wer sich dazu gedrungen fühlt. Lessing jedenfalls nicht. Kühn setzt er, nachdem ganz richtig, nur ohne die subtilen Filiationen der Gegenwart, die drei, die man seit Griesbach Synoptiker nennt, zusammengerückt sind und nachdem seine Hypothese die Übereinstimmungen anders als Clericus aus dem hebräischen Urevangelium erklärt hat, den Fuß weiter zum Vierten, Johannes. Die hebräische Vorlage des Matthäus und die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia lehrten nach alter nazarenischer Auffassung Jesum als den ehelichen Sohn Josephs und Marias kennen oder näherten sich wenigstens einer höheren Idee nur von fern. „Sollte also das Christentum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben": das Evangelium des Geistes für die ewige Zeit, da es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, nach dem durch Matthäus repräsentierten Evangelium des Fleisches. Die Kluft zwischen beiden füllte die Kirche mit den Evangelien des Petrusschülers Marcus und des Paulusschülers Lucas. Lessings wohl schon 1776 geschriebene knappe sechsundfünfzig „Thesen aus der Kirchengeschichte" führen über dies letzte Motiv hinaus in die weitere Geschichte des Kanons, die erst so spät die Geltung von nur vier Evangelien kennt und so lange den Bischöfen einen gleich dem Apostelwort maßgebenden mündlichen Entscheid beimißt. Schlagend ist von Lessing für immer festgestellt worden, daß der zufällige Platz im Kanon kein chronologisches Zeugnis liefert. Heute wissen wir, daß der neutestamentliche Kanon erst um das Jahr 180 in seinen Hauptstücken dastand, erst um das Jahr 400, mit der katholischen Kirche herangewachsen und befestigt, das Gemeingut der gesamten Christenheit wurde. Manche Hilfsmittel, von denen Lessing nichts ahnen konnte, wie das älteste Verzeichnis im Muratorischen Fragment, sind aufgetaucht. Ägyptens Sand liefert überraschende Stücke. Die Betrachtung des Urchristentums und seiner Parteiungen, des Judenchristentums und des vom jüdischen Gesetz erlösten Heidenchristentums, des Essenismus und der Gnosis, der Sagenbildung und der ersten Schriften, die mehr als ein

Niederschlag aus den Wolken christlicher Mythologie, sondern die Denkmäler bestimmter Strömungen und individueller Schriftsteller waren, der Daten, der Verfasser, der Zusammenhänge hat sich seit Lessings Tagen gewaltig erweitert. Die Sonderstellung des „pneumatischen" Johannes, die Lessing, ohne Paulus zu streifen, lebhaft betont, ist geblieben, doch die Kritiker sprechen das Evangelium dem Apostel ab, indem sie an einen anderen Johannes als Verfasser denken, und die „Offenbarung" umwogt ein chaotischer Kampf. Die Hypothese des Urevangeliums in der Landessprache als gemeinsamer Quelle der Synoptiker wurde seit 1794 von Eichhorn neu und nachhaltig zur Verhandlung gestellt, indem er erst wie Lessing unmittelbar die aramäische Vorlage, dann aber eine griechische Mittelstufe künstlich annahm. Dabei gab er leider dem Vorgänger nicht die Ehre, die ihm gebührte, ja es gelang Eichhorn wirklich vor den Zunftgenossen, trotz Herders schlagendem Nachweis Jahrzehnte hindurch Lessings Verdienste zu verdunkeln. Eingestandenermaßen jedoch steht David Friedrich Strauß der „Neuen Hypothese" so nahe, daß sie diesem Aufrührer der neutestamentlichen Kritik „ein Schriftchen von zwei Bogen" heißt, „welche aber die fruchtbaren Keime aller späteren Forschungen über diesen Gegenstand enthalten". Und ein Fackelträger bleibt Lessing mit seinen allzu bündigen Schlüssen auch auf diesem schwierigsten Arbeitsfeld, wenngleich zur Zeit das „Urevangelium" gegründeten Hypothesen gewichen ist, die eine Sammlung von Sprüchen Jesu an die Spitze der evangelischen Schriftstellerei rücken, in Marcus den ersten Evangelisten erkennen, in Lucas und dem späteren Matthäus seine zugleich aus jenen aramäischen Herrensprüchen selbständig schöpfenden, von paulinischer Theologie nicht berührten Nachfolger.

Was Lessing über das Evangelium Johannis im Sinn hatte, war der Welt lang entzogen, aber sein Testament Johannis, das auch Gleim als Friedensbotschaft an alle deutschen Kirchentüren schlagen wollte, tauchte mit siegreichem Glanz aus jeder Verfinsterung des Fragmentensturmes hervor. Es bleibe dahingestellt, wie und wo Lessing all die Entwürfe des zweiten Feldzugs an den Mann zu bringen gedacht hat, ob auswärts trotz dem Verbot oder mit Remers gelindem Visum? Keiner ist zur Vollendung und Mitteilung gekommen, wiewohl Lessing einmal erwog, die Antwort an Walch als

„Einschnitzel“ ins Göttingische Magazin zu schmuggeln, wenn Lichtenberg nicht alle theologischen Brocken für seine frische Milch ablehnen oder kollegiale Rücksicht üben wolle (23. Jan. 80). Erst 1784 erfuhr ein engeres Publikum aus dem „Theologischen Nachlaß“, daß Lessing unter äußerem Zwang zwar seinem „Steckenpferd“, den antigoezischen „Schnurren“, entsagt hatte, nicht aber dem freien Bemühen, unaufhörlich die religiöse Gärung zu fördern und die Forschung vollends aus den Banden des Wahns und der Halbheit zu lösen.

Seine „Hauptarmee“ war mobil gemacht, als der Befehl kam, sie dürfe nicht ausrücken. Lessing ließ den Mut nicht sinken und sann auf einen Ausweg. Die Nacht des 10. August 1778 bescherte plötzlich Erleuchtung. Warum sollte das, was Voltaire mehr als einmal angestrebt, ihm mißglücken: den Schauplatz des Aufklärungskampfes auf die Bretter zu verlegen und sein „Kindlein, liebet einander!“ statt in Flugschriften durch den lebendigen Mund der Bühne zu rufen? „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen“.

Der zwölfte „Anti-Goeze“ heißt „Nathan der Weise“. Er donnert und blitzt nicht, sondern wölbt sich in reinem Glanz als Regenbogen nach dem Gewitter.

IV. Kapitel. Nathan der Weise.

Introite, nam et hic dii sunt. Motto aus Gellius.

Schon in seiner ersten dramaturgischen Zeitschrift, 1750, hatte Lessing als feuriger Lobredner einer erhöhten und erweiterten Schaubühne zurück auf Voltaire und zugleich prophetisch vorwärts blickend behauptet: „Ja selbst die Streitigkeiten verschiedener Religionen können auf das Nachdrücklichste darin vorgestellet werden"; und wenn der Forschung eine bestimmtere Antwort auf die Frage, zu welcher Zeit und an welchem Ort die Motive und Gestalten des „Nathan" ihren ersten Umriß empfingen, versagt bleibt, so sind uns doch die Anregungen und Tendenzen geläufig, aus denen die jugendlichen Keime dieses Werkes hervorsproßten, bis sie nach langsamem Wachstum im Geist des reifenden Dichters und Denkers endlich wie edle Pflanzen den letzten Schuß taten und die volle Blütenkrone in der Luft wiegten. Wir kennen die religiösen Kämpfe der Lessingischen Frühzeit, seine Verwahrung gegen das Gebot, einen Glauben von den Eltern her gedanken- und zweifellos hinzunehmen, seinen Bruch mit der positiven Religion. Wir sahen ihn auf die christliche Liebe, die Übung humaner Pflichten alles Gewicht legen und der Übereinstimmung im tugendhaften Handeln das Meinen und Vernünfteln kräftig unterwerfen. Sein emporstrebendes, auf neuen Gedankengehalt bedachtes Drama erzog den ungläubigen und verbitterten, aber guten Jüngling Adrast nicht durch Predigten, sondern durch edle Taten eines geistlichen Freundes. Es suchte modernes christliches Vorurteil im Anblick wackrer Handlungen eines Juden zu besiegen. Es segnete den geistigen Bund des Griechen und des Persers, die aus Einer Schale opfern. Halbdramatisch ließ die Rettung des Cardan Muhammedaner und Juden

ihre Sache führen. Auch Lessings Dichtung wählte mit Deutschen und Franzosen den Orient zum Schauplatz, und in der Geschichte des Islam leuchtete früh ihm Saladins Bild entgegen, wie es namentlich Voltaire durch einen glänzenden Firnis aufgefrischt, unter anderm berichtend: dieser Idealfürst habe für arme Muhammedaner, Juden und Christen die gleichen Summen in seinem Testament ausgeworfen zum Zeugnis, alle Menschen seien Brüder, und ihnen beizustehn müsse man nicht nach ihrem Glauben, sondern nach ihren Leiden fragen. Derselbe Saladin forschte bei Boccaccio den klugen Juden über die drei Religionen aus, deren Gründe und Ansprüche, deren Ethik und positiver Unterschied immer wieder Lessings helles Auge fesselten.

„Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat," schreibt er am 11. August 1778; zu seinen alten dramatischen Versuchen zählt er den „Nathan" auch in der öffentlichen Ankündigung. Doch die Skizze, die jetzt im Hause Mendelssohn-Bartholdy wie ein urväterlicher Ehrenbrief gehütet wird, scheint aus dem Februar 1776 zu stammen, wo Lessing, unmittelbar nach seiner italienischen Reise, das Stück vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollte, dies Vorhaben auch schon mit Schmid und Eschenburg besprach. Unzweifelhaft ist das Heft im wesentlichen die saubere, fast korrekturlose Reinschrift einer Vorlage, die außer dem Grundstock des auf die einzelnen Seiten verteilten und in einem Zug geschriebenen Szenariums schon kleine Dialogstückchen enthielt; hinzu kamen auf diesen von vornherein für Nachträge berechneten Blättern, deren gesamter Inhalt nur durch sehr geringe Pausen geschieden sein kann, Erweiterungen während der Kopie und hingekritzelte Zusätze nach ihrer Vollendung. Im August 1778 ergriff Lessing seinen Entwurf als Text für den rasch beschlossenen Versuch, ob man ihn wenigstens auf der alten Bühnenkanzel ungestört predigen lassen wolle, und Anfang September sah Schmid den Freund „über dem Propheten Nathan schwitzen und brüten". Noch war trotz der Vollständigkeit des Gerüstes auch am Grundriß wie an den Trägern der Handlung gar manches umzugestalten. Da ferner die Absicht eines Flankenangriffs auf den Feind in den älteren Plan eindrang und die Polemik nun

entbinden half, was Lessing schon vor dem eigentlichen Fragmentenstreit und vor allem antigoezischen Krieg in sich gehegt hatte, so trat zum Bedürfnis des ausbauenden und rundenden Künstlers auch der Wunsch nach stärkeren Accenten in lehrhaften Partien und nach einer zeitgemäßen Zuspitzung der Patriarchenszene. Anfang November sind diese Veränderungen festgestellt, am 14. beginnt die Versifikation, am 1. Dezember wandert die erste Jambenreihe nach Berlin, bis Weihnachten soll alles „geflickt" und „poliert" sein. Aber so rasch ging es doch nicht vonstatten: zum Fest waren nur zwei Akte völlig abgeschlossen, und im Januar meldete der Wolfenbüttler v. Döring, begeistert durch die Lektüre des ersten Aufzugs, Lessing hoffe, Anfang Februar „mit seinem Nathan ganz fertig zu sein. Alle Morgen macht er dreißig Verse". So begann er am 2. Februar den vierten, am 7. März den fünften jambischen Akt. Im Mai 1779 war Deutschland um eine klassische Gabe der Kunst und Weisheit reicher.

Ein Vorwort, worin Lessing mit erhobenem Zeigefinger auf die Tendenz hinwies, dem christlichen Pöbel darzutun, daß von alters her unter allerlei Völkern gute Menschen ohne positive Religion gelebt hätten und daß ihn geschichtliche Betrachtung der Kreuzzüge zu solchen Juden und Muhammedanern hingeführt habe, blieb weg, weil das mittelbar und unmittelbar lehrende Gedicht weder der didaktischen Einführung noch des streitbaren Vorklangs bedurfte. Mocht' es nun ohne Geleitbrief ausgehn und die Leser fragen, ob neben der eigentümlichen Tendenz auch genug eigentümliche Schönheit gewonnen sei; mocht' es nun ohne Glückwunsch an den Ort, der zuerst die Freiheit einer Aufführung besäße, sein Heil versuchen.

Als Lessing am 8. August 1778 zur Subskription auffordert, verschmäht er jeden Lockton des Werbers. Ironisch leitet die Einladung seinen theologischen Feierabend vom Mangel an der nötigen frommen Verschlagenheit her und antwortet dem Argwohn, ob denn Augenblicke des Verdrusses die schickliche Zeit zur Vollendung eines Dichtwerks abgeben möchten, mit ein paar ruhigen, geistreichen Sätzchen über die beste der Welten. Das Publikum erfährt nur den Titel des „etwas ungewöhnlichen" Versuchs, aber nichts vom Inhalt: „Genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst

würdig ist, und ich alles tun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein," fügt Lessing, dem die Strenge gegen sich selbst einen so stolzen Ton erlaubte, hinzu. Nur die Vertrautesten durften schon im voraus wissen, daß die alte Parabel von den drei Ringen den Rumpf des begierig erwarteten Dramas bilde.

Wo immer verschiedene Bekenntnisse zusammenstoßen, nachbarlich ihren Göttern Altäre bauen und religiöse Sonderart mit Waffen weltlicher Macht oder innerer Kräfte des Geistes und Gemütes zur Geltung bringen, muß alsbald eine Vergleichung des Trennenden und des Gemeinsamen Platz greifen. Dann werden fremde Heiligtümer zugunsten des allein seligmachenden umgestürzt, oder man lernt im Hinblick auf einen anderen Glauben und die sichtliche Gnade, den achtungswerten Wandel seiner Anhänger die Evidenz des eigenen preisgeben, um sich entweder zu unterwerfen oder außerhalb konfessioneller Schranken im Bund einer höheren freien Andacht und im Zweifel an jedem Glaubensmonopol das Heil zu suchen. Hellenischer Nationalstolz trennte die Weltbewohner in Griechen und Barbaren, aber die Stoa lehrte, daß alle Menschen Brüder seien. Die Kirchenväter machten, da die alte Welt aus ihren Fugen ging, den Abgöttern des Heidentums den Prozeß, doch ein milder Irenäus tröstete, durch den heiligen Geist könnten auch multae gentes barbarorum zur Seligkeit gelangen. In seiner Zuversicht schwankend, huldigte der Athener zu Paulus' Zeit auch dem unbekannten Gott, wie nachmals der Sultan des Islam durch eine Verteilung seines letzten Schatzes an drei göttliche Nebenbuhler sicher zu gehn hoffte. Und wenn die Scholastik alle Verleugner Christi mit unermüdlicher Beredsamkeit bedrängte, so ließ doch Abälard (falls das Gespräch von ihm herrührt) den Streit zwischen Christen, Juden, Philosophen vor dem Tribunal seines Richters in der Schwebe.

Eine neue Wendung brachten die Kreuzzüge. Nicht in akademischen Dialogen, sondern leibhaft auf dem heiligen Boden des Volkes Israel, um den nun Kreuz und Halbmond stritten, trafen Christen, Muselmänner, Juden zusammen. Die Geschichte meldet von religiösen Disputationen, die im Waffenstillstand zwischen Abendländern und „Ungläubigen" stattfanden und, wiewohl ohne greifbaren Erfolg, doch dem Kreuzfahrer nach der geprüften Tapferkeit auch

die unverächtliche geistige Rüstung des Gegners zum Bewußtsein brachten. Bald erschien der fromme Saladin als ein hoheitsvolles Muster jeder Ritter- und Herrschertugend. Auch mit dem Vertreter des Talmud verschmähte der Anhänger des Evangeliums einen friedlichen Gang nicht, so daß, bei zunehmenden Niederlassungen und Mischheiraten, bei Wechsel und Kreuzung der Bekenntnisse, sowohl eine kühle Konfessionslosigkeit als auch mitten in einem intoleranten Zeitalter von Religionskriegen und Judenhetzen hier und dort eine sanfte Stimme der Duldung laut wird. Bis Friedrich II., mehr als Namensvetter des freigeistigen Preußenkönigs, ein verfrühter selbstherrlicher moderner Mensch, der mit Juden und Muhammedanern mündlich und schriftlich die letzten Fragen verhandelt und allen positiven Glauben über Bord geschleudert hat, das freche Wort hinwirft, das ihm eine päpstliche Bannbulle nachsagt: Moses, Christus, Muhammed, die drei Betrüger! Im 16. Jahrhundert hat ein unbekannter Rebell durch das Pamphlet De tribus impostoribus den Wahrheitsbeweis für dies ungeheure Kaiserwort angetreten und nach einer langen nihilistischen Einleitung seine Lauge hurtig über die Bücher Mosis gegossen. Noch Friedrich dem Großen ist das Schlagwort für den Juif imposteur und Mahomet, nicht aber für Christus, ganz geläufig.

Jenes schneidende Nein des Staufers, mag er nun selbst seinen Unglauben in ein so schroffes Epigramm gepreßt haben oder nicht, wurde kaum von irgend einem Zeitgenossen nachgesprochen. Unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blüte ist der einzige Gottfried einer zersetzenden Auffassung göttlicher Dinge hingegeben, während Wolframs Tiefsinn in weihevoller Andacht einen Familienbund internationaler Ritterschaft vereinigt und unsre poetischen Herolde der Kriegsreisen über Meer solche Fahrt zur Heiligung der Seele preisen, ohne den Islam zu schmähen. Schlicht gewahrt Walther überall da Einen Quell des Segens von oben, wo der Kaiser den gleichen Ausfluß trügerischen Menschenwitzes sah, und er verkündigt: Christen, Juden, Heiden dienen Einem Gott. So lehrt der geistesverwandte Freidank, daß Gott in Christen, Juden, Heiden dreierlei Kinder besitze, deren jedes seinen besonderen Zustand für eine Gottesgabe halte:

Si wellent alle haben reht.
was got mit den kinden tuo,
dâ hœrt niht tôren vrâge zuo.

Die Entscheidung über die Rechtstitel der Kinder des Hauses steht allein beim Vater; und mehr als einmal warnt der weise Spruchdichter davor, das Heer des Teufels durch Zuweisung aller Ketzer, Juden, Heiden, über denen doch Gottes Sonne leuchte, zu vergrößern.

Was der Deutsche im unverblümten Vortrag des Lehrgedichts einfältig darlegt, das kleidet der bilder- und märchenfrohe, scharf- und spitzsinnige Geist des Hebräers in das schillernde Farbengewand einer Parabel, wie ja das weite Morgenland im Judentum, Buddhismus, Islam überall und immer seine Weisheit und Lebensklugheit zu bedeutsam unterrichtenden und ergötzenden Fabeln auszuprägen weiß und die reichen Gleichnisse des Neuen Testaments einem von alters gepflegten orientalischen Mutterboden entsprießen. Die Ringparabel des Juden Nathan ist, wenn nicht alles trügt, ums Jahr 1100 von einem spanischen Juden recht im Geiste seines Volks erfunden und schon in mancherlei Fassungen durch die Lande getragen, auch handschriftlich festgehalten worden, bevor gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Rabbi Salomo ben Verga, Altes und Neueres zusammenraffend, im Schebet Jehuda die erste und einfachste jüdische Gestalt für uns aufbewahrte:

Pedro von Arragonien versucht eines Tages auf Rat seines Ministers den im Ruf großer Weisheit stehenden Juden Ephraim Sanchus durch die Frage, ob Judentum oder Christentum die bessere Religion sei, in die Enge zu treiben. Eine heikle Frage das; denn mit christlichen Königen ist für den ohnmächtigen Juden, der Zwangstaufen und andre Gewalttaten als bündigen Abschluß solcher Religionsgespräche wohl kennen mag, schlecht disputieren. Hält er's mit seinem Moses, so schmäht er den gebietenden Fragsteller — gibt er Christus den Preis, so verleugnet und verliert er den Glauben seiner Väter; drum darf er keinen positiven Bescheid erteilen, sondern muß als vielgewandter Hebräer vor der schlau gestellten Falle mit überlegener Schlauheit ausbiegen. Er sucht sich zunächst durch eine persönliche Nutzanwendung zu salvieren: unser Gott hat uns aus Ägypten in die Freiheit geführt, euer Gott euch

die Herrschaft beschert; so haben wir beide Grund genug, zufrieden zu sein. Aber Pedro läßt sich damit nicht abspeisen, sondern fragt wieder: welche Religion ist an und für sich die bessere? Ephraim erhält dreitägige Bedenkzeit, die ihm nicht fruchtlos verstreicht. Eine wohlüberlegte Komödie soll ihn decken. In scheinbarer Verwirrung eilt er vor den Thron und begründet diesen Zustand mit folgendem Geschichtchen: vor einem Monat habe sein Nachbar, ein Juwelier, im Begriff eine weite Reise zu tun, die beiden Söhne durch Schenkung je eines kostbaren Steins getröstet; heut Morgen nun hätten die Brüder ihn, den Ephraim, über Wert und Unterschied der Kleinode befragt und nach seiner Erklärung, man müsse die Rückkehr des allein zuständigen Vater-Juweliers abwarten, geschmäht und geschlagen. Pedro meint, dies schnöde Benehmen der Söhne verdiene Strafe. Darauf der Jude: Möge dein Ohr hören, was dein Mund sagt; auch die Brüder Esau und Jakob haben jedweder einen Edelstein, doch willst du wissen, wem der bessere gehört, so schick' einen Boten zum großen Juwelier da droben, der allein den Unterschied kennt. Mit solcher Antwort zufrieden, entläßt Pedro den Juden geehrt und beschenkt.

Ob gerade dies schlaue Märchen und seine Einkleidung ein sonderliches Zeugnis spanischer Toleranz abgibt, wofür man es angesprochen hat, möge dahingestellt bleiben; doch die Geschichte lehrt, daß lange Jahrhunderte hindurch die Juden in Spanien am ruhigsten und glücklichsten lebten und nur einzelne Verfolgungen sie im Ansammeln weltlicher und geistiger Schätze, im doppelsinnigen Spekulieren und in melodienreicher Poesie, im Genuß mancher Freiheiten und Ehrenstellen störten, bis endlich das Verbannungsedikt der katholischen Isabella, gleichzeitig mit der Inquisition, diesen Frieden in Wut und Haß verkehrte. Trotzdem werden auch früher Juden und Gojim ihre Religionen eifersüchtig bewacht haben, und Ephraims echtjüdische Parabel, List wider List, mit ihren kostbaren Steinen als Glaubenssymbolen und ihrem auf Handlungsreisen ziehenden Vater-Juwelier, ihrer immer engeren Schürzung der Schlinge samt der geriebenen Dramatik, die den Juden eine Verlegenheitskomödie spielen, dann die Achsel zucken und endlich heil und bereichert abziehn läßt, Ephraims Parabel drückt kein Toleranzsiegel auf die kluge Abwehr der Religionsfrage.

Immerhin hält das Schwebenlassen der Entscheidung, die allein dem Vater gebührt, ein Pochen auf Privilegien und ein herrisches Menschenurteil fern. Zwischen dieser Ringparabel, der durchsichtigsten und einfachsten, und der Lessingischen Gestaltung, als der reichsten nach innen und außen, liegen viele Mittelglieder und Varianten, von denen zwar nur ein Teil auf uns gekommen ist, doch erschallt ein vielstimmiger Chor des Glaubensstolzes und der Geistesfreiheit, der ausschließlichsten Zuversicht und der schonungslosesten Skepsis, des engherzigsten Hasses und der umfassendsten Menschenliebe.

Leicht mochte gerad in Spanien schon früh zu den zwei Religionen des fragenden Christen und des ausweichenden Juden die maurische selbdritt in die Erzählung eingedrungen sein. Das non liquet der Parabel konnte Geltung behalten, aber auch, indem man ihrem Gesicht einen tendenziösen Ruck nach rechts oder links gab, entschiedener Bejahung, daß ein Glaube der wahre sei, entschiedener Verneinung: alle Glauben sind falsch, weichen. Die frühe christliche Fortbildung hat die Klarheit der spanisch-jüdischen Anekdote bald getrübt. Wir stoßen zunächst auf ein verworrenes kreuzfahrerisches Gedicht, das in der Provence um 1185 gereimt und gleich durch den Titel Li dis dou vrai aniel als Tendenzwerk gekennzeichnet ist. Der reisende Juwelier hat sich in einen ägyptischen Biedermann verwandelt, der einen Ring von wunderbarer Heilkraft besitzt und vor seinem Ende zwei täuschend ähnliche herstellen läßt. Die falschen gibt er den nichtsnutzigen älteren Söhnen, den echten ebenso verstohlen, doch mit ausdrücklicher Bekräftigung, seinem Liebling, dem tugendreichen jüngsten. Er stirbt. Die Echtheit wird natürlich rasch entschieden, wie nach einer frommen Legende nur eines der von der Kaiserin Helena auf Golgatha gefundenen Kreuze sich als Siechentrost erweist oder wie in der an zauberischen Steinen nicht armen Poesie des Mittelalters der heilige Gral allein dem Beschauer ein jugendfrisches Leben schenkt. Der unbekannte Verfasser kann sich kaum genug tun, die älteren Brüder, will sagen: Juden und Muhammedaner, deren Religionen keine Heilkraft innewohnt, mit Schmähungen anzufallen, um alles Licht über den edlen Busensohn und seinen wundermächtigen Ring zu spreiten. Dieser Ring aber bedeutet nicht bloß den christlichen Glauben, sondern im mühsam angeschweißten zweiten Teil auch das heilige Land, das

die Fürsten von Frankreich, Artois und Flandern dem rechtmäßigen Erben gewinnen sollen. Die Rolle des Erblassers, hier so schief, ja töricht angelegt und überhaupt gefährlich, die Bestellung gleicher Ringe, der Erbstreit unter den Brüdern blieben seit dem ungeschickten altfranzösischen Gedicht oder einer entschwundenen früheren Umprägung der ersten Parabel im Schwange.

Wie häßlich hat gleich um 1250 der Dominikaner Etienne de Bourbon in einem Sammelwerk über die sieben Gaben des heiligen Geistes unser „Beispiel zur Erweisung des wahren Glaubens" eingeleitet! Ein Reicher, der unter andern Schätzen auch einen heilkräftigen Ring besitzt, übergibt das Kleinod seiner ehelichen Tochter, denn die jüngern sind von der verführten Frau aus schnöden Liebschaften geboren. Das Testament weist das Erbe der Besitzerin des Ringes zu, die illegitimen Töchter bestellen sich ähnliche, doch der weise Richter entscheidet nach der Wundermacht des Steins.

Nur die fabulösen Gesta Romanorum, die seit 1300 einer sehr langen europäischen Beliebtheit genossen, haben es dem französischen Mönch einmal an Gehässigkeit gleich getan und die nichtchristlichen Religionen als Hurenkinder aus dem Vaterhause gejagt. Die alte, weit verbreitete Geschichte vom Wettschießen nach der Leiche des Vaters muß, wie später noch engherziger bei Pastor Rinckhart, zu einem konfessionellen Bruderzwist herhalten. Einem König gebiert seine Gattin drei außereheliche Söhne, rebellisch und dem Hausvater völlig unähnlich, und aus des Königs Samen einen vierten, der dann allein den Schuß nach dem teuren Körper wehklagend verweigert und darum den Thron erbt, während die Bankerte, jeder Würde und Habe beraubt, fortgejagt werden. Die Auslegung sagt, der König sei Gott, die drei Bastarde Heiden, Juden, Ketzer, der echte Hausfohn der bonus Christianus. Und alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel dieses „guten Christen" zu häufen, ist die vornehmste Pflicht des mönchischen Sammelsuriums. Von der obersten Staffel jeder Stufenleiter der Tugend und Gnade, die hier errichtet wird, schaut er triumphierend herab auf die Lastertypen der Menschheit, auf Juden und Sarazenen. Von den drei Königssöhnen, die nach altem Brauch sich einen Gott auslesen sollen, wählt er am besten, weil er nicht den reichen und mächtigen

Juppiter, nicht den klugen Saturn, sondern den frommen und mitleidigen Merkur erkiest. Von den drei Königssöhnen, die sich in die Erbschaft, einen heilkräftigen Baum, teilen sollen, erbt er allein oder doch am besten, denn die ältern Brüder sind illegitim oder der Sohn Marias siegt über Adam und Moses. In solchem Bereich darf die Ringparabel nicht fehlen; sie behauptet durch mannigfachen Wandel unverbrüchlich das christliche Privileg. Der König, der drei Söhne hat, „liebt einen Sohn vor den andren"; diesen gibt er gläserne Ringe, „dem Sohn, den er liebte", den besseren, der dann seine Wundermacht erweist: „und so lag offen zutage, daß der Vater ihn mehr geliebt hatte". Die mystische Deutung dieser frommen Posse fügt hinzu: „Es ist klar, daß Gott die Christenheit mehr liebt, deshalb hinterließ er ihr den Ring, der die Blinden erleuchtet, die Kranken heilt, die bösen Geister verjagt und die übrigen Tugenden wirkt. Dieser Ring ist der katholische Glaube." Oder der Ritter vermacht dem Erstgeborenen das Erbgut, dem zweiten den Schatz, dem dritten einen Ring, kostbarer als aller Gewinn der Brüder; doch auch diesen gab er ganz ähnliche Ringe — nur Einer erprobt sich als Panacee. „Ihr Lieben, dieser Ritter ist unser Herr Jesus Christus," so setzt die Moralisatio fast immer und oft sehr absurd ein, „der drei Söhne hatte, nämlich Juden, Sarazenen und Christen. Den Juden gab er das Land der Verheißung, den Sarazenen den Schatz dieser Welt in Macht und Reichtum, den Christen den kostbaren Ring, nämlich den Glauben, denn durch den Glauben können die Christen alle Gebresten und Schwächen der Seele heilen". Wie ungereimt auch die Auszeichnung eines Lieblings und eines echten Ringes im Gegensatze zu minder geliebten Söhnen und minderwertigen Gaben den ganzen Erbgang erscheinen läßt, so ist doch aufsteigende geistigere Deutung des Ringes klar, und eine letzte Fassung verdient unser Augenmerk um so mehr, als Lessing ein genauer Kenner der Gesta war und, laut einem Briefe vom November 1776, alle Drucke seit geraumer Zeit in einer Ecke zusammengetragen hatte. Jene letzte Fassung hat mit der erwähnten die eigentümliche Teilung, doch ohne Bezug auf Juden und Sarazenen, gemein: der kluge König Darius, der drei geliebte Söhne besitzt, vermacht, als es zum Sterben kommt, dem ersten das Erbgut, dem zweiten allen

zeitlichen Gewinn, dem jüngsten drei Kleinodien, einen goldenen Ring, ein Halsband, ein kostbares Tuch. Die Geschichte schweift dann ins Märchenland Fortunats hinüber; doch der sinnige Satz der alten deutschen Version: „Das fingerlin hette die tugend, wer es an der hant trug, dem must aller mengklichen hold und genädig sein", wird in der Moralisatio vertiefend ausgeführt: des guten Christen Kleinode sind echte Tugenden, das Tuch die Liebe, das Halsband die herzliche Zuversicht, das goldene Fingerlein der Glaube, der seinem Träger solche „Gnade und Liebe bei Gott und den Menschen" zusichert, daß ihm kein Wunsch versagt bleibt. So wird der Liebling Christi und der Mutter Kirche mit den Kardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung ausgestattet.

Lange Zeit blieb der deutsche Christ seines einzig echten Erbringes froh, und einsam steht der duldsamere Dialog des Basler Gengenbach „Von drien Christen" da. Ein Fastnachtspiel, wo die allegorischen Figuren Ecclesia und Synagoge streiten, weiß nichts von Verträglichkeit, der herausgeforderte Türkenhaß des sechzehnten Jahrhunderts nichts mehr von Saladins Lichtgestalt, und wenn im abenteuerlichen Amadisroman Christ, Muhammedaner und Jude stählerne, dann geistige Klingen kreuzen, mag der Muselman zwar für einen Ritter gelten, muß sich aber gleich dem Juden das Bad der Taufe gefallen lassen. Ein Zeitalter, das „des Papsts und Türken Mord" zusammenspannt, die Christenheit in zwei feindselige Lager zersprengt, um innerhalb des einen wiederum Lutheraner und Zwinglianer aufeinander zu hetzen, kann höchstens einen einsamen Schwarmgeist über allumfassende Duldung oder über die Nichtigkeit jedes Glaubens spekulieren lassen. Die paraboliſche Prüfung der Religionen wird immer schärfer und spitzer auf dem Amboß einer harten, allgemach ohne weiteren Umblick von Christen gegen Christen geführten Polemik. Der bonus Christianus des Mittelalters war vom Beil der Reformation zerspellt. Ein geistreicher Humanist sogar macht aus dem Abendmahlsstreit eine Komödie, worin Zwingli die jämmerlichste Rolle spielt (N. Frischlins Phasma). Und die Pastoren! Auf Meilenferne getrennt von jenem persischen Sofi, der die Sekten des Islam durch verschiedene Pforten in den Thronsaal des einigen Gottes treten sah, verquickt 1613 Martin Rinckharts wüstes Drama „Der Eißlebisch christlich Ritter" ein

Stück Lutherischen Lebens mit der Parabel vom Wettschießen auf die väterliche Leiche: hier die verworfenen Antichristen Pseudopetrus und Johannes, dort das helle Gegenbild zu Petri Nachfolgern und Jean Calvin, der nach dem teuren Glaubenshelden benannte Martinus.

In den Nöten des großen Kriegs hat wohl auch ein braver Soldat wie ehedem sein Sprüchlein gegen die Sondergelüste der Konfessionen gesagt und gradaus den Schritt zum Herren Jesus Christ, „der für mich und meine Sünde gestorben ist", gelenkt. Logau hat, während das freisinnige Helmstedt mit der Veste Wittenberg kämpfte, tief bekümmert ein Christentum über den hadernden Bekenntnissen gesucht:

Luthrisch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.

Dann ging Brandenburgs großer Kurfürst auf die Union aus, und allem Dogmenstreit abhold senkte der stille Pietismus in das blutgedüngte Land den Samen der Liebe. Elisabeth Charlotte betont in ihren urgesunden Briefen herzhaft immer wieder das Eine, das not sei: „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müßen. Die 3 christliche Religionen, wenn man meinen Raht folgte, solten sich vor eine halten und sich nicht informiren, waß man drinen glaubt, sondern nur ob man nach dem evangellion lebt . . . Ich bin persuadirt, daß die rechte religion die ist, so ein Christ in seinem Hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist; daß überige seindt nur pfaffen-geschwätz. In welcher religion es auch sein mag, man kan allein durch die wercke von rechten Glauben judiciren; wehr woll thut, liebt gott und seinen negsten, daß seindt die gesetz und prophetten, wie unßer herr Christus uns lehrt . . . Es ist nur eine gutte undt rechte relligion in der Welt undt die kan sich in allerhandt religionen undt sprachen finden, nehmblich die von den ehrlichen leütten, aber daß heüfflein darvon ist klein." So trifft die kernige Frömmigkeit der Pfälzerin mit der englischen Aufklärung überein, die, weil einer den andern des Irrtums zeiht, eine höhere Warte besteigen und auch bei Juden, Muhammedanern, Heiden,

also unter jedem Himmelsstrich und in jeder Religion reine Sittlichkeit finden wollte.

Derweil die starren Kämpen der christlichen Bekenntnisse so von friedfertigen Gemütern und freien Geistern zu duldsamer Liebe ermahnt wurden, rief ihnen die Satire höhnisch zu: worauf ihr pocht, ist eitel Lug und Trug! Fontenelles „Geschichte von Mero und Enegu“ (1686) karikierte Katholizismus und Calvinismus, mit leichter Buchstabenversetzung ihre Residenzen bezeichnend, als abscheuliche Schwestern, Bayle gab diesem Spott weitere Verbreitung, und Jonathan Swift nahm seinen ganzen Witz und seine ganze Galle zusammen im „Märchen von der Tonne“ (1704), einem Meisterstück gehässigster Parodie, das Tabula rasa macht, ohne dann auf dem Trümmerfeld einen neuen Tempel zu gründen. Alle Ringe sind falsch! Alle Dogmen und frommen Bräuche nur eines höhnischen Gelächters wert, wenn dieses auch den Katholizismus mehr als den Calvinismus und diesen mehr als das Luthertum trifft. Ein Vater vermacht seinen Drillingen, deren Reihenfolge beim Eintritt in diese Welt selbst der Wehmutter unbekannt ist, testamentarisch je ein Kleid, das ordentlich gehalten immer ganz und neu bleibt und mit dem Träger wächst. Nach sieben Jahren aber wandelt Übermut, Gier und Weltlust die Brüder an. Sie wollen Achselbänder nach der Mode tragen und entlocken durch Buchstabenklauberei dies Wort dem Testament. Sie wollen Spitzen tragen und berufen sich auf ein mündliches Testament, d. h. die Tradition. Sie wollen feuerroten Atlas tragen, und Peter findet ein diesem Gelüst holdes (apokryphes) Kodizill. Sie wollen Silberfranzen tragen, und Peter, stets der durchtriebenste, beseitigt das ausdrückliche Verbot eines solchen Schmucks durch die Interpretation, im Testament bedeute „Franzen“ soviel wie „Besenstiel“, „Silber“ jedoch sei allegorisch zu nehmen. Oder man steckt die Nase gar nicht mehr in das leidige Testament, das endlich in eine feste Truhe gesperrt wird. Immer höher steigen Peters Ansprüche. Die Brüder müssen ihn Mylord titulieren. Er führt den dreifachen Hut und den Fußkuß ein und verjagt mit seiner Gattin auch die Frauen der Brüder. Diesen verriegelt er die Tür zum Weinkeller und präsentiert ihnen grinsend ein Abendmahlsbrötchen als Rebhuhn mit Burgunder, während er Freibriefe für Spitzbuben austeilt, bis

die Übertölpelten eines Tages das Testament ans Licht ziehen, im Keller Labsal suchen und ihre Weiber heimrufen. Durch eine regelrechte Dragonade Peters hinausgejagt, studieren sie emsig das Testament und beschließen demgemäß die Rückkehr zu den alten, in ihrer Einfachheit so herrlichen Kleidersatzungen, wollen sich aber fortan durch die Namen Martin und Hans unterscheiden. Bänder, Tressen, Franzen müssen nun wieder verschwinden: Martin trennt sie behutsam ab, ohne ins Tuch zu reißen; Hans fährt mit blindem Zerstörungseifer drein und hat kein Ohr für Martins Bitte, nicht zu weit zu gehn und immer noch ein wenig Verträglichkeit für Peter zu behalten, der denn doch ihr Bruder sei. Der arglistige Hans sucht im Gegenteil Martin mit sich fortzuzerren; als dies mißlingt, schwört er ihm unversöhnlichen Haß. Damit nun der bornierte Martin nicht länger zu gut fahre, muß ihn ein hitziges Fieber packen, so daß er in einem tollen Aufzug, kaum von Monsieur Peter unterscheidbar, herumläuft . . . Bis das bitterböse Märchen sein letztes Gift gegen Englands Presbyterianer verspritzt, leistet es das Äußerste durch erfinderische Karikatur aller christlichen Kirchenentwicklung und hämische Charakteristik, aber der unselige Dechant, der diese Tonne dem alle Religion verschlingenden Leviathan zuwerfen wollte, mit seinem beizenden Verstand und seinem öden Herzen macht uns grauen. Swifts Nihilismus, den keine Schalkheit mildert, will das Testament nicht schützen und zum reinen Ursprung zurückführen, wenn er das Deuteln und die Mummenschanz striegelt: „Er will," so sagen Voltaires erweiterte Englische Briefe, „den Vater in Ehren halten, während er den drei Kindern hundert Peitschenhiebe aufzählt; peinliche Leute haben die Ruten für lang genug erachtet, um bis zum Vater zu reichen." Auch Männer von geringem Talent wagten sich auf diese Bahn, und in der Vossischen Zeitung vom 16. April 1751 hat Lessing einen anonymen Cosmopolite angezeigt, der, den römischen Quacksalber und dessen neue Konkurrenten Martin und Johann durchhechelnd, die Schule Rabelais', Fontenelles, Swifts verrät. Viel behutsamer fuhr der sächsische Nachahmer, wenn Gellerts Fabel aus der Tonnenmär ein harmloses Satirchen auf die Modephilosophie machte.

Reimarus zitiert Swifts Tale in einem Wolfenbüttler Fragment. Aus der weltbekannten Quelle schöpfte Lessing, als er mit

dem stolzen Anfang „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes“ die Parabel von sieben Brüdern entwarf („Über den Arianismus“): Peter, der älteste, hat das Lieblingswörtchen „Ich“, Martin „Oder vielmehr“, Johann „Das will sagen“, der jüngste jedoch, Thomas, ein mutwilliger Schalk, behauptet in seinem Winkel, die Brüder seien mausetot. Philalethes der mittlere faßt Lessings Nathangesinnung zusammen: „Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem äußersten Zorne, und immer bringt uns die Liebe wieder zusammen.“ Wo war die Friedenstifterin Liebe bei Swift? Wo neben seinem Testamente das Testament Johannis?

Als Voltaire mit andrer englischer Kontrebande das Märchen von der Tonne heimbrachte, wies er auf den litterarischen Ursprung hin: „Dies berüchtigte Märchen ist eine Nachahmung des alten von den drei nicht unterscheidbaren Ringen, die ein Vater seinen drei Kindern hinterließ.“ Es handelt sich um die im Decameron gipfelnden Versionen Italiens. Wer war beschlagener im maître Boccace als der Franzose des achtzehnten Jahrhunderts, und wie hätte dies Zeitalter, dessen witzige Köpfe die positive Religion für infam erklärten, um ihren Deismus auf den einfachsten „Fetisch“ einzuschränken, an der unsterblichen Ringparabel vorbeieilen können? Doch sind, bis Lessing das alte Kleinod in neuer Fassung erglänzen ließ, nur dürftige Spuren in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. 1721 erschien die Novelle des Decameron von einem unbekannten Schöngeist in wäßrige französische Reime gesetzt; der Druck stammt aus Swifts Heimat Dublin. 1750 folgten W. A. Paullis „Versuche in verschiedenen Arten der Dichtkunst“ dem Boccaccio. 1760 siedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Indien an, wo der furchtbare Kaiser Oramgzeb (gest. 1707) jenes alte Religionsgespräch mit einem weisen Juden geführt haben soll. Da in dieser Fassung kein Liebling auftritt, zwei neue Diamanten zur Vermeidung von Erbstreitigkeiten geschnitten werden, jeder Sohn den echten Stein zu besitzen meint und kein richterlicher Schiedsspruch erfolgt, ist der Parabel ihre ursprüngliche Tendenz zurückgegeben. „Wird Gott von den Menschen fordern, daß sie enthüllen, was er ihnen so sorgsam verborgen hat? — Ich denke wie du, sagte Oramgzeb;

wenn man nur den wahren Gott anbetet, gleichviel, auf den Kultus kommt wenig an."

Endlich hat der deutsche Rationalismus dem bissigen Hader der christlichen Bekenntnisse ein Toleranzlied zugesungen, das immer einen Ehrenplatz im Archiv des achtzehnten Jahrhunderts behaupten wird und als kräftiges niederdeutsches Echo der Nathanparabel antwortet. Nirgends erregte Lessings Evangelium helleres Entzücken als in dem durch Homers Namen geweihten Schulhause zu Otterndorf, wo das Buch im Mai 1779 als Geschenk Boies bei J. H. Voß eintraf. Kaum überwand der Wackere den Drang, sein volles Herz brieflich zu ergießen. „Nathan" aber blieb ihm hier, in Eutin und fortan eine Hausbibel, die der Todfeind aller Knechtschaft Jahr für Jahr seiner Erneſtine vorlas. An Lessing dachte Voß in seinen spätern trutzigen Fehden gegen die Unfreien, wo er für die Toleranz mit dem ungeschlachten Grimm des alten mecklenburgischen Hörigen dreinschlug und die religiöse Brüderschaft in den fürchterlichsten Versen der Aufklärung pries:

Der Celt' und Griech' und Hottentott verehren kindlich Einen Gott.

Zu Lessings Bild sah er empor, als er selbst in seiner ländlichen Idylle dreuenden Pfäfflingen wehrte, doch den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau der Gemeinschaft sich freuen ließ

mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!

So eignet er in derselben „Luise" dem trefflichen Jüngling Walter ein älteres Toleranzmärlein zu, wie aus Himmelstor, ihres allein seligmachenden Glaubens versichert, der Reihe nach klopfen ein katholischer Christ aus Mainz, ein reformierter Christ aus der Lavaterstadt Zürich, ein Lutherischer Christ aus der Goezestadt Hamburg, wie Petrus jedoch Einen nach dem Andern abseits auf die Bank weist. Als sie nun so dasitzen im Angesicht der ewigen Seligkeit und von Sphärenmusik umrauscht, intonieren sie friedsam: „Wir glauben all an einen Gott", daß die Himmelspforte sich weit

vor den törichten Kindern auftut. Aus dem Munde des Pfarrers wettert dann Voß nach seiner Art den Schlußsegen dazu:

Liebet euch, redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
Aber die höllische Pest Unduldsamkeit scheucht in den Abgrund! —

Zuguterletzt sollte, nachdem Deutschland sich schon manches Jahrzehnt an Lessings Predigt erbaut hatte, die Parabel auf den spanischen Urboden und zur einfachen Anlage, daß nur Christ und Jud einander gegenüberstehn, zurückkehren: Heinrich Heine besorgte ein witzsprühendes Satyrspiel zum „Nathan". Seine Ringparabel steht im „Romanzero" als freche „Disputation", deren Ergebnis Donna Blanca in die bittern Worte faßt:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht — Doch es will mir schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch, Daß sie alle beide stinken.

Wir eilen aus der Neuzeit ins Mittelalter zurück. Wie im Kinderspiel der Ring unversehens aus einer Hand in die andre schlüpft, so ging die Ringparabel von Volk zu Volk. Mündlich wird sie aus der Provence in das litterarisch so eng verbundene Italien gewandert sein, und eine zweifelsüchtige Fassung drang stufenweis in Toscana vor, bis der dritte Novellist, Meister Boccaccio, ihr die Form gab, die vierhundert Jahre später Lessing seinem Gedicht zugrunde legte. Der Eifer der Kreuzzüge hat jenes altfranzösische Reimwerk mit üblen Widersprüchen und Anhängseln belastet; unter dem lang nachwirkenden Einfluß der Kreuzzüge wird in Italien der spanische König erst zum namenlosen, dann zum benannten orientalischen Sultan. Die Quelle, der zunächst das Novellino (Cento novelle antiche) in seiner 72. Nummer folgt, ist der arragonischen Geschichte darin nah verwandt, daß wenigstens der Ausgang nur von den zwei Religionen des fragenden Herrschers und des antwortenden Juden genommen wird und der bedrängte Hebräer vor derselben bösen Alternative steht, daß ferner noch nichts von Tod und Erbteilung vorkommt; aber die eigentliche Parabel des Novellino führt wie die Gesta auch einen dritten Sohn ein. Man begründet die Schlinge mit einer Geldverlegenheit des Sultans: der Rat, den Juden ins Verhör zu nehmen, zielt auf dessen

überschwenglichen Reichtum. Die Schwierigkeit wird in dieser schlank erzählten Anekdote sofort scharf hingestellt; der Sultan schickt nach dem Juden und fragt, welcher Glaube der beste sei, „denkend, wenn er sagt: der jüdische, so werd' ich sagen, daß er gegen den meinigen sündigt, und wenn er sagt: der sarazenische: so werd' ich sagen: warum bleibst du doch beim jüdischen?" Unverzüglich erzählt hier der Jude die Geschichte vom Vater, den seine drei Söhne jeder für sich um den Ring mit dem allerkostbarsten Stein bitten und der nun beim Goldschmied Doubletten bestellt, so daß nur er allein den „feinen" herauskennt. Einzeln läßt er die Söhne kommen, „gibt jedem insgeheim seinen Ring", jeder wiegt sich im Besitz des echten, aber die Wahrheit ruht beim Vater. So begründet der Jude kurz und ohne besondre Schlußanwendung auf die verschiedenen Religionen sein Nichtwissen, und der Sultan behelligt ihn nicht weiter.

Ob Dantes Freund Busone da Gubbio 1311 unmittelbar und allein an diese kleine Geschichte vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Novelle im Avventuroso Siciliano geknüpft hat, ist zweifelhafter als Boccaccios offenkundiger Anschluß an Busone, doch lassen sich die Abweichungen, bis etwa eine neue Quelle gefunden wird, ganz wohl aus einem künstlerischen Bedürfnis der Motivierung und Charakteristik erklären. Wer war jener Sultan? Gewiß der kluge Saladin, der morgenländische Herrscher von sprichwörtlicher Berühmtheit, dessen religiöse Kritik auch sonst in unserm Roman hervortritt. Wozu bedurft' er des jüdischen Mammons? Weil in der Kriegskasse dieses freigebigsten Verschwenders Mittel zu neuen Feldzügen wider die Franken fehlten. Aber wie darf derselbe Saladin, der selbst in Dantes Hölle als il buon einen Ehrenplatz unter den tugendhaften Heiden einnimmt, dem Juden eine solche Falle stellen? Weil die vaterlandslosen Wucherjuden überall verhaßt sind. Ja, das Verlangen nach schärferen Umrissen führt Busone dazu — da denn Ein Ring doch der echte sein und der Vater denn doch wissen muß, was und wem er gibt — seinen Absalom verstohlen auf das Recht des Erstgeborenen und Lieblings gegenüber den unberechtigten Ansprüchen der Brüder deuten und so den behutsamen Advokaten des Judentums machen zu lassen.

Anders Boccaccio in der dritten Novelle des ersten Tages. Auch die vorausgehende Nummer ist dem Busone nachgeahmt, so

jedoch, daß was dieser von Saladin berichtet in freier Umgestaltung der Begebenheiten einem edlen Juden zugeschrieben wird, um Zusammenhang und rechten Fortschritt zu gewinnen. Es gilt einer höchst eigentümlichen Bekehrung. Ein Pariser Kaufmann bedauert, daß sein steinreicher Busenfreund Abraham trotz einem makellosen Wandel der Himmelsfreuden verlustig gehn soll, weil ihm der rechte Glaube fehlt. Die Vorstellung, wie die Heiligkeit des Christenglaubens aus seinem herrlichen Wachstum und Gedeihen hervorleuchte, während der jüdische verfalle, macht allmählich Eindruck auf Abraham, doch will er zuvor die Residenz prüfen, wo der Statthalter Gottes thront. Nichts ist Herrn Jeannot unwillkommener, da er den abschreckenden Anblick pfäffischer Ruchlosigkeit fürchtet; und wirklich bringt Abraham als ein tugendhafter und gesetzter Mann den größten Ekel aus Rom heim, doch eben darum beugt er sich der Taufe, denn eine Kirche, die, an Haupt und Gliedern so verderbt, doch täglich höher wachse und heller strahle, müsse von Gott vor den andern begünstigt sein. Auf diese gewiß nicht antisemitische Religionssatire läßt Boccaccio die Ringparabel als jüdisches Predigtmärlein folgen, zum Exempel, daß den Weisen seine Klugheit aus großer Gefahr rette. Leider hat er versäumt, judenfeindliche Motive von Busone her mit seiner eignen freieren Tendenz in Einklang zu bringen. Boccaccios bessere Motivierung für Saladin wird übel für seinen Juden, der eigentlich ein Bruder jenes Abraham sein sollte, nun aber Filz und Weiser zugleich ist, als Wucherer kommt und als Saladins freigebiger Freund abgeht.

Von außen und innen kunstreich ausgestattet, ist im Decameron Busones Vorlage zu mehr als doppeltem Umfang angewachsen und so mehreren deutschen Sammelbüchern des sechzehnten Jahrhunderts geläufig, bis ein elendes Meisterlied mit der alten widerspruchsvollen Auszeichnung des jüngsten Lieblings das Gespräch auf Kaiser Max II. und einen Prager Juden überträgt, während Hans Sachs 1545 schlecht und recht den Boccaccio reimt. Der tapfre Saladin, durch Krieg und Aufwand verarmt, sinnt auf Mittel, den erschöpften Schatz zu füllen, und erinnert sich eines alexandrinischen Wucherers Melchisedek, der so geizig ist, daß er nie aus freien Stücken, sondern nur durch List gezwungen sein Geld beisteuern würde. Auf die freundlich gestellte Frage nach den drei „Gesetzen" stutzt der weise

Melchiſedek, bedenkt die Schwierigkeit und kündigt dann in plötzlicher Erleuchtung ein Geſchichtchen an. Aus der einen Schenkung iſt in dieſer Parabel bedeutſam ein langer Erbgang von Geſchlecht zu Geſchlecht geworden, wie die Juden bis zum Chriſtentum hin durch viele Jahrhunderte das einzig auserwählte Volk Gottes waren. Endlich kommt der Ring, deſſen Beſitzer die Erbſchaft genießt und als Vornehmſter geehrt wird, in die Hand eines Mannes mit drei Söhnen, die ſämtlich ſchön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorſam ſind, daher auch gleich zärtlich von ihm geliebt werden. Hier erſcheint kein Günſtling mehr, kein frommer väterlicher Betrug will den Einen chriſtlich-jüdiſch bevorzugen. Alle drei bitten einzeln ihren liebreichen Vater um den Erbring, und jeder nimmt die Zuſage des guten Alten mit fort. Heimlich läßt dieſer zwei gleiche Ringe von einem geſchickten Meiſter anfertigen; er ſelbſt kann den rechten „kaum“ unterſcheiden. Als er ſein Ende nahen fühlt, gibt er insgeheim jedem Sohn einen von den Ringen. Jeder erhebt Anſpruch auf die Erbſchaft, bei der Gleichheit der Ringe jedoch iſt die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe ſei, unentſcheidbar, und ſie bleibt es noch heute. „So ſag' ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Geſetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat und über die ihr mich befragt. Jedes der Völker glaubt, ſein Erbe, ſein wahres Geſetz und ſeine Gebote zu haben, damit es ſie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber iſt, wie über die Ringe, die Frage noch unentſchieden.“

Allerdings, ſagt Leſſing im entworfenen Vorwort, ſei die dritte Novelle des Decameron, „dieſer ſo reichen Quelle theatraliſcher Produkte“, der Keim, aus dem ſein „Nathan“ ſich entwickelt habe. Mehrfach gibt er Freunden einen Vorſchmack ſeiner Dichtung, indem er dieſen und jenen auffordert, den italieniſchen Gewährsmann zu betrachten, oder im September auf einem Spaziergang Herrn v. Döring die Novelle als „Hauptplan“ erzählt und zufrieden beifügt, er habe noch kein Stück mit ſolchem Vergnügen gearbeitet, es werde hoffentlich am beſten gelingen. Wo er der Entſtehung dieſes „Nathan“ erwähnt, erſcheint die Parabel als Kern und Stern, und das Stück iſt von der Mitte her gebaut worden. Sein Turm ragte glänzend in die Lüfte wie ein Campanile, zu dem dann in ſtilgerechtem Maß und organiſcher Verbindung das Domgewölbe

gefügt ward. Die Parabel hat ihn, von dem Tag an, wo des Florentiners Novelle seinen jugendlichen Sinn durchblitzte, am längsten und stärksten beschäftigt und ist ihm endlich, wie er selbst gesteht, „am sauersten geworden". „Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen ist von jeher die meinige gewesen," so dachte Lessing offen zu bekennen; sein eigener Weg legt uns die Frage nah, ob auch hier einmal ein skeptischer Gedankenschluß: „Was ist Wahrheit?" der letzten Krönung durch die freundliche Lehre, daß jeder gute Mensch den echten Ring besitze, vorausgegangen sei?

Eine handlungsarme Tendenznovelle war also der gegebene Kern, um den sich alles Übrige kristallisieren sollte, wenn auch ein Nathan-Stück ohne diese Parabel denkbar wäre. Boccaccio lieferte dem Drama zwei Hauptpersonen, Sultan Saladin und den Juden Melchisedek. Mit Saladin war die Zeit, der Schauplatz und eine gewisse Richtschnur für weitere Motivierung und Erfindung gegeben. Der Jude mußte dem Verfasser einer dramatischen Rettung „Die Juden", dem Freunde Mendelssohns sofort hochwillkommen sein, und keine freie Wahl aus Reflexionen über die stolzeste zugleich und verachtetste Religion hat bei Lessing einen Juden zum Gefäß der Weisheit und Selbstverleugnung und zum Führer der Handlung gemacht, sondern die litterarische Überlieferung, die ein wohlbestelltes fruchtbares Erdreich traf. Sie gab einem findigen Dramatiker alsbald etwa fünf Szenen an die Hand. Zuerst ein Vorspiel, worin die Geldnot des kriegerischen und allzu freigebigen Fürsten dargelegt und der Plan zur Überlistung des Juden gefaßt wird; oder vielmehr ein Anschlag der Prüfung, denn es lag für den treuen Liebhaber Saladins zu nah, ihn von der Intrige zu entlasten, also (wie ja schon die Lessing unbekannte Tradition es gelegentlich einfädelt) einen Ratgeber oder eine Beraterin vorzuführen und mehr den weisen als den reichen Juden aufs Korn zu nehmen. Selbstverständlich heischten auch die Widersprüche im Melchisedek Boccaccios Ausgleichung: nur zum Schein mochte noch von seinem Geiz gesprochen werden, und wenn die Weisheitsprobe diesen falschen Schein verflüchtigt, hat der weise Jude nichts zu fürchten, denn die Falle war nur dem filzigen gestellt. Dann ein einleitendes Gespräch zwischen Jud und Sultan: „Tritt näher, Jude . . . nur

ohne Furcht!" — „Die bleibe deinem Feinde." Boccaccio spricht von freundlichem Empfang und läßt den Sultan sagen: Ich habe schon von Vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen Einsicht; — Lessing: „Du nennst dich Nathan?" „Ja." „Den weisen Nathan?" „Nein", und zwanglos ließ sich ein kleiner Dialog über den Beinamen anknüpfen. Ganz unvermittelt wird die Frage nach den Gesetzen oder Religionen gestellt, nicht so jählings folgt die Antwort. Boccaccio berichtet, daß der Jude, der in der Tat den Titel eines Weisen verdiente, die Schlinge wahrnahm, hin und her sann und mit einem plötzlichen Einfall anhob: „So will ich euch eine kleine Geschichte erzählen." Der epische Bericht über derlei innere Gedankengänge wird für den Dramatiker die Aufforderung zum Monolog, der die kritische Lage wägt und eine Lösung sucht. In der meisterlichen Szene 3, 6, wo ohne theatralisch fließende Deklamation, sondern mit Pausen der Verlegenheit und Grübelei sich Sätzchen an Sätzchen reiht, bietet jüdische Dialektik ihren ganzen Witz auf bis zur plötzlichen, zugleich den Hörer spannenden Erleuchtung: „Das war's, das kann mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab." Nach diesem echten, ganz unklassizistischen Monolog der Krisis und der werdenden Gedanken beginnt Nathan: „Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu erzählen?", und der Sultan wäre kein märchenfroher Orientale, wenn er die Frage nicht bereitwillig bejahte. Nathan tritt nun anders auf, als da er sich zuerst vor dem Gewaltigen beugte; seine Worte: „Möchte doch die ganze Welt uns hören!", mit denen er so sicher einem beruhigenden Wink Saladins begegnet, deuten gleich im Eingang an, das Geschichtchen solle sich zur Botschaft an die Menschheit erheben, das Märchen nicht bloß den Frager „abspeisen", vielmehr im weitern Aufstieg ein positives Evangelium bringen. In dieser vierten Szene folgt Lessing scheinbar eine lange Strecke Schritt für Schritt dem Boccaccio, als beredter und selbstdenkender Nachdichter einer sparsamen Vorlage. „Vor grauen Jahren", setzt er ein wie die Novelle mit ihrem „Vor Zeiten", und Nathans Erklärung: „Ich bin zu Ende . . . fast so unerweislich als uns itzt der rechte Glaube" beschließt klar disponierend den abhängigeren ersten Teil, in dem doch so manche kleine Feinheit, wie die östliche Heimat und das reiche, den Anti-

quarischen Briefen wohlbekannte, Farbenspiel des Opals, dem Bearbeiter gehört. Ein tiefer Zug aber ist neu: der Ring von „lieber Hand" (so wird denn uranfängliche Gottesgabe vor den Gebilden der Menschheit angedeutet) gibt nicht äußeres Vermächtnis und Vornehmheit wie im Decameron, sondern gemäß jener im Wust versteckten Variante der Gesta Romanorum hat er die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer — und diese seelische Bedingung ist Lessings schönstes Eigentum, zugleich die Brücke zum zweiten Teil seiner Parabel — wer in dieser Zuversicht ihn trägt. Deshalb gibt es bei Lessing von vornherein kein Privileg, das erst im späten Kreis dreier Söhne strittig würde. Den Ausdruck „Zuversicht" aber soll man nicht pressen.

„Ich glaube", so äußert Lessing im November 1778, „eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben", nämlich zur eben von ihm genannten Novelle des Boccaccio; wir werden unter der sehr interessanten Episode lieber die Umbildung der Parabel als die eigentliche Handlung des Stückes oder einen Teil davon verstehn. Weist Boccaccio flüchtig auf die Gebote Gottes, die das Volk erbt, also auf geerbte Pflichten hin, so verlegt Lessing das ganze Schwergewicht vom Ererben aufs Erwerben. Es handelt sich also, da die Liebeswirkung an eine Bedingung geknüpft wird, keineswegs nur um die Ernte, sondern mit allem Nachdruck auch um die sittliche Saat der Liebe als der Gottgefälligkeit und des glaubenslosen Religionssegens. Der hoheitsvolle zweite oder dritte Satz predigt der Menschheit, daß der Ring am Finger nichts sei ohne die vorurteilsfreie, werktätige Herzensliebe. „Praktisches Christentum" hatte schon im Frühjahr 1751 der junge Rezensent gefordert: „Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht." Auf die sogenannte natürliche Religion und das natürliche Gesetz war Mendelssohn 1770 vor dem Bekehrer Lavater und den sogenannten zufälligen Religionsmeinungen zurückgegangen. Ja er hatte recht Nathanisch behauptet, ein gegenwärtiger Konfuzius oder Solon würde ihm lieb und wert sein ohne jedes Proselytengelüst, „und über die Lehren wollten wir uns bald verstehn". Daß man in solchen, dem „Nathan" eigensten Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts einer argen rationalistischen oder naturalistischen Unter-

schätzung der Religionslehren begegnet, ist den Kritikern bis zu den scharfen Erörterungen Kettners hin ebenso einzuräumen, wie die in der Parabel, im Gespräch mit dem Klosterbruder waltende Verwischung der Religionsgeschichte. Das Christengut der Gotteskindschaft und Menschenliebe gegenüber den jüdischen und muhammedanischen Religionen des Gesetzes betont in einem geistreichen Aufsatz, den Marheineke 1818 wieder ans Licht zog, der Heidelberger Daub, um die konstruierte Vernunftreligion des achtzehnten Jahrhunderts abzuweisen. Lessings ethischer Freiheitsdrang ist hier befangen, doch man übersehe nicht, daß in seiner zur Nathanzeit schon ausgerüsteten und halbgedruckten „Erziehung des Menschengeschlechts" dem jüdischen Sittengesetz das erhöhte christliche folgt, um das freie dritte, das humane Nathan-Evangelium anzukündigen. Die Parabel, die eigene Forderungen stellt, ist nur ein eingekleideter Teil der Lessingischen Religionsphilosophie, ihr sittliches Gebot aber enthält alles.

Darin nun bewährt Lessing auch in dieser lehrhaften Szene seine Kraft der werdenden Gedanken und sein dramatisches Vermögen, daß er dem Nathan nicht zu einer langen Predigt das Wort gibt, die sich anhörte wie ein rhetorisches Prunkstück, als hätte der Jude gleich den fertigen Text im Kaftan mitgebracht. Nein, er legt ungezwungen die weitere Entwicklung von vornherein an, wahrt aber der dialogisch unterbrochnen Rede durchaus den Charakter eines freien Fortschritts, wo das Gespräch Gedanken weckt und die bewegtere Teilnahme des Zuhörers den Sprecher weit über das anfänglich gesteckte Ziel hinaus führt. Nathan hatte scheinbar seine Rede beendet. Der rechte Ring des Märchens war nicht erweislich, war „fast so unerweislich als uns itzt — der rechte Glaube". Und diese Antwort soll

> Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
> Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
> Der Vater in der Absicht machen ließ,
> Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Nun müßte nach alter Überlieferung der Sultan Beifall klatschen und den Juden freundlich entlassen. Lessings Saladin spinnt aber den Faden weiter, indem er allerdings die Unterscheidbarkeit der in

Frage stehenden drei Religionen bis auf Kleidung, Speis und Trank behauptet; ein Einwurf, den Nathan sogleich durch Verlegung der Unterschiede in die Motive des Glaubens, durch rasche Rekapitulation des Fragmentenstreites über die Unzulänglichkeit bloßer historischer Gründe, doch auch durch eine, Lessings persönlichem Standpunkt von jeher widerstrebende, Rechtfertigung der Fortpflanzung angestammter Religion auf Treu und Glauben pariert. „Wer kann ihnen verdenken," so hatte des Ungenannten Fragment über die Unmöglichkeit allgemeiner Offenbarung von den Kindern gesagt, „daß sie bei dem Vertrauen, bei dem Gehorsam, so sie ihren Eltern schuldig sind, auch derselben ihre Religion für wahr und für die beste halten?" Auch daß der Türke wie der Christ stark und eifrig an seiner „väterlichen Religion" als der einzig wahren festhalte, stand bei Reimarus zu lesen; es war für Lessing sicherlich eine Genugtuung, den Theologen dergestalt im Gedicht einen Wiederholungskurs über die Fragmente darzubieten und seine „Episode" zum Boccaccio vorzutragen. Noch stehn wir ganz wesentlich auf dem alten Fleck: die echte Religion ist mit historischen Gründen unerweisbar, der Sultan muß sich zufrieden geben. Nur hat Lessings Saladin längst Geld und Schlinge vergessen, und Lessings Jude will diesen hingegebenen Zuhörer nicht mit einem Fragezeichen verabschieden.

Darum nimmt er die Schlußwendung: „Man untersucht, man zankt, man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht erweislich" von neuem auf: „Laß auf unsre Ring' uns wieder kommen." Jeder beteuert wahrheitsgemäß, den Ring von Vatershand mit dem alten Versprechen, er solle des Ringes Vorrecht einmal genießen, empfangen zu haben, jeder will eher die Brüder für falsche Spieler und Verräter halten als den Argwohn einer väterlichen Falschheit dulden, und der Richter, nach dessen Spruch Saladin begierig fragt, wiederholt seinerseits die Wendung des Schebet Jehuda:

> Wenn ihr mir nun den Vater
> Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
> Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätsel
> Zu lösen da bin?

Wiederum hält Lessings Parabel da, wo auch Boccaccio das Endziel gefunden und so skeptisch Ade gesagt hatte. Der Vater konnte

den Musterring „nicht“ unterscheiden, als der Künstler ihm die Ringe brachte — wie soll der Richter den echten herauskennen?

Nur ein unseliger Scharfsinn, der den Reiz aller paraboliſchen Dichtung blindlings verkennt und die abgeriſſene Hülle wie ein Amtsprotokoll unter die Lupe ſeiner phantaſieloſen Kritik legt, ein nörgelnder Witz, der an dem Gleichnis vom verlornen Sohn oder der Fabel vom Schatz im Acker ähnliche Triumphe feiern könnte, drängt ſich hier überlegen lächelnd vor die Schranken und judiziert: wenn auch die „liebe Hand“ und die menſchliche Väterreihe voneinander geſchieden ſind, ſo bleibt das doch in der Schwebe, und es iſt ungereimt, allein die jüdiſche Religion von oben, Chriſtentum und Islam jedoch aus menſchlicher Übereinkunft abzuleiten, dann aber alle drei in das gleiche Verhältnis zum Vater zu ſetzen. Oder dreiſter: der Vater iſt Gott, Gott unterliegt im Einzelgeſpräch mit ſeinen Kindern keiner frommen Schwachheit, Gott treibt kein Verſteckſpiel, Gott wird von keinem Goldſchmied getäuſcht, Gott ſtirbt nicht, Gottes Söhne können nicht betrogene Betrüger ſein, von den drei Ringen iſt und bleibt doch einer der echte . . . „Die Ringe! — Spiele nicht mit mir!“, kann gleich Saladin jedermann dieſer Afterkritik zurufen, der dem Richter Leſſings einmal weiter gefolgt iſt:

Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können!

Das große Leſſingiſche Motiv des erſten Teils tritt ſo in den Vordergrund, und nach keinem Ring mehr, ſondern nach den Wirkungen von innen nach außen wird gefragt. „Wen lieben zwei von euch am meiſten?“ Sie ſchweigen.

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten?

Die Ringerben können nur dann vor Gott und Menſchen angenehm ſein, wenn ſie mit rechter Zuverſicht die Wunderkraft werbend nach außen kehren; ſie ſind „betrogene Betrüger“ (decepti deceptores, wie Auguſtin und Andre vor ihm es einſt dem Griechiſchen nach-

sprachen), wenn sie ohne das Verdienst einer die Selbstsucht überwindenden Nächstenliebe, ohne die bedungene Gemütsverfassung auf ein überliefertes Vorrecht trotzen, dessen Wohltat erworben werden muß. Es ist der Unterschied zwischen einem geerbten Pergament und dem Adel der Seele. Streckt nur die beringte Hand sich aus, nicht die Kraft der selbstlosen Gottes- und Menschenliebe, dann ist kein Ring echt — „der echte Ring vermutlich ging verloren". Nathan-Lessing klagt die positiven Bekenner an, daß sie den Urgrund der wahren Religion nicht mehr besitzen.

Aber auch mit dieser zweiten Wendung begnügt sich die Parabel nicht, vielmehr gibt, nachdem Saladin durch den Ruf: „Herrlich! herrlich!" die Gliederung markiert hat, drittens der bescheidene Richter statt eines unmöglichen Spruchs seinen aus jener Bedingung geschöpften Rat. Er vertagt die Frage nach der Echtheit auf tausend tausend Jahre und eröffnet den Söhnen und ihren Kindes-Kindeskindern eine nicht absehbare Zeit der Tugendübung, denn er erkennt die hohe Pädagogik des Erblassers, der, wie der Vater bei La Fontaine durch eine Täuschung die schatzgrabenden Nachkommen zu unermüdlichen Arbeitern erzieht, seine Söhne mit gleicher Liebe dadurch ohne Tyrannei des Einen Rings zum edlen Wetteifer aufforderte, daß er nicht sowohl jedem den Ring zusprach, als jeden auf die Bedingung verpflichtete, welche die geheime Zaubermacht der Gottgefälligkeit und Menschenliebe aufschließt. Dreiteilig steigt die Parabel Lessings zum „neuen Evangelium", drei Stufen auch beschreitet sie wie Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts". Weit hinten erscheint der Erbgang „im Osten"; drei „Söhne" streiten vergebens um ein Privileg; die Zukunft soll die humane Tugendlehre besiegeln, die „Nathan der Weise" als goldene Frucht zu oberst in die Silberschale der alten Parabel gelegt hat: der Vater liebt alle gleich —

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

Je unermeßlicher Leſſing den Horizont der Parabel ausgedehnt hat, deſto mächtiger kann er Nathans Rede vom tüftelnden Nachſinnen zur ruhigen Erzählung, zur lebhafteren Dialektik, zur dramatiſchen Gerichtsſzene, zur weihevollen Schlußapoſtrophe ſteigen laſſen, deſto überwältigender die Wirkung auf den Hörer darſtellen, denn auch Saladin wächſt in dieſer großen Partie, von einer kühleren Neugier bis zum hellſten Enthuſiasmus. Wie anders ſtehn die Beiden ſich jetzt gegenüber, als da der Sultan von oben herab ſprach: „Tritt näher, Jude“ und ſeine launiſche Frage tat, vor deren Tragweite er nun erſchrickt, wenn Nathan, deſſen Art es nicht iſt, die Stimmung ſo höchſt geſpannt zu halten, ihn fragt, ob er als jener weiſere Richter den vertagten Spruch ſprechen wolle — „Ich Staub? Ich Nichts?“ Mit um ſo herzlicherer Wärme ruft hier Saladin, der auch bei Boccaccio nunmehr den Melchiſedek freundſchaftlich behandelt, die Bitte: „Sei mein Freund!“

Dann, und es iſt dies eine fünfte Szene nach dem Vorgang der Novelle, ſenkt ſich das Geſpräch vom hohen Wipfel zur Erde nieder, von Glauben und Liebe zu dem, ach, ſo unentbehrlichen Geld. Boccaccios Saladin bekennt offen ſeine Not, und Melchiſedek tut gern den Säckel auf; ſeiner muß Leſſings Nathan das erſte Wort vom Geld ſprechen und Saladin, der das längſt über ſolchen geiſtigen Schätzen vergeſſen hat, im Bekenntnis ſeiner Verlegenheit zugleich den Anſchlag abbitten.

Die „reiche Quelle theatraliſcher Produkte“ hat den Nathandichter zu wiederholtem Schöpfen eingeladen, denn wer im Decameron eine Geſchichte nachſchlägt, den läßt das unſterbliche Buch nicht los: er muß auch die zweite, die dritte mitnehmen. Vom erſten zum letzten Tage ſchweifend, ſtieß Leſſing wiederum auf einen weiſen Juden, der ihm ſo wohlgefiel, daß er deſſen altehrwürdigen Prophetennamen Nathan für den König- und Hoheprieſternamen Melchiſedek, den klangvollen Zweiſilbler für den ungefügen Vierſilbler eintauſchte, mit dem Wort aber auch Eigenſchaften und Taten, einen neuen Gegenſatz von Torheit und Erfahrung, Haß und Liebe, brauſender Hitze und verklärter Milde, Jugend und Alter, ja ſogar ein Stück Dekoration gewann, das Kaufmannshaus im Orient und den ſchattigen Pfad, in deſſen Frieden ein verirrtes Herz zu edlen Entſchlüſſen geneſen mag. Die Novelle 10, 3 iſt gleich ſo

vielen aus dem Samen erblüht, den der Wind vom Morgenlande herübergeweht hat. Viel später wird ein Gleiches in Saadis „Persianischem Baumgarten“ (Olearius Kap. 14) dem eifersüchtigen König von Yemen nacherzählt, wie er den jungen Hatem, seinen überlegenen Meister in der Freigebigkeit, durch einen Abgesandten aus dem Wege räumen will; der aber kommt im Innersten bezwungen zurück: „Die Last seiner Höflichkeit hat meinen Rücken nieder gebogen, und das Schwert seiner Frömmigkeit hat mich getötet.“ Nathan, ein unermeßlich reicher Greis aus edlem Stamm, bewohnt ein herrliches Landgut an der Heerstraße, wo kein Reisender von Ost nach West, von West nach Ost vorbeizieht, ohne die grenzenlose Gastlichkeit des Wirtes zu genießen. Darob ergrimmt im Nachbarlande der Jüngling Mithridanes und gibt sich dem fieberhaftesten Wetteifer hin, um Nathans Ruhm zu verdunkeln. Als ein zudringliches armes Weib einmal trotz allen Spenden den tiefgehaßten Namen über den seinigen erhebt, empört wütendes Mordgelüst sein Herz. Unterwegs trifft er den Alten, tut ihm, der sich als Diener vorstellt und bescheiden sagt, Nathan denke geringer von sich als die Menge, den blutigen Anschlag kund und wird von seinem Opfer selbst belehrt, daß er die Tat am besten in einem nahen Gehölz, wo Nathan jeden Morgen ganz allein zu lustwandeln pflege, verüben, auch wie er von dort die ungefährlichste Heimkehr gewinnen könne. Im Begriff, den einsamen Spaziergänger zu töten, will er doch einmal das Antlitz des Rivalen schauen, erkennt Gesicht und Stimme des vermeinten Dieners und stürzt ihm besiegt zu Füßen. Nathan aber spricht aus der Fülle seiner Güte: ich wollte dir mein Leben schenken, damit nicht du allein unbefriedigt von mir gingest. Ein vertrautes Gespräch entfaltet die hohe pädagogische Kunst des edlen Greises und reinigt den guten Kern des Jünglings von allen Schlacken. Nach mehrtägiger vertrautester Gemeinschaft scheidet Mithridanes als ein Gesunder, in großen, würdigen Vorsätzen befestigt. Ist das nicht ein Vorspiel für Nathan, der sich auf dem Palmenweg erhebt, indem er das Kleid seines Verächters küßt, für den jähen Tempelherrn, der das Haupt des Weisen heimlich bedroht und bald neu beschämt zu ihm aufblickt?

Ein recht äußerliches Geschichtchen (5, 5) half die Voraussetzungen modeln: bei der Plünderung Faenzas durch Friedrich II.

hat den Kriegsmann Guidotto ein zweijähriges Mägdlein „Vater“ angerufen, sterbend vertraut er die Pflegetochter seinem Freunde Giacomino; zwei Jünglinge werben um sie und werden handgemein; doch der eine, Giannole, wird als ihr Bruder erkannt, und die obligate Narbe bestätigt Agnes als Tochter des Barnabuccio. Also eine von Kriegsläuften zersprengte Familie, Rettung und Erziehung eines Kindes, Geschwisterliebe, schließlich Erkennung: Motive, die sich leicht mit ganz ähnlichen Voltaires verbanden.

Endlich tritt der mythische Saladin nochmals auf in der vorletzten, märchenhaften Novelle, wie er als Kaufmann verkleidet die Welt durchstreift und im Kreuzzug Gelegenheit findet, seinem italienischen Gastfreund alte Wohltat heimzuzahlen, nachdem er den Gefangenen an einem eigentümlichen Zug um den Mund erkannt hat. Auch das konnte frei in Beziehung zu mannigfachen historischen oder halbhistorischen Anekdoten über Saladins menschenfreundliche Gnade gegen Christen gesetzt werden und noch freier dem Tempelherrn und seinen angeerbten Gebärden zugute kommen.

Früh hatte verklärende Sage die Gestalt dieses Sultans umwoben: il buon Saladino erscheint in mittelhochdeutscher Dichtung, ein paar christliche Schmähreden ausgenommen, nicht bloß wie ein Gott der Freigebigkeit, den man kaum nennt, ohne das freundlich ehrende Beiwort der milte hinzuzufügen, sondern laut Enikels Weltbuch auch als der umsichtige Gottesfreund, der vor seinem Ende das letzte kostbare Besitztum, einen Tisch, zerteilen will, um durch dreifache Spende muhammedanisch oder jüdisch oder christlich sein Seelenheil zu wahren. Einmal doch entscheidet das dreizehnte Jahrhundert positiv wie jene Gesta: der sterbende Saladin fragt die drei weisesten Männer Jerusalems nach der wahren Religion und folgt dem Christen, der um keinen Preis die seinige vertauschen würde, während Jud und Muselman hypothetisch antworten. Der strenggläubige Diener des Propheten sollte so scharf- und freisinnig wie duldsam in Disputationen mit Juden und Christen das Wort geführt, ja sogar mit Franciscus von Assisi trauliche Berührung gehabt haben. Der morgenländische Herrscher galt nicht nur für ein Muster edelsten und gütigsten Benehmens, sondern auch für teilhaft der höchsten abendländischen Ehre: wie er den Ritterschlag empfangen, erzählt weitläufig ein französisches Gedicht.

Ein sehr idealisierter Saladin lebt und webt in der Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, so daß Lessings alter Marigny, weil er Solaheddins blutigen Aufstieg und sein orthodoxes tyrannisches Muhammedanertum betont, trotz allen sonstigen Lobsprüchen wie ein scheelsüchtiger Verkleinerer dasteht, wenn man den frommen Vorbehalt an den liberalen Tiraden Voltaires mißt. Dieser geistreichste, mächtigste Führer der Aufklärung hatte sich in eine so widerchristliche Schwärmerei für die Tugenden des Orients gestürzt und auf seiner Wage so ungleiche Gewichte gebraucht, daß der Pariser Witz ihn schon im Turban zur Moschee eilen sah. Noch immer blendete Saladin die Franzosen, wie einst Harun al Raschid die Phantasie der Franken. Haben die Crébillon und Wieland einen trägen, dummen, sinnlichen Schach Baham als Typus orientalischen Herrschertums abgemalt, so liebte die Aufklärung der Voltaire und Diderot, der Friedrich und Wieland streitbar, spielend, spottend, lehrend das westöstliche Kostüm vor allen andern, und Voltaires Geschichtsphilosophie suchte ja die „Gedruckten Lügen" auch durch eine kühne Beleuchtung der Kreuzzüge zu verpönen. Diese neuen tendenziösen Accente hatten auf Lessing den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Als Schüler Voltaires ärgert der Hamburger Dramaturg sich über die falsche Verteilung von Licht und Schatten in einer jugendlichen tragédie sainte: „Es war zwar von dem Herrn v. Cronegk ein wenig unüberlegt in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mohammedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht hat; die meisten und blutgierigsten Ismenors", fährt er im Hinblick auf Cronegks Glaubenseiferer fort, „hatte damals die wahre Religion; und einzelne Personen, die eine Moschee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten?" In demselben Sinn behauptet ein Jahrzehnt später die unterdrückte Vorrede zum „Nathan", der Nachteil geoffenbarter Religion habe

sich gerade während der Kreuzzüge einem vernünftigen Mann aufdrängen müssen, „und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden."

Unbefriedigt von Marignys Geschichte der Araber, der auch die Enzyklopädisten geringschätzig begegnen, malte Marin 1758 in der Histoire de Saladin (1761 verdeutscht) die Umrisse Voltaires aus; zwar nicht ohne leise Polemik gegen die neuerdings beliebte Verwandlung des strengen Muselmans in einen modernen Freigeist, doch mit einer höchst enthusiastischen, durch beißende Gegensätze gewürzten Charakteristik. Auch seine Liebe gehört nicht den Franken, sondern den „Ungläubigen", und er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, welche von beiden Nationen den Titel „barbarisch" verdiente. Auch er geht den „unsinnigen Fabeln" der Historiker zornig zu Leibe. Sein abgerundetes, von einer großen Figur beherrschtes, sehr lebhaftes Werk in zwei handlichen Bänden ward Lessings Hauptquelle für alles Geschichtliche; die Streitigkeiten des litterarischen Strebers mit Voltaire, besonders mit Beaumarchais tun dieser Geltung keinen Abbruch. Daneben wurden landläufige Hilfsmittel, wie die Lessing früh bekannte lexikalisch geordnete Bibliothèque orientale Herbelots und in Schultens' Latein die arabischen Darsteller Bohadin, Abulfeda Reiskischen Angedenkens, Amadoddin benutzt, deren erster, Saladins geistlicher Vertrauter, das Idealbild eines koranfesten Herrschers mit Vertuschung aller Schatten im Charakter aufgestellt hatte; vom Standpunkte des Mufti, nicht des Politikers. So urteilte Schiller, als er Bohadins Schrift seiner Sammlung historischer Memoiren einverleibte, weil er dieser Schilderung, „welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte", die Teilnahme der Deutschen versprach; wie die „Horen" 1796 Boccaccios Parabel, von Sophie Mereau übersetzt, brachten.

Das langerwiesene Recht des Dramatikers, geschichtliche Daten nach Lust und Bedürfnis zu verwerten, brauchte Lessing um so freier, als es ihm gar nicht auf ein historisches Schauspiel ankam. Bekennt er doch selbst während der Ausarbeitung: „In dem Historischen, was dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen

nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motivieren." In den Reichtum der Begebenheiten griff er hier und dort hinein, ohne zu fragen, ob die vertrauten Stätten von Tebnin und Darum, Gath und Acre der Schauplatz gerad eines solchen Sturms, eines solchen Gemetzels gewesen, wie sein Gedicht es verlangte. Aus einer Fülle konnt' er frei wählen, an ein Wort über die Tracht der Mameluken oder die „Karawanen aus Ägypten" episodische Szenen knüpfen, aus allerlei Tücken von Assassinen und Beduinen gegen Saladins Leben Kapital schlagen, den längst verstorbenen Vater Ayub, der mit dem Sohn als verschlagener Finanzmann die Lasten der Regierung teilte, auf dem Libanon ansiedeln, des Sultans weitverzweigte Familiengeschichte sehr zusammendrängen, seiner zahlreichen Kinder geschweigen, von den verschiedenen Brüdern den einen halbhistorisch, den andern ganz romantisch herausheben, der einsilbigen Anekdote, daß eine Schwester Sittah-Alscham ihre Privatmittel in den Schlund warf, der die Schätze des Freigebigsten aller Menschen verschlang, eine bedeutende Frauenfigur abgewinnen, das öfters erwähnte Versteckspiel der verlegenen Schatzmeister zu einem Hebel der Handlung machen. Hier fand er einen kleinen Wink für das fremde Kostüm, den Namen „Naserinchen" für eine Münze, das Wort „Delk" oder „Jamerlonk" für ein Kleidungsstück, oder gar eine Warnung vor den unverdaulichen Datteln, da eine Sittenlehre, Fabel, Klugrede des Orients, dort einen Beitrag zur Charakteristik und Motivierung im kleinen und großen. Der überall, von Marin ziemlich kühl, erwähnte Plan einer Ehe zwischen Saladins Bruder Al-Adil und Johanna von Sizilien, des Richard Löwenherz Schwester, muß bei ihm der frischen und fremder Größe bewunderungsvoll ergebenen Unbefangenheit des Sultans ein neues Licht leihen, der damals von England herausgekehrte Christenstolz den Gegenstand einer zweifelnden Rede Sittahs gegen den sanguinischen Bruder bilden, der doch nach Marin jene Heirat als eitles Hirngespinst behandelte.

Alles was die arabischen und französischen Lobredner von diesem Saladin oft recht vag und mit unbeglichnen Widersprüchen sagten, trug Lessing in einem feinen Gedächtnis. „Heldentum mit Menschlichkeit verbunden", lautet Marins Formel. Der zornige Tyrann,

dessen Säbel den christlichen Ränkeschmied oder in blitzschneller Arbeit die Sendlinge des Alten vom Berge niedermäht und ein schonungsloses Blutbad unter den Ordensrittern als unversöhnlichsten Feinden des Islam planmäßig vollzieht, bewirtet christliche Pilger, entzückt den Feind durch edelsten Anstand und vornehmstes Gespräch, beschenkt tapfre Gegner, begnadigt Gefangene, gibt jungen Franken auf Treu und Glauben Urlaub, einem zitternden Ritter die Freiheit und vergießt Tränen beim Anblick einer armen Mutter und ihres von ihm geretteten Kindleins, „er, über den die Natur so viel Macht besaß". An solchen Stellen wetteifert Marin mit Bohadin in begeisterten Deklamationen: „Die Geschichte, die leider nur eine lange Folge von Ungerechtigkeiten und Greueln ist, scheint die Menschheit zu trösten, wenn sie inmitten all der Verbrechen anhält, um einige Taten der Mäßigung und Gnade zu erzählen. Warum müssen wir in diesem Werk verbunden sein, solche Züge nur den Sitten eines Mannes zu entlehnen, den der Fanatismus unsrer Geschichtschreiber Barbar nennt? Selbst Barbar, wer so wenig von Tugend weiß!" Wie verschwenderisch dagegen setzt Marin die Tugend eines Herrschers in Szene, den man wahrlich le roi défenseur Salah-eddin, Salut (Réformateur) du monde et de la Religion (Loi) — „Verbesserer der Welt und des Gesetzes", sagt Lessing — heißen durfte. Sein Testament enthält die höchste Fassung aller Fürstenpflicht. Ohne Bedürfnis für seine Person schenkt und schenkt er sein Leben lang, wie nie ein andrer Mensch die gottnachbarliche Tugend der Freigebigkeit übte. Das gerechteste Walten schmückt seinen Stuhl. Christliche Unmenschlichkeit allein kann ihn zu grausamen Befehlen hinreißen. Diesem Muselman müsse jeder Kreuzfahrer die Palme lassen, und auf den Rain der Sage schweift Marin gern, um jenes fabelhaften Ritterschlags zu gedenken und das Gedicht davon mitzuteilen. Er zeigt ihn auch im vergleichenden Gespräch über Christentum und Islam begriffen, „denn wie alle Frommen liebte Saladin theologische Disputationen".

Und diesem nicht genug zu preisenden Sultan steht ein verruchter Hoheprieſter der Christenheit gegenüber, der Patriarch Heraclius von Jerusalem, ein Kirchenschänder, Lüstling, Giftmischer, Feigling und Poltron, der sich mit den gemeinsten Lastern besudelt

hat und dessen Sündenregister von Marin recht absichtlich ins Ungeheure gesteigert wird: „Palästina sah endlich den infamen Heraclius — welchen Namen soll man diesem Menschen beilegen, da das Geschrei des ganzen Morgenlandes sein Andenken zum Abscheu gemacht hat! — den Patriarchenstuhl durch das zügellosesste Gebahren schänden.“ Von allen Leuten im entarteten Völkergemisch Palästinas, „die mit so wenig Religion im Herzen den Namen beständig im Munde führten“, sei dieser Auvergnate der schlimmste gewesen: „die Verworfenheit und Trostlosigkeit am heiligen Ort!“ Dabei habe dieser Schuft, vordem ein Buhle der Königin, dann der Bettgenoß einer Wälschen, ein gewinnendes Aussehn gehabt, und Marin säumt bei Gelegenheit nicht, den schlimmen Prunk des christlichen Klerus zu schelten, der faul und gierig, aus Christi Armut reich und aus Christi Demut vermessen in das Haus des Herrn pomphaft eingehe. Auch diesen kleinen Zug wußte Lessing zu nutzen, als er den pfäffischen Gegenspieler auf die Bühne rief. Ihn konnt' er sich nicht entgehn lassen, da das Drama von Kontrasten zehrt und gerad ein Kreis verschiedener Nationen und Bekenntnisse des Dunkelmanns bedurfte. Peinliche Chronologie mag ausrechnen, daß der „Nathan“ 1192 spielt, als Saladin ein Jahr vor seinem Tode, fünf nach der Eroberung Jerusalems und dem Abzug des Heraclius eine neue Kapitulation mit Richard Löwenherz geschlossen; Lessing erwidert auf solche ziffernmäßige Skrupel: „So hat der Patriarch Heraclius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwohl nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an, und betaure nur, daß er in meinem Stücke noch bei weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte.“

Einen jugendlichen Vertreter des Abendlands mußte der Templerorden ungesucht bieten. Die Geschichte zeigte seine Ritter im heißesten Kampf, siegreich und besiegt, vor allen andern dem Muselman verhaßt, immer bereit loszuschlagen, in lockeren Gelübden lebend, auf Dolch und Gürtel zur Lösung als Gefangene beschränkt. Ein frommer Wahn umflatterte die weißen Mäntel, und Marin berichtet, daß die Vorstellung mitkämpfender Engel im Christenheer verbreitet und eidlich bezeugt war. In voller Rüstung, hoch zu Roß, lichten Kleides sollte der heilige Georg bei Jeonium für Kaiser

Friedrich gefochten haben; denſelben himmliſchen Krieger glaubten die Sarazenen bei Tiberias zu erblicken, wo der Templer Jacquelin de Maillé als einzig Überlebender wie ein Schutzgott Frankreichs Wunder der Tapferkeit tat, ſo daß man nach ſeinem Fall Gewand und Körper zerriß, um Reliquien von einem ſolchen Heiligen an ſich zu raffen. Die Kreuzfahrer, erzählt Marin, die ebenſo unwiſſend wie leichtgläubig waren, wollten oft geſehn haben, daß Engel in weißen Hüllen mit flammenden Schwertern vom Himmel herabeilten, voran der heilige Ritter Georg, und ſolche Fabeln, unentbehrlich um das grobe Hirn der Maſſe zu erſchüttern und ihr die Glut einzuhauchen, die den ſchwachen Seelen gebrach, wurden von gefangenen Chriſten den Ungläubigen mitgeteilt. Daher der himmliſche weiße Ritter in Nathans brennendem Hauſe zu Jeruſalem, wo überdies nach einer Sage, die Schultens bucht, Engel feſtlich zuſammenzukommen pflegten.

Leſſing konnte den Marin nicht leſen, ohne auf Schritt und Tritt ſeines erſten berühmten Führers im Bereich der Kreuzzüge zu gedenken, Voltaires, des Hiſtorikers und des Dramatikers; ſogar die Vorausſetzung der „Zaïre“, daß der Sultan einen jungen Franzoſen zur Beſchaffung des Löſegelds auf ſein Ehrenwort heimziehen ließ und nach der Rückkehr mit Gnaden überhäufte, fand er bei Marin unter Saladins Namen wieder. Seit der Histoire des croisades war Voltaires Liebe zu dieſem idealen Herrſcher ſo bekannt, daß das litterariſche Paris ſich 1757 ein Saladindrama aus ſeiner Feder verſprach; wohlgefällig erwähnt Grimms Korreſpondenz (15. Mai) das Gerücht: „Dieſer Sultan iſt einer der größten Männer, und ſeine Rolle wird in Voltaires Darſtellung nichts von ihrem Glanz und ihrer Größe verlieren.“ Mehr als einmal hatte der erſte Dichter Frankreichs die Poeſie über Meer geſchickt, und manche liebe kleine Sänger waren ſeiner Pfeife nach Oſten gefolgt, ohne Kraft, das verbrauchte Liebes- und Ränkeſpiel der orientaliſchen Palaſttragödie, den abgeſtorbenen Nerv der tragédie sainte mit ſtarken neuen Zügen und zeitgemäßen Gedanken aufzufriſchen.

Seit dem Frühjahr 1741 ging Le fanatisme ou Mahomet le prophète über die Bretter, auf denen noch Goethes melodiſch erhöhende Dolmetſchkunſt dieſen Fehdebrief gegen die Athalien des älteren Klaſſizismus feſtzuhalten ſtrebte. Jeglichen Fanatismus

wollte der verschlagene Tendenzpoet ins Herz treffen, als er ganz im Sinne der „Drei Betrüger" einem mächtigsten Religionsstifter das nackte Bekenntnis lieh, Vorurteile seien die Könige des Pöbels, und beim Zerkrachen einer alten Welt müsse eine neue Gründung blendender Herrschsucht gedeihen:

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Welches tiefironische Bild, wie Voltaire aus seinem Malepartus diese Satire gegen die Grausamkeit und die Irrtümer eines falschen Propheten Keinem passender zuzueignen weiß als dem Statthalter und Nachahmer eines Gottes des Friedens und der Wahrheit! wie Meister Reineke, diese Blätter gegen den Stifter einer falschen und barbarischen Religion in der Hand, dem Oberhaupt des echten Glaubens den Pantoffel küßt und Papst Benedict mit ebenbürtiger Klugheit seinem zweideutigen Verehrer zum Dank ein kleines harmloses Privatissimum über lateinische Prosodie hält! während die niedere Geistlichkeit, wie Goeze gegen „Werthers Leiden", aufschrie, so ein Stück werde Ravaillacs und Clémente bilden. Voltaires Mahomet ist ein Kraftapostel und Schwindler größten Stils, von maßlosem Ehrgeiz und unersättlicher Selbstsucht, zum Erobern und Herrschen geboren, ein magischer Bändiger der blöden Menge, nie um ein Mittel verlegen und die heiligsten zu seinem Zweck mißbrauchend, großprahlerisch, ein Virtuos bestrickender Redekunst, in jeder Faser frivol, ein dämonischer Tartufe auch nach der sinnlichen Seite. An seiner ins Heroische gewachsenen Frechheit zerschellt aller Widerstand; der eben noch wie ein entlarvter Bösewicht der anstürmenden Masse zu erliegen scheint, erhebt sich mit einem großartigen Schlag triumphierend vor ihr, und nachdem ein Schatten von Reue den gleißenden Spiegel seiner Seele gestreift hat, jener berühmte Halbvers Il est donc des remords, packt der gewaltige Heuchler die Zügel um so fester!

Je dois régir en dieu l'univers prévenu;
Mon empire est détruit, si l'homme est reconnu.

So entwarf Voltaire ein im Essai sur les mœurs für den Koran und den Propheten gründlich verbessertes Zerrbild, daß

Religion auf Trug und Gewalt gebaut sei, wußte jedoch selbst in diesem Gemälde noch ein Seitenaltärchen für die Toleranz anzubringen und den Religionsstolz aus dem Mund eines alten Mekkapriesters zurechtzuweisen: der Feind unsers Gottes kann die Tugend kennen. Auch zeugt es für Voltaires verständigen Takt, daß seinem Mahomet ein höchst würdiger Zopir gegenübersteht. Eben diesen Takt erkannte Lessing bereitwillig an, als er von den Cronegkischen Bekehrungen auf die mündlich diskretere christliche Mission in der „Alzire" hinübersah, wo Spanier und Amerikaner so geschickt verhetzt und vereinigt werden: „Niemand hat es besser verstanden, wie weit man in diesem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor durch Beispiel und Bitten, durch Großmut und Ermahnungen bestürmet und bis in das Innerste erschüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Großes sieht, mehr vermuten als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermutung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung der Zuschauer etwas hätte geschehen müssen."

In diesem Sinne wird, so paradox das zunächst klingt, Voltaires „Zaïre" keinen wärmeren Anhänger gefunden haben als ihren Nachrichter, dessen Freundin Elise ja die „Zaïre" in Jamben übertrug. Wenn er den zahmen Othello Orosman verachtete, war ihm doch der milde, duldsame, wohltätige Sultan lieb, der als Besieger der Christen den fränkischen Brausekopf durch eine Fülle von Gnaden belehrt, auch in Syrien wohne die Tugend, und sich das Lob verdient: als Christ geboren, könnt' er nicht mehr sein. Er ist Saladins würdiger Nachfahr:

Fatime, tu le sais, le puissant Saladin
Qui ravit à mon sang l'empire de Jourdain,
Qui fit comme Orosmane admirer sa clémence,
Au sein d'une chrétienne il avait pris naissance.

Neben den aufgeklärten Sultan pflanzt Voltaires Unparteilichkeit einen ästhetisch recht verfehlten orientalischen Jago: in der andern Gruppe stellt er, ohne seine Zweifelsucht dazwischen zu hauchen, einen fürstlichen Greis als glühenden Anwalt des Kreuzes dar.

Die Heldin, ein wachsweiches Geschöpf, ist in ihrem Wesen halb Französin, halb Muselmanin und konfessionslos erzogen:

La coutume, la loi, plia mes premiers ans
À la religion des heureux musulmans.
Je le vois trop; les soins qu'on prend de notre enfance
Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.
J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,
Chrétienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
L'instruction fait tout; et la main de nos pères
Grave en nos faibles cœurs ces premiers caractères.

Doch ehrt das empfindsame Mädchen den allgemeinen Bruderbund, den das wahre Christentum stiftete. Dies schwächliche Urbild der konfessionslosen Recha, wie sie als kleines Würmchen aus einer brennenden Stadt gerettet, hat eine Proselytenmacherin gleich Daja in Fatime zur Seite, die über den geliebten Sultan loszieht und Zaïrens durch ein Kreuz bezeugte christliche Geburt zum Anlaß unermüdlicher Heilspredigten nimmt.

Der Kreis derartiger Motive zum „Nathan" ward erst 1769 durch ein Tendenzdrama abgeschlossen, das sein Titel Les Guèbres ou la tolérance als Seitenstück zum „Mahomet" und die Vorrede frei als „dramatisches Gedicht" (poëme dramatique) bezeichnet. Mit dem ihm so geläufigen Aufgebot von Maskenspiel und schleierhaften Einleitungen gründete der alte Kämpfer sein Werk auf Haß und Liebe: Haß gegen das „grausige Pfaffentum", Liebe (charité universelle) für alle guten Menschen dieser Erde. Die Ghebern, schon in der „Henriade" und im Essai sur les mœurs gefeiert, will er erst nachträglich an Stelle von Christen eingeführt haben, woran natürlich kein wahres Wort ist; aber so human lädt Voltaire in der Rolle des alten Arzemon gen Osten ein, daß Lessings weltmüder Hafi gern „den heißen Sand mit seinen Ghebern treten" möchte. Schwach und unklar gebaut und voll konventioneller Deklamation, richtet das Perserstück seine Spitze gegen „die unduldsame Schar der Plutopriesterschaft" und gibt im „Großpriester des Pluto" einen wirklich höllischen Ausbund grausamster Verfolgungswut, bis der bei den römischen Hauptleuten und den frommen Parsi gleich verhaßte Pfaff ein blutiges Ende findet. Bang schauen nun seine Richter in die nächste Zukunft, als der Kaiser erscheint, alles

zum besten kehrt, in einer großen Programmrede den erhabenen Herold der Duldung macht und den Ghebern vollste Religionsfreiheit gewährt:

> Qu'ils jouissent en paix de leurs droits, de leurs biens;
> Qu'ils adorent leur dieu, mais sans blesser les miens:
> Que chacun dans sa loi cherche en paix lumière;
> Mais la loi de l'Etat est toujours la première.
> Je pense en citoyen, j'agis en empereur:
> Je hais le fanatique et le persécuteur.

Eine Tirade gemäß der Technik des Zeitalters Ludwigs XIV., im Geist des Zeitalters Friedrichs und Josephs. Und die Tränen eines Diderot flossen bei dieser Predigt, die den Königen die verhängnisreichen Folgen der Intoleranz male und die Menschen mit Achtung vor der allgemeinen Moral erfülle; die Hoheit der Grundidee trug ihn über die greisenhaften Schwächen des Stückes so leicht hinweg, daß er es als eine Botschaft an alle Völker und an alle kommenden Zeiten pries und dem Zukunftsdrama die Aufführung durch eine weise Bürgerschaft prophezeite. Es ist hübsch zu lesen, wie Friedrich 1775 en fidèle disciple du Patriarche de Ferney die Ansiedelung von tausend muhammedanischen Familien in Westpreußen halb ernst, halb scherzend ausmalt, samt Moscheen, Waschungen und Hilli-Hallagesängen, um auch über diese noch fehlende Sekte sein duldsames Szepter zu schwingen.

So hatte Voltaire besonders im letzten „dramatischen Gedicht", ohne Hoffnung auf die baldige Möglichkeit einer Darstellung, die Bühne zur Kanzel erhoben. Er hatte das Hauptgewicht auf lehrhafte Szenen gelegt und die Handlung zwar mit den üblichen Verwicklungen und theatralischen Zusammenstößen, doch immerhin sorgloser geführt. Durch alle hier genannten Religionsdramen Voltaires, wo den alten Schläuchen der Wein eines neuen Jahrhunderts eingegossen wird, geht ein Motiv hindurch: die Geschwisterliebe. Geschwister sind die Liebenden im „Mahomet", Palmire und Séide, der edle Zopir ihr Vater, den Séide trifft im Wahn, Palmirens Hand von dem ränkevollen Herrn zu empfangen, der selbst sein Netz nach dem Mädchen auswirft; ein sterbender Mitwisser enthüllt das Geheimnis. Geschwister sind der beim Sultan eines licht-

scheuen Liebesbundes verdächtigte Nerestan, der junge Ritter aus Frankreich, und Zaïre, die bekenntnislos aufgewachsene Halborientalin; aus Zerstörung und Niedermetzelung wurden sie einst gerettet, während Mutter und Brüder in den Flammen Cäsareas umkamen: ein Kreuz bestätigt, Zaïre sei Nerestans Schwester, Lusignans verlorene Tochter. Geschwister, aber wissentlich, scheinen in den Guèbres Arzemon der jüngere und Arzame; der Hitzkopf läßt sich des Mädchens wegen, das er nach Perserbrauch heiraten will, zu einem unsinnigen Schritt fortreißen wie Lessings Tempelherr; Geheimehen römischer Offiziere mit Perserinnen, Stadtbrand und Gemetzel, Tod der einen Frau, Rettung der andern samt ihrem Töchterchen und dem Söhnlein der Getöteten, Vermächtnis einer sterbenden Mutter, äußerlicher Beweis durch eine wohlverwahrte Handschrift, deren Züge man wehmütig erkennt, das und mehr wird aufgerollt, um Kindern zu ihren Vätern und um dem Vetter und der Base zu einer auch nach europäischem Begriff unanstößigen Ehe zu helfen. Man stelle neben diese Personen noch Giannole und Agnes im „Decameron", oder Wielands recht Voltairisches Ehebernpaar im „Goldenen Spiegel", oder in moderner Gewandung und ohne die dunklen Wechselfälle des Kriegs die liebenden Geschwister in Diderots „Natürlichem Sohn", wo das immer sehr heikle Motiv als Hauptthema am verfänglichsten und peinlichsten wirkt, und man muß gestehen, daß die Verwicklung im „Nathan" bei so vielen und so geläufigen Beispielen mit Händen zu greifen, daß auch ein gut Stück Vorgeschichte litterarisch zugeschnitten war. Und doch ist hier, wo die Schwester schwärmt und der Bruder liebt, alles so anders und so eigen!

Endlich gehört ein bescheidenes Plätzchen in den Vorhallen des „Nathan" auch Lessings altem Getreuen Gleim. Der hatte 1774 zwar nicht die ehemalige Kraft und Schnelle, wohl aber die unversiegliche Herzensgüte wie ein milder, segnender Großvater orientalisch verkleidet im „Halladat", der reifsten und einzig genießbaren Frucht seines allzulangen Herbstes. Hier ward nicht die weltöstliche Lebensklugheit und politische Aufklärung Wielands mit ihren albernen Schachs, ihren verruchten Derwischen und weisen Danischmenden, sondern ein sanftes Evangelium der Menschenliebe vorgetragen, in klarer Sprache und fließenden Blankversen, und voll

gemütlicher Beschaulichkeit, wie man zur Dämmerstunde vertraute Melodien abwandelt, die Losung: „Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund“ didaktisch-episch ausgeprägt. Ein pantheistischer Hauch umspielt das Ganze, wenn auch einmal das christliche Privileg vor den Millionen Brüdern, denen der wahre Gott nicht geoffenbart ist, durchschlägt. Aber diesen umschlungenen Millionen wird gepredigt: du sollst die Laster hassen, die Menschen nie, du sollst die Bösen durch Liebe zum Guten antreiben, hilfreich und freigebig sein und barmherzig gegen Waisen und Arme, du sollst gottergeben in den großen Lobgesang herzlicher Seelengemeinschaft einstimmen, durch deine Tugend die göttliche Summe des Heils mehren, nicht einsiedlerisch, sondern im Hause schaffend ein tüchtiges Leben führen — dann, sei Bettler oder König, gefällst du dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott, der dir zur Tätigkeit, nicht zur Ruhe deine Kräfte gab! Es war nicht freundschaftliche Nachsicht, wenn Lessing diesmal die Blätter des weicheren Gesinnungsgenossen andächtig in Händen hielt und regen Beifall zollte. Der Koran in Boysens lesbarer und gut eingeleiteter Übersetzung, die dem Erbprinzen von Braunschweig gewidmet ist, hatte Gleims Suren angeregt. Ihn, den doch selbst Reiske das unsinnigste Buch in der Welt und eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand schalt, kannte Lessing französisch und deutsch, und er fand sicherlich nicht alle Sprüche so „fade“ wie der Professor.

Aus einem paradoliſchen Gebot unbestochner, vorurteilsloser Menschenliebe ist ihm selbst sein letztes dramatisches Vermächtnis erwachsen. Der „moralische Satz“, zu dem Gottsched einst so täppisch eine Handlung in fünf gleichen Teilen suchen lehrte, war das Erste: von der Boccaccioschen Novelle her hat er dem Kernstück Anfang und Ende gefunden und nicht wie in „Minna“ und „Emilia“ Spiel und Gegenspiel von Lieb' und Ehre oder die tragische Wucht einer an scharf umrissene Personen geknüpften Überlieferung zum Stapellauf gehabt. Der „Nathan“ verwirklicht ein Wort des Dramaturgen: „Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann“; nur daß die „Idee“ Fabel und Charaktere zwar zu modeln, aber nicht zu schaffen vermag.

„Emilia Galotti“ war als Komposition die äußerste Leistung eines peinlich rechnenden Kunstverstandes, mit eisernen Klammern eng gebunden, jede Szene fest eingemauert, nach dem Senkblei grad aufgerichtet, kein Teilchen einer Verschiebung fähig, kein Wort entbehrlich, weil nur das Unentbehrlichste gesagt wird. Anders der „Nathan“. Ein „dramatisches Gedicht“ nennt ihn Lessing wie Voltaire seine Guèbres und weist so von vornherein die Ansprüche jener strengsten Technik ab, zu der seine eigene Dramaturgie und Kunstübung das deutsche Schauspiel gemessenen Schrittes hingeleitet. Auch mocht' er selbst das „zu Gedachte“, bisweilen mühsam Überkünstelte der „Emilia“ zwar als wirksames Probstück größtmöglicher Präzision, nicht aber als verbindliche Richtschnur ansehn und gern vom Zwang zum freien Naturrecht, vom Lakonismus zu der läßlicheren heitern Anmut zurückkehren, die ihn nach Goethes gewichtigem Lob so wohl kleidet im „Nathan“. Die knapp anschließende Tracht des Nordens mußte dem bequemen Faltenwurf orientalischer Gewandung weichen, eine quellende Lust zu lehrreichem Zwiegespräch, zu gründlicher Selbstschau und zu inhaltschwerer Bühnenpredigt ungehemmt sich ergießen, weil der ganze Vorwurf mehr auf Worte zielt als auf sichtbare Handlung. Die guten Taten wirken aber fort von Akt zu Akt. Lessings Personen sind gesprächiger geworden; nicht bloß der Sultan liebt im Orient Scheherasadens gute Geschichten gut erzählt. Einer der größten Sprechszenen unsrer Poesie ist der weite Mittel- und Hauptraum angewiesen, und niemand von den Tausenden, die jahraus jahrein mit Saladin dieser so kunstvoll wie herzlich aufsteigenden Rede Nathans lauschen, hat nach ihrer lockerern oder festeren Vernietung in einem Drama gefragt, das seinen eignen Gesetzen folgt und dessen Szenen die Parabel umschließen wie der Ring den Demant. Wiederholungen werden nicht gescheut, das abgebrochne Gespräch zwanglos aufgenommen, der Fortgang oft durch eine Meldung von außen erreicht, der Eindruck einer Unterredung gern in einem kleinen Nachwort ausgesprochen, eine schwierige Situation oder innere Krisis in Monologen erschöpft, wie den beiden des Tempelherrn. Freies Kommen und Gehn der Personen ist sehr liberal bewilligt, die individuellste Figur zweiten Rangs nur in den beiden Anfangsakten aufgerufen, der letzte durch ein paar Szenen aus Saladins Re-

gentenleben eingeleitet, die ohne weiters wegfallen können und wirklich sehr selten gespielt werden.

Erinnert das Aufrücken der Hauptgruppen in den beiden ersten Akten an Lessings altgewohnte Technik von der „Sara“ bis zur „Emilia“, so sprengt die Preisgebung der Ortseinheit auch innerhalb des einzelnen Aufzugs durch zweimaligen, ja noch öfter dreimaligen Dekorationswechsel geflissentlich die strengen Fesseln, welche die Szenen der abgemessenen Hoftragödie zu zwei Einheiten im prinzlichen Palast und im Hause Galotti und zu einer großen Masse auf Dosalo banden. Hier entfalteten sich ohne jede Pause drei Akte, während wir in der entsprechenden Partie des „Nathan“ nemmal einen andern Schauplatz vor uns sehen. Diese neue freie Architektur kennt nicht mehr bloß ein paar Haupträume; der Behelf, etwa die Palmen hart vor Nathans Haus zu pflanzen und daselbst einen neutralen Boden zu schaffen, wird mit einer entschiedenen Wendung von den Franzosen zu Shakespeare und Goethe hin verschmäht. Es ist, wie im „Laokoon“, statt der biegungslosen Gesetzesstraße der wellige, mit Ruhebänken ausgestattete Weg eines nach Lust um sich blickenden Spaziergängers. Wir treten wirklich ins Freie hinaus, und stehn im Schattengrün der Palmen, nicht mehr bloß zwischen geschlossenen Wänden. Die „Emilia“ schreitet den kürzesten Pfad, der „Nathan“ wandelt den gefälligsten; dort herrscht atemlose Hast in äußerster Anspannung, hier nimmt man sich Zeit. Dort schaltet die peinlichste Sparsamkeit, hier sind die wechselvollen Auftritte nach Stimmung und Farbe zu einem reichen Ganzen abgetönt. Der nachlässige Bau des „Nathan“ jedoch ist nur Erfindung großer und kleiner Kritiker: denn wie geschickt wird in der Exposition der Schleier über Rechas Abkunft ein wenig gelüftet, Nathan mit ihrem Retter Curd und durch Al Hafi mit Saladin, der Tempelherr aber durch den Klosterbruder mit dem Patriarchen in Verbindung gebracht, wie sicher werden die Erkennungen langsam vorbereitet, mit wie klug gemessenen Schritten allmählich die dämmerhafte Vergangenheit vorgeführt; wie zwanglos muß Nathans Besuch den raschen Saladin wieder an Curd erinnern, wie planvoll ist der Abstand der großen Nathanszenen, die Parabel grad in der Mitte — nein, die Baukunst und das Motivieren hatte Lessing nicht verlernt, und es war gewiß kein

Schade, daß er hier auf die allzu bewußte Strenge der „Emilia“ verzichtete.

Die nach und nach entrollte Vorgeschichte und die geringe Handlung im Stück zeigen nicht das scharfe Profil der „Emilia“. Romantisch märchenhafte Verwicklungen tun sich im Hintergrund bis in den Schlußakt hinein auf: ein Lieblingsbruder Saladins hat mit einer Christendame jahrelang in Deutschland gelebt und nach der Heimkehr in den sonnigeren Osten, wo ihm noch ein Töchterlein geboren und die Gattin verstorben ist, den Tod auf der Walstatt gefunden, wie der historische Sultan den Fall eines teuren Bruders beklagte; jener aber war seltsam ein Streiter gegen das eigne Haus und Volk. Er hieß Assad, der Löwe, und Leu, Leu von Filneck (aus Filleck bei Marchtaler gebildet) ist der wahre Name des Tempelritters Curd, den mütterliche Herkunft mit dem Staufergeschlecht verbindet und den sein Oheim und Pfleger den Kreuzfahrern einreihte. Dieser Oheim muß Nathan bekannt, der Vater Assad muß Nathans Retter und Freund gewesen sein. So ist dem seines Weibs und seiner Söhne beraubten Juden das Töchterchen des Sarazenenprinzen und der deutschen Edelfrau anvertraut worden. Ihre christliche Geburt muß von einer sterbenden Amme der christlichen Erzieherin in Nathans Haus ans Herz gelegt sein. Diesen von außen etwas künstlichen, innen aber durch gute, fortzeugende Liebestaten geweihten Apparat vervollständigt, jeden Zweifel urkundlich zu bereinigen, ein Brevier im Besitz des Klosterbruders, der einst Assads Reitknecht und sein Bote zu Nathan war, und wie in eine deutsche Hausbibel muß Assad in dies Brevier seine romanhaften Familienverhältnisse persisch eingetragen haben. So taucht auch ein Porträt des von Sittah nie geschauten Assad zu guter Stunde wieder im Winkel des Palastes auf, um einen plötzlichen Eindruck zu befestigen. An einem Haar hängt die ganze Handlung, und wie ungeschickt fährt oft ein deutscher Mime mit der Hand über die Brauen, weil dieser eigentümliche Gestus, den bald die „Deutsche Union“ zu ihrem freimaurerischen Geheimzeichen wählte, gleichfalls vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist. Hat das physiognomische Jahrzehnt auch Lessing zum Gesichtspäher gemacht, daß er die Erkenntnis leiblicher Ähnlichkeit zwiefach als Angelpunkt ausnutzte? Würde Saladin, der mehr der Geschichte

als seinem dichterischen Charakter gemäß keinen weißen Ritter begnadigt, nicht im rechten Augenblick so stark an den verlornen oder weggebliebenen Assad erinnert, so wär' es aus mit dem Tempelherrn, und Recha müßte verbrennen. Trüge der weise Nathan nicht Assads Mienen in einem sicheren Gedächtnis, so würde er die im Drama recht mühsam abgekühlte Recha freudig einem Ehebund mit dem Bruder zuführen. Aber wie geistreich fängt Lessing jeden Angriff der nüchternen Kritik gegen diese scheinbar äußerlichen Zufälle durch die Belehrung im Eingang auf:

Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr
Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkömmst dem Feur, in Asien!

Mit kluger Absicht stellt er sein wunderloses dramatisches Bekenntnis auf Wunder, die doch dem Segen vergangener und gegenwärtiger Wohltaten entsprießen, und Nathan weist über Rechas zerstiebende Wunderträume hinweg auf das ewige größte Wunder der Weltordnung. Es gibt keine sogenannten übernatürlichen Wunder, die Gott zu der und jener Zeit, hier und da verübt, doch der Mensch sucht sie, und darob wird ihm das göttliche Wirken im All gemein und gleichgültig.

Alle Voltairische Verwicklung, alle romanhaften Sterbefälle und Rettungen, aller Krieg und Brand bis zum unmittelbar letzten, der Rechas Leben gefährdete, liegen vor dem Stück, das in zielbewußter Vermeidung von dramatischem Stoß und Gegenstoß fast ein sanftes Idyll nach der grimmen Reimarusfehde heraufführen soll und als Friedenseiland aus den blutigen Kreuzzügen emporsteigt. Das in ein Schauspiel gekleidete Liebesevangelium sucht keinen Zusammenprall gegnerischer Mächte, den sonst ein Dramatiker begierig erstrebt, und isoliert den verfolgungssüchtigen geistlichen Ränkeschmied: es scheint genug, ihn allein ganz auszuschließen vom Bereich der herzlichen gemüts- und blutsverwandten Verträglichkeit. In diesem idealistischen Gedicht nimmt das Gegenspiel nur einen schwachen

Anlauf, ohne dem Zuschauer ein ernstes Bangen einzuflößen. Schon daß im Expositionsakt dem guten, klugen Wort eine solche Macht, der pädagogischen Führung ein so läuternder Einfluß, der Begegnung von Mensch zu Mensch eine so reine Wirkung verliehen wird, daß in Curd so sichtlich das edle Metall von leichtem Rost wohl befleckt, aber nicht zerfressen werden kann, daß weiterhin alles, trotz flüchtigen Springwellen der Leidenschaft, einen gemächlichen Gang nimmt, läßt keinen Unbefangenen eine hochdramatische Spannung und Erschütterung gewärtigen noch begehren. Lachend geht Saladin über das Verbrechen, ein Christenkind ohne Schweinefleisch aufzuziehen, hinweg. Die Gipfel dieser innerlichen Poesie ersteigen wir in einer Parabel und einer Schmerzensgeschichte.

Nach alter klassizistischer Weise treten zwei Personen, allenfalls ein untergeordneter und schweigsamerer Dritter, auf die Bühne; Monologe verkünden, wie diese Menschen mit sich selbst fertig werden oder einen neuen Weg einschlagen; nur der Schluß gewährt ein Ensemble. Der Derwisch verschwindet, erst im vierten Aufzug erscheint der Patriarch vor dem Zuschauer, wie denn Lessing in seinen Meisterdramen den Abstieg vom Mittelakt durch eine neue Figur im vorletzten fesselnder zu gestalten sucht, um jedem Erlahmen des Publikums zu steuern: Riccaut wälscht seinen lustigen Part, Orsina nimmt königlich von der Bühne Besitz.

Unser Drama wäre von Grund aus umgewandelt, wenn plötzlich ein stürmisches Gegenspiel hervorschösse. Weg mit dem wohlfeilen Vergnügen, diesen Sultan den Patriarchen, der wirklich „sogleich zum Saladin eilte", hoheitsvoll abfertigen zu hören: Je hais le fanatique; weg mit dem sinnfälligen Theaterstreich einer Begegnung zwischen Nathan und seinem geistlichen Antipoden, dessen Tonart und Gedankenkreis mit Einer unmittelbaren Probe erschöpft wird. Das ganze dramatische Gedicht „Nathan" fiele, wenn Vischers schroffe Forderung zu Recht bestünde: „In seinem Nathan vergißt Lessing, welchen schweren Konflikt zwischen dem Fanatismus und der reinen Humanität er angelegt hat, und schließt die Handlung schlecht im Sinne des bürgerlichen Familienstücks." Im Sinne der deutschen Hauskomödie mit ihren schalen Lebensrettungen und wundersamen Erkennungen gewiß nicht. Daß Curd dem Pfaffen nur ein „Problema" ohne jede namentliche Anklage vorträgt, stimmt

durchaus zu der von Lessing weislich vollzogenen Hebung seines Charakters, der manchmal straucheln, aber niemals fallen kann; daß der Patriarch keinen Scheiterhaufen für Nathan entzünden darf und daß sein Wunsch, dem konfessionslos erzogenen Christenkind näher auf die Spur zu kommen, wider Erwarten, doch nicht ohne Deckung, des Fortgangs ermangelt, entspricht durchaus der innern Form unsers Dramas und läßt sich zum Überfluß aus den Umständen erklären. Denn Lessings Patriarch ist zwar ein Schurke, doch keine Großmacht, Lessings Saladin ist nicht Schillers Philipp, der nach vergeblicher Werbung um einen Freund in die Arme der allgewaltigen Inquisition zurücksinkt. Curd würde die Brandfackel dieses Patriarchen, trotz der vom Sultan beschwornen Kapitulation, durch ein Wörtchen über seinen tückischen Mordanschlag auf Saladin ersticken. Und von vornherein geht der liebe Klosterbruder allen Ränken als Friedensbote voraus. Es heißt Lessing sehr verkennen, wenn man ungestüm fordert: „Der Patriarch mußte zum Äußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurteils vollenden; dann möchte dieses Drama immer glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, worin Liebende zu Geschwistern werden müssen“ — auf diese „Liebenden“ kommen wir noch! — „Es ist hier vor allem der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan, der ein positives Ende fordert!“

Die sehr positive Lösung liegt ja im symbolischen Familienbund der guten an Alter, Rang, Beruf, Nationalität, Religion so verschiedenen Menschen, und wir möchten alten und neuen Richtern das Iffländische der äußeren Handlung und die Schiefheit der ganzen Geschwisterschaft nicht ohne starken Abstrich zu Lessings Gunsten einräumen. Man würde freilich gern in dem Tempel, über dessen Pforte die Einladung steht: „Tretet ein, denn auch hier sind Götter,“ zuguterletzt einen weihevolleren Segen nicht bloß erschließen, sondern ausgesprochen hören, als die Eröffnungen über Curd-Leu und Recha-Blanda, Assad und Wolf und der Anblick aller verwandtschaftlichen Umarmungen ihn bieten. Diese Skrupel treffen Lessings Ausführung, nicht seine tadellosen Absichten. Der Schlußakt sinkt, wobei außer der sattsam bekannten Tatsache, daß Exponieren

leichter ist als Lösen, auch die verdrießliche Störung der Arbeit durch den „Schubiack" Semler ins Gewicht fällt. Das Theaterpublikum, sonst von Lessings Kunst und Gedankenarbeit so festgehalten, bleibt ziemlich kühl oder nimmt verfrühten Abschied. Die Leser huschen über sein zweiteiliges Vorspiel hinweg trotz den individuellen Gesichtern, die der Charakteristiker auch diesen stürmischen Mameluken gibt, trotz der Erfindsamkeit, mit der Lessing eine Notiz Bohadins über vertrauliche Gespräche de itinere zwischen dem Sultan und Almansur ausmünzt. Man hat wenig Teilnahme für die ägyptische Karawane und Emir Mansor übrig. Unter mancherlei Wiederholungen treten dann die Hauptpersonen zur festlichen Gruppe zusammen.

Daß Lessing selbst wenigstens einen Teil der Wünsche, die von Vischer am schroffsten formuliert worden sind, reiflich überlegt und mit Bedacht beiseite geschoben hat, lehrt der Entwurf. Danach sollte der Tempelherr allerdings, von Dinah-Daja aufgeklärt, mit trotzigem Entschluß die Hilfe des Patriarchen zur „Rettung" Rahel-Rechas anrufen, sollte kein „Problema", sondern unumwunden den wirklichen Tatbestand und seine Leidenschaft entdecken und diese Zettelung erst nach bestimmten verräterischen Handelsvorschlägen des Pfaffen abbrechen, womit freilich auch hier, außer einem Hinweis auf die „vielleicht" bevorstehende „Klage des Patriarchen" im vierten Akt, die Intrige zertreten bliebe: „Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wissen. Er verspricht ihm das Mädchen, und verspricht ihm die Absolution seines Gelübdes vom Papste zu verschaffen, wenn er sich ganz dem Dienste der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd sieht, daß es auf völlige Verräterei hinaus läuft, wird unwillig, und beschließt, sich an den Saladin selbst zu wenden."

Ferner deutet der Entwurf ein ganz anderes, sehr romantisches Schlußspiel an, denn es scheint, daß Lessing seinen armen Ritter nicht allein „zum Fürsten von Antiochien machte, von deren Geschlechte er abstammt", also zu einem Abkömmling Friedrichs von Antiochia, des natürlichen Sohns Kaiser Friedrichs II., sondern ihn zugleich nach seiner irrigen Werbung um die Schwester entschädigen wollte bei — Sittah. Tante Sittah, deren Alter im Stück schleierhaft bleibt, sollte damals den jungen Tempelherrn bräutlich um-

armen: ihr wird er zugeführt, und sie errötet, da sie schon früher „nicht undeutlich verraten hat, wie sehr ihr Curd gefallen". Auch ist die einzige Stelle des Entwurfs, worin einer Ähnlichkeit Curds mit Assad gedacht wird, ein Zusatz, und Curd war ursprünglich kaum des Sultans Blutsverwandter, demgemäß auch seine Rettung anders, aber wohl ähnlich, motiviert. Wer jedoch möchte dies geistige Stück mit einer solennen Standeserhöhung und der Aussicht auf eine fürstliche Verlobung beschlossen sehn? Schade nur, daß dann auch Saladins schönes Wort auf den allgemeinen Wohltäter und Lehrer entfallen ist: „Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, nicht mehr Nathan der Kluge — du sollst Nathan der Gute heißen." Es klingt bei Daja im ersten Akt nach.

Das Szenar des Entwurfs ist schlanker und rascher. Ungestümer erscheint Curd, gröber Dinah, die noch mehr ihrem Kuppelgelüst als ihrer Bekehrungssucht huldigt, gleich Julias Amme vor dem harmlosen Mädchen kleine Zweideutigkeiten auskramt und vom Tempelherrn roh eine „Bettel" gescholten wird, weil sie immer die Nämliche anbiete. Die ruhig betrachtenden Religionsgespräche haben geringeren Raum. Die Parabel wird sorgloser eingeleitet, Saladin fällt wirklich mit der Tür ins Haus. Das ganze Verhältnis Rahels zu Curd ist noch nicht so diskret behandelt. Der Schlußakt spielt, ohne Mameluken und Emir, ohne Curds entlastenden Monolog, ohne nochmaliges Erscheinen des Klosterbruders, sich eilig im Palast ab. Der vierte Akt erledigt, was jetzt im fünften angebracht oder fortgesponnen ist. Zwei meisterliche Gestalten, Derwisch und Klosterbruder, stecken erst in den Anfängen einer farbigeren Charakteristik und reicheren Teilnahme. Al Hafi tut als Schatzmeister des allzu freigebigen Sultans den schon gewohnten Gang zum Juden, wird von dem gewiegten Finanzmann, der hier mehr Melchisedek als Nathan ist, abgewiesen und verschwindet, nachdem er den beiden Schachspielern die Weigerung gemeldet hat, vom Schauplatz, ohne vor seiner indischen Reise dem Nathan Lebewohl zu sagen. Ja die wundervolle Szene, worin der gottergebene Mensch der frommen Einfalt seine schwere Prüfung beichtet, stand so wenig fest, daß zunächst nur die Notiz „Der Patriarch schickt Nathan zu beobachten; worunter der Laienbruder sein kann" eine Möglichkeit dafür eröffnet und der folgende Zusatz

sich noch mit der bloßen Überschrift „Nathan und der Klosterbruder" begnügt.

Binnen kurzer Zeit hat Lessing das Spalier seines Entwurfs mit vollem Laub umwunden und durch die innerliche Vertiefung und Bereicherung gezeigt, daß Charakteristik und Ideengehalt in diesem dramatischen Gedicht die Herrschaft führen.

Die Menschen des „Nathan" wollen nicht mit Shakespeare von sich sagen: „Ich bin ich selbst allein," sondern als symbolische Gestalten zugleich individuell ausgeprägt auf der Erde stehn und ins Typische hinüberreichen; die einen mehr, die andren minder. Ein idealer Himmel wölbt sich über ihnen, sie seien Morgenländer oder Abendländer, Juden, Christen, Muhammedaner. Das Zeitalter, da Humanus Herder predigte, da Goethe Griechen und Skythen durch reine Menschlichkeit harmonisch verband und Schwerterklirren im freundschaftlichen Lebewohl aus tiefster Brust verhallen ließ, da Schiller schwärmerisch „diesen Kuß der ganzen Welt", selbst dem rohsten Kannibalen zuwarf und der weltbürgerliche Malteser seine Liebe kommenden Geschlechtern schwor, das Zeitalter hat sie alle geboren, die Männer und Frauen, die Reifen und Jungen, die Erprobten und Irrenden, die Starken und Schwachen. Völlig verbannt aus diesen heiligen Hallen, wo Liebe nur zur Pflicht führt, ist bloß der Eine, der flucht statt zu segnen. Sultan und Jude, die nach paraboliſcher Verständigung ohne Mäkelei einander die Bruderhand bieten, waren zuerst vor Lessings Blick erschienen; auch diese Schatten mußten wie die Nachbarn, welche die Dichterphantasie neben sie rief, aus geschichtlicher, litterarischer und erlebter Überlieferung Lebensblut trinken, um dann als Gestalten voll Kraft und Saft das nicht von Ideen allein zehrende Drama zu tragen.

Wollte Lessing veranschaulichen, daß alle Länder, Zeiten und Religionen gute Menschen zeugen, so war eine scharfe Schattierung nach Völkern und Bekenntnissen von vornherein abgewiesen, aber jede Person mußte doch ein eigentümliches Kolorit ihrer Herkunft und Entwicklung offenbaren. Ein Drama, der Saat jener Parabel von den drei Religionen entsprossen, mußte freilich verschiedene Spielarten dieser drei verkörpern oder richtiger, da eine solche Konzeption nur hohle Schemen geboren hätte, den im Kreuzzug ungerufen erscheinenden Vertretern sehr ausgesprochne Beziehungen zur

Religion geben; es mußte naturgemäß als ein Mahnruf der Duldung und Liebe, der im überlieferten Gespräch des Muhammedaners und des Juden gipfelt, die dunkle Folie nicht verschmähen, welche die Geschichte zum dramatisch und ethisch nötigen Gegensatz in der Person eines verworfenen Priesters darbot. Wohl durfte Lessing in den Vorbereitungstagen, da Moses zaghaft warnte, man werde triumphierend ihn als einen deutschen Voltaire verschreien, beteuern: „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe," oder anderswo mit gutem Recht von einem so positiven Werk versichern, „Nathan" sei keine Satire gegen Goeze. Aber er wollte doch auch eingestandenermaßen den Theologen aller Konfessionen aufspielen; darum nennt er wiederum sein Gedicht „mehr die Frucht der Polemik als des Genies" oder bezeichnet die kriegerische Würze richtiger, wenn im Brief an Jacobi der „Nathan" „ein Sohn meines eintretenden Alters" heißt, „den die Polemik entbinden helfen." Freilich trägt auch dies Kunstwerk den Schlüssel in sich, und man braucht zu seiner Würdigung von Lessings theologischen Kämpfen nichts zu wissen.

Die Polemik allein zeugt Mißbildungen, und als Geburtshelferin läuft sie gar zu leicht Gefahr, in die Erscheinung wenigstens verzerrende Striche zu werfen. Der dramatische Nachfolger des geschichtlichen Heraclius ist diesem Schicksal nicht entgangen. Wie sein historisches Urbild ist dieser Patriarch mit einem bündigen Wort ein „Schurke". Man wittert Unrat, wo er die Hand im Spiele hat. Er verleugnet jede vom Evangelium befohlene Tugend, benutzt Krankenbesuche nur zur Entfaltung seines pfauenhaften Pomps, wie der Antichrist unsrer alten Holzschnitte gegenüber dem schlichten Heiland prunkt, er wacht als ein liebeleerer Kerkermeister über dem allein seligmachenden Glauben und ahndet jedes Abbiegen vom Pfad starrster Orthodoxie als Hauptsünde. Er legt der bösen widerhaarigen Vernunft den Kappzaum an, inquiriert und verdammt zur größern Ehre Gottes, steckt Scheiterhaufen für die ungläubigen Gegner seines Bekenntnisses in Brand, hat nur für irdische Machenschaften Aug' und Ohr, schnüffelt in der großen Politik und den Geheimnissen der Familie herum, fischt im Trüben, spioniert und schickt blind für die Unbestochenheit der frommen Einfalt den harm-

losesten Laienbruder auf Kundschaft. Er erklärt jesuitisch das Bubenstück vor Menschen für kein Bubenstück vor Gott, entsendet „gottesfürchtige Maroniten" gleich den Assassinen des grausen Alten vom Berge, pocht aber auf die verbriefte Hilfe desselben Saladin, den er aus dem Weg räumen möchte, begönnert von oben herab den jungen Ritter, um ihn zum nichtswürdigen Verräter zu weihen, und schließt endlich nach allerlei Gezeter seinen schändlichen Sermon mit pfäffischer Heuchelei ab: der Tempelherr, der Gnade gefunden vor Saladin, möge seiner nur im besten beim Sultan gedenken. Den fürchtet er also, und seine eigene Macht darf man nicht überschätzen. Die herrische Rede stockt und stammelt, wo er sich offen mit einem Mächtigen dieser Welt auseinandersetzen soll. Dann tritt die arglistige Memme mit der grinsenden Entschuldigung jedes Fanatismus sacht den Rückweg an: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zuviel tu', tu' ich ihm." Diesem Pfaffen gebührt das Motto des zwölften „Anti-Goeze": „Kein Adel erscheint in ihm, kein Maß, keine Scham."

Der Patriarch, eine Groteskfigur beinah im Stil Gozzischer Tyrannen, ist älter als die „Anti-Goeze" und in seiner Ausführung gewiß keine bloße „Satire auf Goeze", wie höhnisch auch schon die Mitwelt vom Patriarchen Jerusalems auf den Papst Hammonias hinsah und vielleicht gar das Äußere des „dicken, roten, freundlichen Prälaten" an dem wohlgenährten Hauptpastor wiederfand, der als Inquisitor nach Vossens Schilderung beständig lächelte. Der Verdacht einer Polemik lag zu nah, und Lessings Wort: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu tun" geht hier bedenklich in die Brüche. Denn abgesehn von natürlichen Analogien, die zwischen einem karikierten Patriarchen des Mittelalters und einem karikierten Patriarchen der Gegenwart ohne weiters eintreten mußten, schielt das Charakterbild an manchen Stellen allzu deutlich auf Goeze und seine Streitschriften hinüber, als daß nicht satirische Nebenabsichten sehr bewußt diesen Sohn hätten „entbinden helfen". „Einen Patriarchen werde ich auftreten lassen," antwortete Lessing auf Dörings Frage: „Wie wird's denn mit Goeze?" „Patriarch" und „Hoheprieſter" heißt Goeze schon länger bei Elise Reimarus und Lessing; die Anwendung im Drama war unvermeidlich. „Tut nichts. Der Jude wird verbrannt," ist das Leibsprüchlein des

Patriarchen; „Schütte deinen Grimm aus über die Heiden," war der fromme Wunsch, den Goeze auf seiner Kanzel alttestamentlich nicht verschweigen wollte. „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!", riefen die „Axiomata" Lessings, der im siebenten „Anti-Goeze" Gott um Hilfe „vor den Händen des zornigen Priesters" bat, schon im zweiten das „schreckliche Halsgericht des unbarmherzigen, Blut und Verdammung wiehernden Anklägers" hyperbolisch ausmalte, dann im Prozeß des zehnten Heftes ihn allein Nein und wieder Nein donnern, Amen Amen zur zeitlichen Verdammung des Ungenannten sprechen ließ. Der Patriarch will sogleich beim Sultan auf jene Kapitulation pochen, wodurch die Obrigkeit zum Schutz der christlichen Kirche verpflichtet ist; Goeze war mit Obrigkeit, Regierung, Kaiser, Reichshofrat stets bei der Hand. Der Patriarch sieht mit der Lockerung des Glaubens alle bürgerlichen Bande gelöst und wiederholt schaudernd das entsetzliche „Nichts glauben!"; Goeze schilderte stets in brennenden Farben die Gefahr des ungläubigen Naturalismus und Atheismus für den Staat, den der „Same der Rebellion" bedrohe. Der Patriarch befiehlt, die Vernunft nur da zu brauchen, wo sie hingehöre: „gehört sie überall denn hin?"; die Orthodoxie fluchte seit Luthers gewaltiger Knechtung der Bestia Vernunft jeder Auflehnung Meister Klügels, und Goeze war entsetzt über Lessings Zweifel an Zeugnissen, „wogegen meine Vernunft sich sträubet". Will man nun all dies als zufällige Übereinstimmung fassen, einmal reißt der Jerusalemer Patriarch des zwölften Jahrhunderts sich das historische Kostüm so rücksichtslos vom Leibe, daß er als moderner Pfaffe vom modernen Theater spricht:

Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen. Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'schen Schnurre
Zum besten . . . .

Jerusalem und das Theater, 1192 und eine theatralische Schnurre religiösen Inhalts! Nichts aber tischt Goeze der Bühnenfeind unermüdlicher auf als bittren Spott über den Theaterberuf seines Gegners: Bilder und „Equivocen" seien einem Manne natürlich, der das Theater zu aller Zeit mit solcher Hingebung studiert habe; der fratzenhaften „Parabel" Lessings fehle jede Beweiskraft; Übertragung der Theaterlogik auf den geistlichen Kampfplatz sei verpönt; ein Lessingischer Schluß würde von der Bühne herab aus dem Mund eines Freigeistes großes Gelächter erregen; „Die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister" . . . Dergestalt fort und fort von seinem Hauptpastor aufs Theater verwiesen, macht Lessing wirklich die Bretter zum theologischen Tribunal, und von der Bühne hallt es zurück: „Ich will den Herrn damit auf das Theater verwiesen haben."

Dem bösen Patriarchen blieb nur eine, wie es bei episodischen „Chargen" zu geschehen pflegt: überpfefferte Szene. Sein Klosterbruder entwickelt sich seit dem Entwurf aus einem Sendling des Patriarchen, wie Al Hafi aus einem Boten Saladins, zur breiteren Charakterrolle. Dem Pfaffen steht nun der Fromme gegenüber. Die „fromme Einfalt" wird er in diesem an gerader Charakteristik reichen Stück mit einer erschöpfenden Formel genannt. Einst ein braver Reitknecht, der bei Askalon den Herrn, jenen verkappten Assad, verloren und sein Kriegsleben als treuer Hüter eines Waisenkindleins friedlich beendet hat, saß er dann ein geruhiger Eremit in der Zelle Quarantanas und verlangt nun, seitdem arabisches Raubgesindel sein Gotteshäuschen zerstört und der Patriarch ihn vorläufig als Laienbruder aufgenommen hat, hundertmal nach der verheißenen Siedelei auf Tabor, um dort im stillen Gottesfrieden der rastlosen Welt, dem „Fleisch" völlig abzusterben. Wohl ist ihm aus seinem ersten Stand noch ein reines Gefühl für Ritterpflicht und Ritterehre geblieben; daß der Ritter den — Pfaffen um Rat frage, will dem ehrlichen Graukopf nicht in den Sinn, und ein verschämtes Pfui entschlüpft seinen Lippen mitten im Hersagen unwürdiger Lektionen. Der gute Bruder, in dessen Kinderseele wenig tätige Widerstandskraft, aber ein instinktiver Ekel vor dem Gemeinen wirkt, muß seinem geistlichen Stockmeister gehorchen,

ohne viel zu klügeln, doch sein Wille gleicht nicht nach hierarchischem Gebot einem Leichnam. Wenn Ironie des Schicksals dies Menschenkind, ohne Falsch wie die Tauben, dem Dienst der Schlechtigkeit verpflichtet, so wird auch hier die Kraft, die das Böse will, durch ihr so schlau und wiederum so blind gewähltes Werkzeug nur das Gute schaffen. Mit scheuem Angstblick — welch rührenden Humor schenkte La Roche im Wiener Burgtheater diesem Moment! — schleicht er herbei zu einem neuen Auftrag seines ränkevollen Peinigers und denkt bei sich:

Ich mag
Nicht fein sein; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles stecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben.

um in solchen Deminutiven seiner herzensguten Schwäche selbst zu spotten. Dann betet er pflichtmäßig das leidige Geheiß herab und geht vergnügter, als er kam, wenn die Giftware keinen Abnehmer findet. Er zeigt sogleich die Karten, wie sie der Patriarch für sein Händchen gemischt hat, sagt sogleich, daß er dem Herrn nachgeschickt ist, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihn zu ergründen, und rettet seine Seele, indem er durch beständigen Einschub eines „sagt der Patriarch" allen eigenen Anteil an der eingelernten Sendung verleugnet. Er dankt dem lieben Gott bei jedem Mißerfolg seines Patriarchen und ist betrübt, wenn ein gesätes Unkraut doch aufzugehen scheint. So stellt der Klosterbruder, mit einer gesunden Mischung naiver Verschlagenheit in seiner frommen Einfalt, den humoristischen Gegensatz zum Patriarchen dar, ein Geschöpf des Gemüts und nur von einem gemütvollen Schauspieler zu fassen, der die Einfalt mit der List, die tastende Weitschweifigkeit mit dem reinen Gefühl des Rechten, das Kindliche mit dem Greisen, das Lächeln mit der Träne zu paaren weiß. Er wird uns selten zu Dank gespielt. Hier ist mehr als Yorik und Lorenzo, obwohl auch diese Figur an den geliebten Sterne denken läßt. Nach seiner Haustragödie, nach maßlosen Fehden hat Lessing, dessen Verstand so Viele, dessen Gemüt nur wenige kannten, dargetan, welche Ehrfurcht ihm ein schlichtes Herz einflößt und daß er, der Unfromme, die Tiefe des Bibelworts: Wenn ihr nicht werdet wie dieser Kinder

eines, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen, gar wohl ergründet. Auch jenen andern Spruch vom Heil der geistig Armen hatte der Geistreiche durchgedacht und durchgefühlt und in den „Axiomata" gesagt: „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten." Der Bruder Bonafides (ein wohl in Erinnerung an den vertrauten Geschichtschreiber der Philosophie Bonafede sein gewählter Name) verkörpert die Urkraft des Christentums, die Liebe. Vom Johannisevangelium mit seinem Logos weiß er nichts, vom Johannistestament ist er getränkt und durchdrungen. „Kinderchen, liebet euch unter einander!" bleibt die Losung dieser bona fides, die ja nicht fides: Glaube, sondern fides: Gottvertrauen und caritas ist. Gerührt und auferbaut stimmen wir mit ein in das Zeugnis, daß die Einfalt immer Recht behält, wenn sie der Zuchtrute des Patriarchen ganz zuwider ihre Pädagogik allein auf die Liebe gründet:

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Tieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christentum.
Zum Christentume hat's noch immer Zeit.

oder dem Herrn Nathan die Tränen nicht verhehlt, die es sie gekostet:

Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Hatte doch Luther, wie viel Arges er oft gegen Israel vorbrachte, schon 1523 die Judenhasser in einer besondern Schrift ermahnt: „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei." Eher mag es Zweifel erregen, ob Lessing recht daran getan hat, auch diesem Part ein ironisches Lichtchen gegen die Dogmatik aufzusetzen in den Versen von der Sünde wider den heiligen Geist, so gesund und kräftig der Hieb in das düstre Gestrüpp der christlichen Sündenlehre hineinschlägt:

Das ist die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worin sie eigentlich besteht.

Der einfältige, bedürfnislose, gehorsame, liebreiche, demütige Urchrist, der sich wundert, wie ein sonst ganz im Himmel lebender Heiliger zum eifrigsten Studium der Dinge dieser Welt herabsteigen könne, wurzelt im christlichen Ideal des „beschaulichen Lebens". Ohne die Askese der alten Thebais würde Bonasides, wenn sein kleines Wissen Kunde von jenen frommen Vätern daselbst vernommen hätte, seine Schutzpatrone gern in den reinlichen Zellen des geweihten Ortes suchen, den Goethes „Faust" mystisch umstrahlt hat. Der Tummelplatz des „tätigen Lebens" stößt diesen Müdling ab, der in sein weltfremdes und menschenscheues Eremitentum als in den Hafen zurücktrachtet und auf Tabor, von der Abendsonne beschienen, der Welt Ade sagen möchte, wie das cholerische Temperament des Derwisch am Ganges, nur am Ganges wahre Menschen zu finden meint. Beide sind sentimentalische Gestalten, mild und weich der Eine, der Andere brausend und heftig, als Humorist vom Komischen ins Tragische hinüberlangend, ein Diogenes und Rousseau des Orients; Beide genährt an dem Ruhebedürfnis und der ewigen Unrast des alternden Dichters. Und Lessing im Lessing zu suchen, schien bereits 1779 reiferen Nathanlesern die schönste Aufgabe: „Mein Held ist Lessing," schreibt Hennings an Elise Reimarus, „Ihn hab ich mir aus dem Tempelherrn, dem Klosterbruder, dem Derwisch und dem Weisen herausgelesen."

In dem ungebärdigen Zyniker Al Hafi aber erkannten die Freunde ein frei gestaltetes Abbild eines Berliner Sonderlings. Wir besitzen über Erlebtes im „Nathan" einen ausgesponnenen späten und nicht ganz zuverlässigen Bericht der Frau Sara v. Grotthuß an Goethe (25. Mai 1814). Als Tochter des Kaufherrn Aaron Meyer hatte diese Konvertitin dem Mendelssohnischen Kreis angehört, Lessings Gastlichkeit in Wolfenbüttel erfahren und, gleich Moses bevorzugt, schon die Aushängebogen des „Nathan" empfangen, der ihr stets ein Buch der Bücher blieb. „Selbst Alhafis", erzählt sie, „war ein Sekretär meines Vaters, nach Eulers Aussage das größte mathematische Genie . . . der aber von der Welt und ihren Verhältnissen gar keine Ahnung hatte; sein Höchstes war Schachspiel und Romanlektüre. Wir nannten ihn immer Arlequin Sauvage. Er hat mich auch sehr geschickt im Rechnen gemacht." Auch sonst wird uns von diesem Abraham Wulff, genannt

Rechenmeister, manches Seltsame berichtet: wie dieser Freund, Schachgesell und zeitweilige Hausgenosse des weisen Moses ein witziger Querkopf, naiv und bieder, ein zynischer Philosoph bei Wasser und Brot, ein fahriges Original gewesen sei. Von ihm stammt auch die kostbare Deutung des Unterschiedes zwischen Lust- und Trauerspiel, die Lessing so belachte: wenn der Kerl das Mensch kriege, geb' es eine Komödie. Zelter hat ihn einmal mit derben Strichen als Nachbar eines andern wunderlichen Heiligen im Volk Israel für Goethe konterfeit (19. Januar 1826), eine Vorlage von Engel benutzend: „So kommt dieser verrückte Michel (wie man ihn nannte) zum alten Mendelssohn, der sitzt und spielt Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Spiel an. Abram macht endlich eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen und erhält einen derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lose Perrucke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perrucke auf und spricht: Aber, lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen? Lessing hat den Vorfall im Nathan nachgebildet (man lese nun aber 2, 2 dagegen!), und da ich auch im Zuge bin, noch Folgendes. Der eben genannte Rechenmeister Abram ist eben der, welchen Lessing als Alhafi zum Modell gehabt hat. Er galt für den größten Rechenmeister und Sonderling, unterrichtete für wenige Groschen oder umsonst und bewohnte in Mendelssohns Haus ein Zimmer, auch umsonst. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angeborenen Zynismus wegen. Als Lessing nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der Abram um ein rares mathematisches Buch aus der dortigen Bibliothek. (Hempel 20^2, 417 mit Nicolais Anmerkung.) Lessing findet zwei Exemplare und schickt das eine dem Abram, um es als Andenken zu behalten. Nach einiger Zeit kommt Abram zu Mendelssohn und bringt das Buch und will es diesem schenken. — Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen, es ist ja ein Freundesandenken! — Ja wohl, aber ich brauch's nicht mehr, die Exempel sind gut und ich verstehe kein Griechisch. — Nun, ich merke, Ihr braucht Geld; sagt mir, wieviel Ihr braucht. — Nein, nein! ich habe Geld und will kein Geld. — Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr wo ich wohne." Ein andermal rennt er plötzlich daher und holt einen Stuhl für seine zu Besuch gekommene Frau,

die bei fernen Verwandten wohnte, weil Meister Abraham nie bei Kasse war.

Ein so ausgesuchtes, von Lessing oft beobachtetes Exemplar des Genus Homo war wie geschaffen, ins Derwischgewand zu schlüpfen oder als unglücklicher Staatsrechenmeister und nicht angehörter Schachkritikus im Hofkleid die wundersamste Figur zu spielen, wie ein Wirbelwind bei dem weisen Freund ein- und auszufahren und die Grundsätze zynischer Philosophie in krausen Worten hervorzusprudeln. Natürlich waren auch hier, wo von einem leibhaften Modell zu sprechen erlaubt ist, nur leichte Umrisse für Wort und Werk gegeben. Denn was ein echter Bildner an fremden Motiven auflieſt, ist Rohstoff für den Schmelztiegel der Phantasie und muß mit Metall aus eigenem Schachte legiert werden. Der damascierenden Kunst leisteten für die nationalste Charakterfigur des Stückes orientalische Klugreden und Anekdoten einen bedeutenden Vorschub. Bücher wie der bewährte Herbelot oder Saadis „Persianisches Rosental" im altfränkischen Deutsch des Olearius lagen auf Lessings Tisch aufgeschlagen, und gleich den auch von Wieland, aber für einen ganz anders gearteten Derwisch erkornen Namen Hafi (eigentlich kein Personenname, sondern arabisch „Barfüßer") hat er bezeichnend gewählt. Da wimmelt es von sinnreichen Fabeln, die zum reflektierenden Redeschmuck aufgegriffen werden konnten, wie die Jagd des Löwen mit dem Fuchse, von scharfen Vergleichen, wie daß der Fürst lieber ein Geier unter Ästern als ein Aas unter Geiern sein solle, von bunten Beispielen der Lebensweisheit, der Sittlichkeit, des Witzes. Hoch und Niedrig, Arm und Reich treten oft in Gegensatz, und gern ist ein Derwisch, d. h. ja ein „Armer", der Träger solcher Exempel, der Sprecher solcher Gnomen. Mit seinem Sultan hört man ihn vertraulich reden, aber „Dienst der Großen", „Vertraulichkeit der Großen" wird warnend als Hauptgefahr hingestellt, die Weltflucht jedoch ebenso verdammt („Besucht die Welt, die Einsamkeit ist eine halbe Narrheit") wie die Freigebigkeit zur Kardinaltugend erhoben. Auch hier nennt der Derwisch das Leben eine Reise, wie Kleists Homburg, und legt den Pfad mit leichtem Gepäck zurück: „Ein Armer stirbt allezeit lieber als ein Reicher"; „Kleider, die ein König einem verehrt, sind wohl herrlich und angenehm, aber viel besser sein eigen, wenn's schon

etwas geringer ist. Großer Herren Mahlzeiten schmecken ja wohl lieblich, aber viel lieblicher und sicherer ist, die Brocken aus seinem eigenen Wadsack oder Ränzel gegessen"; ein Geschichtchen hat die Überschrift: „Ein Bettler wird König, ist aber nicht so vergnügt, als bei seinem Bettelbrot".

In diesem Sinne des hohen Zynismus ruft Nathan dem enteilenden Derwisch nach:

Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

Sein Schachgesell, den Sultan Saladin zum Defterdar (Schatzwart) bestellt hat, weil der Arme die Sorgen der Armut am besten kennen muß, ist mit sich und der Welt zerfallen. Der Barfüßer ein „Kerl im Staat"? Der Derwisch in Gala? Der Bedürfnislose soll fremdem Bedürfnis frönen und auf die Praktiken, das Borgen und Sorgen, Scharren und Sparen, Hehlen und Fehlen einer bei diesem verschwenderischen Herrscher so mühseligen Schatzmeisterei verpflichtet sein? Sogar sein Liebstes, das edle Spiel der Spiele, wird ihm zum schlauen Finanzgeschäft herabgewürdigt, sein überlegener Rat mit einem launischen „Schaff' Geld" von oben beantwortet, sein Verkehr mit dem weisen Nathan, der sich gestatten darf ihn ein bißchen zu schrauben, durch dies verwünschte Hofamt der Gefahr des Bettelns, Leihens, Pressens ausgesetzt. Mit den hitzigsten Hyperbeln der Selbstkarikatur, die einmal übers andre den „Gecken", seine „Geckerei" und potenziert des „Gecken Geck" als Trumpf hinwirft, malt der wildgewachsene Philosoph seine Krankheit im großen Narrenhaus der Welt; und wie Thomas a Kempis sagt: „So oft ich unter Menschen war, kam ich weniger ein Mensch zurück", beurteilt der Arzt Nathan das Gemütsleiden des fahrigen Freundes:

Al Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
Zu sein verlernen.

Im Derwisch rumort die Lebensanschauung der Elegiker des achtzehnten Jahrhunderts, ein wahrer Mensch müsse fern von Menschen

sein, und auch ihn dürstet nach dem utopischen Ideal eines unverfälschten Standes der Reinheit und Natur. Auf den Alpen wollten moderne Franzosen oder Deutsche dies Schattenbild haschen, im stillen Tal Tellheim und Appiani; im heißen Sand der Wüste, wo die Ghebern als reines Naturvolk ihrer Gottheit dienen, ist Al Hafi, des drückenden Ehrenkleids ledig, fest versichert, das ersehnte Ziel zu treffen und „leicht und barfuß" sein Heil bei naturweisen Parsi zu erfüllen. Freund Nathan allein würde den Flüchtling an solcher Ruhestätte nicht stören. „Am Ganges, am Ganges nur giebt's Menschen", lautet der Kehrreim seiner ruhelosen Weltentsagung; in langgezognen, halbgesungenen Kehltönen soll Dawison, der beste Derwisch der neueren Bühne, diesen Sehnsuchtsruf der wunden Seele zu Gehör gebracht haben. Al Hafi darf nie komisch, er muß humoristisch wirken. Hier steht Bekenntnis neben Bekenntnis, das kranke Lebensideal neben dem gesunden: daß alle Länder gute Menschen tragen!

Wie Wolframs feierlicher Tempel umfängt der Palast des Großherrn zu Jerusalem endlich eine innig verwandte Menschengemeinde, worin der höchste Muselman und seine fürstliche Schwester den christlichen Ritter als Neffen ans Herz schließen, die ohne Bekenntnis erblühte Recha diesem Familienbund zueilt und der Jude Nathan als geistiger Vater und Berater nicht abseits stehen darf, sondern dem Königshause zugehörig bleibt. Saladins großes Wort:

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

wird dergestalt in einer Schlußgruppe bestätigt und betätigt. Lessing aber hat mit weiser Kunst die Klippen einer vagen, schönfärbenden Darstellung umschifft. Er hütet sich wohl, den vielgepriesenen Sultan, der auch bei ihm „seinen Ruhm steht", zum goldnen Spiegel aller Regententugenden zu machen und einen idealen Gliedermann mit Purpur zu behängen. Saladins angeborne Vorurteilslosigkeit ist nicht durch philosophische Schulung geklärt; so bedarf er des Unterrichts eines Weisen, da ihm selbst das sorgenvolle Kriegsleben die Muße ruhiger Betrachtung bisher versagt hat:

Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln nicht die Zeit Gehabt.

ruft er Nathan zu, und nicht ohne Stocken folgt er der Parabel, um dann erleuchtet ihre Herrlichkeit enthusiastisch zu rühmen und jählings, er der Sultan, vor dem überlegenen Meister in den Staub zu sinken. Auch das reife Mannesalter hat sein rasches Wesen nicht völlig beruhigt: wir glauben gern, daß er in jüngern Jahren von heftigen Entschlüssen aus der Bahn gerissen ward und auch jetzt noch seinem Temperament ruckweise nachgibt. „Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre," wiegt sich gern in großmütigen, friedlichen Illusionen über die Ansichten und Absichten des bewunderten Richard Löwenherz und will christliches Ränkespiel nur bei den Templern, seinen „schlimmsten Feinden", suchen und ahnden. Bedürfnislos für sich ruft er aus:

Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?

Er weiß in des Bettlers Seele zu lesen, bestellt den Derwisch zum milden Defterdar, wirft den treuen Mameluken volle Beutel zu, erschöpft den Schatz, derweil sein Vater auf Libanon den Finanzsorgen erliegt und Hof und Heer aus Sittahs Kasse zehren, und richtet, ein königlicher Verschwender, seine ganze Verachtung auf der Kleinigkeiten kleinste, das leidige verwünschte Geld, das doch, wie geringschätzig er auch dies schnöde Wort in unmutigen Rufen wiederholt, eine bedrohliche Macht entfaltet. Solche geniale Nachlässigkeit war auch dem Dichter sehr geläufig, der beim Juden Wessely borgen mußte wie Saladin beim Juden Nathan. Wohl mag man glauben, daß der hochgebietende rasche Mann im Schlachtgewühl Schrecken ausbreiten und als Richter der Bosheit furchtbar sein kann; schwerer fällt die Zumutung, denselben edlen Fürsten, der so freisinnig wie weichherzig ist und die zärtlichsten Familiengefühle hegt, der Nathans Freundschaft so bewunderungsvoll erwirbt und Curds Irrgänge mit so gewinnender Unbefangenheit beurteilt, als grausamen Henker jedes vor seinen Stuhl geschleppten Tempelritters zu denken. Alle Motivierungskunst Lessings reicht kaum aus, um der Rolle, die Saladin zunächst dem zu prüfenden oder zu prellenden Juden gegenüber spielt, das Schiefe ganz zu benehmen, das ihr von Boccaccio her anhaftet. Mit dem ausgesprochensten Widerwillen

gegen alles Hinterhalten und Fallenlegen geht Leſſings wahrhaftiger und offener Saladin an die Intrige, die ihm ein „Weiberkopf beſchönt“, wie denn „die Weiber doch ſo gern den Mann zu ſich herunter hätten“.

Recht Leſſingiſch dieſer kleine miſogyne Zug, und eine recht Leſſingiſche Frauengeſtalt dieſe Sittah, der die Geſchichtſchreiber nur aufopferungsreiche Geldſpenden flüchtig nachzurühmen wußten. Bei der vornehmen Ausgeſtaltung mag Leſſing nun an ſeine liebſte, klügſte, ſamt aller Klugheit auch ſo behagliche, häusliche, warmherzige Freundin Eliſe Reimarus gedacht haben, die unvermählt neben dem Bruder lebte. Wenigſtens iſt die Behauptung der koketten Frau v. Grotthuß: „Sittah war eine Freundin Leſſings, die ſehr aufgeklärt die erſte Berliner gelehrte Geſellſchaft bei ſich ſah,“ unerweislich und wohl nur ein weiterer Verſuch, den ganzen „Nathan“ zum Gewächs der Berliner jüdiſchen Salons zu machen, die doch erſt ſpäter ihre glänzende, gleißende Bildung verbreiteten. Dieſe Prinzeſſin, als ältere morgenländiſche Minna, hat ihre Luſt daran, mit Frauenliſt Intrigen zu ſpinnen. Wird dadurch ein falſcher Schein zerſtört, ſo iſt der Betroffene mit Recht ins Garn gefallen und mag es büßen; bewährt ihn die Prüfung, ſo wird auch Sittah aus vollem Herzen der Bewunderung zuſtimmen. Sie iſt kritiſcher als ihr Bruder und ſucht etwa deſſen argloſe Hingebung an Richard Löwenherz durch eine ſcharfe Rede gegen die Chriſten, die er nicht kenne, nicht kennen wolle, zu dämpfen. Al Hafi, der ihre Güte ſcheltend bewundern muß, lobt auch ihr „Hirn“; Recha, der die herzliche frauenhafte Milde Sittahs mit unmittelbarer Hilfe zuteil wird, rühmt zugleich ihren geraden, unverkünſtelten Geiſt und gibt ebenſo direkt die Formel für das klare, ſichere Weſen der Fürſtin:

Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Wie fein aber hat Leſſing ſeiner klugen Sittah auch eine weibliche Neugier für Herzensangelegenheiten gegeben; weil ihr der Tempelherr gefällt, iſt ſie ſo geſpannt auf dieſe Recha:

Denn von gewissen Männern mag ich gar
Zu gern, so bald wie möglich wissen, was
Sie für ein Mädchen lieben können?

Den Tempelherrn kann nur eine voreingenommene Beurteilung der Charaktere mit Daja, Klosterbruder und Patriarch in eine sogenannte christliche Gruppe zwängen, da er nichts weniger als ein eifriger Christ und auch in seiner Verirrung gegen Nathan keineswegs durch christlichen Fanatismus gestoßen ist. Er erscheint als Assads leibliches und geistiges Ebenbild, so daß seine Gestalt, sein Gang, seine Gebärden und Saladins vergleichender Rückblick auf den hitzigen geliebten Assad uns auch diesen entschwundenen romantischen Morgenländer vors Auge rufen. Nathan verkörpert weises Alter, Saladin volle Mannheit, Curd unreife Jugend, die braust und schäumt und durch eine langsame Gärung hindurchgehn muß. Er ist unendlich individueller als die heißblütigen, unbesonnenen, edlen Knaben, die Seide, Nerestan und ihre Vettern, wie sie Voltaires flache Plastik darstellt, und überhaupt eine der ausgearbeitetsten Jünglingsgestalten des deutschen Theaters. Seine Rolle, die gar nichts vom lyrischen Tenor im Ritterkleid hat, wird nie von den Wogen eines Helden- und Liebhaberpathos als leichte Blase getragen, sondern bedarf des tiefen Studiums ihres spezifischen Gewichts. Sie fand es in neuerer Zeit bei Kainz. Mißzuverstehn ist sie kaum, denn auch hier schießen mittelbare und unmittelbare Charakteristik reich zusammen. „Du deutscher Bär!“ ruft Daja ärgerlich dem unhöflichen Ritter nach, der ihren Redestrom mit lauter einsilbigen Zwischenrufen abdämmt, und „Ich bin ein plumper Schwab“ lautet ein derbes Selbstbekenntnis. Von „allen Launen seines weichen Herzens“ wird gesprochen, „so brausend“ nennt man ihn, ein „Wie gach!“ oder „Geh behutsam!“ gibt die sehr nötige Warnung vor blindem Eifer, der sich bis zum Patriarchen hin verlaufen kann. Ein „Ruhig, Christ!“ bändigt die Wallungen eines noch nicht ganz ausgetriebenen, doch nicht eben christlichen Junkertums, seine Blasiertheit heißt „groß und abscheulich“, er wird „warm und stolz“ befunden. Mit dem scharfen Blick des Menschenkenners faßt Nathan den guten, trotzigen Blick, den prallen Gang, aber auch die rauhe Tugend des jungen Sonderlings und entschuldigt alle Fehltritte dieses wackeren Hitzkopfs: die Schale nur kann bitter

sein, der Kern ist's sicher nicht. Ein künstlerischerer Adrast, ein jüngerer Bruder Tellheims, zeigt er alle raschen und hitzigen, weltverachtenden und frohgemuten Züge, die in Lessings eigener Jugend durcheinander schwirren, und nimmt das gute Wort der „Parabel" von 1778 für sich in Anspruch: „Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtenteils ebenso fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte, überdachte Unfehlbarkeit." So will sein trotziger Sinn sich und Andern einreden, die rettende Tat sei nur aus Lebensüberdruß geschehn, und ereifert sich in höhnischen Wendungen über das „Judenmädchen", das er bald mit sehnsüchtiger Liebe begehren soll. Laugläubig wie viele seiner Ordensbrüder, pocht er darauf, im gelobten Lande die Fesseln des Vorurteils abgeworfen zu haben, und ist doch noch so tief in Vorurteile verstrickt. Er leiht den allgemeinen Anklagen gegen das auserwählte Volk Gottes seinen Mund und bezeigt dem Schacherjuden Nathan eine knabenhafte Mißachtung, die alsbald in ehrliche Bewunderung übergeht. Rückfällig möcht' er sich wieder gegen ihn verhärten und nährt, obwohl sein ritterlicher Sinn angeekelt die Zumutungen des Patriarchen immer entschiedener und stolzer ablehnt, trotz Saladin bis in die letzte Szene hinein nichtigen Verdacht, aber sein edler Kern bricht in offenen Geständnissen vor Nathan durch und legt im erleichternden Monolog Zeugnis ab für Nathans echte Vaterschaft. Noch manche Wolke wird über den Spiegel seiner Seele gleiten, und der Fortentwicklung dieses ungestümen Charakters, der durch Irrsal zum Licht hinstrebt, muß gewiß die läuternde Nähe des Pflegevaters seiner nicht als Braut, sondern als liebe Schwester umarmten Recha zum Heil werden.

Minder glücklich als diese Jünglingsgestalt geriet dem männlichen Dichter die Figur des Mädchens, die sehr interessant angelegt und untermalt, aber unvollkommen ausgeführt ist und deshalb nicht bloß von einem gedankenlosen Publikum, sondern sogar von den geistreichsten Kunstrichtern oft mißverstanden wird, was schon jener Dual „die Liebenden" statt eines Singulars lehrte. Sollte jedoch gar keine Schuld des Dichters im Spiele sein, wenn auch Männer wie Vischer und Strauß seine Absicht so verkennen?

Der Entwurf besagt, Recha (oder Rahel, wie sie ursprünglich hieß) sei „nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott", also eine kleine konfessionslose Deistin aus Nathans Schule. Sie ist aufgewachsen zwischen diesem väterlichen Lehrer und der „guten, bösen" Daja, die im Stück ihren Namen (laut einer Notiz bei Schultens soviel wie „Amme") für den älteren „Dinah" eingetauscht hat und die ausgezeichnete, sehr bühnenwirksame Rolle der feinkomischen Duenna vertritt. Sie schwatzt gern und prahlt harmlos mit ihrer höchst reputierlichen Vergangenheit; ihrer Christenpflicht und Christenwürde bewußt, fährt sie mit Wundern und Legenden, endlich gar mit der feierlichen Enthüllung des Geheimnisses in Nathans Erziehungswerk drein, und Dajas Proselytenmacherei wird ein Hebel der Handlung, denn sie verwirrt den Templer durch Andeutungen über Rechas Herkunft. Es liegt ihr nicht alles am Christentum, sondern als echte Gesellschafterin ist sie eifrig darauf aus, die junge Herrin auch ohne das Einverständnis des Gebieters unter die Haube zu bringen. Ihr liebes Ich dringt manchmal drollig hervor: „Und ich nicht etwa auch? Ich denn nicht auch?" Von Recha wird sie geliebt und gescholten, von Curd anfangs ob ihren unentwirrbaren Ansprachen barsch abgewiesen, von Nathan nicht zu ernst genommen, denn er beschwichtigt ihre großen Gewissensängste leichthin durch ein Geschenk, gönnt ihren Plaudereien selten die gewünschte Aufmerksamkeit und schraubt sie gern wie in der köstlichen Szene, wo Daja von einem Brautkleid orakelt und Nathan neckisch fragt: Bist du denn Braut? Ist sie aber so lang im Hause des Juden als eine biedre, trotz kleinen Zettelungen pflichttreue Genossin geblieben, hat sie so lang den ungefährlichen Familien- und Glaubensdünkel mit aufrichtiger Wertschätzung der Güte Nathans versöhnen können, so wird die Alte wohl auch fortan ihre Sehnsucht nach dem christlichen Deutschland überwinden. Es ist klar, daß diese gute böse Daja neben einem Nathan nicht bestimmender in Rechas Bildung hat eingreifen können. Nathans Pflegetochter muß gegen die wohlmeinende Betörung gefeit sein.

Darf man auch von hier aus einen Blick nach Wolfenbüttel werfen, wo Lessing dem heranwachsenden Malchen König der liebe-

vollste Stiefvater war, in der treuen Hut der Geschwister einen Trost für den schmerzlichsten Verlust fand und tief ergriffen scheelsüchtige Nachreden abzuwehren hatte? Ja wenn diese beschränkte Daja zu Rechas gottloser Erziehung den Kopf schüttelt, so ist auch Lessings Haus von nichtswürdigem Geträtsch über eine gottlos aufwachsende Brut nicht verschont geblieben. „Mein Malchen", mag er gesagt haben, wie Nathan gleich in den ersten Versen ruft: „meine Recha" und dies lebendige, mit aller Kraft des Geistes und des Gemütes gebildete Eigentum allein der Tugend dankt. „Waise," so lautet ein orientalischer Spruch bei Herbelot, „ist nicht, wer seinen Vater verlor, sondern wer weder Kenntnisse noch gute Erziehung besitzt." In verwandtem Sinne fragt Recha, als sie vor der Möglichkeit den Vater zu verlieren zittert: „Macht denn nur das Blut den Vater, nur das Blut?", worauf Saladin erwidert: „Ja wohl, das Blut, das Blut allein macht lange noch den Vater nicht." Und in bewegter Rede führt Curd sich diese unantastbare Vater- und Kindschaft, diese höhere Familienweihe zu Gemüt:

Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel'?

Der gute Weise hat dem Christenkindlein nicht bloß das nackte Dasein gerettet, es nicht „durch die zweite Hand als Christin aufziehn lassen", sondern, was nur die Liebe kann, er hat es selbst mit aller Hingebung väterlich herangebildet.

Aber in dieser Recha, die ganz „Natur und Unschuld" sein soll, sind vom Dichter die Elemente kindlicher Schwärmerei und klarer Vernünftigkeit, die frühreif reflektiert, nicht recht ausgeglichen worden. Einerseits ist Recha eine kleine Philosophin, die „den Samen der

Vernunft, den er so rein in meine Seele streute," eifrig hegt, Nathans weise Lektionen über die „kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit toten Zeichen ins Gehirn nur drückt," altklug vor Sittah nachspricht und in langer Rede den lautren Weizen natürlicher Religion vor positivem Unkraut, vor Dajas bunten, sauersüßen, betäubenden Blumen schützt. Anderseits stürzt dies aufgeklärteste Mädchen sich Hals über Kopf in bodenlose Schwärmerei. Mag sie schwärmen, aber so, daß es mit ihrer sonst sehr bewußten Vernünftigkeit reimt, mag sie als ein Sprachrohr Nathans oder Lessings Aufklärung predigen, aber so, daß für ihre Verzückung noch Raum bleibt. Es wäre schlimm, wenn Nathans Abwesenheit das Feld allen Gespinsten Dajas preisgäbe; so auf der Oberfläche kann sein Unterricht in der gelehrigen Recha nicht haften. Das Theater macht seit Schillers Eingriffen die Predigerin mundtot oder verkürzt sie sehr, was den Lehrgehalt des Dramas schmälert, und läßt der Schwärmerei ihren Himmelsflug, was die Rolle dramatischer hält, aber das Mißverständnis begünstigt: Recha liebe den Templer, da sie doch nur für den Engel schwärmt und mit keinem Laut ein über die Dankbarkeit hinausschweifendes Gefühl für den Ritter aus Fleisch und Blut kundgibt. Lessing will zeigen, wie dies Mädchen, von einem holden frommen Wahn geheilt, mit geglätteter Empfindung völlig unbefangen dem Jüngling gegenübertritt und fortan nur um den Vater, den sie gefährdet glaubt, in leidenschaftliche Erregung kommt. Das Publikum, dem meistens eine Schauspielerin, die für diese Rolle nicht klug genug ist, die Brücke baut, wird schon aus Schlendrian die Liebe suchen, denn Liebe gilt ihm als ein Ergriffensein von Beiden; aber auch Nathan nährt doch zunächst eine frohe Hoffnung. Das ist eben dem Lauf der Welt gemäßer als die an sich psychologisch unanfechtbare Ernüchterung. Daß Recha schwärmt, errät Nathan, ohne dadurch überrascht zu werden, und eine gewisse Fassungslosigkeit in Lebenskrisen zeigt Recha auch gegen Ende. Die Schwärmerei für den Engel ist aber kein Anfall, sondern ein längerer Zustand, Nathans Bemühen, „die Engelschwärmerin geheilt zu sehn", zwar ein pädagogisches Meisterstück, die Kur des holden Kindes jedoch gar zu geflissentlich. Tagelang, auch da der weiße Ritter unter den Palmen Datteln aß, hat sie sich fort und fort in ihren frommen Wahn, ein Gebilde der nervenerregenden Feuernacht, ver-

senkt; mit „gierigem Aug'" folgt sie seinen Spuren, bis Curds Verschwinden den Wahn nur bestärkt. Mit einem recht unschwärmerischen „Das schließt für mich" wehrt sie jeden Einwurf hartnäckig ab, bis die väterliche Wunderlehre samt allen machtvollen Worten über den „Menschen" den Aufruhr ihrer Phantasie beschwichtigt, daß die „Närrin" sich der „Posse" schämt. „Dein Engel," sagt sie nun zu Daja. Danken soll ihr Vater; sie aber will, da der Mann keinen Dank begehrt, ihren Dank zu Gott tragen. Und doch! das Auslugen aus dem geheimen Fensterlein verträgt sich nicht zum besten mit der Gemütsruhe, die Recha dem Besuch des menschgewordenen Engels entgegenbringt.

Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich in Ruhe sehe.

Der Begegnung dieser noch unerkannten Geschwister soll in der Einen Szene, die sie bis zum letzten Aufschluß überhaupt zusammenbringt, ein irriger Eindruck möglichst fern bleiben: Curd entflieht stammelnd der Gefahr, Recha lenkt nach raschem Kniefall vor dem Retter das Gespräch einer wundersamen Eigenheit des Sinai zu. Sie bringt ihre, vielmehr Nathans, Auffassung der Allgegenwart Gottes in ein an sich sehr schönes Epigramm und erklärt endlich zu Dajas Staunen ganz gelassen, der Sturm sei vorüber, der Hunger befriedigt, das Fieber geheilt. Lessings Absichten sind klar und fein; ob aber eine Recha, die so klug und ruhig redet, auch so kindlich unbewußt ist, Curds rasche Leidenschaft gar nicht zu gewahren? Wie das schwierige Thema lag, mußte die Entwicklung auf dieser Bahn gesucht werden: ein Aufflammen des Jünglings, eine mystische Schwärmerei ohne Liebesleidenschaft und ein von Nathan gelenkter kalter Wasserstrahl für das Mädchen.

Dieser vielleicht anfechtbaren und von der Kritik oft wider den wahren Bestand und Zweck angefochtenen Partie entspringt sogleich eine Szene, worin die Hauptfigur des Dramas ihre ganze Stärke bewährt und das Banner eines tatkräftigen Lebensideals schon im Vorhof aufpflanzt. Auch der zwanglose Flankenangriff gegen die Orthodoxie fehlt nicht, wenn der gesamte Wunderglaube kritisch beleuchtet und, wenige Schritte vom Grab des Auferstandenen, ein

vermeintes Einzelwunder mit echt rationalistischer Erklärung, wie sie wohl gerade die Auferstehungsmythen betroffen hatte, wegräsonniert wird: der Engel war ein Mensch im lichten Mantel.

Nathan heißt der Weise. Bücher können, was Lessing im Bemühen, ein echter Mensch zu werden, schon als Jüngling sah, wohl gelehrt, nur das Leben kann weise machen. „Eigene Erfahrung ist Weisheit." Darum müssen wir hören, wie dieser jüdische Verächter „kalter Buchgelehrsamkeit" zur Weisheit emporgestiegen ist. Er, dem

> Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
> Das Kleinst' und Größte so in vollem Maß Erteilet . . .
> Das Kleinste: Reichtum. Und das Größte: Weisheit.

er offenbart allein dem Verständnis der frommen Einfalt, in welchen Kämpfen er der Weisheit letzten Schluß erworben hat. Leidend lernt' ich, darf er mit den alten Weisen sagen. Im Feuer der gewaltigsten Prüfung ist sein Gold geläutert worden. Und nur weil Lessings starke Seele die jammervollen Tage, da er um die Wendung der Jahre 1777 und 78 Gattin und Sohn verlor, mit gebändigtem Schmerz wiederum durchkämpfte, gelang ihm in dieser Erzählung Nathans, von der der Entwurf noch nichts wissen konnte, das Herzbewegendste seiner gesamten Dichtung. Niemals schöpft sie so tief und atmet so warm wie hier, wo ein ganzer Mann die schwerste Prüfung seines Lebens berichtet, um dann aufrecht zu den Pflichten des Tags zurückzukehren. Und gerade hier mögen wir an Lessings Geständnis denken, das Schröder überliefert: seine wärmsten Szenen hätten ihn die größte Kälte gekostet. Die Parabelweisheit vor Saladin soll alle Welt hören, doch die innerste Herzensgeschichte Nathans nur der Klosterbruder wissen und sie still ins Grab mitnehmen.

Beim Judenmord zu Gath ist Nathans Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen in seines Bruders Hause verbrannt — man erwäge, wie ihn der Gedanke „Recha verbrannt!" nach seinem frohen Eintritt erschüttern muß.

> Als Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt in Asch'
> Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —

Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen — . . .
Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm, übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will!

So empfängt er das kleine Christenkind als ein Geschenk von Gott — „Gott! auf Sieben doch nun schon Eines wieder" — und widmet dieser Recha siebenfache Vaterliebe. Seitdem ist ein frommer Determinismus, der überall unabänderliche Fügung hinnimmt und des Menschen Taten für höhere Taten ansieht, in ihm gefestigt. Er hat überwunden, und heitre Selbstbeherrschung macht ihn zum εὔκολος im schönen Sinne der Alten. Sein Ideal faßt sich in einem frommen Wort zusammen, mit dem auch der Muhammedaner die religiöse Ehrfurcht bezeichnet: „der gottergebne Mensch." „Wenn Islam Gott ergeben heißt, In Islam leben und sterben wir alle", predigt Goethes westöstliche Weisheit, und Recha hat von ihrem Vater gelernt, alles Wähnen über Gott der herzlichen Ergebenheit in Gott nachzusetzen. Daß aber Lessings Ideal der „Gottergebenheit" von allem untätigen Quietismus und allem dumpfen Fatalismus frei ist, lehrt das ganze Stück. Wer sich so kräftig zur Klarheit durchgerungen und mit den irdischen Gütern, die ihm dank einer klugen und unermüdlichen Tätigkeit Freiheit, Ansehn, Wohlstand schaffen, geistige Schätze gemehrt, wer die engen Satzungen seiner angestammten positiven Religion überwunden, als ein wahrer Naturfrommer sein reines Inneres religiös entwickelt und zugleich die Freude genossen hat, eigne Gottergebenheit in das Gefäß einer lieben Kindesseele zu ergießen, der darf unberührt von der Verachtung der ältesten und stolzesten Religion freien Sinns fragen: „Sind wir denn unser Volk?"

Nathan ist Lessings Humanus. Ein Jude, Shylock, vertritt in der Weltlitteratur den rachdürstigsten Haß, ein Jude die lauterste Nächstenliebe. Vollstimmig erklingt sein Lob im Drama, auch aus

dem Munde der Widerstrebenden. Daja weiß, daß er die Ehrlichkeit, die Großmut selber ist, so gut als klug, so klug als weise. Sittah wiederholt nach einer Schilderung seiner großen Handelschaft, daß Al Hafi gerühmt,

wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurteilen
Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.

Der überwältigte Tempelherr ruft: „Welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will.“ Weise, gut, gottergeben sind eins — was will ein Bonhomme gleich Wielands weisem Danischmende neben dem weisen Nathan?

Es ist der Seele des Stücks reichlich zugute gekommen, daß Lessings Geist sich so frei erweiterte, daß sein eignes Herz so viel Leid erfuhr, bevor er den alten Plan ausgestaltete. Unmöglich, sich den „Nathan“ auf einer Stufe der Jugenddramen zu denken! Aus aller früheren Litteratur sehen wir höchstens in weiter Ferne die einst so berühmten Lettres juives von Marquis d'Argens, dem Freund Friedrichs des Großen, die ein halbdutzend Bände hindurch in wirrer, kostümloser Rabbinerkorrespondenz nicht bloß dem Juden Bildung und Beobachtung leihen, sondern auch eine philosophisch-ethische Tendenz verfolgen und das Gebot der Nächstenliebe mit einer Anerkennung des Guten im Koran wie bei den Nazarenern und mit einem frühen Kosmopolitismus vereinen: Les grands hommes appartiennent également à tous les peuples: ils sont citoyens de l'univers entier, parce qu'ils font honneur à l'humanité. Die Jüdischen Briefe verdienen, wie unschmackhaft das Ragout auch geworden ist, ihren Platz in der Geschichte der Toleranz. „Nathan“ atmet mehr als Toleranz, denn bloßes Dulden kann auch aus frostiger Gleichgültigkeit oder berechnender Politik kommen; „Nathan“ atmet Liebe.

Lessing wollte natürlich die Schnur nicht durchreißen, die einen freigebildeten Menschen mit dem Volk seiner Abstammung zusammenhält. Wehe dem Schauspieler, der, wie es wohl vorkommt, den weisen Juden von Jerusalem als einen schlauen Juden aus Galizien

heruntermauschelt und ihn zum „Stockjuden" stempelt! Aber ein idealisierter jüdischer Umriß darf dem Manne, der da sagt: „Sultan, ich bin ein Jud," nicht ganz verloren gehn. Nathan ist kein salbungsvoller, weicher Redner, auch er braucht Humor, Spiel, behende Gesprächskunst. Döring ließ es daran nicht fehlen. Aus Lessings und Mendelssohns Briefen erinnert man sich, wie behaglich die Freunde das Geschichtchen vom Dukaten in ihre Dreieinigkeitsdebatten hineinwarfen: Moses ließ den Juden an den Christen einen statt drei Dukaten bezahlen, denn der Dukat habe Bildseite, Schildseite, Rand; Lessing faßte das Problem umgekehrt zu Gunsten kluger Hebräer-Liberalität, Nathanischer mit einem Worte. Er mag mit Mendelssohn, der stark in Distinktionen war, manchmal den Ball auf jüdisches Geistesgebiet hinübergeschlagen haben.

Welche Dialektik bewegt den die knifflige Lage hin und her wendenden Monolog, einen der meisterlichsten aller Dramatik, worin Nathan sich zur großen echt orientalischen Parabel rüstet und bezeichnend genug aus seinem Kaufmannsstand heraus den Unterschied von Münze und Wahrheit auseinandersetzt! Wenn er die Schwärmerin von den Engeln zu den Menschen herabruft, wandelt sein kluger Spruch ein alttestamentliches Thema ab, Worte des Elihu zu Hiob: „Schaue gen Himmel, und siehe, und schaue an die Wolken, daß sie dir zu hoch sind . . . Und ob du gerecht seist, was kannst du ihm geben? Oder was wird er von deinen Händen nehmen? Einem Menschen, wie du bist, mag wohl etwas tun deine Bosheit, und einem Menschenkinde deine Gerechtigkeit." Sein scharfer Verstand leidet nichts Unklares, sondern fährt mit einem kritischen „Hier giebt's zu unterscheiden!" dazwischen. Nathan fügt gern sein Fragezeichen zur nicht ganz probhaltigen Wendung des Partners, freut sich am spitzen Silbenstechen und ironisiert ein nichtssagendes „kurz und gut" durch den Einwurf „Und gut? wo ist das Gute?" Er neigt zum Wortwitz, wie „mit dem Spiele spielen", und breitet eine Lehre gelegentlich fast rabbinisch aus: „Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen" . . . . Diese Dosis ist von Lessing so weislich abgewogen, daß sie eben zur Färbung dient. Es stünde schlimm um unser Drama, wäre Nathan der Weise nur der Reformjude, für den man ihn hat ausgeben wollen, und das Humanitätsevangelium zur besondern Ehrung

Eines Volkes gedichtet. Deshalb darf auch ein Mendelssohnisches Element im „Nathan", das unleugbar vorhanden ist, nicht übertrieben werden.

Lessings erstes Auftreten in der Judenfrage (die, 1781 durch Dohm kräftig in Fluß gebracht, den „Nathan" als eine sozialpolitische Frage nur sehr mittelbar angeht) war, ohne jeden persönlichen Zusammenhang mit Israeliten, allgemeinen Betrachtungen über die schimpfliche Lage dieses zerstreuten Volkes entsprungen. Erst die bewegte Selbstkritik seines unreifen und auf halbem Wege stockenden Lustspiels „Die Juden" konnte des jüdischen Buchhalters gedenken und ihn in einem Atem mit demselben Spinoza nennen, dessen Name, dem Lessingischen beigesellt, einst Mendelssohns letzte Tage verbittern sollte. In den alten guten Jahren der Symphilosophie, da Lessing Urskizzen des „Nathan" ungeschrieben herum trug, hat sein Auge mit freundschaftlicher Bewunderung auf der reinen Tugend und dem Forscherssinn des im Gespräch so produktiven jüdischen Kaufmanns geruht. Als er das Drama endlich ausgestaltete, mag er auch an neuere Händel, die seines Moses Leben aufrührten, wie an Lavaters Missionsversuche gedacht haben, so daß Mendelssohns Antwort: Sie sind ein christlicher Prediger, ich bin ein Israelit, ohne das Kleid sind wir Beide Menschen, ein Echo im Palaste Saladins fand. Gelinderem Bekehrungseifer wird durch jenen Dialog „Nathan, ihr seid ein Christ" die feinste Antwort zu einer Zeit erteilt, wo mancher Christ sich naiv fragte, warum ein so braver und gebildeter Mann wie Mendelssohn im Judentum verharre? Doch allzu modern scheint das fanatische Trutzwort des Tempelherrn gefaßt:

Der tolerante Schwätzer ist entdeckt,
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen.

Auch solche verhetzende Gesinnung gegen den Führer der deutschen Judenschaft wühlte hier und da. Man mag sich ferner an den klugen Gumpertz, den liberalen Wessely als an Bekannte Lessings erinnern, dem zu Hamburg der Traktat eines portugiesischen Juden wider die christliche Religion nicht schlecht schien und dem ein ge-

wisser Abraham von Offenbach her revolutionäre Gedanken über das Heidentum der modernen Juden und das Judentum der heutigen Christen aus Anlaß der „Fragmente" mitteilte. Doch kann unser weitausschauendes Gedicht nur wenig persönliche Beziehungen zum leibhaften Judentum enthalten, und Frau v. Grotthuß macht es sich wieder im Familienstolz allzu leicht, wenn sie ihren Vater Aaron Meyer als Urbild des liberalen Kaufmanns, Moses als Urbild des Weisen hinstellt. Überdies ist Mendelssohn, wie jeder Billigdenkende das aus seiner Zeit und aus seiner Person heraus verstehen muß, mit aller aufklärerischen Philosophie niemals dem peinlichen Dilemma „Treu und frei" ganz entronnen. Die dem Reformer seines Volks obliegenden Pflichten hätten ihm auf die Frage „Sind wir denn unser Volk?" kein blankes Nein erlaubt, und daß zwei seiner Töchter zum Katholizismus übergingen, daß Abraham Mendelssohn seine Familie dem Protestantismus zuführte, würde nicht den Freigeist, sondern den Juden Moses, der Nahestehende durch „Religionseigensinn" quälen konnte, tief verletzt haben. So gilt auch in diesem Falle der Satz, daß dem Meister großer dichterischer Gestalten die Urbilder nicht leibhaft auf der Straße begegnet sind. Moses selbst freute sich des gedankenschweren Stückes, und wie seither gebildete Juden mit Fug das Theater bei Nathanaufführungen füllen, so ist an manchem Sonntag in Mendelssohns Lesegesellschaft der „Nathan" gemeinsam genossen worden: „Nathan der Weise war eins von Mendelssohns Lieblingswerken. Er erinnerte sich dabei seines vor ihm heimgegangenen Freundes und las oft selbst die Rolle des Nathan, der wohl nicht edler und wahrer dargestellt werden konnte, als von ihm"; K. Ph. Moritz übernahm dann den Tempelherrn oder Sultan Saladin. Am deutlichsten gab Moses seine dankbare Verehrung dadurch kund, daß er ein Söhnlein Nathan und ein Töchterchen Recha nannte, wenngleich er ehemals sprachliche Bedenken gegen die letztere Namenswahl Lessings geäußert hatte.

Nicht in müßiger Spekulation, sondern im tätigen Berufsleben, das hier und dort in das Stück hineinschauend auch den zähen und umsichtigen Geschäftsmann zum Wort aufruft, findet der weise Nathan Genügen. Der Vielgeprüfte kennt sein eigenes Herz, der Vielgewandte, Vielgereiste vermag Menschen aller Art

ſicher zu ſchätzen. Wie ſein Geſpräch von kleinen Spötteleien zu ſinnreichen Sprüchen, von traulichem Geplauder zu lichtvoller Belehrung, von haarſcharfen Bedenken zu einer großgegliederten Predigt ſtilgerecht anſteigen kann und für alle Themata den gemäßen Ton findet, ſo weiß er jeden Nachbar von der rechten Seite zu faſſen. Der gute Kloſterbruder verwandelt Nathans Ungeduld in herzlichen Erguß, dem Derwiſch begegnet er mit einer Würze freundſchaftlicher Ironie, der Daja mit knappem Ernſt oder Scherz je nach Bedarf, dem Sultan „ſtolz beſcheiden“. Alle lernen von dieſem weiſen Pädagogen oder ſollten doch von ihm lernen. Wie verſteht er es, ſich vor dem verbitterten Jüngling in ſeinem ganzen Menſchenwert dünkellos zu erheben, indem er ſich vor ihm erniedrigt und zur Antwort auf das erſte ſchnöde „Kaufe nichts“ und ſchmähende Reden herabgebeugt den Mantel küßt, den das Feuer in jener Nacht verſengt hat! Es gibt kein treffenderes Exempel zur Lehre Spinozas, daß Haß den Haß mehre, Liebe jedoch ihn in Liebe verwandle, daß wer Beleidigungen mit Liebe heimzahle, ſich im ſchönſten Kampf frohe, ſtarke Beſiegte ſchaffe. Und Recha ſoll nicht bloß erzählen, welche Weltanſchauung ihr vom Vater überliefert iſt, ſondern wir ſollen Augen- und Ohrenzeugen dieſes erziehenden Unterrichts ſein, der den Samen der Vernunft ausſtreut, die Dämpfe der Einbildung verjagt, bald ſacht, bald mit einer plötzlichen Wendung ans Ziel führt, dem überſpannten Geiſt ein kaltes Bad bereitet und den niedergeſchlagnen nach einer ſtrengen Kur mit dem ſchönen Wort aufrichtet: „Es iſt Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche.“ Dieſe Szene, hell und klar wie ein friſcher Morgen, nimmt das ganze tatenloſe und empfindungsſelige Geſchlecht in Zucht, das die Herzchen verzärtelte und die Arme in den Schoß legte, ſtatt ſie ungebeugt zu regen, wie Goethe, der geneſene Werther, mit machtvollen Verſen mahnte. Darin zeigt ſich denn der große Schriftſteller als großer Erzieher ſeiner Nation, daß er die erſchlafften Schwingen ſtählt und den himmelnden und blümelnden Patienten im Spital der Empfindſamkeit als ein Geſunder ſeine ſtete Loſung zuruft, der Menſch ſei zum Handeln geboren. Wie kann neue Hyperkritik dies Drama für eine comédie larmoyante, dieſen Nathan für einen Rührgreis ausgeben? Die Tat iſt alles! In den Verſen:

Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? wie gern der schlafste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

wird jeder, der Ohren hat zu hören, auf das erfrischende Lebensideal der Energie verpflichtet. Darum will auch Nathan, als er mit nassem Aug' erzählt hat, welche Taten der gottergebene Mensch sich abgewinnen kann, nicht die Wollust des Schmerzes auskosten, sondern er richtet sich männlich auf: „Laßt uns länger nicht einander nur erweichen. Hier braucht's Tat." Auch der Schauspieler soll sich das merken, und Sonnenthals edle Darstellung war doch zu weich. Man dämmt, ohne sich menschlicher Tränen zu schämen, das überwallende Gefühl zurück; Nathan spricht freundlich abbrechend zu seiner fassungslosen Tochter, die mit lautem Aufschrei ihm zueilt: „Wir verstehen uns! — Genug! — Sei heiter! sei gefaßt!" Bene agere et laetari im Sinne Spinozas.

Gute Taten sind die Triebfedern des Stückes: auf dem guten Handeln Nathans beruht es, Saladins rasche gute Tat ermöglicht erst die rasche gute Tat des Tempelherrn, so daß eine fortlaufende geschlossene Kette zum Bewußtsein bringt,

wie aus einer guten Tat,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Taten fließen.

Nicht so sehr einzelne, sondern ein ununterbrochnes tiefes Wohltun wie Nathans väterliches Erziehungswerk. So illustriert das hochsinnige Drama in Wort und Handlung die Lehre der Parabel, daß der Mensch durch herzliche Verträglichkeit und Liebe die Gotteskraft seines Ringes betätigen, daß er erst begreifen und dann üben müsse, daß nur im Frieden allseitiger Hilfeleistung das Ideal der Humanität errungen werde.

In derselben Zeit des höchsten Greisenalters, wo sein Geist prophetisch die Summe aller Weisheit im „Faust" zog, hat Goethe ein ergreifendes Bekenntnis der reinsten Nathangesinnung abgelegt (an Sulpiz Boisserée, den 20. März 1831): „Des religiösen Gefühls

wird sich kein Mensch erwehren, dabei aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten. Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab' ich treulich durchgeführt und von der Erschaffung der Welt an keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren, und insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältnisse stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren." Hypsistarier zu sein, ist das Menschenideal unsres „Nathan".

Niemals ist das alte große Wort des Römers: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches acht' ich mir fremd" tiefsinniger und gedankenloser, grollender und friedlicher, mit höherem und mit trivialerem Pathos durch alle Tonleitern durchgesprochen worden als in den Jahrzehnten von der Geniezeit bis hinab zu dem zahmen Menschenfreund Iffland und dem leichtfertigen Apostel „naiver Menschheit in gefallnen Busen" Kotzebue. Während die französischen Verfechter der Menschenrechte, denen Jean-Jacques als Sturmvogel vorausgeflogen war, gegen die Zwingburg anrücken und die Bluttaufe für Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit rüsten, entfalten deutsche Philanthropen und Logen ein friedliches Bemühen, und Schriftsteller bilden die reichste Terminologie zwischen den Polen „Mensch" und „Unmensch" aus. Revolutionär das junge Geschlecht, wenn es wollüstig zu einem großen Mann aufschaut, vor heroischen Menschen der Antike den Ekel gegen die Buben und Wichte des tintenkleckſenden Säkulums nährt und seinem Propheten in den geträumten Orden der Natur nacheilt; enthusiastisch Schillers Freudenruf „Alle Menschen werden Brüder"; phrasenhaft der Hauspoet, der den „guten, edlen Menschen" tränenselig belohnt und den „Marodeur an der Menschheit" aus dem Festsaal des Biedersinns verstößt oder auch durch des Basses Grundgewalt den Wert, ein Mensch zu sein, verkündigt; in geklärtem Idealismus unsre Klassiker auf der Höhe, zu der mehr als Einer von ihnen erst durch Sturm

und Drang emporgekommen war. Humanus heißt der Hohepriester in Goethes edlem Torso der „Geheimnisse", und bis zum sozialistischen „Band" der „Wanderjahre" sucht das Ideal allgemeiner Brüderschaft Verkörperung. „Du findest," schreibt Goethe 1782 an Lavater, „nichts schöner als das Evangelium, ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich." „Menschen" führt Lessings „Nathan" einander in die Arme.

„Laß dich umarmen, Mensch! — du bist doch noch mein Freund?", so grüßt der Jude den Derwisch, als seien „Mensch" und „Freund" nur verschiedene Worte für denselben hohen Begriff. Was der junge Schiller in Rousseau erfüllt sah, daß er aus Christen Menschen werbe, lebt und webt idealisch in unserm Drama. „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?" fragt Nathan, der Menschenfischer, der nicht am Ganges nur einen findet, dem es genügt, ein Mensch zu heißen. Nach Menschenwert will man geschätzt sein, nicht als Glied eines Volkes.

Als Christ, als Muselman: gleich viel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Turban, oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

sagt mit großartiger Wendung der Sultan zum Tempelherrn. Dieser aber hat vorher dem befreiten Juden gegenüber Lessings Mahnwort an die ausschließliche Judenschaft kräftig verkündet:

Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Christ und Muselman vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott!

So bringt Sittah — als der rasche Bruder, seinem Lieblingstraum einer doppelten Verschwägerung mit dem Christenhause des Richard

Löwenherz nachhängend, schwärmt: das hätte Menschen geben sollen! — einen lebhaften Ausfall gegen christliche Menschenmäkelei, dessen Schroffheit nur durch die Achtung vor Christi edler Menschlichkeit gemildert wird:

> Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
> Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
> Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
> Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,
> Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
> Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat getan. —
> Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
> Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
> Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
> Was Tugend? — Seine Tugend nicht; sein Name
> Soll überall verbreitet werden; soll
> Die Namen aller guten Menschen schänden,
> Verschlingen.

Und sehr charakteristisch sind in dieser Hinsicht manchmal die bloßen Anreden. „Was, Jude? Was?", fragt Curd mit verächtlicher Eile Nathan, als gönnt' er ihm kaum das kürzeste Gespräch; nach jenem Kuß auf den versengten Mantel verbessert er sich stockend: „Aber, Jude — Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan —". „Tritt näher, Jude!", beginnt Saladin als stolzer Sultan und gibt der Vorverhandlung durch ein herrisches „Aufrichtig, Jud!" Gewicht; so redet er nie wieder zu dem Menschen, dessen hohe Weisheit ihn unterwirft. Doch „Sei ruhig, Christ!" ertönt's von seinen Lippen, wenn der Tempelherr einen Nathan hitzig den Schwärmern seines Pöbels preisgeben will, und Curd empfindet des Vorwurfs ganze Last, die Saladin in diese Silbe preßt. Und wieder beim letzten Rückfall des Jünglings in niedrigen Verdacht ruft ihn solch ein inhaltschweres „Christ!" zur Ordnung, das wuchtig zusammenfaßt, was früher als das Gebot erklang: „Sei keinem Juden, keinem Muselmanne zum Trotz ein Christ!" Wenn aber der gute Bruder Nathans Tugend aufs höchste zu rühmen wähnt, indem er bewegt ruft: „Nathan, Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie", lehnt Nathan dies vermeinte größte Lob mit milder Überlegenheit ab: „Wohl uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden." Immer

springt die Grundanschauung hervor, der Adel guter Menschen sei an kein Land und kein Bekenntnis gebunden; hier am stärksten die einseitige Tendenz des Rationalismus, allen Glaubensgehalt zu verblasen und nur sittliche Aufklärung gelten zu lassen. Humane Tugend ohne jede Schranke der Religion und Abstammung, ein schönes Luftgebäude!

Wo gute Menschen einander finden, da schließt ohne Rücksicht auf Stand, Volk und Glauben herzliche Freundschaft Hand in Hand. Hier empfängt der deutsche Kultus der Seelenfreundschaft seine letzte Weihe. Die hinreißende Bitte „Wir müssen, müssen Freunde werden!“ und die Gewährung „Wir sind es schon“ klingt von Mund zu Mund. So erbittet Curd Nathans Verzeihung und Liebe; „Sei mein Freund!“, sagt der Sultan mit ausgestreckter Rechten zu dem Weisen, der wie Lessing die Kleinheit der Großen kennt, aber wie Lessing „auch ein Freund der Großen ist, insofern sie Menschen sind“. Und dies überströmende Werben um Freundschaft vereint auch die Frauen: Freundin, Schwester, Mütterchen, nur nicht Prinzessin will Sittah von Recha, die im ersten Augenblick ihr Herz erobert hat, genannt sein.

Den vornehmsten Denkmälern großer Blütezeiten ist es gegeben, im Kunstgewande den Vollgewinn der Gedankenarbeit und der ethischen Errungenschaft ihrer Epochen darzubieten und dergestalt auch didaktisch die höchsten Stufen erziehender Wirkung unverlierbar einzunehmen. Lessing ist der Erste, der im deutschen Drama, ohne die Gebote der lebendigen Bühne je aus dem Auge zu verlieren, als ein Pädagog seines Volkes die ernstesten Fragen der geistigen und sittlichen Aufklärung behandelt.

Die Neuheit und Hoheit des Vorwurfs gebot eine neue, gehobene Form. „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe“, sagte Lessing unter der Arbeit besorgten Freunden, die schon ein Pöbelgeschrei gegen den deutschen Voltaire erschallen hörten. Er bemühte sich auch, durch eine das Publikum überraschende Versifikation, durch sorgliche Beratung mit Ramler, durch emsiges „Flicken und Feilen“ bei der Durchsicht, selbst durch eine klar deutende Interpunktion, für deren phonetisches Prinzip ein Vorwort bedacht war, sein

Drama zum dauerhaften Kunstwerk zu erhöhen. Ein Gipfel sollte dem theologischen Kampfgefild entsteigen. Die Kernszene wurde langsam gefördert; sie sei ihm wirklich am sauersten geworden, sagt Lessing selbst, der in andern Briefen nach gewohnter Art, bisweilen paradox, über die Form seines „Nathan" scherzt. „Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten, denn das wäre gar zu ungereimt." Den Alexandriner hatte Lessing schon längst vor den üblen hamburgischen Theatererfahrungen verabschiedet; den von Ramler töricht vorgeschlagenen Ersatz, antike Trimeter mit einem Anapäst an vorletzter Stelle, konnt' er nicht brauchen, weil der griechische Sechsfüßler dem selbst im Wortgefecht feierlichen und getragnen Stil des alten Theaters, nicht aber dem Bedürfnis der modernen Dramatik und am wenigsten des dialektischen „Nathan" entspricht. Das deutsche Schauspiel verfügt über zwei äußerst leistungsfähige Versarten, den in England durchgebildeten Blankvers und die Reimpaare mit vier Hebungen. Diesen, unsren alten „Knittelversen", gab Goethe neuen Adel, und ihre Vielgestaltigkeit, ihre dem knappsten Ausdruck wie der kunstvollen Periode gleichmäßig gehorchende Struktur bleibt einer bedeutenden Bühnenzukunft sicher.

Den Blankvers hat, nach einzelnen Versuchen vom sechzehnten Jahrhundert her, schon Gottsched dem „verdrüßlichen Reimen" gegenüber, ohne rechten Mut der Praxis für sich und seine Schule, empfohlen. Wir sahen, wie Lessing und Genossen, er selbst nur verborgen, schon in den fünfziger Jahren mit diesem Blankvers, nach dem Muster mehr des englischen Epos, Proben anstellten und auch der Meister des deutschen Alexandriners, Elias Schlegel, gleichfalls im stillen das Experiment verfolgte, dem auf epischem und didaktischem Gebiet der Übergang vom Alexandriner zum Hexameter entspricht. Cronegk und Brawe machten den Tausch mit. Weiße schlug nicht durch, der große Sprecher Ekhof hatte Bedenken gegen die Einführung einer neuen Form, und Schröders Preisgericht wollte 1776 zwar die Tragödien in Versen nicht ganz ausschließen, aber Tragödien „in Prosa, von sonst gleicher Güte, viel lieber" sehn. Auch Shakespeare mußte darum, trotz dem Anlauf Mendelssohns, also eines Lessingischen Freundes, trotz dem Basler Anonymus und trotz Wielands Ausnahme für den „Sommernachtstraum",

lang im Fegefeuer der Prosa schmachten. Die ganze Stärke des Blankverses konnte jedoch nur dem aufgehn, der ihn beim größten germanischen Dramatiker studierte und als geheimer oder öffentlicher Dolmetsch Shakespeares nachbildete. Herder, dem manche Rede des Briten meisterlich gelang, ward sein Herold, Wilhelm Schlegel sein Werkmeister; zwischen beiden an Shakespeare geknüpften Kundgebungen, der theoretischen und der exemplarischen, stehn der „Nathan" und Schillers erste, noch unvollkommene, doch weit schwungreichere Jamben. Herders „Fragmente" sprachen 1768 das wohlbegründete Todesurteil über den eintönigen, charakteristischer Abschattung feindlichen Zwang des deutschen Alexandriners aus, den die Hübner und Opitz uns aufgezwungen, und traten mit überzeugender Beredsamkeit für den Quinar ein: „Wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehreren Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Deklamation werden können. Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich den Motiven anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Kadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern" ... Das neue Metrum „wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigentum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt". Dies Herdersche Programm ist bis ins einzelne, bewußt oder unbewußt, maßgebend geworden für Lessings Behandlung der fünffüßigen Jamben, die er nun, geraume Zeit nach „Kleonnis" und „Fatime", flüchtig im „Spartacus" erprobt und im „Nathan" kraft seiner großen Autorität so zum Sieg geführt hat, daß Deutschland mit ganz berechtigter Nichtachtung aller kleinen älteren Vorgänger, auch der bedeutsamen Gotterischen „Merope" (1774), die Geburt seines Blankverses einmütig ins Nathanjahr 1779 verlegt.

Lessing horchte nicht gleich Wieland und dem bekehrten Götzdichter auf die weiche Flöte der Italiener. Er hat sich nicht am Kunstbau geschmückter Stanzen versucht und nicht wie Iphigeniens Sänger aus den wogenden Perioden des griechischen Trimeters den letzten Antrieb gegen ein halbschüriges Schwanken zwischen Vers und Prosa empfangen. Bei Goethe entwickelt der Vers sich all-

gemach in natürlichem Wachstum, lüpft szenenweis die Prosadecke des „Egmont" und bricht in der „Iphigenie" zur rechten Stunde wie ein Schmetterling aus seinem Puppenstand hervor: „Es kommt die Zeit, er drängt sich selber los und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß." Die Verse der „Iphigenie", große Strecken weit auch des „Tasso", dessen erste Prosa Goethe sinnend neben den „Nathan" legte, der „Natürlichen Tochter", harmonisch durchgebildet und so rein vollendet, daß unsre Stimme durch die Rezitation ihnen wehzutun fürchtet, dies regelmäßige, melodische Kommen und Weichen langer Wellen, wie Goethe das am Gardasee belauschte, sind der ausgeprägteste Gegensatz zu Lessings Jamben. Hier trifft man keine Zartheit, keine Musik, keine feinen Gelenke des Einzelverses, an dessen Schluß Goethe gern einen sanften Atemzug erlaubt, vielmehr nach jener Anleitung Herders: Stärke, Wechsel, Differenzierung, Sprünge, Dissonanzen, Cäsurlosigkeit, freiere Betonung; allerdings in Partien wie der Parabel einen geglätteten Aufstieg, zumeist jedoch teils aus Ungeübtheit, teils um grundsätzlich dem sermo pedester wie etwa Horazens Hexameter hübsch nahe zu bleiben, ein unruhiges, oft holpriges Zickzack. Sehr selten ist der Lessingische Vers eine Einheit. Rascheste Vergleichung einer Seite Goethes oder einer viel dramatischeren Schillers und eines Nathanblattes genügt, dort einen wohlproportionierten Körper, hier lauter scheinbare Verrenkungen zu sehn: mehrere Personen teilen sich gern in den Vers, die Interpunktion spaltet ihn vielfach, das Enjambement, so rücksichtslos wie nirgend anderswo behandelt, reißt die engsten syntaktischen Verbindungen entzwei und trennt das Zusammengehörigste durch den Einschnitt des Versendes. Aber, und das gibt den Ausschlag, diese Verse wollen eben nicht als Fünffüßler betrachtet und schulgerecht skandiert, sondern als freie Jamben, die sehr wohl in den wechselnden Perioden von vers irréguliers gedruckt sein könnten, vernommen werden; hatte doch Lessing einst sogar die zwanglosesten dithyrambischen Maße für das Drama empfohlen. Wenn man längere Reihen des „Nathan" lebhaft spricht, werden Cäsuren und Enjambements gar keine Rolle spielen oder diese nur da auffallen, wo klingender Ausgang beim raschen Übergleiten vom sichtbaren Versschluß einen Anapäst ergibt. Man wird nie die Harmonie der syntaktischen und einer ge-

gebenen metrischen Gliederung bewundern können, doch etwa die Unruhe Hafis in solchen zerstückelten Jamben unübertrefflich ausgeprägt finden und kaum unterscheiden, welche drei von den sechs Einschüben „sagt der Patriarch" nicht innerhalb je eines und desselben Verses stehn.

Die reichlichen Sentenzen dringen zwar nicht klangvoll gerundet wie Schillers geflügelte Worte, doch präzis ins Ohr. Reden und Gegenreden entfalten die behendeste Dialektik, obwohl an manchen Stellen eine gewisse Künstlichkeit auffällt. Es stimmt durchaus zur Absicht des Dichters, wenn der Vers seinen idealisierenden Trieb nur so weit ausübt, daß die Sprache zwischen dem natürlichen Umgangston und dem festlichen Schmuck gebundener Poesie die Mitte hält; und hat Friedrich Schlegel mit epigrammatischem Witz von einem durchgängig cynisierenden Ausdruck geredet, der wohl nur die beste von Lessing geschriebene Prosa sei, so halte man Lessings eigne Pointe dagegen: „Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als meine Verse. Ja, wirst du (Bruder Karl) sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubnis, ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären." „In Ansehung des Wohlklanges", schrieb er an Ramler, meine er seinen Versuch „so ziemlich von der Hand wegschlagen zu können. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt, sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte" und der Vers auch leichter als eine schnurgerade Prosa die nötigen polemischen Absprünge gestatte. So zweckgemäß nun die Form des „Nathan" ist, darf doch nicht geleugnet werden, daß viele gewaltsame Synkopen und Apokopen, die Ausfüllung ganzer Verse durch lauter einsilbige Wörter, darunter so mißtönende Vokalreihen, wie „Mild ihm im" „Ihr! Ich! ich ihr" „ich hier sie in", daß Kakophonien wie „nun wissen wessen" oder „auch wohl wo" der emsigen Feile leider getrotzt haben, daß sehr charakteristischen Wiederholungen desselben Wortes bloße Füllsel reichlich zur Seite stehn und die Häufung „Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's! Sind" . . . den Schluß keineswegs verziert, sowie daß außer modernen Fremdwörtern manche vulgäre Wendung: ein „es klemmt" oder „noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht" in Saladins, ein sehr anstößiges

„verhunzen“ in des Tempelherrn Munde, bedenklich aus dem Kostüm fällt. Der Leser und Hörer wird an solchen Stellen doch mit Gervinus nur rufen: „Schade was um die schlechten Verse!“ und im unverkümmerten Genuß der gedankenweckenden Kraft dieses Stils folgen, der Jeden fesselt.

Als Schiller den „Don Carlos“ schuf, ist er nicht bloß mit jugendlichem Sturmlauf in Lessings geistiges Erbe hineingesprungen, einen Domingo brandmarkend, König und Malteser nach Saladin und Nathan zum enthusiastisch erhobenen Gespräch über Gedankenfreiheit vereinigend, sondern er ist auch formal in die Schule des berühmtesten neueren Versdramas gegangen. „Sichtbar“ zu sehen, sagt Jakob Grimm, „ist schon in Schillers Fiesco der Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebene Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser als die Lessingschen“. Sie haben den volleren Klang, das dramatischere Tempo und lassen die Meisterschaft ahnen, die nach einer langen Pause, da der klare Spiegel der Goethischen Seelendramen weitab vom Theater erglänzte, da endlich unser eingedeutschter Shakespeare den Bühnenblankvers auch für Schillers Pathos schulen half, den „Wallenstein“ erfüllte. Der Prolog vom Herbst 1798, die großartigste Theaterrede, die je gesprochen ward, muß für Inhalt und Form der neuen heroischen Kunstschöpfung um ein williges Gehör werben, als versuche das deutsche Drama hier zum erstenmal, die Nation „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen“. „Nathan“ aber war schon zwanzig Jahre vorhanden als bloßes Buchdrama.

Nur auf Leser hatte der Nathandichter selbst gezählt, und an solchen fehlte es 1779 nicht, wo der von zweitausend Subskribenten vergriffenen Osterauflage bald eine zweite, dritte rechtmäßige Ausgabe folgten und der erste Nachdruck natürlich nicht lang auf sich warten ließ. Wien hatte löblich zweihundert Exemplare begehrt, aber Lessing sandte die Liste zurück, um der gefräßigen Zensur kein Futter zu schneiden. Frankfurt verbot den Vertrieb. Leipzigs Theologenfakultät wünschte die Konfiskation des religionsfeindlichen Schauspiels und strich zur Begründung dieses frommen Zwecks eine Reihe Stellen an, doch hat ihr von der Bücherkommission

weiter geleiteter Antrag in Dresden weniger Glück gemacht als 1775 die Hetzjagd gegen den „Werther“. Manches Nathanbändchen ging unter unbemittelten Leuten von Hand zu Hand; an manchem deutschen Teetisch trug der Hausvater das Drama der Aufklärung den Seinen vor, oder ein Freundeskreis teilte sich in die Rollen. Die Tageskritik aber blieb auffallend stumm, und die Lobeserhebung der Charaktere sowie der Sprache, seltener der Geistesfreiheit, ist in den spärlichen Rezensionen durch die Bank so schal, daß Wieland nach mehr als einem Jahr erklären mußte, kaum eine Beurteilung von „Nathans“ dichterischen Verdiensten zu kennen, sondern nur Deklamation und Achselzucken über die darin gelehrte Religionsmeinung. Ausführlich sprach allein die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung. Waren die berufenen Zeitschriften, auch Wielands eigner „Merkur“, zu lahm und vor einer hohen Obrigkeit zu bang, um dieses in vieler Hinsicht epochemachende Geschenk nach Gebühr zu würdigen? Auch die orthodoxe Rechte verhielt sich schweigsam: der Altonaer Reichspostreuter, Freund Wittenberg, trompetete bloß ein rasches Signal gegen diese bitterste Satire auf den christlichen Glauben. Die heruntergekommenen Frankfurter gelehrten Anzeigen, unter der Überschrift „Indifferentismus in der Religion“, fanden das Drama, das lesen möge, wer dergleichen verdauen könne, wohl eines Mendelssohn würdig, aber keines Dichters im Schoße der Religion Jesu, und riefen vor dem Abdruck des ersten Parabelstückes diesem Mann im Osten ihr Wehe zu: „Welch ein Bild von Gott?!!!!!“ Und schon ein paar Wochen früher, am 4. Juni, hatte dasselbe Journal, das seit den „Anti-Goeze“ Lessings Witz „in Kot gesunken“ fand, ein bösartiges Gedicht von Pfeffel „Das Goldstück“ wiederholt (auch in den Vossischen Musenalmanach für 1780 aufgenommen, zu Lessings großem Ärger und unsrer Verwunderung über den Redakteur). Die Schlußwendung zielt auf die Fragmente, doch im Trödeljuden Ephraim, der einem Knaben weismacht, sein altes Goldstück sei falsch, konnte man nun auch den Parabeldichter Ephraim Lessing sehen, wie ihn der blinde Mann in Colmar sich karikierte. Aus dem Trupp der Nathanfeinde, die nach Lessings richtiger Voraussagung in Kämmerlein und Konventikeln über die freche Feier jüdischer Gottlosigkeit zeterten, trat nur Einer zu gründlicher Abwehr hervor, ein greiser invalider

Schwachkopf der Gottschedischen Schule, Balthasar Ludwig Tralles, Arzt und naturschildernder Dichterling in Breslau. Seine „Zufälligen alt-deutschen und christlichen Betrachtungen", die 1779 in einem polemischen und einem viel größeren, auch entsprechend langweiligeren apologetischen Teil erschienen, atmen „Schaudern und Entsetzen" vor der zügellosen Voltairischen „Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Überlegung, mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben", vor der sprachlichen Auflehnung gegen „das alte gute reine Deutsche nach Gottscheds Sprachlehre" (wobei einige berechtigte Zweifel auftauchen), vor der neuen Orthographie „oder vielmehr Pseudographie, die nunmehr bis auf den Gipfel der Torheit steiget". In der „Duplik" hatte Lessing gehöhnt: es sei immer rührend, wenn der abgelebte schwache Nestor sich dem ausfordernden Hektor stelle, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden wage; jetzt tat er sehr recht daran, nur brieflich dieses altersschwachen Schlesiers zu spotten, gegen den noch 1781 Herr v. Schütz mit einer unnützen und herzlich unbedeutenden Verteidigung zu Felde zog.

Alle Stimmfähigen bezeugten, welches Fest des Geistes ihnen eingeläutet sei. „Er ist Lessings würdig, wenn es auch weniger Drama als Philosophie in dramatischer Form wäre", schrieb Leisewitz in sein Tagebuch, als er am 11. Mai den eben erschienenen „Nathan" durchgelesen hatte. Die alten Getreuen schworen darauf, Lessing habe nichts Besseres geschaffen und könne nichts Größeres hervorbringen. Gleim rief, wenn die Dummheit und Bosheit ringsum über die Verherrlichung des Juden murrte, mit dankbaren Tränen: „Gott erhalte Nathan den Weisen!" und identifizierte den Helden mit seinem Schöpfer, jetzt in Briefen, dann in der Grabschrift „Nathan der Weise ruhet hier", bis er endlich mit kindlicher Blasphemie und arger Reimtechnik seinen bewunderten Dichter neben, wo nicht gar über den lieben Gott erhob: „Den weisen Salomon schuf Gott der Herr, Den weisen Nathan aber schuf uns Er!" Moses Mendelssohn, der später diesen „Nathan" als herrliches Lobgedicht auf die Vorsehung und als Anti-Candide pries, zollte den bündigsten Beifall und erleichterte nach Lessings Tod sein volles Herz, indem er dem Bruder schrieb: „Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Bio-

graph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies tat er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand." Andächtig fand die „versammlete Gemeine" der Reimarer im „Nathan" ihre liturgische Lektion: der Dank kam aus Elisens Feder: „Tausend Gotteslohn für Ihren Nathan, lieber Lessing! Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns . . . So ein Jude, so ein Sultan, so ein Tempelherr, so eine Recha, Sittah — was für Menschen! Gott! wenn es deren viele von ordentlichen Vätern geboren gäbe, wer möchte nicht so lieb auf Erden als im Himmel leben, da, wie Sie ganz recht bemerken, der Mensch dem Menschen doch immer lieber bleibt als der Engel. Sie haben Wort gehalten: eins Ihrer rührendsten Stücke ist Nathan geworden, in dem ganzen Umfang und der edelsten Beziehung des Worts." „Tausend Ausrufungen des Entzückens" tat F. H. Jacobi während der Lektüre.

Die gewichtigste Anerkennung aber kam aus Weimar; in ein paar schlichte Worte, wie in einen starken Händedruck, faßte Herder, auch ein Kollekteur für „Nathan", seinen Beifall zusammen: „Ich sage Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk." Wäre nur der vertraute Gedankenaustausch der Weimaraner gebucht worden, besäßen wir nur Herders und Goethes Gespräche! „Vor Nathan dem Weisen", erzählte Knebel 1780 in Pempelfort über Goethes Anteilnahme, „sei er ordentlich prosterniert. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst", fügt Jacobi hinzu, „hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Komplimente über sein Stück gemacht."

Das geplante Nachspiel „Der Derwisch" (neben dem auch ein höchst problematisches „Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Er-

findung des Herrn Jesu Christi", der „Fromme Samariter", erwähnt wird) hat Lessing nicht geschrieben, und die Frage, ob Al Hafi darin unter seinen Lehrern am Ganges oder nach Jerusalem heimgekehrt erscheinen sollte, bleibt ein müßiges Spiel des Witzes. Nur so viel dürfte sicher sein, daß der sentimentale Rousseauton, mit dem Klinger in seinem Drama „Der Derwisch" den Sehnsuchtsruf Hafis wieder aufnahm, keinen Ersatz für Lessings verklungenen Epilog bildet; spekulativer moderner Seitenstücke, die doch vielmehr an das Jugenddrama „Die Juden" erinnern, wie Reinickes „Nathan der Deutsche" (1784), und einer späten Parodie „Der travestierte Nathan" zu geschweigen, worin Julius v. Voß seine liederliche Muse mauschelnd und sonettierend den romantischen Komödienstil lehrte, 1804, gleichzeitig mit einer anonymen Karikatur, deren Held Saladin auf Napoleon zielt. 1782 hatte der Meininger Hofpastor Pfranger in leidlicher Sprache und Metrik, aber mit stümperhafter Technik und der lauwarmen Stimmung eines halbliberalen Apologeten, dem „Nathan" ein langatmiges Gegenstück „Der Mönch vom Libanon", dem Judenmärchen eine christlich-positive Parabel entgegengestellt. Hier wird Nathans Weisheit und Tugend einerseits anerkannt, anderseits in ihrer traurigen Unzulänglichkeit entlarvt. Saladin ist vom Anfang, wo ihm Nathans Lehre Hirn und Herz martert, bis zum Schluß, wo dem Sterbenden seine Jugendsünden ins Gesicht geschleudert werden, als hilfloser Schattenkönig aufs Siechenbett gestreckt. Statt des christlichen Patriarchen führen ein giftmischender Imam und ein plumper Marionettenbösewicht von Mameluk die Ränke. Alles verklärende Licht ergießt sich über den mönchischen Leib- und Seelenarzt vom Libanon, den verkappten Assad; dieser große Unbekannte gibt auch, lang bevor er das Familiengeheimnis enthüllt, durch seine Rede, sein Gebahren, seine Bibel die Seele Rechas dem Christentum zurück. Ein schwächliches Pastorenstück, das trotz einer zweiten umgearbeiteten Auflage spurlos vorbeistrich. Goethe hat „vom Libanon den heiligen Mann", dem fälschlich auch die Urheberschaft eines gemeinen sechsten Akts zur „Stella" in die Schuhe geschoben ward, noch spät nebst dem Wertherfeind Nicolai und Pustkuchen, dem frömmelnden Sudelkoch der falschen „Wanderjahre", grausam zu einem Dreibund vereinigt. Freundlicher erscheint Pfrangers Bild

an der Seite Reinwalds und Schillers während dessen Bauerbacher Weltflucht.

Der so deutsche wie internationale „Nathan" legte weite Reisen durchs Ausland zurück und kam bis zu den Türken. Neugriechische Übersetzungen von hervorragenden Staatsmännern stehn neben des Erbprinzen Bernhard von Meiningen hellenischer „Emilia Galotti". Keinem Kulturvolk ist er fern geblieben. In England folgten auf eine durch den entehrten Flüchtling Raspe schon 1781 dargebotene schlechte Prosa zunächst als Privatdruck, 1805 öffentlich William Taylors Verse, gewannen aber der geschickt übersetzten Parabel nur zögernden Beifall. In Frankreich, wo man gar diesen Saladin unwürdig fand und wo auch Mad. de Staëls Urteil nicht tiefer drang, schritt Joseph Chénier nach Friedels behutsamer Prosa (1783) zu einer ganz freien dreiaktigen Bearbeitung, die auf zahlreiche Szenen, selbst Nathans Erzählung vor dem Frère Bohomme, auf Derwisch und Sittah leider verzichtet, um endlich aus dem Templer und Zoé-Recha doch ein Paar zu machen; ein nicht übles Pröbchen mag zeigen, wie die deutschen Sprechjamben sich in der getragneren Alexandriner-Deklamation unsrer Nachbarn ausnehmen:

„Quand des trois diamans la céleste puissance
Aura de père en fils versé son influence,
Un juge plus habile, après mille et mille ans
Devant ce tribunal citera vos enfans".
Ainsi parla le juge équitable et modeste.

Saladin.

Sage! ils t'ont bien nommé, chaque mot me l'atteste.

Chéniers Bearbeitung erschien erst posthum, nachdem Cubières de Palmézeaux 1806 ein blödsinniges Machwerk geliefert und zuguterletzt Nathan mit Daja verheiratet hatte!

Lessing wollte sein dramatisches Gedicht nicht im wörtlichen Sinn von der alten „Kanzel" herab unter die Leute bringen, oder vielmehr er war sich ganz klar darüber, daß „Nathan" erst spät, vielleicht niemals den Pfad zu dieser Kanzel frei finden könne. Der Tageskritiker wiederholte das, indem er den Parabelschluß ernstlich dahin parodierte, dann werde ein weiserer Rezensent sein Urteil sprechen. „Ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen" (nämlich

durch direkte Herausforderung der jetzigen Schwarzröcke), „endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst in hundert Jahren wäre", sagte Lessing, und später: „Es kann wohl sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung tun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird." Erfahrene Theaterkenner wie Lichtenberg und Engel, der in Berlin Autorität für die Bühne war, huldigten wohl der gleichen Entsagung. Da der „Nathan" unschwer zu inszenieren und von guten Kräften, die nicht im gemeinen Schlendrian aufgingen, erfolgreich zu spielen war, liegt der Grund der andauernden allgemeinen Zurückhaltung vor allem in der zensurwidrigen Tendenz des Stückes; wollte doch nach hundert Jahren noch eine süddeutsche Kammer den gefährlichen Gast aus dem Hoftheater verbannen. Während Bruder Karl nirgends die rechten Darsteller für ein so feines Gedankenspiel und eine so maßvolle Charakteristik sah, überlegte schon 1779 Dalberg, der zwei Jahre später an einem ganz anders gearteten Neuling, den „Räubern", Wagemut für zukunftatmende Schöpfungen bewies, eine Mannheimer Aufführung, doch ohne dem kühnen Gedanken Gestalt zu geben. Auch Schröder in Hamburg, wo sein Shylock seit 1777 Triumphe gewann, widmete dem „Nathan", der ihm aus der Seele geschrieben war und lang in künstlerischer und philosophischer Hinsicht Gegenstand seiner Unterhaltung blieb, bloß eine platonische Liebe. Nur ein auserwählter Kreis durfte sich daran erbauen, wenn der Meister, von würdigen Genossen unterstützt, eine Vorlesung veranstaltete: „Seinen Nathan bewunderten die Zuhörer, aber sie waren auf ihn gefaßt. Den Patriarchen, den er gleichfalls übernahm, bewunderten sie nicht weniger und wurden durch ihn überrascht. So rein von Ziererei und Auffahren, so vornehm sanft und mit ruhiger Salbung flossen die Äußerungen der Unduldsamkeit von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Kardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet." In Tiefurt bei Anna Amalia las er im Sommer 1801 unter allgemeinem Beifall, dem auch Schiller sich nicht entzog, den „Nathan", höchst einfach und charakteristisch, am überwältigendsten die Erzählung vor dem Klosterbruder. Gewiß würde dieser große Künstler, der zu dienen wußte, Lessings Charaktere auch auf den Brettern ohne jede schreiende Farbe gemalt

haben. Innerer Antrieb fehlte nicht, und einige stumme Figuren des „Nathan“ in zwei hamburgischen Redoutenaufzügen (Januar und Februar 1789) konnten ihm keine Abschlagszahlung sein. Noch 1810, als er zu dem würdigen Kollegen Schmidt, der das treulich gebucht hat, von seiner völlig erloschenen Liebe zur Schauspielkunst sprach, tat er zögernd das Geständnis: „Nur eine einzige Rolle gibt es, die mich in Versuchung führen könnte. — Und die wäre? fragte ich begierig. — Lessings Nathan. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieses wundervolle Werk auf die Szene zu bringen! . . . Ich erzählte ihm, wie ich in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, rezitierte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen. Alle lauschten atemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: Nein, mit einem neuen Debut von mir ist es zu spät.“

Friedrich Ludwig Schmidt und die weimarischen Kunstfreunde teilen sich in die Ehre, dem „Nathan“ auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Theaterpforten für immer erschlossen zu haben. Ein im vorigen angestellter Versuch war längst vergessen. „Was würdest du aber sagen“, hatte Karl Lessing 1779 nach allerhand theatralischen Bedenken den Bruder gefragt, „wenn Döbbelin den Nathan dem ungeachtet aufführte?“ Theophilus Döbbelin wagte wirklich am 14. April 1783 in Berlin den „Nathan“ auf die Bretter der Behrenstraße zu rufen, mit erklecklichem Kostenaufwand für Dekorationen und Kleider, aber einer mangelhaften Besetzung, so daß der Neuigkeitserfolg des ersten Abends am zweiten verflogen war und am dritten das Haus eine gähnende Leere zeigte. „Die Judenschaft“, bemerkt ein harmloser Rezensent, „auf die man bei diesem Stück sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war.“ Und die minder bescheidenen aufgeklärten Berliner durften ihr Fernbleiben vielleicht durch den

Hinweis auf die ungenügende Darstellung entschuldigen, da dieses Stück mit dem Hauptmann steht und fällt und Frau Mecour-Daja, Demoiselle Döbbelin-Recha die Scharten Theophilus-Nathans nicht auszuwetzen vermochten, während Derwisch, Tempelherr und Klosterbruder leidlich gerieten. Der ergraute Kulissenreißer aber, den Chodowiecki hochtrabend und affektiert fand, fühlte sich trotz der trüben Erfahrung vom 14. bis zum 16. April fortan als Lessings Generalagent; gegen einen bösen Zeitungschreiber warf er im November des nächsten Jahres den Trumpf hin: „Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin! — Wer hat Emilia Galotti zuerst und im Manuskript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig. Wer hat's unter den Deutschen gewagt, Nathan den Weisen, mit aller Würde, neu dekoriert, neu gekleidet auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte Döbbelin." Die Verdienste eines gewissen Seipp durch eine Preßburger Nathanaufführung vom Sommer 1785 blieben ganz im stillen.

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!", schrieb Lessing im Entwurf einer Vorrede. Magdeburg und Weimar dürfen diesen Gruß des Nathandichters für sich in Anspruch nehmen.

Endlich, am 27. Juli 1801, brach die Schmidtische Truppe, voran der Prinzipal in der Hauptrolle, das Eis: eine „wahrhaft andachtsvolle Stille" herrschte im Hause, der Erfolg überstieg sogar den des „Wallenstein", und als die Magdeburger jubelnd die Wiederholung für den nächsten Abend forderten, war dem braven Direktor so selig zu Mut, „als ob er sich in höhern Regionen befände und dort ein Schauspiel aufführte". Sein Ruhm soll ihm bleiben; die geistige Führung aber gehört Weimar, wenn auch die fortwirkende Tat da, wo Goethe und Schiller herrschten, erst am 28. November 1801 und zunächst noch in mangelhafter Aufführung geschehn ist. Begeistert, mit dem üblichen Scheelblick auf die Schauspieldichter der Gegenwart, schrieb Caroline Herder an Gleim. Berlin folgte unter diesem Eindruck im März und im Oktober 1802: Iffland spielte die Titelrolle (in Schillers Bearbeitung), Friederike Unzelmann die Sittah, Tempelherr und Patriarch befriedigten, die

andern Rollen waren schlecht besetzt, aber Nathans und Mendelssohns Religionsverwandte sorgten nun für volle Häuser, während Wilhelm Schlegel, damals auf der Höhe seiner Aufklärungsfeindschaft, ein sehr kühles Urteil abgab. Am durchschlagendsten war der Erfolg in Hamburg am 2. Dezember 1802. Braunschweig sah die erste Aufführung im August 1804 mit Schmidt, Mannheim im Mai 1805, und so ging, auch durch Ifflandische Gastspiele in Leipzig und sonst gefördert, die Eroberung der deutschen Bühnen Schritt für Schritt weiter. Selbst München konnte sich endlich nicht mehr ausschließen (27. Mai 1814): man strich die Schillerische Bearbeitung zurecht und opferte den Patriarchen gänzlich. Nur in Wien sollte noch immer gut Ding Weile haben, denn erst am 25. Januar 1819 erkämpfte der Lessingisch gesinnte Befreier des Burgtheaters, Schreyvogel, den Einzug „Nathans“ (mit dem zu hausbackenen Koch; seit 1831 Anschütz), nachdem ein pensionierter Souffleur aus notgedrungener Rücksicht auf Polizei und Erzbischof das Drama „erbärmlich verstümmelt“ hatte. Doch zu Schreyvogels Freude ward die „antifanatische Tendenz“ des Ganzen tief empfunden trotz allen brutalen Strichen und sinnlosen Änderungen. Verse wie der: „Was ist für einen Großen denn zu klein?“ waren im Hause des Kaiser Franz unmöglich, der Patriarch verwandelte sich in einen Komthur, der Klosterbruder (von Costenoble trefflich dargestellt) in einen simplen Diener. Wurde gar in der Parabel statt vom Glauben von der „Wahrheit“ gesprochen, so war der Gesichtspunkt ganz verschoben. Costenobles Tagebuch bietet wertvolle Notizen; Zelter machte seinem gesunden Ärger brieflich gen Weimar Luft.

In Weimar herrschte 1801 volle Theaterfreiheit. Karl August selbst nahm an den Vorbereitungen im Februar teil, doch ohne rechte Hoffnung auf Erfolg: „Ins Ganze ist es aber doch eine fürchterliche Entreprise das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsre Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Konturen und wenigen Linien bezeichnet ist.“ Aber gerad in der klaren, auseinandersetzenden Rezitation, die hier die vornehmste Pflicht der Schauspieler bilden mußte, sah Goethe den allgemeinen Gewinn für die deutsche Bühne. Die Einrichtung fiel

Schiller zu, der sie unter Mitwirkung der „Kunstfreunde“ binnen anderthalb Aprilwochen mit der raschen, auch gewaltsamen Hand des großen Theaterpraktikers vollzog. Er hatte für seine Person ein kühles Verhältnis zum „Nathan“. Nicht aus den Jünglingsjahren: vom „Carlos“ ganz abgesehn, bei dem er Lessings Vorrang rühmt, preist jene Mannheimer Predigt über die Schaubühne das Nathanevangelium, ohne jeden einschränkenden ästhetischen Vorwurf. Der freien Gesinnung Nathans blieb der gereifte Mann, der eben aus Religion keine Religion bekennen wollte, stets treu; doch einer schroffen, bei Schillers dichterischer Eigenart wohl begreiflichen Antipathie gegen den „Nathan“ als Kunstwerk gab er 1795 unverhohlenen Ausdruck, indem er ein dramatisches Gedicht, das durchaus sui generis ist, nach unbiegsamen Gattungsgesetzen maß und diktatorisch der Tragödie das ruhige Raisonnement des Verstandes, der Komödie das Pathos des Herzens verwehrte. Im „Nathan“ habe der frostige Stoff das ganze Kunstwerk erkältet, so lautet sein mehr als frostiges Urteil über eins der wärmsten Kunstwerke. „Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnierende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht.“ Ob Schiller im Lauf der Jahre diese Meinung gemildert hat? Jedenfalls konnt' es, als er 1801 dem weimarischen Bühnenbedürfnis diente, seine Sache nicht sein, die Vorlage (den ersten Druck) gründlich umzugestalten. Weil „Nathan“ für einen normalen Theaterabend viel zu lang ist, mußte Schiller nicht bloß eine Menge Zwischensätze der oft unterbrochnen Rede, kleine dialektische Variationen, gelegentliche Wiederholungen, schwer verständliche Stellen von „Div“ und „Ginnistan“ streichen, den langsamen Gang mancher Erörterung durch rasche Sprünge beseitigen, entfernte Zeilen ohne weiters zusammenschweißen oder eine Notbrücke von Flickwörtern und leisen Änderungen, die das Metrum ohne peinliche Sorge für den vollen Vers wahren, herstellen, historische Details von König Philipp und den Maroniten ausmerzen, das ausgesponnene Schachgespräch der Ge-

ſchwiſter auf den engſten Raum beſchränken, ſondern er mußte kurzer Hand auch ganze, der Ökonomie allenfalls entbehrliche Szenen unter den Tiſch werfen; ſo befördert er die abrollende Handlung durch Entfernung des Auftritts zwiſchen Saladin und Sittah im vierten Akt, der Mameluken und des Emir im fünften. Aber zu den äußeren Gründen der Verkürzung um ein Fünftel der Verſe kommen auch innere, die gerade das räſonnierende Weſen des Stückes treffen: Schiller beſchneidet, natürlich nicht aus religiöſer Scheu, antichriſtliche Stellen, er opfert rückſichtslos ſinnreiche Partien der Reden über das Wunder, über Menſch und Engel, er will des Kloſterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironiſchen Ausfall auf die orthodoxe Sündenlehre belaſten, ſtreicht aber auch jenes gemütliche Wort vom Judentum Chriſti, er modelt — ſein ſchlimmſter Eingriff — die ſprudelnde Dialektik Hafis um und legt ihm neue nüchterne Verſe bei, die uns ohne nervöſe Seitenſprünge belehren ſollen, ſo wie, um Saladin zu heben, Sittah in einem faſt plumpen Einſchub das Thema der nicht angetaſteten Parabelſzene ganz gradezu ſtellen muß. Schiller iſt vor allem bemüht, Recha von ihrem altklugen Philoſophieren, deſſen bewußte Ruhe den Schöpfer Theklas und Johannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nathans „Arznei“ gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Durch Schiller alſo iſt das Mißverſtändnis der „Liebenden“ befördert worden. Seine Recha faßt ſich im Religionsgeſpräch mit Daja erheblich kürzer; ſie fragt Curd nicht über den Sinai aus, was doch bei Leſſing ihre Freiheit von aller Erotik bekunden ſoll. Sie erörtert mit Sittah keinen Schaden der Buchgelehrſamkeit und verſchweigt die allgemeineren Reflexionen über Bekehrungseifer, um ſogleich den aufregenden Vorfall unter den Ruinen dramatiſch zu erzählen. Die tragiſche Würde tilgt ein paar Sätzchen vom gemeinen Geld, etliche zu grob klingende Rufe des „plumpen Schwaben“. Daja braucht ſich nicht mehr mit der verzwickten Antitheſe vom ſchlafenden und wachenden Geiſt — „Bald weniger als Tier, bald mehr als Engel“, hatte ſie Haller nachgeſprochen — zu plagen; aber Schiller dachte nicht daran, um Leſſings charakteriſtiſchen Stil den Purpurmantel ſeiner eigenen Verſsprache zu werfen: die kleinen Einlagen enthalten ſich eher zu kahl jedes redneriſchen Schmuckes, und ganz vereinzelt dient der Rotſtift einer wohl-

klingenden Variante, wenn zum Szenenschluß ein prosaisches „Kommt es nicht an unsre Türe?“ dem Schillerisch gehobenen „Was rauscht an unsrer Tür?“ weicht.

Die weimarischen Bundesgenossen haben Lessings „Nathan“ auf die rechte Kanzel geführt und seiner längst im Stillen geübten edel ergötzenden und tief erbauenden Macht den großen Schauplatz beschert, wo dies starke Gedicht seither tausend und abertausend Hörer im Kultus des Reinen und Guten befestigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen, menschenfreundlichen Gedanken ins Leben entlassen hat. „Möge doch“, sagt Goethe, der dem „Nathan“ ein volles Bühnendasein über Schillers gedrängtere Fassung zum Ursprung zurück wünschte, „möge doch die bekannte Erzählung (von den Ringen) glücklich dargestellt das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!“

V. Kapitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

„Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt".
Lessing.
„Es wird das neue Evangelium kommen". F. Schlegel.

In demselben Jahre, da Lessing zum „Nathan" zurückkehrte, trat lang vorbereitet die erste Reihe seiner Freimaurergespräche ans Licht, die nach dem gleichen Ziel eines großen Bundes der Humanität hinstrebt und ebenso eine Loge über den Logen sucht wie die „Erziehung" ein Evangelium über den Evangelien. Als drei Ringe greifen das Drama und die beiden letzten Prosaschriften ineinander, ein leuchtendes und mahnendes Vermächtnis. Was als lehrhaftes Schauspiel im Zeitalter der Kreuzzüge dargeboten ward, erging 1778 mit dialektischer Fragstellung an die Gegenwart: sollen die Menschen einer unvermeidlichen politischen und religiösen Trennung zufolge sich ewig nur als Christen und Juden und Muhammedaner verhalten, „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten?"

Daß nun die Blütezeit der Geheimbünde für Lessings großen unsichtbaren Bund der Humanen die Verkleidung hergab und gerade die berühmteste und ausgedehnteste Gesellschaft seinem Zweck dienen mußte, war natürlich. Daß dagegen die erziehende Kraft des Staates in dieser Pädagogik zu kurz kam, wollen wir heute, wo eine gesund erstarkte Freude am Staat und Volk leicht bis zur Blindheit gegen den Bildungsgehalt des klassischen Weltbürgertums vordringt, lieber begreifen als schelten. In Orden und Logen suchte der Mann, dem die Mitwirkung am öffentlichen Interesse

---

Dies Kapitel hat mein Freund Professor Dr. phil. et med. Hugo Spitzer in Graz durch handschriftliche Mitteilungen bereichert und beschleunigt.

noch versagt war, ein Ersatz für politische Unmündigkeit, das Morgenrot einer freien Zukunft der Menschheit. Die Dichtung folgte weiterhin diesem Antrieb: in Saraſtros heiligen Hallen und in Zacharias Werners templerischen Mysterien, die den Neophyten einen Erlösungsquell aus Blut und Dunkel verhießen, im geheimnisvollen, über Geburt und Bekenntnis erhabenen Turm der „Lehrjahre“ Wilhelm Meisters und im märchenfrohen Tempel der „Lehrlinge von Sais“, bis der greise Goethe, trotz allen einseitigen Anklagen wider seinen vermeinten Quietismus, das Stände und Länder umschlingende „Band“ der „Wanderjahre“ zur edelsten Internationale dehnte, wenn auch die Gestaltungskraft in diesem Bildungsroman schon sichtlich erlahmt. Heut ist eine ganz andre Internationale zur Erscheinung gekommen, weit dahinten liegt Gutzkows Utopie der „Ritter vom Geist“, und die deutsche Freimaurerei hat längst ihre Bedeutung eingebüßt, um bei geselligen Vergnügen und kleinen Hilfeleistungen ein stilles, hier und da durch irgend einen Hirtenbrief mehr geehrtes als gestörtes Altersdasein zu fristen, dessen verschlissene Geheimbräuche nun im modernen Tageslicht eine harmlose Sonderbarkeit zeigen. Edle Stimmen aus der Loge können diese Wahrnehmung nicht verscheuchen und dem Bunde zueignen, was nur im offensten und freisten Wettbewerb Erfolg haben mag.

Auch hatte schon der junge Lessing „Das Geheimnis“ ohne jedes Adeptengelüst von außen geguckt und ein dreistes Gelächter angeschlagen. Während die Brüder allenthalben zur eignen Wichtigkeit den freundlichen oder feindlichen Respekt der profanen Welt genossen, schrieb er 1751 lustig die Beichte des dummen Buben Hans, der nichts vorzubringen hat als ein versteckes Vogelnest; mit der Moral:

Ich kenn' ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe wert,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Zwei Jahre darauf gab er, um keinen Zweifel über das Ziel dieses kecken Hiebes zu lassen, eine Fußnote bei: „Die Freimäurer"; zwei Jahrzehnte später strich er das Gedicht, denn er war unter die Maçons gegangen und hatte die Schlußverse selbst erlebt.

Auch ihn, dessen Polyhistorie weit geringere Fragen durchstöbern konnte, zog das von Mysterien, Sagen, Fälschungen und Halbgeschichte verhüllte Werden und Wirken der in England, Frankreich, Deutschland mächtigen Logen an. Als historischer Forscher, nicht als Einlaß Begehrender trat er vor sie hin, um dem schon mannigfach, phantastisch oder ernst, behaupteten Zusammenhang mit dem Templerorden auf die Spur zu kommen und durch etymologische Grübeleien über den Namen tiefer zu dringen als die Weisen vom Stuhl. Sein erster Entwurf ist rein historisch; kühl geht er an dem Geheimnis vorbei, das weder den Weg zum Himmel, noch den Weg zur Hölle bedeute. Der Besserwisser Nicolai zuckte die Achseln; Bode jedoch, ein überaus eifriger Bruder, kannte Lessings schroffe, rasche Selbständigkeit zu gut, daß er ihm nicht den Eintritt in den langsamen Reigen widerraten hätte, als die Beschäftigung von außen dem Betrachter auch die Umschau drinnen empfahl.

Die Wiege der Freimaurerei stand in England. Aus den mittelalterlichen Handwerksgilden der free masons (Steinmetzen), die sich im siebzehnten Jahrhundert auch unzünftige Männer als accepted masons zugesellten und deren feste Korporationsrechte zur Bildung einer geistigen und sittlichen Union aufforderten, ging allgemach unter Abstreifung des Zunftmäßigen, außer in Namen, Bräuchen und Symbolen, von duldsamster Aufklärung beschienen, 1717 die vereinigte Große Loge Londons hervor. Ihre „alten Pflichten", die liberale menschenfreundliche Magna Charta der Freimaurerei, stehen in der 1723 anerkannten Verfassung und bilden den Rumpf des Konstitutionenbuches von Anderson, der vorn mit kritiklosem Glauben an die Sagen der lodges (Bauhütten, oder Vereine von Baulenten) Mittelalter und Neuzeit vermählend eine sogenannte Geschichte gab. Männer der höchsten und der bürgerlichen Kreise reichten einander die Bruderhand. Edle Kräfte des achtzehnten Jahrhunderts verschränkten sich fortan in den Logen und übertrafen ideell und praktisch alles, was die friedlichen Geheimbünde oder Utopien des siebzehnten, was früher abgeschlossene Gesellschaften

angestrebt hatten. Logen auf Logen erstanden. Aber die einfachen und weitherzigen Grundsätze wurden, je weiter die Bewegung um sich griff, mannigfach gewandelt, verbrämt und verengt, die Logen nicht bloß durch Systemsucht und allerlei neue kastenhafte Grade, sondern öfters auch durch den Zudrang zweideutiger Bewerber geschädigt.

In Deutschland bildete Braunschweig früh einen wichtigen Vorort. Hier fand Friedrich II. noch als Kronprinz Aufnahme, der nach seiner Thronbesteigung die Loge Aux trois globes in Berlin eröffnen ließ und ihr seine Huld auch über die eigne tätige Teilnahme hinaus bewahrte. Mit ganzer Seele ergab sich Herzog Ferdinand von Braunschweig der Maurerei. 1740 aufgenommen, führte er dann seit 1772 den Hammer als Großmeister der altschottischen Observanz, unklar genug, wo er von geheimer Weisheit orakelt, schlicht und herzlich in all seinen Rundschreiben und Reden, welche die Pflichten des echten Maurers in tätige Menschenliebe setzen. Sein hohes Amt, das er auch auf den erfolglosen Unionskongressen zu Braunschweig und Wolfenbüttel 1775 und 1778 betätigte, ward ihm oft recht sauer. Wie viel Herrschsucht und Kabale wühlte doch in den Logen, wie mancher verkappte Beutelschneider suchte da im Trüben zu fischen, denn noch immer, aller Aufklärung zum Trotz, spukte die lichtscheue Alchymie mit ihrem Goldstein und Allheilmittel; wie verzwickt wurden die Systeme, wie theatralisch die Ritterzeremonien, wie spielerig die lateinischen Ordensnamen, wie verworren die Berichte vom Ursprung und Fortgang seit Salomon oder Noah, wie hohl die tiefsinnigen Mysterien, unter deren lockendem Schleier Finsternis und Mummenschanz lagen! In den siebziger Jahren tat durch bewußten und unbewußten Trug das neutemplerische Paar Johnson und „Heermeister" v. Hund, desgleichen Schrepfers gemeiner Geisterschwindel den deutschen Logen Abbruch. Dann suchten die seit der Mitte des Jahrhunderts wieder aufgekommenen, von edlen Schwärmern wie Forster angestaunten Rosenkreuzer ein Bündnis, und die gegnerischen neuen Illuminaten, namentlich in Bayern mächtig, wollten auch den biederen Herzog Ferdinand überrumpeln; später machte Bahrdt viel Wesens von seiner dürftigen Deutschen Union, bis die Heißsporne der Aufklärung gar Jesuiten hinter den Logen aufzuschnopern wähnten,

die freilich keineswegs nur der Aufklärung, sondern in ihren Seitentrieben auch einer reaktionären mystischen Romantik Vorschub leisteten. Doch scheint zumal in Hamburg eine gesunde Tendenz den Kern der Freimaurerei gegen das symbolische Brimborium verteidigt zu haben, wenn etwa ein Bürger vom Schlage Sievekings 1789 den Hammer nur unter der Bedingung führen wollte, daß „statt der bisherigen langweiligen Versammlungen" die Brüder von Zeit zu Zeit formlos zusammenkämen, gemeinnützige Dinge — sagen wir: wie in Franklins Junta — besprächen und das Logengeld der städtischen Armenanstalt überwiesen. Was freilich Schröder, ein rastloser Maurer, bekämpfte, um die Hieroglyphen als unentbehrlich zu retten, weil ihr Band alle zerstreuten Brüder zusammenhalte; doch mußt' er selbst hinterdrein zugestehn, es brauche keine Vereidigung, da es kein Geheimnis gebe. Und Bodes vom Illuminatentum angeregte Reformvorschläge zielten 1790 auf einfacheren Ritus und stärkere Gemeintätigkeit.

Seit den dreißiger Jahren hatte sich, zunächst durch den regen Verkehr mit England, das Logenwesen in Hamburg entfaltet. Im Januar 1770 stiftete Rittmeister v. Rosenberg als Filiale der großen deutschen Landesloge, somit auch der englischen Mutterloge, von der die Observanz der Ferdinand und Bode gelöst war, die regelmäßige Loge zu den drei Rosen. Am 14. Oktober 1771 wurde Lessing von Baron Rosenberg im Beisein des befreundeten Münzmeisters Bruder Knorre „historisch aufgenommen" und erreichte drei Grade, zog sich aber sogleich hier wie in Braunschweig völlig zurück. Ihm folgten dann, als Toby Mumsen den Hammer schwang, Claudius, Schönborn, Miller, Voß, Stolberg, Bernstorff; Voß 1774, durch Lessings Beispiel ermuntert, nur mit dem mannhaften Vorbehalt gänzlicher Geistesfreiheit, während Miller nach seiner flachen Art bloß ein Getändel mit den Ritterhandschuhen für die künftige Geliebte trieb. Die bündischen Schwärmer aus Göttingen gestanden sich bald die Unfruchtbarkeit der Loge, drehten aller Sinnbildnerei den Rücken und ließen nur als passive Mitglieder ihre Namen in den Listen fortlaufen. Was vielen Jünglingen die Logen verleidete, das spricht eben zur Zeit der Lessingischen Schriften der Deutschdäne Zoëga am schroffsten aus: einmal die mächtige Rolle, die darin Fürsten, „Tyrannen des menschlichen Geschlechts", spielten,

dann der gängelnde Zwang und der Geheimkult: „Just diese Prahlerei von der Freimaurerschaft aller edlen und weisen Männer seit dem Tage der Schöpfung ist es, was mich wider diese Leute einnimmt. Kann nicht jeder Marktschreier desgleichen von seiner Abstammung und seinen Geheimnissen rühmen, und folgt nicht für ihn daraus ebenso viel als für sie, so lange sie im Verborgenen bleiben? Wer öffentliches Lob will, handle am Tage; das Lob des Nächtlers ist in der Nacht . . . Ich rechne viel auf geheimen Wert: aber wer ihn hat, hält's bei sich und ist stille, läßt's ahnden von seinen Handlungen, verführt kein vag Geschwätz." Ablehnend verhielt man sich auch im Reimarischen Hause: Vernunft hat keine Zeremonien, meinte der Doktor, und Sokrates, den es nicht nach den eleusinischen Weihen verlangte, wäre jetzt auch kein Freimaurer geworden. So sprach, um zu den Größeren fortzuschreiten, Wieland mit leiser Ironie vom geheimen Gottesdienst und unverletzlichen Stillschweigen seiner Scheschianer, mit offnerer im weitläufigen „Aristodämon", obwohl er selbst ein „Initiierter" war und sein Hinscheiden endlich zur geistreichsten und unbefangensten aller Logenreden Anlaß gab. Es mutet uns lächerlich an, daß unsren ersten Dichtern und Denkern irgend ein Mann im Schurzfell die Binde vom Auge hätte lösen sollen, oder da dieser Ausdruck den trefflichen Geschichtschreiber der Freimaurerei Boos ärgert, daß ihnen mehr als Formen und Hüllen für Zeitgedanken, die sie selbst profan vertieften, zuteil geworden wäre. Nur aus geselligen Gründen, wie er unumwunden gestand, suchte Goethe 1780 die Aufnahme nach; zur besondern Weihe der lang blühenden, freien und friedlichen Loge Weimars: in ihrem Kreis hielt er den meisterhaften Nachruf auf Wieland, diesen Brüdern und Schwestern brachte sein Sohn würdige Festgesänge, und wie er in ernsten Reimen eine höhere Symbolik kundgab, so faßt er in einer Denkrede menschlich das Menschliche zusammen: dieser Bund mache die Lebenden gleich, indem er sie zu vereintem Wirken rufe, deshalb jeden erst auf sich selbst zurückweise, sodann aufs Ganze hinleite zugunsten allgemeiner Zwecke.

Wer wäre lieber Freimaurer in diesem hohen Sinn gewesen als Lessing? Schade nur, daß ihn auf der Schwelle gleich ein Gruß voll anmaßender Bevormundung überraschte und ein Pröbchen verdächtiger Brüderlichkeit gab. Da war in Berlin seit den sechziger

Jahren Herr v. Zinnendorff, der von einem Edelmann adoptierte Stabsarzt Joh. Wilh. Ellenberger, durch Umsicht und Rechtlichkeit, mit starker Autoritätssucht verbunden, zu einer maßgebenden Rolle gelangt, aber auch viel und heftig angefochten; so geraume Zeit her von Bode, bis übers Grab von Schröder. Als Haupt der Großen Landesloge hatte Zinnendorff bei der Gründung der Hamburger Rosenloge mitgewirkt und mochte jetzt, da ihm neuerdings Bode den rücksichtslosesten Krieg ansagte, sich leicht Übels gegen seine Observanz von dem mit Bode nah befreundeten Neophyten versehn, dessen scharfe Feder nach dem Gerücht an die heilige Freimaurerei rühren wollte. Sobald ihm daher sein Sendling Rosenberg den bedenklichen Zuwachs meldete, schrieb er umgehend (19. Oktober 71) an Bruder Lessing einen Brief mit beiderseitigen Glückwünschen und einem mahnenden Nachwort: „Sie haben eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen beim Ziel derselben alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wohl der Menschen auszuspähen und zu ergründen je gewünscht hat" — hier wird Lessing belustigt vor sich hingelacht haben, antwortete er doch in eben diesen Tagen dem Baron Rosenberg auf die freundliche naive Frage: er habe doch sicher nichts gegen Staat und Religion in der Loge gefunden? sehr ketzerisch: wenn ich nur so etwas fände, dann fänd' ich doch etwas! Zinnendorff aber gab sogleich seiner Sarastro-Arie die Wendung, daß Lessings Scharfsinn weder jetzt nach den ersten Weihen, geschweige denn bevor ihm die Binde gelöst sei, schon alle Weisheit, Schönheit und Stärke (wisdom beauty strength, die freimaurerisch-allegorischen Könige in Goethes „Märchen") entdeckt habe; war doch nicht bloß bei Hund und Genossen die Infallibilität der geheimnisvollen Oberen Gesetz. Darum möge Lessing wohl auf der Hut sein und sich nicht wie Sokrates durch Überschreitung der gezognen Schranken verderben, sondern eingedenk, daß alle Maurerei hinter verschlossenen Türen walte, dem Berliner Oberrichter die Schrift vorlegen, „welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen." Also durch seinen Eintritt in den Orden der Aufklärung, Duldung und Menschenliebe war Lessing entmündigt und jedem hochmögenden,

hochmütigen Konfrater das Recht gegeben, Deutschlands ersten Kritiker zu katechisieren und zu verwarnen wie einen Schulknaben? Zinnendorff, der „Ritter a Lapide nigro“, schien die Obedienz, die Bruder Schubart ihm einst abgefordert hatte, nun von Lessing zu heischen.

Lessings Antwort ist erst 1778 ergangen, denn weder gab die erste Braunschweiger Zeit Muße dafür, noch empfahl der Takt einen ungestümen Vorstoß unter den Augen Herzog Ferdinands. Die Ausarbeitung der Freimaurergespräche zog sich hin, die endgültige Redaktion entbehrt sicherer Daten, und bei großen Bruchstücken ist es geblieben, die jedoch in fünf Nummern alle Ziele kund tun und den Verlust scharfsinniger, aber irrtümlicher Ergänzungen zur Geschichte verschmerzen lassen. Im November 1777 kannte Moses die Schrift, im nächsten April ging das schon von Bode geprüfte und in Braunschweig durch die Hände der schottischen Observanz gelaufene Glaubensbekenntnis zum zweitenmal unter Claudius' Adresse nach Hamburg, wo im September Campe die beiden letzten Gespräche las. Bei Dieterich in Göttingen unter Heynes freundschaftlicher Zensur ließ Lessing Anfang September 1778 drei von den fünf fertigen Dialogen drucken: „Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer“; ohne seinen Namen, aber „Wolfenbüttel“ stand als Heimatschein auf dem Titel, „Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand“ war das Büchlein mit einem lapidaren Vorwort, Lessings einziger Widmung, zugeeignet. Das letzte Blatt gab dramatisch spannend „Zur Nachricht. Der Funke hatte gezündet: Ernst ging, und ward Freimäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.“

Schon das Heft von 1778 brachte die „Vorrede eines Dritten“, der zweifelsohne kein Andrer als Lessing ist; ob aber auch die „Vorrede eines Dritten“ zu der 1780 in Frankfurt a. M. erschienenen Folge nur eine von Lessing selbst vorgebundene Maske bedeutet, das läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit ausmachen. Freilich hat Lessing nirgend ein abfälliges Wort über diese zweite Veröffentlichung, die, gegen seinen Wunsch geschehn, doch ungeheuer indiskret wäre. Anderseits ist ihm gewiß das Selbstlob „so viel herrlicher Wahrheiten“ fremd und der Seitenblick kaum zuzutrauen, den die

allerdings triftigen Worte „daß derſelbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen“ auf Herzog Ferdinand werfen; man müßte denn hierin und in der Beteuerung, der Herausgeber ſei kein aufgenommener Freimaurer, ja in der ungelenkeren Sprache die Abſicht eines undurchdringlichen Verſteckſpiels wittern. Zweifellos iſt, daß dieſe Vorrede noch nicht die insgeheim umlaufende Kopie begleitete, mehr als wahrſcheinlich, daß Leſſing dem Druck nicht ganz fern ſtand, wenn auch deſſen Fehlerhaftigkeit eine Reviſion durch den Verfaſſer ausſchließt. „Das weitere davon und wichtigſte bleibt fürs erſte noch Manuſkript“, meldet Eliſe Reimarus ihrem Hennings im Herbſt 1778; und an Karl, der in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung die erſte Reihe mit ſchalen Einwänden beſprochen und brieflich die Widmungsworte dünkelhaft angefochten hatte, ſchrieb Leſſing ſelbſt im März 1779: „Meine Gedanken über den Urſprung des Ordens kann ich dir nicht wohl mitteilen, denn ſonſt hätte ich ſie in dem vierten und fünften Geſpräch bereits ſelbſt bekannt gemacht, welches ich aus nötigem Menagement für unſern Herzog Ferdinand lieber unterlaſſen wollte“; der Bruder könne ſie bei ſeinem nächſten Beſuch leſen. Trotzdem verlieh er die Blätter nach auswärts; wie an Lichtenberg („Aber nicht zum Drucke!“ 23. Jan. 80), ſo früher nochmals an Campe. Ja durch dieſen weiter an einen adeligen Obermeiſter der mecklenburgiſchen Loge (Nov. 79) mit dem Wink, die Fortſetzung ſtehe für jedermanns Einſicht zu Dienſten, „nur würde es mir empfindlich ſein, wenn ſie ohne mein Vorwiſſen abgeſchrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzog Ferdinand verſprochen, beides ohne ſein Vorwiſſen nicht zu tun, und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geſchähe, daß es ohne mein Zutun geſchehen wäre“. Sollte doch am Ende Freund Campe, bei nachträglicher halber oder ganzer Einwilligung des Verfaſſers, ſeine Hand im Spiel haben? Aus Hamburg heimgekehrt, ging die Reinſchrift einige Zeit darauf nach Weimar zu Herder; auf deſſen dringende Bitte, die von Hamanns Lob der erſten Geſpräche begleitet war, und mit Leſſings ausdrücklicher Erlaubnis im März nordwärts zu dem einſamen Magus. Der hatte das Heft von 1778 in der Königsberger Zeitung ſeinen Landsleuten wiederholt und lieferte nach Leſſings Tod auf Grund jener von ihm ſorglich

kopierten Blätter eben da im Mai 1781 einen sauberen Abdruck der letzten Gespräche, während Gökingk mit einem von Lessing selbst durchgebesserten Exemplar und einem erheblichen Zusatz prahlte, doch ohne die gerügten Fehler nun öffentlich ganz zu tilgen und seinen Geheimbesitz allen Lessingfreunden zu gönnen.

„Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurteilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst", so lautet die Widmung. Freimaurerische Redeweise klingt durch; mußte doch 1782 der gute Herzog von Berliner Brüdern die Schmähung über sich ergehn lassen, er habe das Unglück gehabt, aus einer äußerst unreinen Quelle zu schöpfen. Die Vorrede verspricht eine „Ontologie" der Freimaurerei, einen die zahllosen bisher erschienenen Schriften an Bestimmtheit übertreffenden Begriff ihres Wesens, wie es gesunden Augen sich zeige. Schon diese Sätze, samt dem beigefügten theologischen Vergleich mit der späten Entstehung systematischer Lehrbücher, verraten etwas von der überaus feinen Ironie, welche die folgenden so knappen wie gehaltvollen Bogen würzt. „Nichts geht über das Lautdenken mit einem Freunde": darum hat Lessing, hier und da echt Sokratisch, aber von Platons Symphonien möglichst weit und bewußt entfernt, die Form des leicht eröffneten, scheinbar nachlässig unterbrochnen, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten Gesprächs erkoren. Ein skeptischer Freimaurer höheren Stils, Falk — scharfäugig ist er in der Tat — und sein offenbar jüngerer, suchender Freund Ernst, der nur einmal an seinen Namen erinnert zu werden braucht, sind die Unterredner. Ernst fragt, Falk antwortet. Morgengänge bei einer Pyrmonter Kur geben die Gelegenheit; die Natur dient zur einsilbigen Symbolik dieser Debatten: die erquickende Frühe dem Verlangen nach lichter Wahrheit, ein flatternder Schmetterling der Mühe, sie zu haschen und zu halten, ein Ameisenhaufen dem Bilde der Gesellschaft. Das Gespräch wandelt mit den Spaziergängern auf und ab und rückt doch planvoll der Frage nach dem Endzweck wahrer Freimaurerei immer näher. Es dringt in den Kern, ohne der Hüllen vom hergebrachten Kostüm und Mysterium zu achten, denn Falks zurückhaltende, bloß andeutende Weise hat mit „Bruder Redner" nichts gemein. οὔτε

λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει gilt auch hier, wo der Eine ſcheinbar in Rätſeln ſpricht, die ſich dem Andern nach und nach während des Gedankenaustauſches löſen. So folgt gleich auf die Erkundigung, ob Falk Freimaurer ſei, kein Ja oder Nein, ſondern ein überlegenes „Ich glaube es zu ſein“, denn nicht alle irgendwie, irgendwo, von irgendwem Aufgenommenen ſind echte Freimaurer; das heißt: die höhere, wahre Freimaurerei wird hier von Anfang an in keine Logen gebannt. Ein leichter Sarkasmus umſpielt die unausgeſprochnen und unausſprechlichen Geheimniſſe des Tempels; von ihren Reden und Liedern, die auch Schiller, der Dichter des idealen Logenhymnus „An die Freude“, platt und proſaiſch fand, heißt es reſpektlos, daß ſie mit andern ſchalen Reden und Liedern das Schickſal teilen, ſchöner gedruckt als gedacht und geſagt zu ſein; ihre Worte, Gebräuche, Zeichen erſcheinen nur als willkürliches Nebenwerk — aber die Freimaurerei an ſich wird notwendig, unentbehrlich, ewig genannt: ſie wirkt und wirbt durch Taten. Was ſind ihre Taten, oder vielmehr nach dem erſten Lauf dieſer Geſpräche, was ſind ſie nicht? Nicht die jedem Bürger ziemenden Beweiſe der Freundſchaft, der Gemeinnützigkeit, des Gehorſams, der Vaterlandsliebe, zu denen die Freimaurerei bloß einen das innere Streben vielleicht nur abſchwächenden beſondern Antrieb, wohl gar mit Eigendünkel gibt, nicht ihre Taten ad extra, die den Maſſen ins Auge fallen und fallen ſollen, wie daß hier ein Findelhaus, da eine Klöppelſchule, dort eine Zeichenanſtalt oder ein Philanthropin unterſtützt werde; nein, ihre Taten ſind alles Gute, was in der Welt iſt und ſein wird. Ernſt findet ſich, eben da der Sommervogel vorbeifliegt, mit dem dunklen Spruch entlaſſen: „Die wahren Taten der Freimäurer zielen dahin, um größten Teils alles, was man gemeiniglich gute Taten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.“ Das will ſagen: die fortſchreitende Humanität, der die Logen dienen ſollen, leitet die Menſchen zu einer ſittlich reinen Höhe hinan, wo die einzelne hervorſtechende, namhaft gemachte Guttat verſchwindet im großen allgemeinen Dienſte des Guten, wo man nicht dies und jenes Gute vollbringt, ſondern gut iſt und gut handelt. So löſt der ketzeriſche, nicht mit der äußeren Gemeinde gehende Freimaurer Falk, während er ſcheinbar dem Orden jeden Ehrentitel gibt, ihm das mythiſche Alter und den Segen

seiner Werke bestätigt, schon im ersten Gespräch den Kreis der abgeschlossenen Freimaurerei auf, um ins Unendliche der menschlichen Erziehung zu schauen.

Bald treffen die Freunde wieder zusammen und betrachten die Ordnung eines geschäftigen Ameisenhaufens, wo keins das andre behindert und eine gemeinsam arbeitende Gesellschaft wirkt ohne die Regierung des königlichen Bienenstaates, der ja schon manchen Denker wie Mandeville zu menschlichen Analogien geführt hatte. So gilt denn der nächste Dialog dem Staat.

Das siebzehnte Jahrhundert vermachte dem achtzehnten zwei widerstreitende Auffassungen: den allgewaltigen absoluten Rechtsstaat des Hobbes und Lockes liberale Vertragslehre, die nicht nur den Rechtsschutz aufpflanzte, sondern sogar mit einer notgedrungenen Lösung durch das Volk rechnete. Auf England, die altklassische Heimat des Parlamentarismus, lenkten Voltaire und Montesquieu den Blick. Neben den Rechten des Volkes trug Wieland, der politischeste Kopf unter Deutschlands Dichtern, die Pflichten des Herrschers in seine goldene Verfassung ein. König Friedrich, theoretisch ebenfalls von der naturrechtlichen Gleichheit ausgehend, sah im Staat den Einheitskörper mit dem Fürsten, dem ersten Diener, als Oberhaupt, während Jean-Jacques utopisch seinen Contrat social schloß, indem er ohne jeden Blick auf die niedrigsten Entwicklungsstufen der Vergesellschaftung eine staatlose Vorzeit annahm. Das Naturrecht trübte das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und Eigenart der Völker. Träume von einem doch auch für Lessings Überlegung undenkbaren und unmöglichen Weltreich, dessen Uniformierung die Vielheit der Kulturkräfte nur aufheben würde, bewegten den Kosmopolitismus des philosophischen Humanitätszeitalters, wie denn Kant endlich, im Anbruch der langwierigsten, erschütterndsten Kriege, den Fortgang zur staatsbürgerlichen, dann aber zur weltbürgerlichen Verfassung und damit kraft einer allgemeinen völkerrechtlichen Übereinkunft zum ewigen Frieden verfolgte. Das ist auch Lessings letzte Perspektive, wenn Ernst und Falk gelassen die Übel der Trennung in Staaten und der Trennungen im Staat besprechen.

Er war von Sachsen ausgegangen, dessen Litteratur wohl ein zaghaftes Kniebeugen kannte, doch keinen hochgemuten Patriotismus,

auch jenen der Gegenwart entschwebenden noch nicht, der seit Klopstocks Abwendung von seinem angestammten Heldenkönig im cheruskischen Bardenhain Eichenkränze flocht und mit unsäglichem Stolz Teutona neben Ingles gegen Galliette samt ihren Schwestern aufrief. Solches Schwärmen und Übernehmen war Lessings Sache nicht. Mochte die rasche Jugend von Hermann und der Barden altem Vaterland, dem Vaterland der Treue, singen und sagen oder seit den Göttingern bis zur Burschenschaft Brutuseide gegen die Tyrannen schwören. Er empfand sich als Deutschen, ja sein deutsches Weltbürgertum konnte doch dem Nachbar das starke Nationalgefühl beneiden, wenn er unmutig im heiligen römischen Reiche die Nation nicht fand. Selbst schürte er unmittelbar und mittelbar durch schriftstellerische Großtaten wie schon durch die Existenz seiner stolzen Persönlichkeit das Bewußtsein der Deutschen, die im Respekt der Dichter und Denker erhöhte Achtung in sich und um sich gewannen. Welches Licht die „Expatriierung" Klopstocks auf Deutschland werfe, sprach er mehrmals wuchtig aus. Die „Dramaturgie" vor allem wirkte als patriotische Tat, jeder Schlag gegen Voltaire als Probstück deutscher Hiebe. Lessing kannte jedoch keinen Teutonismus, wie auch der Humor jener Predigt über zwei Texte bezeugt. Der Schöpfer des windigen Riccaut verstand und ehrte das reiche französische Geistesleben. Es war ja gerad eine deutsche Gabe, weltbürgerlichen Drang der Empfängnis und Bearbeitung auf geistigem Gebiet auszubilden, und die darin am stärksten waren, bedurften als schöpferische Genies am mindesten der tüchtigen Mahnung Klopstocks: sei nicht allzu gerecht! Die Dichtung gab vielen Deutschen zum gemütlichen Heimatsgefühl, das ohne staatlich-politischen Trieb einen engen Bezirk als „Vaterland" umfing, ein höheres starkes Deutschtum; sie führte wiederum hinaus in die Posaträume von kommenden Jahrhunderten. Was ist deutscher als „Götz von Berlichingen"? Und derselbe junge Reichsstädter, dem diese farbensatte, landskräftige Historie der Vorfahren mit ihren politischen Schlagschatten gelang, bekreuzigte sich damals vor der Riesengestalt des alle Bürger unter die Staatszwecke beugenden „Römerpatriotismus": „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland?" Wer

hat lauter als Herder für die Nation gezeugt und wiederum unermüdlicher der grenzenlosen Humanität geopfert? Erst unter der langen Zwingherrschaft wurde die Einladung zu kosmopolitischen Zügen ins Weite mit dem Ruf zum Anschluß ans teure Vaterland, das humane Weltevangelium mit einem Katechismus der Deutschen vertauscht, nachdem während der Revolutionszeit auch heranwachsende Führer der preußischen Staatsarbeit ohne jedes Staatsinteresse die Händel Europas besprochen hatten und früher eine nicht preußische, sondern „Fritzische" Gesinnung dem Heroenkult entsprungen war.

Preußens Dichtern gab, wie die „Xenien" sagen, ihr Cäsar den Stoff. Im siebenjährigen Krieg, als Friedrich und seine Scharen den ungleichen Ringkampf bestanden, hat auch unsern entlaufenen Sachsen einen Hauch der Freude an dem aufsteigenden Staat und seinem Heldenkönig gestreift, doch strammpreußischen Kameraden zum Trotz hieß er den Patriotismus eine heroische Schwachheit und holte weit von Sparta her die Vergleiche für das fremdartige Schauspiel. Die einsame rastlose Friedensarbeit des Siegers blieb ihm ehrwürdig: er sah in Friedrichs Staatsdienst glorreiche Sklaverei, aber der aufgeklärte Despotismus, die stumm beherrschten Untertanen einer gebietenden Obrigkeit empörten seinen Freiheitssinn, dem persönliche Konflikte mit dem alten Polizeistaat nicht erspart wurden. Der Freund des Grenadiers und des Majors, der gerechte Dichter der „Minna von Barnhelm" konnte das Militär des fridericianischen Staates nicht mit andern Augen ansehen als fast ausnahmslos alle bürgerlichen Deutschen, bevor die Freiheitskriege das Volk in Waffen aufforderten und einen allgemeinen Wehrstand schufen. „Erster Lohndiener des Staates in Heldenlivrey!", höhnte Herder 1774: worauf ruhen Fürstenhut und Krone der neueren Jahrhunderte? — der berühmteste Sonnenadler aller Münzen zeigt es ja: auf Trommeln, Fahnen, Kugeln, Soldatenmützen. So schrieb Lessing, gewiß um die Zeit der Freimaurergespräche, den kleinen spitzen Dialog über die Soldaten als Beschirmer des Staats und die Mönche als Säulen der Kirche mit gleichmäßig verteilter Ironie hin. Er ließ seinen Ernst den „vortrefflichen" Ausspruch tun: Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut wert; ein humanes, doch unwahres Wort Franklins, denn hatte nicht eben erst das Neuland Amerika

die Bluttaufe seiner Unabhängigkeit empfangen? und sind die besten nationalen Kräfte nicht oft genug im Krieg geprüft und gestählt worden? Lessing selbst wußte das zur Zeit jener eigenen spartanischen Kriegsrufe; hat er doch auch in den „Litteraturbriefen" zwar für St. Pierres proportionierliche Herabsetzung der europäischen Heere die Anerkennung, sie sei sinnreich, für Palthens Plan eines allgemeinen Friedensparlamentes dagegen nur Spott und Hohn.

Den „Großen" grollend wie so viele Zeitgenossen, hat Lessing über die einzelnen Staatsformen bestimmtere Bekenntnisse nicht abgelegt. Zwar scheint ihm das Gemeinwesen der Ameisen besser zu gefallen als die Monarchie der Bienen; daß er aber nicht unbedingt das Ideal in der Republik, mit der seine Tragödien vom „Henzi" bis zum „Spartacus" nach links und rechts zu schaffen hatten, gegeben fand, wie ja der ganze Gedankengang Falks und Ernsts überhaupt keinen idealen Staat zuläßt, erhellt auch aus dem Lob, womit die Kollektaneen eine Betrachtung der Barclayschen „Argenis", des altberühmten politischen Romans, festhalten: die Krankheit des Fürstentums könnten bessere Nachfolger heilen, während Gebrechen aristokratischer Senate nicht mit dem Tod eines Einzelnen abgeschnitten würden. Dieselben Sammelhefte zeugen für Lessings Verehrung des Konstitutionalismus, sogar als eines alten germanischen Erbguts, dessen Verkümmerung unter allem Protest bekämpft werden müsse. „Deutsche Freiheit" ist das Schlagwort dieses Eintrags. „Deutsche Freiheit, von der man jetzt überall eine sehr geringe Meinung hat: die niemand mehr übertreibt, als der Verfasser des Testament politique du duc de Belle-Isle, der vorgiebt, daß alle deutsche Untertanen serfs wären, die ihre Herrn schinden könnten, wenn sie wollen." Bitter schränkt der Galotti-Dichter seinen Widerspruch gegen den Franzosen mit der Bemerkung ein: „Wenn er von dem redet, was geschieht, so dürfte er fast Recht haben." Daß dieses aber die deutsche Staatseinrichtung gar nicht sei, will er sich an der Hand der reichsständischen Deduktionen des alten tapferen Hallischen Staatsrechtlehrers v. Ludewig und neuerer Sätze Strubes erklären. Nach Tacitus war die Zuziehung des Volkes bei jedem wichtigen Unternehmen von Königen und Herzogen ausgemacht: „Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen worden und

ihr Rat und ihre Einwilligung unumgänglich nötig war; z. E. wenn neue Steuern oder Kriege beschlossen werden sollten." Er ist nun nicht gemeint, bei Strubes geschichtlichen Notizen stehn zu bleiben, ohne Schlüsse für die Gegenwart. „Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sklavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor drei- oder vierhundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestieren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Tathandlungen recht sprechen?" Darum schreibt Lessing neben Strubes klare Begründung, wodurch die Landstände so zurückgedrängt worden seien, seine gegen den aufgeklärten Despotismus gerichtete Frage: „Aber sind alle diese Ursachen nicht Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?"

Das zweite Freimaurergespräch geht nicht auf die politischen Zustände der Gegenwart ein, sondern bewegt sich in allgemeinen Sätzen. Zum erstenmal in der ganzen deutschen Aufklärungsphilosophie wird hier das Hysteronproteron des Wolffischen Rationalismus, dem Leibniz selbst Vorschub geleistet hatte, die Zurückführung der Glückseligkeit auf Vollkommenheit und die Obenanstellung der Vollkommenheit überwunden, die Glückseligkeit ohne weiters als Prinzip der praktischen Philosophie aufgestellt. Damit rückt die große Erkenntnis der modernen Schule heran, daß nämlich jedes Werturteil in Gefühlen und nicht in Relationsbegriffen des Verstandes beruhe, die man bloß deshalb für die Quelle der Wertschätzungen hielt, weil man ihren ursprünglichen Gefühlsinhalt außer Acht ließ. Was Lessing minder klar und entschieden schon früher der Ästhetik zugebracht, indem er, die alten metaphysischen Definitionen verabschiedend, den Maßstab des Vergnügens im einzelnen anlegte, fordert er mit voller Bewußtheit und Präzision in der philosophischen

Soziologie. Hinter ihm liegt die Auffaſſung der Schrift über die Höllenſtrafen. Die prinzipiellen Sätze des zweiten Dialogs ſind ſo klar und ſcharf wie möglich ausgeprägt, und die Eigentümlichkeit dieſer Keime zu einer Leſſingiſchen Staats- und Geſellſchaftsphiloſophie beruht in ihrem rückhaltloſen Individualismus, der ſegensreichen Frucht Leibniziſcher Anregungen, nicht in ihrer Teleologie. Denn die Menſchheit als das Reich der Zwecke, die menſchlichen Einrichtungen unter dem Zweckbegriff zu betrachten, liegt dem Denker des achtzehnten Jahrhunderts nach der Überwindung willkürlicher Naturkonſtruktionen und vor einer rückläufigen Romantik nahe genug. Da nun die Individuen in der Geſellſchaft tätig ihre Glückſeligkeit als Zweck verfolgen, begründet auch der Individualismus jene teleologiſche Auffaſſungsart, die ſich nicht mit einer Erklärung des Werdens der Inſtitution begnügt, ſondern zur Abwägung ihres Wertes fortgeht und das Recht der gewordenen prüft an ihrer Dienlichkeit zur Erreichung der Zwecke jedes Einzelnen, das heißt: an ihrer Dienlichkeit zur Beförderung der allgemeinen, ſummierten Wohlfahrt. Es iſt klar, wie ſehr dieſe immanente Teleologie von der theologiſch gewandten der „Erziehung“ abweicht. So nun räſonniert Leſſing einſeitig mit Zeitgenoſſen und Nachfolgern: Die bürgerliche Geſellſchaft iſt Mittel, nicht Zweck, der Staat für den Menſchen, nicht der Menſch für den Staat geſchaffen. Die Vereinigung bewirkt, daß jeder Einzelne ſeinen Teil an Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen kann, und die Summe der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder — „die Summe aller Zwecke der einzelnen Bürger“, ſagt W. v. Humboldt — iſt die Glückſeligkeit des Staates, jede andere, bei der einzelne Glieder leiden, bloße Bemäntelung der Tyrannei. Die Natur kann, das wird gewiſſen ſtaatsrechtlichen Konſtruktionen entgegnet, nicht die Glückſeligkeit eines Abſtraktums wie Staat, Vaterland vor die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens ſtellen; ebenſo ſpricht, von der neuerdings durch Treitſchke feurig dargetanen Perſönlichkeit des Staates gleich entfernt, Herder im Eingang der „Ideen“. Alle menſchlichen Einrichtungen, darunter der Staat, ſind mangelhaft, alſo erſcheint auch die denkbar beſte Staatsverfaſſung mit Nachteilen verbunden. Geſetzt, daß alle Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung lebte, ſo wäre doch die Regierung eines allumfaſſenden Weltſtaates unmöglich,

demgemäß die Trennung in verschiedene Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer usw., auch bei einer überall gleichen Verfassung notwendig und damit eine Kollision der Interessen gegeben, die das unbefangene Verhalten von Mensch zu Mensch aufhöbe. Die Möglichkeit einer allen gemeinsamen Verfassung weist Lessing bündig ab mit den schon vor Montesquieu auch ihm geläufigen Gründen vom Einfluß des Klimas auf Bedürfnis, Lebensart, Sittenlehre, Religion, Gesetz, Staat. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen, mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen; keine Vereinigung ohne Trennung, keine Trennung ohne Scheidemauern und Klüfte. Und innerhalb des einzelnen Staates wird die Trennung notwendig bis ins Unendliche fortgesetzt, da ungleicher Anteil an der Regierung, wie nicht anders möglich, vornehmere und geringere, die ebenso notwendige ungleiche Fortbildung ursprünglich gleicher Besitzteile reichere und ärmere Glieder trennen muß. Das sind notwendige Übel, weil die Menschen nur durch Trennung vereinigt werden können, und ein notwendiges Übel ist Lessings Staat. Keine Rede von allen segensreichen Triebkräften der Sonderart, nichts über die Vermählung von Freiheit und Gebundenheit im Staate. Man bedenke: hat zu Anfang der neunziger Jahre nicht auch der junge Wilhelm v. Humboldt in den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" alle negativen und positiven Konstruktionen des Naturrechts noch ganz unpreußisch mitgemacht? den Staat angeklagt, daß er die individuelle Kraftentfaltung, die ungebundene Freiheit des Einzelnen verkümmern lasse, da doch die Kultur des Menschengeschlechts nur durch fortschreitende Bildung individueller Mannigfaltigkeit höher steigen könne? gefordert, daß der Staat mit Charakter und Sitte, Religion und Erziehung gar nichts zu schaffen haben dürfe, sich vielmehr auf die bloße Sicherung seiner Bürger gegen innere Wirren und auswärtige Feinde beschränken müsse? Und man bedenke, daß Fichte acht Jahre vor den „Reden an die deutsche Nation" die Freimaurerei als Bund des Patriotismus und des Kosmopolitismus feiert.

Bürgerliche Gesetze, durch Staatsgrenzen gebunden, können den schädlichen Folgen der Trennungen nicht steuern — nun entrollt Lessing die Fahne des Weltbürgertums, zu dem er sich schon 1758 bekannt hatte: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht

ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte iſt, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergeſſen lehrt, daß ich ein Weltbürger ſein ſollte.“ Er deklamiert nirgend wie Schillers Malteſer, ſondern entwickelt aus der vorgetragenen Lehre von den einſeitig angeſchauten Staatsübeln die Pflicht der Weiſeſten und Beſten in jedem Staate, das opus supererogatum der Heilung freiwillig zu übernehmen. Ernſt und Falk ſtimmen überein, es ſei recht ſehr zu wünſchen, „daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſein aufhöret“, die dem Vorurteil einer angeborenen Religion nicht unterlägen, die von bürgerlicher Hoheit nicht geblendet, von bürgerlicher Niedrigkeit nicht angeekelt würden. Das Staatsgeſpräch ſchließt mit der überraſchenden Frage: „Wie, wenn es die Freimäurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich zuſammen zu ziehen?“

Die Frage hat durch das Wörtchen „mit“ eine behutſame Formulierung empfangen, denn am Geſchäft der Freimaurerei hängt ſo vieles ad extra, wie es oben hieß, was dieſen Endzweck der höheren Ordnung verſchleiert. Mit der Erörterung des Falkiſchen Gedankens, die Freimaurer, dieſe Kosmopoliten, hätten es freiwillig auf ſich genommen, den unvermeidlichen Übeln des Staates insgemein, nicht den jeweiligen dieſes und jenes Staates entgegenzuarbeiten, leitet Ernſt das dritte Geſpräch ein. Die Übel ſind notwendig, alſo nur durch Vernichtung des Staates völlig zu heben, ja ſie ſollen nicht den Unempfindlichen auf einmal zum Bewußtſein gebracht, ſondern leis und allmählich aufgefaßt und behandelt werden, und zwar ohne Nachteil des Staates. Iſt aber Falks Syſtem nicht bloß Hypotheſe, ſo müſſen, wie Ernſt noch immer mißtrauiſch einwirft, einzelne greifbare Handlungen oder doch Eigentümlichkeiten der Freimaurer auf ihre große Sendung hindeuten. Nun, ein vor den Augen der ganzen Welt geübter Grundſatz der Logen geht ja dahin: „jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen“. Das ſchlägt durch: obwohl Falk-Leſſing ſchon ſeine kluge Zwiſchen-

rede getan hat, daß man, auch ohne Freimaurer zu heißen, die unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend durch das abwägende Studium jener Übel besiegen könne, geht Ernst hin und wird Freimaurer.

Sehr enttäuscht wechselt er bei der nächsten Begegnung mit Falk den brüderlichen Händedruck. „Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet." „Dein Verdruß", erwidert der Freund nun immer offener, „macht dich sehr ungerecht. Ich sollte mit dir von der Freimäurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimäurer werde — wie unnötig nur? — ja, wie schädlich? — Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen? — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?" Seiner eigensten Erfahrung gibt Lessing hier in der kühneren zweiten Folge das Wort, und ein ätzender Sprühregen der Ironie rieselt auf Rituale, Grade, Geisterbeschwörung, Goldmacherei, Tempelrestauration, kurz all die Tonnen für die jungen Walfische herab. Falk soll nicht einwenden, das seien bloße Grillen und Spielzeuge der Neulinge, nicht die Waffen der Männer, denn der erbitterte Freund hat wirklich nur derlei Kindereien geschaut und gehört, während seine durch Falk gereizte Sehnsucht nach dem höheren, die Trennung überbrückenden Weltbund überall tiefem Stillschweigen begegnet ist. Die Hoffnung, unter Freimaurern ihr Grundgesetz der Gleichheit ohne bürgerliche Schranken aus ganzer Seele mitzugenießen, ist auf den brutalen Widerspruch der Tatsachen gestoßen, die Ernst sehr sarkastisch den Logen ins Gesicht wirft. Lessing mochte wohl unter anderem wissen, daß bei Stiftung der Rosenloge Hamburgs ein Makler mit dem unzweideutigen Namen Abraham Israel Baruch eingetragen, doch schleunigst wieder verschwunden, oder daß laut Protokoll einem Bewerber der Zutritt ausdrücklich geweigert worden war, weil er in seine Winkelloge Juden aufgenommen hatte. Für Lessing ist die Forderung des Taufscheins ein krasser Widerspruch gegen das Wesen der Freimaurerei. Daher die schneidende Lektion, die freilich in ihrer Verallgemeinerung von den wahren Brüdern alter und neuer Zeit als Genossen der Lessingischen

Toleranz abgelehnt werden darf: „Laß einen aufgeklärten Juden kommen und ſich melden! ‚Ja‘, heißt es, ‚ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freilich der Freimäurer ſein‘. Es iſt nur gleichviel, was für ein Chriſt. ‚Ohne Unterſchied der Religion‘ heißt nur ‚ohne Unterſchied der drei im heiligen römiſchen Reich öffentlich geduldeten Religionen‘ — Und die brüderlich aufgehobenen Standesunterſchiede? Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei ſeinem Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und ſich melden! ‚Ja‘, heißt es, ‚ein Schuſter!‘ freilich ein Schuſter. — Laß einen treuen, erfahrenen, verſuchten Dienſtboten kommen und ſich melden. — ‚Ja‘, heißt es, ‚dergleichen Leute freilich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wählen — Wir ſind unter uns ſo gute Geſellſchaft‘ —“, worauf dann noch eine Definition der guten Geſellſchaft ungefähr im Sinne des boshaften Goethiſchen Diſtichons folgt. Auch Falk trägt ſeinen Teil bei zur Anklage wider den jetzigen Zuſtand der Logen, mit ihren Kapitalen, ihren Privilegien, ihrer Unterdrückung der Brüder einer andern Obſervanz, aber er bringt eſoteriſch wie von der Kirche zur Religion, ſo von der Loge zur Freimaurerei. Die jetzige Loge mit ihrer gewählten Geſellſchaft, ihren zahlreichen zu jenem großen Zweck wenig berufenen Staatsbeamten, und alles, was „Schema, Hülle, Einkleidung“ iſt, mag ein Ende nehmen; äußerlicher Wohlſtand gibt keinen Beweis innerer Geſundheit. Der einleitende Gedanke von der Ewigkeit der Freimaurerei und der Unbedeutendheit des Freimaurernamens ſpringt von neuem in ſpitzen Fragen hervor: „Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei geſpielt? Mit andern Worten. Meinſt du denn, daß das, was die Freimäurerei iſt, immer Freimäurerei geheißen?“ Die Geſchichte ſoll im letzten Dialog darauf antworten, nachdem der vierte durch zahlreiche Sternchen und Punkte ſchon die Verwandtſchaft der Freimaurer und der Tempelherrn angedeutet hat.

Der von Leſſing mit vielen initiierten und profanen Zeitgenoſſen ſeit Ramſay geteilte Glaube an dieſen Zuſammenhang, mit dem noch Gutzkows „Ritter vom Geiſt“ ein freies Spiel treiben, iſt vor der kritiſchen Geſchichtsforſchung trotz einem neuen Rückfall längſt zerſtoben. Als ihn Nicolai 1782 beleſen, aber konfus in

seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft" erweisen wollte, haben Herders Merkur-Briefe sogleich, an mehreren Stellen mit übertriebener Heftigkeit, ihm heimgeleuchtet und im Vorbeigehn auch Lessingische Behauptungen leiser angefochten, deren vertrauliche Lektüre Herder zu dem ihm schon länger interessanten Gegenstand zurückgeführt und trotz dem Widerspruch gegen die vorgetragene Ontologie „durch die Unterhaltung eines so sinnreichen gelehrten Mannes" mannigfach gefördert hatte. Doch auch Nicolai sah einzelne Irrtümer Lessings, schon als dieser ihm nach der italienischen Reise seine Geschichtshypothesen in Berlin vortrug. Alles, was Lessing hier und bereits im nichtdialogischen Entwurf, mit der beliebten Wortgrübelei über Mase: Tisch, Masonei masony: Tafelrunde (schon 1772 von Möser als Lessingische Deutung erwähnt), mason: nicht Maurer, sondern Tischgenosse, darlegt, um den Namen Masonry zum bloßen Mißverständnis zu stempeln und die Freimaurerei von uralten Klubs herzuleiten, sind unfruchtbare Grillen, gleich Herders späterer Etymologie von spanisch mazoneria (gotische Kunst). Lessings prüfender Blick durchschaute richtig, daß in der Überlieferung der Logen vieles „Staub und nichts als Staub" sei, wie Andersons nachgesprochne Hüttensagen, die sogenannten Privilegia Karls XI. von Schweden, das freilich noch lang als echt verteidigte Freimaurererämen Heinrichs VI. Auch ist es voreilige Rechthaberei, wenn Nicolai die Behauptung, vor Anfang des achtzehnten Jahrhunderts komme der Name free mason nicht vor, mündlich und schriftlich widerlegte, da seine Zitate das Wort nur im Sinn eines zünftigen Maurers enthalten, Lessing aber wohlweislich gesagt hatte: „der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Gesellschaft anzuzeigen". Genug, der historische Teil ist auf Sand gebaut, und auch die letzten, seit den Berliner Gesprächen eingeschränkten Kombinationen über die „Masonei" nächst der Paulskirche konnten sich keinen Beifall erwerben. Schon Nicolai blickte verständig auf das Gildenhaus der Maurer, Mason's Hall, schon Herder widersprach triftig der Schilderhebung Christopher Wrens zum Vater der Freimaurerei und wollte Nicolai gegenüber „vom engen Handwerkspaß des Baumeisters" der Paulskirche nichts

hören. Gleichwohl bilden Leſſings Irrtümer zuletzt ein ſchönes, hochgewölbtes Portal für den alten oder neuen Bund, der Inſchrift „Tretet ein, denn auch hier ſind Götter!“ würdig gleich dem „Nathan“. Um zu ſagen, wie die Freimaurerei ward, will er in den Gedanken des erfindſamen und tätigen Wren leſen: „Er hatte ehedem den Plan zu einer Sozietät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpekulativiſche Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. ‚Dort‘, dachte er, ‚würde unterſucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſonei exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desſelben Handwerks verſteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry verſteht, zu einer Free Masonry erweiterte, an welcher mehrere teilnehmen könnten?‘ — So dachte Wren.“ So dachte nicht Wren, ſondern Leſſing. Die menſchliche Geſellſchaft durch Stärkung und Erweiterung aller ſinnenden und tätigen, geiſtigen und ethiſchen Kräfte der Individuen human zu erziehen und mit dieſer umfaſſenden Humanität den notwendigen Übeln der ſtaatlichen Ordnung abzuhelfen, das iſt die neue Sonne, die, als der Tag zur Rüſte geht, dem Freimaurer Ernſt aufſteigt. Die Pforten der großen Menſchenloge ſind nun geöffnet. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Leſſing. Goethes humaner Ritterorden der „Geheimniſſe“, von beiden unmittelbar ſowohl allgemein als durch das Templerweſen inſpiriert, reiht ſich ein, und der gute Kloſterbruder dieſer auch in der Leſſingſtadt Braunſchweig geförderten Stanzen mahnt zugleich an den „Nathan“; jeder ehrt Gott nach ſeiner eignen Art, die mannigfachen Denk- und Empfindungsweiſen des Menſchengeſchlechts ſind in dieſen Hallen ausgeglichen und im würdigſten Einklang vertreten, alles atmet Gottes- und Menſchenliebe, die chriſtliche Überlieferung wird wundervoll ſymboliſiert. In der Ferne winkt Schillers „äſthetiſche Erziehung“ mit dem idealen Verſprechen, die ſeit den Griechen entbehrte Totalität unſrer Natur wiederherzuſtellen und ſo den Staat der Not in den Staat der Vernunft zu verwandeln.

Nur wenige Stimmen zeugen von der nächsten Wirkung dieser Dialoge. Feinfühlig gab Moses, auch er kein Begehrer verheimlichter Logenweisheit, sein Votum ab (11. Nov. 77), überschwänglich Campe. „Eine der besten Schriften, die ich seit langer Zeit gelesen habe", urteilte Lichtenberg (29. August 1778), der dann die Druckhandschrift der ersten Gespräche von Heyne zum kostbaren Besitz erhielt und die im Vorjahr auch persönlich befestigte Verehrung für Lessing nur noch wärmer empfand. Nicht satt lesen, trotz manchem Kopfschütteln, konnte sich Hamann, wie er sich auch am „Nathan" weidete, den sein Nachbar Kant als bloßes Folgestück der „Juden" ablehnte. Dann wurden „die Brüder von Ernst und Falk" in Weimar und Königsberg gleich willkommen geheißen, nachdem Herder seine Zuständigkeit kühl genug ausgesprochen hatte: „Wenn Freimäurerei dazu gehört, es zu lesen, so bin ich's leider auch." Sein Rigischer Eifer für die Loge war lang verflogen, sein Enthusiasmus für die Humanität unversieglich.

Die Journale glitten nur über die Oberfläche hinweg, nicht fähig, das Esoterische herauszuschälen oder mehr zu sagen, als daß der Verfasser so wenig ein Freimaurer sei wie der Wolfenbüttler Fragmentenschreiber ein Christ. Ein läppisches „Dialogisiert zum Küssen; reizend" genügte den Frankfurter gelehrten Anzeigen zur Würdigung dieser männlichen Gesprächskunst; für untergeschobenes, schwankendes, unoriginell gedachtes Machwerk erklärte die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung das zweite Heft. Ein obskurer Briefsteller rieb sich an der Altersphilosophie des superklugen Herrn Lessing; ein kläglicher ungarischer Theolog, Johann Gertinger aus Eperies, ließ 1780 in Hamburg das von Bibelsprüchen und Moralverslein, Sprachfehlern und Schimpfworten wimmelnde Schartekchen ausgehn: „Brüderliches Sendschreiben an dem wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammelnden und wieder ausstreuenden Verkehrt Gelehrten Herrn Hofrat Leßing von einen zwar ungelehrten Mann, doch Gottes in Jesu Ehre und Lehre verteidigenden Christen." Im Eingang seiner Verhetzung der Logen und der Geistlichkeit, bevor er den Bösewicht an das unselige Ende des berüchtigten Religionsspötters Voltaire erinnert, bekennt der blöde Fechter ganz gemütlich, daß Lessing ihm unlängst in Braunschweig einen Reisepfennig geschenkt habe. Diese Sumpfpflanze mag nur

darum erwähnt werden, weil der leichtgläubige Gleim dann besagten Gertinger für Lessings Mörder hielt!

Niemand hat den Gedanken der Freimaurergespräche so eifrig und unablässig nachgehangen wie Herder. Nicht in Utopien und Träumen der abstrakten Menschheit, sondern im emsigen Wirken, wo jedes einzelne Glied des Staates mehr als Maschine zu sein sucht, im beglückenden und bildenden Familienbunde des Menschengeschlechts, „diesem in unsern Staaten so tief verachteten Augenmerk", werde die Humanität regieren. Ihrer Beförderung dient sein wiederholtes geistreiches Vertiefen und Erweitern der menschenfreundlichen, schlichten und praktischen Junta-Satzungen Franklins, die er dem vertrauten weimarischen Kreis und dem großen Publikum auslegt, und insgesamt die „Briefe zu Beförderung der Humanität", die in den „Bund der Humaniät" rufen und das „Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" zur Hälfte von Lessing entlehnen, mit Klagen über die allgemeine Zerspaltung in Deutschland. An „Ernst und Falk", Lessings Geschichtsforschung und Dialogform dachte Herder noch in den Anfängen des neuen Jahrhunderts, als er für Schröder die Freimaurergespräche Horsts und Fausts zu Papier brachte. Den templerischen Idealismus Lessings hatte 1782 am schönsten die Handschrift des vierten Briefes gegen Nicolai entfaltet, wo Herder von den Tempelherrn sagt: „Wie, wenn sie durch eine schöne Mischung von Tapferkeit und praktischer Weisheit sich über die abscheulichen Vorurteile ihrer Zeit erhebend, das Feinste und Wahreste aus Morgen- und Abendlande in ihren Seelen vereinigt hätten und wirklich der Staat im Staate, die von Nationalvorurteilen unabhängige Tempelloge, die edle Maßonei gewesen wären, dazu Lessing sie und ihre Nachfolger, die Freimäurer, gern erheben möchte? Da sind wir auf dem glänzenden Punkt, dem schönen Licht- und Luftbilde seiner Gespräche; die schönste Schrift, die für beide Gesellschaften geschrieben worden und die der noch lebenden Ideal und Gesetzbuch sein sollte, wenn sie's — sein kann, wenn sie's auch als Nachruhm der abgelebten sein könnte."

Geistreich und paradox trat F. Schlegel an „Ernst und Falk" heran, auch hier Lessing, mehr noch sich selbst in Lessing suchend.

Ein Verständnis der theologisch-philosophischen Bestrebungen Lessings ist ohne Verständnis seiner Subjektivität unmöglich. Tiefere Gründe kommen zum Reiz des eigentümlichen Vortrags. Kontraste, schwer zu reimende Widersprüche, scheinbare Symptome von unsicherem Schwanken in seiner Gedankenwelt fordern uns auf, die wesentlichen Merkmale dieser Geistesverfassung zu durchdringen. Ist es doch eine paradoxe Tatsache der Litteraturgeschichte, der sich wenige gleich befremdend an die Seite stellen, daß derselbe Dichter und Denker, den die Orthodoxen seiner und der folgenden Zeit aufs heftigste befehdeten, den aber die Masse der Nation als einen der vornehmsten geistigen Befreier Deutschlands zu verehren gewohnt ist, doch wieder von Männern der Rechten für sich in Anspruch genommen, von Männern der Linken vermeinter Halbheit wegen abgelehnt werden kann; daß während in ihm Tausende das Muster tapferster und entschiedenster Aufklärung feiern, hier ernste, gewissenhafte Leute eine der ihrigen, ja der Goezischen verwandte Gesinnung begrüßen, dort Andere mit gleicher Auffassung, doch entgegengesetztem Urteil über sein zwar gebildetes und tolerantes, aber scholastisches Denken zur Tagesordnung übergehn. Derselbe Mann, der feindlichen Parteien als konservativ oder reaktionär erscheint, wird von einem gemischten Chor zum Reformator, zum Revolutionär gestempelt, ein Prophet monistischer Weltanschauung genannt, von Strauß brüderlich umarmt, von Wanderpredigern als der johanneische Herold und Wegmacher Ludwig Feuerbachs dargestellt. Auch würde der Verfasser der „Theogonie" sich diesen Vorläufer wohl gefallen lassen, denn die „trefflichen polemischen Schriften Lessings gegen die Theologen" waren ihm besonders lieb, und sein Ehrgeiz, einen Platz unter Deutschlands klassischen Schriftstellern zu erringen, zielt in erster Linie gewiß auf die Nachbarschaft Lessings. Anderseits steht ein hervorragender, aber leidenschaftlich befangener Philosoph unsrer Tage doch nicht allein, sondern hat sehr verschiedene miteifernde Gehilfen, wenn er den Ruhmeskranz von Lessings Denkerstirn zu reißen sucht, als gält' es nur einen Kampf gegen Juden, Halbtheologen und flache Fortschrittler. Woher kommt, der großen öffentlichen Meinung und, was mehr ist, den Ansichten einer einträchtigen Forscherschar gegenüber, die Möglichkeit so klaffender

Widersprüche? Hat die Geistesanlage Lessings Eigentümlichkeiten, die eine gewisse zweideutige Gedankenentwicklung oder Darstellung begründen, eine Quelle von Mißverständnissen seiner wahren Gesinnungen und Absichten eröffnen? In der Tat, Lessing gerecht zu werden, muß man die Natur seines Intellekts begreifen. Wer das Unbefriedigende der Haltung mancher theologischer und philosophischer Bekenntnisse zur Handhabe nimmt, um den Kritiker in den Dienst eines halben Obskurantismus, den Streiter unter die Zagen zu verweisen, der gerät unzweifelhaft in die bedenklichsten Widersprüche, denn er mutet Fahnenflucht, berechnende Unterordnung, „feiger Gedanken bängliches Schwanken" einem Schriftsteller zu, der wahrlich genug unantastbare Beweise von Festigkeit, Unabhängigkeitsdrang und stolzem Mannesmut gegeben hat. Die Zeit gebot eine gewisse Taktik, die Unternehmungslust seines behenden Geistes förderte sie, jenes seltene, große, nicht ungefährliche Geschenk der Natur, durch dessen Besitz und rührige Verwertung Lessing sich vor Allen auszeichnet.

Die spekulative Begabung Lessings ist ebenso über jeden Zweifel erhaben wie seine seltene Denkschärfe. Selbst wenn gegen alle, schon durch Naumanns Brief ausgeschlossene Möglichkeit das „Christentum der Vernunft" einer viel spätern Zeit als 1753 angehören sollte, so blieben doch, schon aus frühen Jahren, genug Beweise dafür übrig, wie tief der Drang, über die allgemeinsten und größten Fragen des Daseins Klarheit zu erlangen, in Lessings Innerem wurzelte. Deshalb scheint auch das seit Hebler oft wiederholte Schlagwort „Gelegenheitsdenker" unpassend für einen Geist, der zwar das Spiel mit Einfällen nicht verschmähte und keiner systematischen Erschöpfung nachging, aber lang vor der „ernstlichen Epoche seines Lebens" philosophierte und dieselben Probleme wieder und wieder ohne bloße Zufallsnötigung des Augenblicks anpackte. Das alte Bruchstück über die Herrnhuter mit seiner Sokratischen Grundstimmung, seinem streitbaren Vorstoß gegen die Weltweisheit als rein theoretische Spekulation ist eben durch den Angriff auf das zwecklose, der Bestimmung des Menschen zuwiderlaufende „Vernünfteln" ein Zeugnis echt philosophischen Sinnes, da eine Meinung über das Verhältnis der Theorie zum Leben, den Wert der vita contemplativa und der vita activa offenbar

selbst dem Gebiete der hohen theoretischen Spekulation angehört, mag gleich die lebensfremde Theorie in ihr eine so klägliche Rolle spielen wie im Lebensideal Luthers. Auch die innige Freundschaft mit Mendelssohn spricht beredt für Lessings natürliche Rüstung zur Philosophie. Wer Lessing den Tiefsinn nur in blitzartigen Gedanken zuerkennt, der hält entweder Tiefe für den Gegensatz scharfer Klarheit oder meint es relativ im Verhältnis zu gründlicheren philosophischen Köpfen, relativ aber auch im Verhältnis zu andern intellektuellen Vorzügen Lessings.

Unter den Eigenschaften, die uns Lessings in philosophischen Schriften ausgeprägte geistige Anlage darbietet, steht zweifellos die Schärfe voran. Ihre Kehrseite bildet ein auch von dem treuen Beobachter Mendelssohn hervorgehobener Hang zu Willkürlichkeiten, kühnen dialektischen Versuchen, spitzfindigen Paradoxien. Lessing war ein großer Analytiker, wofür man ihn angesprochen hat, nicht vornehmlich in dem Sinne, daß er eine besondere Kunstfertigkeit besaß, aus einem verfitzten Knäuel von Tatsachen und Bedingungen die einzelnen Fäden unversehrt herauszulösen, das Gewebe durch kunstvolles Zusammenschlagen der Teile neu entstehn zu lassen und so die wahre Struktur ganz durchsichtig zu machen. Lessings analytische Stärke ruht namentlich darin, daß er einen überaus geschärften Blick für Unterschiede und die regste Lust am Sichten hat: darum übertreibt er nicht selten wahrgenommene Differenzen oder Gegensätze, holt sie mindestens oft einseitig heraus, weil er sich nicht genug um die Ergründung des Mechanismus bemüht, wodurch derlei Antithesen vermittelt und ohne logischen Widerspruch in demselben Gegenstand vereinigt werden. Er neigt dazu, ohne weiters die Unvereinbarkeit zu behaupten, einen entwirrbaren Knoten zu zerhauen Er ist oft mehr radikal als subtil, mehr gewandt und entschieden in schroffen Abgrenzungen als behutsam. Nach einem scharfen Schnitt weiß er bestechend Recht und Notwendigkeit der Schnittführung darzutun, und sein Geschick, zerstreute Hilfsmittel von allen Seiten her einem Zweck dienstbar zu machen, ist bewundernswert. Diese große Umsicht in der energischen Begründung einer den Tatsachen nur teilweise gemäßen Anschauung geht nicht immer Hand in Hand mit jener andern, dem Philosophen noch wertvolleren Umsicht, die sich von vornherein

vor jeder Einseitigkeit hütet und zur unbefangenen, durchaus entsprechenden Auffassung der wirklichen Verhältnisse hinführt. Die Gewaltsamkeit der Scheidung wird manchmal verdeckt, nicht aufgehoben. Lessings „simplifizierende" Tendenz tritt in vielen und mannigfaltigen Schriften klar zutage; das von Gervinus beigefügte Prädikat „reinhaltend" jedoch läßt erwarten, daß Lessing eine Vermengung nur da zu hindern suchte, wo gesonderte Gegenstände durcheinander gemischt, also entstellt würden. Lessing aber trennt und sprengt auch Dinge, die wirklich mehr oder weniger innig und unlösbar zusammenhängen und deren Scheidung nur gewaltsam vonstatten geht. So ist Schiller durch die Antithese des Naiven und des Sentimentalischen zu einem unhaltbaren, gleich an Goethes dichterischer Gesamterscheinung eingestandenermaßen zerschellenden Dualismus getrieben worden, und Lessing arbeitete viel ausgreifender mit der Antithese. „Sein Scharfsin zersetzte mehr, als sein Tiefsinn feststellte", sagt Jean Paul. Wer vorurteilsfrei die ästhetischen Maßstäbe der Gegenwart an den „Laokoon" legt, wird auch in diesem Meisterwerk den Revers eines außergewöhnlichen Vorzugs bemerken. Nur ein Scharfsinn wie der Lessingische konnte ja eine von der neueren Kunstübung freilich oft ungebührlich verleugnete, doch gewiß einseitige Vorstellungsart mit solcher Überzeugungskraft ausstatten, daß lange Jahrzehnte hindurch die bedeutendsten Köpfe voll bewiesene Wahrheit darin fanden; was er selbst mit diesen Fermenten gar nicht leisten wollte. Daneben fehlt es unter den Scheidungen seines kritischen Scharfsinns auch an solchen nicht, die mit dem Effekt einer Offenbarung auf einmal eine bisher ratlos im Dunkeln gesuchte Wegscheide hell beleuchteten und festen Entschluß, frohgemuten Fortgang an die Stelle des Wirrsals und tastenden Zweifels setzen. Kein Semler konnte z. B. die Religion Christi und die christliche Religion so klar sichten, wie es dieser Gedankenschärfe, dieser Präzision des Vortrags gelang.

Sein Scharfsinn bot ihm die Mittel, Stellungen dialektisch zu behaupten, deren Verteidigung jeder andere wohl als völlig aussichtslos aufgegeben hätte. Doch er verleitete Lessing öfters, Bedingtes für unbedingt, Ausgleichbares für unversöhnlich zu erklären, nackte Gegensätze zu behaupten, wo nur Schattierungen ineinander fließen,

wie er anderseits nicht bloß scheinbare Risse heilte, sondern auch wirkliche Klüfte durch die Brückenbogen einer kühnen Konstruktion verband, in deren innerstes Triebwerk man hineinschauen muß, um sie richtig zu fassen. Die Preisfrage der Berliner Akademie war doch so ungereimt nicht, wie das Lessing-Mendelssohnische Heft „Pope ein Metaphysiker!“ sie überaus denk- und sprachgewandt hinstellt. Gewiß: ein andres ist ein Dichter, ein andres ein Philosoph — aber dieser Poet behandelt metaphysische Fragen, und die als unwiderleglich gebrachte Darlegung der Unterschiede zwischen Popes Auffassung der Übel und Unvollkommenheiten und der Leibnizischen, zuerst gewiß von Lessing ausgewittert, macht verschiedene Standorte zu fundamental verschiedenen Ansichten, während Leibnizens Teleologie und Popes Kausalität einander nicht ausschließen, beide vielmehr ihre von Lessing zugeschliffenen Formeln tauschen könnten. Mindestens läßt sich Popes kausale Ansicht mittels einer einfachen Erwägung der göttlichen Allmacht zur finalen hinleiten, wenn auch Pope, selbst unklar, durch ein trennendes or der Lessingischen Disjunktion beider Erklärungsarten Vorschub leistete und ihm die Karten right und good zum Stechen in die Hand gab, so daß allerdings ohne genaues Zusehn die Antithese zwingend und unüberbrückbar erscheint. Ferner ist in den herausgehobenen zweiten Satz Popes von den unendlichen Vollkommenheitsstufen mit künstlicher Wortwendung etwas ganz anderes, als der englische Dichter gedacht und gesagt hat, eingeschoben, ein mehrdeutiger Ausdruck „geordnet“ willkürlich auf Raumordnung bezogen worden; es versteht sich für Lessing und Moses von selbst: ohne jede Tendenz einer entstellenden Unterlegung oder gar bewußten Fälschung. Nein, die löbliche Tendenz, Poesie und Philosophie auseinanderzuhalten, ließ den scharfsichtigen Prüfer Mängel und Unterschiede bei Pope auch da schußgerecht auftreiben, wo sprachliche Kunstgriffe sie eben erst geheckt hatten. Im Hintergrund spornte noch der Wunsch, die Herrn von der Akademie einer Albernheit zu überführen, das kritische Gelüst zur behendesten Parforcejagd.

Die eigentümliche Distinktionsgabe Lessings hat wiederum in andern Fällen einen nachspürenden Forscher wohlbegründete Scheidung für falsche Spitzfindigkeit erachten lassen, weil er zu sehr unter dem Eindruck dieses mehrfach zu belegenden wissenschaftlich-litte-

rarischen Verhaltens stand. „Das Christentum der Vernunft" soll in der Hauptsache, die skizzierten Motive der römischen Christenverfolgungen sollen durch und durch sophistisch sein, denn Lessings Unterscheidung: „Die Christen wurden nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen der Übertretung der Gesetze bestraft" besage nichts andres als: sie wurden wegen der Ausübung ihrer Religion bestraft. Lessing hat aber seine Meinung, sie sei zutreffend oder verkehrt, ausdrücklich mit den nächtigen Zusammenrottungen begründet, diese ausdrücklich als in der christlichen Religion nicht vorgeschrieben, mit der Religionsübung nicht notwendig verbunden bezeichnet. Der erkünstelnde Zwang seines unglimpflichen Versuchs, die Römer zu „retten", ward gefühlt, aber an der unrechten Stelle getadelt: liegt doch die Frage nur zu nah, warum denn die Christen bei völliger Religionsfreiheit ohne Not durch nächtliche Schmäuse sich den ernstesten Gefahren hätten aussetzen sollen? Lessing sprang über den simplen Einwand hinweg, um eine neue, verblüffende Behauptung zu verfechten.

Ein Kopf von so selbständiger Schärfe, die auch bei der größten, ihm eingewurzelten Wahrheitsliebe leicht eigenwillig werden kann, hat eine natürliche Neigung, die Dinge nach besondrer Art anzusehn, und ein apartes oder im Gespräch herausforderndes Abweichen von der breiten Heerstraße wird ihn um so lebhafter reizen, um so angenehmer befriedigen, je gefährlicher der neue Pfad, je notwendiger und selbstverständlicher das Fortschreiten im allgemein betretenen Geleise scheint. Freund Moses wußte das wohl, wenn er auch daneben schlug, als er Lessings spinozistische Bekenntnisse für bloße Schäkereien und vorbeiprasselnde Gedankenschwärmer erklärte: „Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte." Auch habe Lessing mehr Vergnügen darin gefunden, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten als die Wahrheit schlecht verteidigen zu hören. Wenn die Genossen mit aller Welt sagten: „Niemand wird leugnen", so rief er: ich bin dieser Niemand; wenn Einer die allgemeine Weisheit aufs Tapet brachte, so empfand er große Lust, das Gegenteil

zu behaupten, im Gespräch natürlich viel verwegner als mit der Feder, die Bleibendes für einen größeren Kreis schafft. Aber die unbetretensten Wege sind auch die gefährlichsten. Eine Wahrheit ist nicht minder wahr, weil sie jedermanns Wahrheit und deshalb mühelos oder trivial ist. In solchen Fällen wird das Abweichende, „gemeinen Augen Befremdliche" vorgezogen, eben weil die Überzeugung so schwierig, die Verteidigung so anstrengend ist; nicht etwa aus bloßer Gedankenspielerei, sondern im guten Glauben, der Irrtum sei Wahrheit oder führe doch zu ihr hin, die Hypothese beseitige wenn nicht für die Menge, so doch für die Weisen das Hindernis. Daraus erklären sich auch gewisse Lessingische Paradoxien und seltsame Begriffsbestimmungen. Ein kleines Beispiel aus der brieflichen Symphilosophie: Moses hatte Rousseaus Perfektibilität vielleicht nicht ganz treu, aber verständig erklärt; dem setzt Lessing (Jan. 1756) aus eigenen Mitteln eine Vervollkommnung entgegen, die sich genugsam bewähren würde, wenn sie die Menschheit immer auf gleicher Stufe hielte, und verfällt so, wie nicht näher gezeigt zu werden braucht, einer in sich absurden Definition. Freilich sind ihm solche, schon vom Halbdenker gleich zu ertappende Irrtümer äußerst selten entschlüpft, wenn er laut seinem Epigramm verfuhr: „Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede." Und hätt' er die Würze zur Kost gemacht, so wäre seine Schriftstellerei nicht in in der Nation lebendig geblieben.

Lessing hat in jungen Jahren mit Vorliebe Mathematik getrieben. Gewiß mußte sein starker und elastischer Geist sich lebhaft von einem Studium angezogen fühlen, das nicht wie andre Disziplinen dem Gedächtnis Stoff zuführt, sondern die freie Verstandestätigkeit herausfordert. Auch lehren bedeutsame Beispiele, daß der seit der Schulbank und dem Umgang mit Kästner und Mylius den exakten Wissenschaften fernstehende Humanist noch im reifen Alter einen gewissen mathematischen Kalkül da anwandte, wo der Gegenstand zur zahlenmäßigen Betrachtungsweise kaum anzureizen scheint. Wenn er 1757 Du Bos' Lehre von dem auch mit den allerunangenehmsten Leidenschaften verbundenen Lustgefühl „ein wenig philosophischer" ausdrückt und die Grade des Realitätsbewußtseins abmißt, so unterscheidet er sich von ihm weniger durch die rationale metaphysisch-psychologische Begründung im Geiste Wolffs und Bil-

fingers, als in der auffälligen arithmetischen Exemplifikation, die das Umschlagen der Unlust in Lust oder den umgekehrten Vorgang im Bewußtsein erklären soll. Als gehe Lessing daran, die Stärke der Regungen durch Zahlengrößen auszudrücken und mitten in Probleme der modernsten Psychologie und Ästhetik hinein zu springen; aber es gilt doch nur einer nicht streng sachlich zu fassenden Erläuterung, nicht einer prophetischen Stellungnahme zur Frage der Meßbarkeit seelischer Vorgänge. Bei andrer Gelegenheit jedoch war die mathematische Betrachtung für Lessing mehr als ein bloßer veranschaulichender Behelf; daraus ergab sich ihm wirklich der genauere Charakter eines Problems, das sonst gleichfalls den Rechner fernzuhalten scheint. Die von jedermann gefühlte Bizarrerie seiner Ansichten über die Zahl der Sinne fällt nicht sowohl der Idee der Metempsychose zur Last als der mathematischen Künstelei, den absonderlichen, unwahrscheinlichen Voraussetzungen arithmetischer Kombinationen. Man erinnere sich, daß Lessing einmal in Sokratischer Verstimmung gegen die unnütze Theorie, als er das praktische Christentum an den Herrnhutern darlegte, Newton und Leibniz wegen ihrer Einführung des Kalküls in die Erforschung des Universums schalt und den „Algebraisten" nicht gnädiger anließ als den Astronomen und den Metaphysiker. Anderswo, z. B. im Entwurf über die Ausbreitung des Christentums, wird dagegen der Mathematik der höchste Preis gezollt, ja gerade heraus gesagt, ihre Schule sei dem Philosophen unentbehrlich, weil sie „unsern Geist an Ordnung und deutliche, genaue Begriffe gewöhnt und ihn lehrt, was demonstrativ ist". Im Oktober 1756 zeigt die gegen Moses ausgesprochne Befürchtung, er möchte den Aufsatz über die Wahrscheinlichkeit nicht recht verstehn, den vorzeitigen Abbruch seines lieben Knabenstudiums und zugleich, welchen Wert er der mathematischen Schulung beimaß. Lessings bis späthin bleibende Lust zu elementar-mathematischen Entwicklungen, wo sie nicht einmal recht am Platze scheinen, zu einer Arithmetik, deren sich niemand versieht, entspringt offenbar wiederum dem Trieb vielseitiger Betätigung des Verstandes und dem Streben, möglichst scharfe, bestimmte, voneinander abgegrenzte Vorstellungen zu gewinnen. Dies verdienstvolle Streben ergab mitunter falsche Grenzen, zu schroffe Sonderungen. Der in den letzten Beispielen ausgeprägte,

beim ersten Blick bedeutungslose Zug fügt sich nun erhellend und verstärkend in das Gesamtbild dieses eigenartigen Intellekts: ihm sind die arithmetischen Spiele geistige Turnübungen, und auch darin steht er vor uns als der große Verstandesgymnastiker, der die Gabenfülle seiner Natur mannigfaltig, nicht zuletzt in scharfen Trennungen, kühnen, noch unversuchten und deshalb um so reizvolleren Kombinationen erproben muß. Am Schachbrett saß er gern mit seinem philosophischen Freunde: der eigentümliche Schachspielerscharfsinn regt sich auch in philosophischen Versuchen wie den abgebrochnen Konstruktionen von der veränderlichen, die Fünf übersteigende Zahl der Sinne. Die Jugendneigung erkaltete nicht völlig, da ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit seinen Geist mit der Weise des Mathematikers verbindet, die nicht vom Stoff der empirischen Wissenschaften gefesselte, selbständige Verstandesarbeit.

Lessings Eigenart muß vor allem bedacht werden, wenn man kritisch an seine religionsphilosophischen Denkmäler und an seine Religionspolitik herantritt. Wer die anscheinenden Halbheiten, Kompromisse, Windungen, die einen streng logischen wissenschaftlichen Sinn verletzen, aus Achselträgerei, aus Furcht vor der Macht und aus dem Wunsch, es zwei Parteien recht zu machen, herleitet, der wird gröblich fehlgehn, weil er die Persönlichkeit mißkennt. Wer umgekehrt Lessings Verhalten durch Dick und Dünn skrupellos billigt und durchaus unbedenklich für das moderne philosophische Bewußtsein findet, der wird sich einer sachlich nicht zutreffenden Auffassung schuldig machen. Die Zeitverhältnisse, mit denen jedenfalls zu rechnen war, wenn mehr als eine Predigt in der Wüste geschehn sollte, sind uns bekannt. Der Strateg durfte nicht mit allen Feinden rechts und links auf einmal anbinden. Galt es dem Rationalismus, so wurde die Orthodoxie schonender behandelt; aber diese Zwingburg zu zernieren, mußten alle Aufklärungstruppen heran. Die wichtigsten Ansprüche der Rechtgläubigkeit zugebend, traf Lessing sie neckisch aufs Haupt, setzte sie vor dem Publikum ins Unrecht, lieh sich zur ohnmächtigen Wut des Gegners den Märtyrerschein eines Opfers blindwütiger Verfolgung. Doch diese politischen „Evolutiones“, die hier und da zu unphilosophischer Nachgiebigkeit führten, diese Schachzüge sind nicht der Haupthebel zum Verständnis seiner eigentümlichen Haltung. König Odysseus war

viel mehr als bloß verschlagen. Den vorschnellen Folgerungen aus Lessings Taktik gebietet Einhalt seine sittliche Tüchtigkeit, sein allzeit reges Rechtsgefühl, sein mächtiges Bedürfnis der Geistesfreiheit, dem nichts unerträglicher scheint als von Parteileidenschaft geknebelt zu werden, seine tiefe Sympathie mit allem Ganzen, Folgerichtigen, Charakterfesten. Nicht Halbheit, Unselbständigkeit, übergroße Empfänglichkeit, vielmehr der Hang zu kühner, spontaner Verstandesarbeit treibt in seinen befremdlichen Zugeständnissen und Anpassungen. Das große Leibnizische Beispiel mag dazu beigetragen haben; wer weiß, ob Lessing sich ohne dies gefährliche Vorbild ein so weites Abbiegen vom geraden Weg erlaubt hätte? Der Aufsatz über die ewigen Strafen besagt, wie er vom Verfasser der „Theodicee" lernte, die esoterische Lehre für gemeine Augen hinter der exoterischen zu bergen, anders zu denken und anders zu reden. Wohlverstanden: nicht im Sinne des sophistischen τὸν ἥσσω λόγον κρείσσω ποιεῖν und alles zu beweisen, sondern dieselbe gute Sache nach verschiedenen Methoden zu führen, in freier philosophischer Art und in spekulativer Ergründung des Dogmas, also auf der Bahn, die sich von Augustin bis zu Hegels Religionsphilosophie hinzieht und auch von Herder betreten worden ist. Der exoterische Vortrag will jeden auf dem Wege, wo der Lehrer ihn eben fand, vorwärts leiten zur Wahrheit, das eigene Feuer, wie Lessing sagt, zwar nicht im Kiesel verstecken, aber selbst aus dem ungeschicktesten Quarz Funken schlagen, eine verkehrte Meinung so lange wenden und pflegen, bis ihr Vernunftgehalt herausgelockt, die Sonnenseite daran gefunden ist. Doch Leibnizens ermunternder Vorgang allein würde Lessing kaum zu den waghalsigen Operationen vermocht haben, die bei dem Einen Staunen und Bewunderung, bei dem Andern Ärger und Entrüstung, bei der Menge seltsame Mißverständnisse hervorrufen, hätte nicht in seiner Individualität eine besondre Gabe gelegen, das Fremde zu adaptieren. Den gymnastischen Kopf konnte nichts mehr reizen als ein durchdringendes Ausdeuten, ein logisches Modeln und Umgestalten, das der Überlieferung ihr Antlitz nach einer neuen Seite dreht und schließlich die gesuchten Ideen überall zu finden gestattet. Lessings mächtige Vorliebe für scharfe Trennungen sträubt sich nicht wider ein solches Amalgam, denn die Verbindung der Gegensätze bleibt locker und meist auf Eine Schlinge beschränkt,

wo der behende Dialektiker die Widersprüche behoben, die Kontraste zum Schmelzen gebracht hat. Und sein zerteilender Scharfsinn findet hier erst recht das Feld für Übungen und Triumphe, da es weit schwerer ist, eine Vorstellung von ihrem überwiegenden Inhalt, ihrer allgemeinen bisherigen Geltung zu lösen, als anerkannte, jedem Auge deutliche Gegensätze zu bemerken und nochmals zu sichten. Die Schwierigkeiten, die Lessing überspringen muß, um scheinbar, da er doch den einen Fuß weit hinaussetzt, mit beiden Füßen vom Wippbrett aus den christlichen Standort zu gewinnen, die Vernünftigkeit dieses und jenes Dogmas zu erweisen, Umwälzungen an die konservativste Überlieferung anzuknüpfen, sind so groß, daß die willige Bewunderung des formalen Gelingens kaum zurückbleibt hinter dem unwilligen Staunen über das Wagnis, wenn man dieses nur exoterisch betrachtet.

Einzelne Forscher haben gerad aus dem viel tieferen Gegensatz, in dem er zur positiven Orthodoxie steht, Lessings im Vergleich mit der Kritik rationalistischer Aufklärer oft mildere Beurteilung ableiten wollen. Allerdings konnt' er keineswegs auf dem Standpunkte des damaligen Rationalismus beruhigt verharren. Allerdings sagt er paradox: „Je gröber der Irrtum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit." Allerdings äußert er sich auf seiner höheren Warte manchmal so, als seien die Vertreter beider Parteien von oben gesehn ziemlich gleich, da die Übel der Orthodoxie sich verkleinerten, die Gebrechen ihrer Gegner wuchsen. Zudem ist es psychologisch begreiflich, daß wie im politischen Widerstreit so im theologischen der Vorgeschrittenste mehr Sympathie für die fernen „Ganzen" als für die „Halben" zeigt. Man denke nur an Strauß, aber auch an gewisse Partien in Feuerbachs „Wesen des Christentums" oder seine „Kritiken des modernen Afterchristentums", an G. Kellers Novelle „Das verlorene Lachen", die einem blümelnden liberalen Prediger noch höhnischer begegnet als Lessing der ästhetisierend-moralischen Religionsverfeinerung des jungen Wieland. Dadurch wird seine nähere Zugehörigkeit zur Linken nicht aufgehoben, so unhold er sie auch behandelt, und die Hauptschläge hat doch die Rechte gefühlt und nimmermehr vergessen. Die höchste, wirklich doch so hoch nicht vorhandene Entrücktheit des Betrachters könnte das Bild nicht ins Gegenteil verkehren, das Ferne nah, das Verwandtere fremd zeigen.

Keine Politik, wenn anders sie den Vorwurf der Felonie scheut, dürfte zur Befehdung eines Dritten mit dem Todfeind gemeine Sache machen und ihn über die tiefen Gegensätze täuschen. Warum sollen wir heute der Orthodoxie eine unmögliche Waffenbrüderschaft aufdrängen und Lessing von der Aufklärung wegsprengen, da wir doch die Zeit- und Kriegsläufte kennen, da uns Lessings Sonderart bewußt ist? In der Sprache der Christgläubigkeit Gedanken entwickeln, die aus Leibnizischer in halbspinozistische Sphäre hineinragen, Aufklärung fördern mit Hilfe des bisher ganz anders gebrauchten Rüstzeuges der Rückständigkeit, Wunder und Offenbarung behaupten mit Worten, die ihre Möglichkeit ausschließen, das sind Triumphe der gewagtesten, schwierigsten Dialektik. Sind sie aber nicht mehr als große Kunststücke des Witzes? Gewiß. Der neue Wein soll die alten Schläuche sprengen, der Leser nach seinem Verständnis rascher oder sachter ins Esoterische dringen. Das Amalgam kann, wie Lessing am besten weiß und im Motto der „Erziehung“ deutlich genug ausspricht, immer nur zur Hälfte glücken. Es erfüllt den, der alles klipp und klar buchstabiert haben will, mit Unbehagen, doch es wird der unverständigen Masse kein Ärgernis, es führt den Mitdenker allgemach aus der exoterischen Darstellung zur wirklichen Überzeugung heran, freilich ohne ihm jeden Zwiespalt, Sprung und Widerspruch innerhalb der einzelnen Schrift und des Komplexes zu benehmen und sich rückhaltlos ohne Lücke zu erschließen.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang nochmals ein frappantes, von den berufensten Richtern laut gewürdigtes Beispiel Lessingischer Gedankenentwicklung, dessen Hauptergebnisse schon zusammengefaßt worden sind, den Aufsatz: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft.“ Die erkenntnistheoretische Tendenz geht offenbar darauf aus, zu zeigen, daß was auf Grund historischer Zeugnisse für ein Faktum, eine Wahrheit gehalten werden müßte, kein Faktum, keine Wahrheit ist, sobald es mit der Vernunft oder der allgemeinen, noch jetzt durch Beobachtung und Versuch kontrollierbaren Erfahrung in Widerspruch gerät, daß dann aus einer solchen vorgeblichen historischen Tatsache philosophisch nichts gefolgert werden kann, was sich nicht auch ohne sie erweisen ließe, daß demgemäß auf die bloß berichteten, nicht selbsterlebten Wunder der

Bibel kein allgemeiner Schluß, welcher Art auch immer, zu gründen sei. In der Tat, dieses Ziel ist so vortrefflich, die Grenzen der Beweiskraft auch der verläßlichsten Geschichtszeugnisse sind so richtig abgesteckt, das Verhältnis zwischen historischen Aussagen einerseits, der Vernunft oder allgemeinen Erfahrung anderseits erscheint durch die Unterordnung aller mit der rationellen Weltansicht unvereinbaren Aussagen so scharf gekennzeichnet, daß der Abhandlung, zumal wenn man das nachgelassene zweite Schreiben an Schumann hinzulegt, der ihr von Strauß und eindringlicher von Dilthey gespendete Preis vollauf gebührt. Hat Lessing aber wirklich nichts anderes gesagt, als was er seiner eigentlichen Tendenz nach sagen wollte, sagen mußte? was knappe Berichterstattung ihn sagen lassen darf? Durch den ganzen Aufsatz läuft der Ausdruck und Begriff „historische Wahrheit" oder „Geschichtswahrheit". Lessing braucht aber das Wort nicht bloß so, daß der Ausfall des anfangs beigefügten Adjektivs „vorgeblich" sich von selbst versteht, sondern er behandelt diese vorgeblichen Wahrheiten in gewisser Hinsicht doch als richtig und unzweifelhaft. Er spricht davon, daß er sie gelten lasse, nichts dawider einzuwenden habe, hergeleitete Folgerungen gut heiße, sich selbst vorbehalte, danach andre historische Dinge zu schätzen. Der Ausdruck ist für einen Teil der Lessingischen Darlegung unpassend, weckt den Argwohn einer uneigentlichen, abgekürzten Bezeichnung und entspricht doch wieder dem Inhalt, indem er die Zweideutigkeit der Begriffsfassung spiegelt. Mit den gezwungnen Wendungen konnte das volle Ziel nicht erreicht werden. Sind geschichtliche Fakta, was sie nach ihrer strengen Bezeichnung sein müssen, echte Wahrheiten, echte Tatsachen, dann gestatten sie ebensogut sichere Folgerungen wie jedes Ereignis von heut oder morgen, und das Perfektum, das Tempus überhaupt macht keinen Unterschied. Wär' es, wie Lessing dem Gegner zu weit entgegenkommend einräumt, wirklich historisch unleugbar, daß Christus Wunder getan hat, so fiele das Recht weg, Konsequenzen daraus abzulehnen, die aus der Tatsächlichkeit eines gegenwärtigen Wunders logisch folgen würden. Lessing verdeckt die Blöße seiner Erörterung sehr geschickt, indem er bald den Gegensatz der historischen und der nichthistorischen Wahrheiten auf den Gegensatz der zufälligen Geschichtstatsachen und der notwendigen Vernunftwahrheiten reduziert,

bald unvermerkt diese Vorstellung notwendiger, empirisch unerweislicher Wahrheiten unterschiebt bei der Frage, ob die Geschichtserfahrung zur Begründung allgemeiner Lehrsätze tauglich sei. Eine schiefe rationalistische Methode, doch im Nachleben der Wolffischen Spekulation gefahrloser anzuwenden, wo die Metaphysik nur Vernunftwahrheiten umfassen sollte, die so streng wie logische und mathematische Wahrheiten von keiner Empirie gestützt oder erschüttert werden können. Daß in den religiösen Fragen allerdings Raum für die Erfahrung sei, übersah Lessings Scharfblick durchaus nicht; hat er doch stets schön und tief mit der Erfahrung des Christen gerechnet und den schalen Rationalismus nicht mitgemacht, der alles geschichtliche Werden und Wirken zu Gunsten seiner ewigen Naturreligion strich. Darum vertauscht Lessing hier immer wieder — die Kritik der einmal zugegebenen Wunder Christi kam ja anderweitig zu ihrem Recht — den Begriff der historischen Wahrheit als einen der aprioriischen Vernunftwahrheit entgegengesetzten mit dem Begriff des eigentlich, nach dem gemeinen Wortsinn historischen Faktums und erobert so gewaltsam sein Ziel. Denn nur die niemals ganz zu tilgende Unsicherheit geschichtlicher Angaben, bei denen, wie Lessing am Leben Alexanders zeigt, dichtende Phantasie mitgewirkt haben kann, verbietet, metaphysische Ansichten auf derlei Zeugnisse, falls diese der allgemeinen Erfahrung des Tages widersprechen, zu bauen. Wenn Lessing gleichzeitig doch den geschichtlichen, d. h. nach ihren Quellen dafür zu nehmenden Wahrheiten und Tatsachen den Charakter echter, wirklicher Wahrheiten und Tatsachen ließ, konnt' es ihm unmöglich darauf ankommen, den Glauben an historische Pseudotatsachen zu nähren, denn er hätte sonst der unverkennbaren Grundabsicht seines Aufsatzes widerspruchsvoll entgegengearbeitet. Seine Warnung davor, auf geschichtlichen Berichten ein metaphysisches Lehrgebäude zu bauen, würde nur in den Wind gesprochen sein, wenn sich einmal die Überzeugung von der Tatsächlichkeit des Inhalts festgesetzt hätte, der Inhalt aber zugleich so beschaffen wäre, daß er mit zwingender Logik die herrschende Metaphysik durchbräche. Lessing legt großes Gewicht auf den seiner dialektischen Entwicklung in der Tat sehr günstigen Umstand, daß zwischen Christi Wundern, der Auferstehung usw. und Hauptsätzen der christlichen Metaphysik, selbst dem der

Gottessohnschaft, kein notwendiger innerer Zusammenhang bestehe; so hätten denn die Wunder des Urchristentums, die er für wirklich zu halten vorgibt, nur die Bedeutung gehabt, frühere Menschen auf neue Heilswahrheiten aufmerksam zu machen, während sie logisch diese Wahrheiten schon damals so wenig begründen konnten wie jetzt. Aber auch das muß Lessing dazu dienen, jenen Fakten, deren metaphysische Beweiskraft er leugnet, die Tatsächlichkeit scheinbar zu wahren, obwohl dies Zugeständnis, konsequent ausgebeutet, doch die gewichtigsten Schlüsse, von Lessing selbst in der Rettung des Cardan erörtert, für das Konto der Positiven ergeben müßte. Dies Zugeständnis war eben nur scheinbar, und weit entfernt, seine Zwecke durch schwankendes Ungeschick zu vereiteln, gab Lessing die größte Geschicklichkeitsprobe, da trotz Paraden, Sprüngen, Windungen die Gesamtleistung unfehlbar dasteht. Daß er innerlich von der völligen Unabhängigkeit empirischer Tatsachen und metaphysischer Sätze so wenig durchdrungen war wie von der Evidenz der vorgeblichen Geschichtswahrheiten, lehrt ja das nachgelassene zweite „Sendschreiben" an Schumann, worin jener Gegensatz fehlt, aber ein um so stärkerer Nachdruck auf die Verschiedenheit des Selbsterlebten, Selbstvernommenen und des bloß von fern her Berichteten gelegt ist. Lessing hat erst hier seine These, daß der Beweis des Geistes und der Kraft weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern nur Menschenzeugnis von Geist und Kraft beibringe, rein vorgetragen, nachdem sie anfangs, heterogene Gesichtspunkte vermengend, unter der bedenklichen Flagge der „historischen Wahrheit" ausgelaufen und doch in den Hafen gekommen war. Erst hier trifft sein Gedankengang mit dem klassischen zehnten Kapitel in Humes Hauptwerk zusammen, und das Mangelhafte der früheren Formulierung könnte nicht klarer beleuchtet werden, als wenn man die meisterliche Darlegung des Schotten vergleicht: nicht die historische, nicht die Erfahrung überhaupt ist der Vernunftwahrheit gegenüberzustellen, sondern die vereinzelte, zweifelhafte, schlecht verbürgte der allgemeinen, zweifellosen, sicher beglaubigten, jedermann geläufigen, sich immer wieder erneuernden Erfahrung.

Und nochmals: es ist nicht bloß die kluge, dem Gegner nicht alle Seiten auf einmal bietende, den noch befangenen Schüler nicht auf einmal ans Ziel fortreißende Taktik und Pädagogik, die denn

doch ihre großen, in der Tat alsbald bemerklichen Gefahren hätte. Es ist immer wieder jene Besonderheit seiner geistigen Anlagen und Neigungen, lieber Verwickeltes als Planes, lieber das Paradoxon als den ohne weiters zugänglichen Gemeinplatz, lieber Befremdendes als das allen Augen Einleuchtende zu suchen und reich gewürzt aufzutischen.

Ein solcher Geist konnte weder dem bequemen Rat Philosophandum est sed paucis folgen, noch sich häuslich in einer philosophischen Schule niederlassen, um darin systemgläubig zu altern. Er liebte später an dem jungen Jerusalem, was er selbst besaß: „Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist; und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mitteilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte."

So wenig Lessings Jugenddichtungen frei über der zeitgenössischen Produktion thronen, so wenig stand er von vornherein als selbständiger Denker den zeitgenössischen Philosophen gegenüber. Wolffs Lehren waren ihm zunächst schon auf der Meißner Schulbank propädeutisch dargeboten worden, wie die kindlichen Beweise der „Glückwunschrede" verraten. Der hallische Lehrmeister, 1740 von Friedrich dem Großen rehabilitiert, beherrschte die deutschen Katheder und gab der Wissenschaft eine gründlich ausgearbeitete Sprache. Seinen Einfluß hat Lessing vollauf erfahren, wenn er auch als Student unmittelbar aus Leibniz schöpfte, bald an Bayle herantrat und um Wolffs Todesjahr, 1754, bereits die eigenen Schwingen rührte. Nicht zwei Perioden, des Werdens und der abgeschlossenen Reife, wollen bei ihm geschieden sein, vielmehr eine Periode der mit überkommenen Begriffen zufriedenen, allerdings in einigen Fragen schon ketzerischen Schulgenügsamkeit, die, auch wo sie stärker abweicht, noch an den Leibniz der Wolffischen Überlieferung anzuknüpfen ist, und eine nicht zu beruhigtem Abschluß gelangte, sondern in ihrer Gedankenarbeit abgebrochne Periode des Ringens um eine freie Weltanschauung, die endlich spinozistisch mit der Ablehnung des personalen Theismus und der Verwerfung der Teleo-

logie rechnet. Genannt oder, weil fast selbstverständlich, nicht genannt, spielen Leibniz und Wolff in den kleinen Vossischen Rezensionen die Hauptrolle. Sehr konservativ heißt es 1752: „Das Neue sollte uns in den spekulativen Teilen der Weltweisheit alle Zeit verdächtig sein"; als er den Satz ein Vierteljahrhundert später wiederholte mit dem getrosten Schlagwort der Aufklärung: „Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel", geschah es zur Ankündigung seiner bizarrsten und befremdlichsten Hypothese, nachdem mancher kühne Ritt in unbekanntes Land getan war. Wie treu Lessing anfänglich im Wolffischen Geleise fortging, erhellt 1755 aus der Streitschrift über Pope und Leibniz, worin das „Gedicht" ganz zeit- und schulgerecht definiert wird, aus einigen Begriffsbestimmungen der Fabelaufsätze, sowie aus den Noten zu Burke 1758, die unter der Überschrift „Was erhaben und schön heißt" den reinsten und unzweideutigsten Wolffianismus in bekannter Terminologie darbieten, obwohl es diesen Anmerkungen an Spuren der Selbständigkeit im Einzelnen, an Meinungsverschiedenheiten gegenüber Wolff wie Mendelssohn nicht fehlt. Erst seitdem sein Leibnizstudium sich bedeutend vertieft hatte, wies er fast verächtlich auf die Kluft zwischen dem Meister und dem Schüler hin und trennte Leibnizens System überscharf von „der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit" Wolffs. Seine tiefe Verehrung des Meisters aber hat er jederzeit unumwunden bekannt: im Pope-Aufsatz grenzen die Worte „der Wahrheit und zugleich Leibnizen näher kommen" an Orthodoxie, in den „Litteraturbriefen" wird das überall gleich verbreitete Licht seines Verstandes der Nation vor Augen gehalten, in den Wolfenbüttler „Beiträgen", den Zusätzen zu Jerusalem, den Gesprächen mit Jacobi seine „große Art zu denken", sein Scharfsinn mannigfach gefeiert. Als die Veröffentlichung der Nouveaux essais sur l'entendement humain gegen Locke 1765 auch Lessings Leibnizforschung von neuem anspornte, beschied er sich nicht mit Auszügen, sondern entwarf neben einer offenbar für den Druck bestimmten Übersetzung einen französischen Aufsatz über das ihm besonders interessante Verhältnis des Philosophen und des Theologen Leibniz, wobei notwendig auch Esoterisch und Exoterisch schon vor den Wolfenbüttler „Beiträgen" erörtert

worden wäre. Zu einer Lebensgeschichte Leibnizens hat er gesammelt und sich nicht auf äußere biographische Daten beschränken wollen. Lessings eigne Spekulation ist ohne das Leibnizische System unverständlich.

Der Jugendaufsatz über das praktische Christentum der Herrnhuter mit der bleibenden Lebenslosung, der Mensch sei zum Tun, nicht zum Vernünfteln geboren, verfolgt eine hitzige spekulationsfeindliche Tendenz der Kraftbetätigung doch im Gedankenkreise der Monadologie, wonach Substanz Kraft und jede Monas in Ewigkeit tätig ist. Er teilt mit Leibniz, zugleich mit Aristoteles, der durch seine analytische Methode der Ästhetik den größten, durch seine Metaphysik höchstens einen sekundären Einfluß auf Lessing gewann, die Auffassung der Seele als einer Entelechie. Bedeutsamer wird das vervollkommnende Tun bald darauf in der zwiespältigen Skizze „Das Christentum der Vernunft" (1753) gefaßt. Schon Mendelssohn erkannte darin die Ketzerei und gedachte des alten Entwurfs, als die „Erziehung des Menschengeschlechts", vorher der Wissowatius-Beitrag eine gewohnte Bahn mit neuem Rüstzeug beschritten. Ernste Zweifel, ob die leidige Halbheit der auf Leibniz gestützten Vermittlungstheologie Vernunft und Offenbarung dauerhaft aussöhne, müssen schon in dem jungen Bayle-Leser erwacht sein; doch ihn lehrte kein Bayle oder Voltaire über Leibniz hinaus nach dem Vernunftgehalt der christlichen Dogmatik fragen, ohne kurzweg abzusprechen und auch den historischen Drang und Wert aller Strecken des Geisteslebens zu verkennen wie die Aufklärung des „selbstklugen Jahrhunderts". Daß sein erster Umdeutungsversuch mehr als bloß verwegen sei, darf freilich kaum behauptet werden, soweit das Geheimnis der Trinität in Frage kommt, dessen Rationalisierung aus Wolffischem Fahrwasser hinaussegelt. Nieten hat trefflich gezeigt, wie früh der jugendliche Religionsphilosoph, ans Gefühl appellierend, sich von Wolffs Vernünftigkeit trennte, wie ernst ihn die Scheidung zwischen den Wahrheiten der Vernunftreligion und den Offenbarungswahrheiten hinnahm und daß Th. Haupts orthodoxe Beweise für die Trinität, von Lessing Ende 1751 rezensiert, ihm tiefsinnige Spekulationen des reformierten Theologen Kellermann nahe brachten; anders als in der theologischen Erstlingsschrift Herder das Trinitätsthema behandelt. Mit einem

Gedanken, in dem man Beziehungen zu Aristoteles finden wollte, setzt das „Christentum der Vernunft“ ein: Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können, also da Gott selbst das Vollkommenste ist, von Ewigkeit her nur sich selbst denken können. Wenn nun im dritten Paragraphen Vorstellen, Wirken und Schaffen in Eins gefaßt und der schöpferische Charakter der Vorstellungen Gottes behauptet wird, so meldet sich bereits die spätere Idee von der Wirklichkeit der Dinge in Gott, ein „Panentheismus“, wie man es nicht schön, aber treffend nennt, der leicht in Pantheismus übergehn kann und schon hier mit Giordano Bruno verknüpft werden darf. Leibniz sieht in der Welt ein aus unzähligen Einzelsubstanzen, vorstellenden, voneinander verschiedenen, untereinander im steten kontinuierlichen Zusammenhang bedingten, durch unendliche Vervollkommnungsstufen sich wandelnden Monaden zusammengesetztes, prästabiliertes harmonisches Ganze, das die Gottheit von Anbeginn unwandelbar geordnet hat. Dies alles findet sich, bis zur wörtlichen Übereinstimmung mit Leibnizens System, auch bei Lessing; aber seine Paragraphen sind keine Wiederholung, wie am klarsten Zeller gezeigt hat. Der vierte scheidet: Gott kann sich nur auf zweierlei Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal und sich als ihren Inhalt, oder er denkt seine Vollkommenheiten zerlegt, eine von der andren abgesondert und jede von sich selbst nach Graden abgeteilt. Die erstere Möglichkeit ergibt ein identisches Bild Gottes: man lasse die Scholastik von der natura naturans Gott, der natura naturata „Gott Sohn“ und der Harmonie Heil. Geist aus dem Spiel, und man hat den Grundgedanken für die „Wirklichkeit der Dinge in Gott“, einen Leitfaden zu dem noch unbekannten Spinozismus hin, die Idee der Einheit von Subjekt und Objekt im absoluten Erkennen. Ganz Leibnizisch klingt, was über die Möglichkeit unendlich vieler Welten und die notwendige Wahl der besten, die geschlossene Kontinuität und Unendlichkeit usw. gesagt wird — unleibnizisch, Brunesk die Erklärung der Monaden nicht nach der prästabilierten Harmonie, sondern als zerteilt gedachter göttlicher Vollkommenheiten, der Vollkommenheit Gottes ähnlich wie Teile dem Ganzen. Ist aber jeder Gedanke bei Gott eine Schöpfung, ist der Gedanke der zerteilten Vollkommen-

heiten Gottes und ihr mit diesem Gedanken notwendig identisches Dasein die Welt, dann müssen doch die göttlichen Vollkommenheiten an sich kosmischer Art sein: der sich selbst ganz vorstellende, die Summe seiner Vollkommenheiten auf einmal denkende Gott denkt und schafft also das Universum, die Summe aller einzelnen Dinge. Die Selbstverdopplung Gottes in der Vorstellung seiner selbst, im göttlichen Selbstbewußtsein, und die Weltschöpfung sind nur noch in der Betrachtung, nicht real unterscheidbar; sonst müßte man auch eine Verdopplung des materiellen Kosmos, zwei gleiche Welten nebeneinander annehmen, hier das Universum, dort sämtliche Teile, hier die Summe, dort alle Summanden. Daß nun das Ganze nicht als etwas von den einzelnen Teilen getrennt und unabhängig Existentes gedacht werden kann, daß das Ganze, wie auch Moses gegen Jacobi geltend machte, nur in der Auffassung eines denkenden Subjekts von den Teilen verschieden wird, bedingt den naturalistischen Charakter jedes ernsthaften Pantheismus. Unmöglich war Lessing über die Konsequenzen des § 13 und seiner Abweichung von Leibniz schon im Klaren, vielmehr finden wir ihn noch weit entfernt von entschiedenem Pantheismus. Die Idee eines unmittelbar schaffenden, im Denken selbst seine Objekte ins materielle Dasein setzenden Intellekts nämlich ist streng logisch undurchführbar und nach zwei Richtungen fortzubilden: entweder macht man Ernst mit dem Begriff des Intellekts und nähert sich dann dem gewöhnlichen Gottes- und Schöpfungsbegriff um so mehr, je entschiedener man das Moment des Selbstbewußtseins in den Vordergrund drängt; oder man legt das Hauptgewicht auf die unmittelbare materielle Existenz der Gedanken, um sich dann zu sagen, daß die Vorstellung, die das leibhaftige Ding selber ist, ohne den Gegensatz von Subjekt und Objekt, ohne die Verdopplung des Gegenstandes im Bewußtsein, ihren Namen mit Unrecht führe, daß ein als solcher und von vornherein schöpferischer, also mit der Existenz des Gegenstandes zusammenfallender Gedanke gar kein wahrer Gedanke sei. Leibniz legte die erstere Stellung nahe. Auch darf in Lessings logisch durchgeführten Religionsschriften nicht alles für exoterische Maske und Anpassung erklärt werden, wiewohl schon in der früheren Zeit nichts Lessings eigentliche Lehre sein kann, was einen über die teleologische Weltanschauung des Deismus hinausgehenden, die Naturgesetze mit

Wundern durchbrechenden Supranaturalismus ergeben würde. Bei ernster innerer Übereinstimmung mit der teleologischen Grundlage Leibnizens und der Deisten gibt es für Lessing nichts Übernatürliches nach der ersten Ursache, kein Wunder im Gebiete der sekundären. Außer vielen zerstreuten Zeugnissen des Glaubens an bekenntnisloſe Humanität, an ewige Gesetzmäßigkeit, an das Wunder nur als einzelne Begebenheit im Gang der Natur, sind beweisend auch größere Skizzen. Der Entwurf „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" streift so folgerecht wie möglich dem Inbegriff aller natürlichen Religion die konventionellen Zutaten der positiven ab. Der Aufsatz „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" will mit jener Hochschätzung der mathematischen Demonstration aller Schwärmerei gegenüber, ebenso konsequent und ausgesprochen emanzipiert, nicht Offenbarung, sondern natürlichen Lauf der Dinge zum Recht bringen. Endlich die „Neue Hypothese über die Evangelisten", die bis auf Bruno Bauer vordeutet. Die alte Rezension der Ahlwardtischen Dogmatik aber, wenn sie von Lessing stammt, erklärt sich sattsam aus seiner Abneigung gegen alle Halbheit; ihr Sinn wäre einfach der: volle Verbalinspiration oder gar keine.

Von Leibniz entfernt Lessing sich noch in einem andern Punkte des „Christentums der Vernunft", in der Aufstellung des ethischen Kardinalgesetzes: dieses aus der eigenen Natur der moralischen Wesen schöpfend und dabei die wahre Quelle des imperativen Charakters der Sittlichkeit, nämlich ihren sozialen Ursprung übersehend, formuliert er es so: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß." Dies Gebot, eine nähere Bestimmung seines Herrnhuter-Imperativs „Der Mensch ist zum Tun, nicht zum Vernünfteln geboren" und von ihm fort und fort wiederholt, fußt auf den Monaden als sich vervollkommnenden, tätigen, das All nach ihrer individuellen Art spiegelnden Seelen, atmet aber einen ethischen Individualismus, der noch über Leibnizens individualistische Tendenzen hinausgeht. Mit diesem entschiedensten Individualismus in der Menschheit rechnend, lernt Lessing „jedes Ding nach seiner Absicht beurteilen", wie die Dramaturgie sagt; er lernt wirkliche Duldung üben, wie Montesquieu, Winckelmann, Herder andre Weisen als berechtigt und notwendig begreifen, während die Auf-

klärung die Dinge gern über einen Kamm schert: sie „will Berg und Tal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen". Dieser Individualismus kämpft in „Ernst und Falk" und lehnt durch erschöpfende Betätigung der persönlichen Anlagen die Glückseligkeit eines weichen und schlaffen Eudämonismus ab. So war die Monadologie sittlich ausgebeutet; metaphysisch erscheint sie wieder im Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können": die Seele ist ein einfaches, unendlicher Vorstellungen fähiges, diese Vorstellungen in einer unendlichen Zeitfolge nach Ordnung und Maß erlangendes Wesen, die ganze materielle Welt bis in ihre kleinsten Teile beseelt; was Grenze setzt, heißt Materie.

Leibnizisch ist bei Lessing die Kontinuität und Evolution. Leibnizisch, ohne das Drehen und Winden der „Theodicee" mit ihrem „anleitenden", nicht zwingenden Grund, ist sein streng kausaler Determinismus, der auch in die Dichtwerke hineinspielt, wenn Orsina keinen Zufall kennt, Emilia dem Unvermeidlichen nur durch den Tod entflieht, Nathan den Satz „Kein Mensch muß müssen" ausdeutet. Jerusalems Philosophische Schriften, deren Metaphysik nirgends die Schule Leibnizens verleugnet und deren Empfindungslehre von Mendelssohn ausgeht, bieten als Mittelstück einen Aufsatz „Über die Freiheit", aus mündlichen Gesprächen in Briefform zusammengefaßt; denselben, den Kestner tiefbewegt auf dem Pult des Selbstmörders neben „Emilia Galotti" gefunden hatte. „Wir können nichts wollen ohne zureichenden Grund," setzt Jerusalem gegen jeden moralischen Einwand auseinander: „Dies scheint mir also unumstößlich zu sein, daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntnis über den Haufen zu stoßen; die Folgen davon mögen auch sein, welche sie wollen." Natürlich ergibt sich dem Leibnizianer so die Frage nach der göttlichen unmittelbaren Ursache des Bösen, die Nötigung zur Theodicee, die dann mit einer Ableitung der tugendhaften Handlungen aus deutlichen, der lasterhaften aus unklaren Vorstellungen recht unzulänglich versucht wird. Es hört also mit der Unfreiheit nicht jeder Unterschied zwischen Tugend und Laster, alle Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen Verhalten und unserm Zustand nach dem Tod auf, wie die Gegner immer wieder behaupteten und noch behaupten. Daran schließt Lessing

in den „Zusätzen“ beistimmend, aber seinerseits die Unerträglichkeit des „Zufalls“ betonend, eines der bündigsten und wichtigsten Bekenntnisse seiner Philosophie.

Schon früh scheint er sich von den Vorurteilen gegen den Determinismus losgemacht zu haben, denn aus einer am 31. März 1753 gedruckten Vossischen Rezension blickt deutlich die Überzeugung hervor, der Leugner der Willensfreiheit brauche wenigstens kein Feind der Religion zu sein, und Lessing würde die Bemühungen seines Autors, darzutun, daß im System der Notwendigkeit das Dasein des Bösen sich keineswegs auf die moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens erstrecke, kaum so eingehend gerühmt haben, wär' er von ihrer Verkehrtheit und Erfolglosigkeit durchdrungen gewesen. Es bedeutet dem gegenüber wenig, daß er dem Übersetzer beipflichtet, wenn dieser die „Fatalität“ des Franzosen nur als eine bedingte Notwendigkeit anerkennt, und noch weniger, daß der Verfasser selbst sein System der Fatalität auf die menschlichen Handlungen einschränkt. Denn nur diese stehn beim Determinismusstreit in Frage; die Zufälligkeit des Geschehens, zumal im Bereich menschlicher Willensentschließungen, ist es, wogegen sich der strenge Kausalitätsgedanke auch Lessings sträubt. Er glaubt an das servum arbitrium so fest wie einst Luther, nur aus andern Gründen, und gibt endlich einen Fingerzeig, der, in jenen „Zusätzen“ von 1776 unverständlich, erst 1780 durch die „Erziehung“ aufgeklärt ward, aber fortwährenden Mißdeutungen ausgesetzt ist. Wie gar noch heute jemand in Lessing einen Anhänger der Willensfreiheit erblicken kann, scheint den Urkunden gegenüber mehr als paradox.

„Der dritte Aufsatz,“ sagt Jerusalems treuer Herausgeber, „zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erschienen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Tätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegen-

teils nimmermehr machen kann. — Zwang und Notwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch tue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet."

Es scheint, wie gesagt, unbegreiflich, daß solche Sätze mißverstanden werden konnten. Und doch hat man, wo möglich auf Grund gewisser Redewendungen, die Lessing mit dem allgemeinen Sprachgebrauch teilt, bald seinen Determinismus ganz ableugnen, bald diese Denkweise durch andre widerstreitende Vorstellungen beschränkt finden wollen, weil man im ersten Fall den Determinismus mit dem krassesten und unvernünftigsten Fatalismus verwechselte, im andern gerad umgekehrt nur die Nötigung durch Beweggründe der Vernunft für die wahrhaft dem System des Determinismus entsprechende, von ihm geforderte hielt. Hie Danzel, hie Ritter. Aber bleibt die Notwendigkeit, die der Vernunfteinsicht entquillt, darum minder Notwendigkeit? hört das Müssen des Guten und Richtigen aus Erkenntnis auf, ein Müssen zu sein? Nicht warum ich muß, sondern ob ich muß oder nicht muß, das ist die Frage, wie Hebler den Widersachern zugerufen hat, und nur der Wahn, eine Notwendigkeit könne bloß als brutale Gewalt von außen kommen, nicht aber aus innersten Gesetzen, hat den Determinismus zum Popanz gemacht. Für den Unbefangenen gibt es in der Tat nur Eine Deutung der Lessingischen Worte; denn daß man für das Beste nicht danken könnte, wenn man es wirklich bloß müßte, daß der Mensch nur für die ihm verliehene Möglichkeit, seine Freiheit zu betätigen, dankbar sein könnte, behauptet allein Danzel. Als sei der Erzogene nicht

dankbar für den Zwang der Erziehung, der Gerettete nicht der Hand verpflichtet, die ihn, ohne seiner Freiheit den mindesten Spielraum zu lassen, mit mechanischer Gewalt aus dem Wasser riß? Es hieße freilich Lessing falsch verstehn, wollte man ihm die Vorstellung unterschieben, alle Notwendigkeit des Handelns sei im unwiderstehlichen Zwang von Erkenntnissen begründet. So wenig eine solche Vorstellung dem strengsten Sinne nach vom Leibniz-Wolffischen System gefordert war, das immerhin die Wirksamkeit der Affekte und Triebe zuließ, wenn es diese seelischen Vorgänge gleich in undeutliche Vorstellungen verwandelte, so wenig herrscht sie bei Lessing. Das hat der Philosoph, der zuerst nach Jacobi den Determinismus Lessings, wenn auch mit einer seltsamen Ansicht des Prinzips, das in Wahrheit Determinismus zu heißen verdiene, doch mit triftigen Einschränkungen der im ganzen so unverkennbaren Bestimmungslehre Lessings ausdrücklich hervorhob, das hat Ritter dargetan. Der Gegensatz zum ersten Wolfenbüttler Fragment, die Deutung des Dogmas von der Erbsünde, worin frei nach Leibnizens Nouveaux essais „die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis zur kräftigsten Anschauung“ gebracht werden soll, beweist ja, insofern die Umdeutung zugleich Rechtfertigung sein will, unwidersprechlich, daß Lessing noch andre den Willen bestimmende Ursachen als bloße Vernunftgründe kannte. Und auch hier denke man an das „Blut“ der Emilia Galotti! Lessing wäre nicht der tiefe Kenner des menschlichen Herzens gewesen, wenn er zu glauben vermocht hätte, daß eine sich unabweisbar in Tat umsetzende Würdigung des Besten die einzige Form der Bewährung des Kausalitätsgesetzes im Reich des bewußten Wollens sei. Daß nun diese nicht zu deutlichen Einsichten auflösbaren Triebe mit geringerer Notwendigkeit wirken sollten als die vernünftigen Motive, hat Lessing nirgend gesagt, nirgend sagen können. Alles in allem mag man Lessings Determinismus durch ein Stück Fatalismus beschränkt finden: die Vernunftnotwendigkeit hat ihre Grenze nicht an irgend einem Spielraum des ursachlos freien Wollens, sondern an einer härteren, sinnlicheren Notwendigkeit; der Zwang der Erkenntnis wird, zumal auf niederen Stufen, aber auch bisweilen bei geistig und sittlich höher gebildeten Menschen, von der force irrésistible

der Naturtriebe durchbrochen. So wäre die Auffassung, mit der Lessing nach dem ersten wissenschaftlichen Deuter seiner Philosophie den Zirkel des richtigen Determinismus verlassen hätte, statt einer Entfernung von Spinoza vielmehr eine Näherung: der Determinismus der vernünftigen, sittlichen, zwecktätigen Ursachen verschmilzt nicht mit einer dem Zufall holden Freiheitslehre, sondern mit dem Determinismus der irrationalen Triebe und Gemütskräfte, die ihre Wurzeln auch in die physische Natur hinabsenken.

Aber nun zum letzten Teil jener denkwürdigen Anmerkung! Das angedeutete „System" kann natürlich nicht der Determinismus in seiner allgemeinsten Gestalt sein. Denn er wäre dann eben kein zweites, d. h. anderes, nicht mit dem Determinismus schlechtweg oder mit jedem Determinismus identisches System.

Am wahrscheinlichsten bleibt die Deutung, das zweite, gemeinen Augen ebenso befremdliche System sei das der Seelenwanderung, der Metempsychose. Mit Jerusalem, also in der ersten Wolfenbüttler Zeit erörtert, trat es erst 1780 auf den Blättern über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ans Licht, nachdem 1777 die Gegensätze zu den Reimarischen Fragmenten nur den alttestamentlichen Teil der „Erziehung" als erste Linien eines ausführlichen fremden Buches gebracht hatten: unter einem gewissen Zirkel von Freunden sei vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift umgelaufen; die scheinbare Heterodoxie werde schwinden bei künftiger Herausgabe des ganzen Aufsatzes oder gar des vollendeten Buches. Daß er die Skizze nie für sein Werk erkennen wolle, hat Lessing auch brieflich bestimmt erklärt. Der Grund liegt nicht in ihrer echtlessingischen Tendenz und in dem befremdlichen System, sondern, noch abgesehn von Lessings 1780 vielleicht geänderter Weltanschauung, in ihrem mehr als irgend anderswo exoterischen Vortrag, der gleich mit dem Titel anhebt, denn diese Erziehung ist eigentlich keine.

Lessings Einkleidung, den Gang der erziehenden Offenbarung durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu verfolgen, knüpft an altchristliche Weisheit, mittelalterliche Schwärmerei und moderne Geschichtsphilosophie an. Paulus lehrt im 3. Kapitel des Galaterbriefs: wir waren im Gesetz verwahrt, bis uns der Glaube ge-

offenbart werden sollte; „also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum . . . Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister". Indem die Patristik mit dem großen Heidenapostel das mosaische Gesetz als einen παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν betrachtete, bildete sich im Widerstreit der Ansichten die Würdigung des Mosaismus, wohl auch des Hellenismus, als einer vorbereitenden Durchgangsepoche zum Christentum namentlich bei den Häuptern der alexandrinischen Theologie weiter aus, eine Lehre der Heilsökonomie, Anpassung, Erziehung. Schon Johannes Müller erinnert an Epiphanius. Lessings Liebling unter den Vätern, Irenäus, überschaut die steigende Offenbarung des einigen Gottes und sieht, wie den Einzelmenschen vom Bad der Taufe, so das ganze Geschlecht von Adam bis zum Heiland und heiligen Geist fortschreiten. Er entrollt die Erziehung der Menschheit von den Juden her und verfolgt teleologisch die göttliche Tendenz der Heilsvollendung in den beiden Gesetzen, dem alten, das zeitlich straft, dem neuen, das die Knechtschaft löst. Clemens Alexandrinus faßt, was neuerdings Walch hervorhob und Lessings „Brief" gegen diesen Gottesgelehrten aufnahm, im Paedagogus die Menschen als Schüler, Gott als Erzieher, mosaisches und apostolisches Gesetz als Unterrichtsmittel des Logos Christus für die stetige Bildung des Menschengeschlechts. Erst den Juden gegeben, tat, so lehrt man mit der christlichen Erfahrung, die Logosoffenbarung eine Weltreise durch die Völker. Ihre Stufen betrachtet Origenes: wie das Kind die Wahrheit in Bildern lernt, bedarf es der Besserung durch Lohn und Strafe, bis jenseits die Menschheit über ein geschriebenes Evangelium hinaus zum ewigen gelangt und sich in Gott vollendet. Auch Tertullian, wie Epiphanius, kann im Erdenlauf Jesu, der da gesagt hatte, nach ihm werde der größere Paraklet kommen, nicht die Endschaft erziehender Offenbarung finden. So ward der Blick auf eine dritte Staffel der Heilsleiter, eine dritte Verbriefung der Heilslehre gerichtet. „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkünden denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und Sprachen, und Völkern", hatte die Apokalypse gepredigt. Als ein Evangelium aeternum liefen wirklich unter dem Namen des kala-

brischen Abtes Joachim von Floris prophetische Schriften durch das dreizehnte Jahrhundert; der Franziskaner Gherardino fand im Christentum der Kirche kein Genügen. Das neue, dritte Reich des heiligen Geistes sollte nun die Erfüllung bringen. Demselben Zeitalter trug ein Traktat des Pariser Bischofs Wilhelm von Auvergne wiederum die allmähliche Pädagogik Gottes vor, der der Kindheit Israels einen „Elementar- oder Alphabetarunterricht" erteilt habe.

Die göttliche Akkommodation war Frommen und Unfrommen eine ganz geläufige Vorstellung. Spinoza bedient sich ihrer sowohl im einzelnen, um den verschiedenen philosophischen oder judenzenden Vortrag der Apostel, als im großen, um Gottes „Offenbarung" zu erklären: Gott spricht zu den Patriarchen ihrer Fassungskraft gemäß, Gott gibt aus pädagogischer Rücksicht dem kindlichen Volk Israel ausschließliche Verheißungen; Gottes Königtum, da doch alles aus der Gottnatur fließt, ist eben dem schwachen Verstand angepaßt, Christi Lehre desgleichen, die Bibel zweiteilig, erst einem, dann allen Völkern „geoffenbart" nach ihrem Begriffsvermögen. Nicht minder schaltet Semlers Kritik fortwährend mit solcher Akkommodation, wenn er Paulinisch die göttliche Haushaltung in ihrem Gang betrachtet, dem Apostel das Gleichnis von den Kindern, Jünglingen und Männern in Christo, der Kindermilch und der Männerspeise nachspricht und mit ihm von den σαρκικοί zu den πνευματικοί fortschreitet. Anders liest Herder die Genesis, anders der poesielose Semler. Ihm ist die mosaische Schöpfungsurkunde „für ehemalige Juden, als für Kinder eingerichtet . . . Schon Philo sagt es: daß nur ganz einfältige Leute jene Vorstellung hätten"; aber im Bilde der Kindheit und in dessen Verfolgung trifft er mit dem schwärmenden Entzifferer der ältesten Hieroglyphen überein, da er weiter von den „Anfangsgründen für die alte Welt" und einem „Abc" spricht, das der Unterstufe diente. „Wenn Kinder die Fertigkeit des Lesens schon haben, führt man sie nicht immer wieder zurück in das Abebuch." Seine Theologie läßt das Testament der Juden dahinten: „Es bleibt allemal wahr, daß Gott durch dieses Volk einen besondern Teil seines Plans, in Regierung des menschlichen Geschlechts, erreicht hat; wenn gleich das Einzelne, das nur zum Charakter der Zeit und des Volkes gehört hat, von den Gliedern des neuen Bundes in jener Zeit und

Gegend liegen gelassen wird." So faßte, gleichfalls mit starker Teleologie, der hallische Kritiker die Bibeloffenbarung des Lehrers Gott.

Anders, teleologisch zwar, aber nicht historisch-kritisch wie Semler, nicht exoterisch einkleidend wie Lessing, Pascal. Nach einer Musterung der Religionen Asiens, deren Moral und Beweiskraft ihm nicht genügen, hält er sich, müde Gott nur raisonnierend zu suchen, an die Schrift und betrachtet das isolierte älteste Volk, das jedes andre durch die jahrhundertelange Fortpflanzung seiner Geschichten übertrifft, Einen Gott anbetet, Jehovahs Gesetz befolgt und des verheißenen Befreiers harrt. Ehrfürchtig schaut er es an, dies ewige Volk und sein uraltes göttliches Buch, das man mit beispielloser Aufrichtigkeit bewahrt, obwohl Israels Laster darin verzeichnet stehn. Auch er schreibt in großen Zügen die Erziehungsgeschichte der Menschheit. Gott bestellte nach der Sintflut ein eigens gebildetes Volk auf Erden, dauernd bis zu dem Geschlecht, das der Messias durch seinen Geist erleuchten soll; ein „fleischliches Volk", alternd in „irdischen Gedanken" von Abrahams gesegnetem Samen und einem weltlichen Messias, das Propheten durch pädagogische Verhüllung geistiger in zeitliche Güter antreiben, ein Volk, geschaffen dem Heiland als Zeuge zu dienen. Pascal hat drei Stufen: die Heiden kennen Gott nicht und lieben nur die Erde; die Juden kennen den wahren Gott und lieben nur die Erde; die Christen kennen den wahren Gott und lieben nicht die Erde, denn das Himmelreich ist nicht im Fleisch, sondern im Geist. Durch Christus ist das Heil erfüllt: „Als die Welt in fleischlichen Irrtümern gealtert war, kam Jesus Christus zur vorhergesagten Zeit." Moses am Eingang, Christus am Ausgang der göttlichen Bahn.

Nun erwäge man, wie Leibniz im Vorwort zur „Theodicee", mit stärkster Rücksicht auf die erst allmählich entschleierte Unsterblichkeitslehre, von den abergläubischen Heiden zu den monotheistischen Juden, die in einem kleinen Erdenwinkel aufgeklärter waren als die übrige Menschheit, und zum Vollender Mosis Jesus Christus aufsteigt, der die göttliche Gerechtigkeit und Güte durch Belohnung in einem andern Leben krönt. Schon diese Sätze hätten Lessings Darlegungen bestimmen können, aber die göttliche Erziehung und

die Entwicklung zur harmonisch wirkenden Humanität war neuerdings auch durch Herder mannigfach mit größter Beredsamkeit zur Sprache gebracht worden.

In Herders taumelnder Schrift über die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" wurden orakelhaft Urworte der heiligen Frühe gedeutet. Ein Jahr später, 1774, versöhnte trotz dem gläubigen Standpunkt und manchen Schwärmereien sein Buch „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit", ein jugendlicher Vorläufer der „Ideen", selbst die Reimarer mit dem allerdings so „phantastischen Genie" der Ältesten Urkunde. Daß Lessing diesen Beitrag und seine theologischen Nachbarn las und verarbeitete, kann nicht zweifelhaft sein. Dort war ein in den „Ideen" preisgegebenes Allegoriespiel der menschlichen Lebensalter auf das Wachstum der Menschheit angewendet, indem die Patriarchenzeit die Kindheit, die ägyptische Zeit die Knabenjahre, Griechenland den Jüngling, Rom den Mann bedeuten sollte; mancher phylogenetische Schluß fand sich aus der Ontogenie gezogen mit bittern Faustischen Beschwerden über den Geist der gegenwärtigen Aufklärung. Entwicklung, Fortgang, Stufen der Leiter will der Geschichtsphilosoph zeigen, ein durch die Verhältnisse bedingtes Band von Schwächen und Vorzügen im kämpfenden Fortschritt, Kontinuität auf dem irdischen Schauplatz einer leitenden Absicht, die es also zur rechten Stunde gut fand, den gärenden Säften das Ferment des Christentums zuzuführen und diesen menschenliebendsten Theismus nach vieltausendjähriger Vorbereitung zur Religion des Weltalls auszubreiten. Der ganze Bauplan allmächtiger und allweiser Vorsehung liegt klar vor dem Allanblick des begeisterten Teleologen, der den Gang der göttlichen Offenbarung durch die Nationen durcheilt und von der Kindheit der Naturvölker nochmals auf die älteste Urkunde zurückschaut: „Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit." Wieder ein Jahr später ist es dem Erläuterer des Neuen Testamentes heilige Gewißheit, daß das Menschengeschlecht, so wenig es ohne Schöpfung werden konnte, was es ist, ebenso nur kraft „göttlicher Erziehung" wissen konnte, was es weiß, und Aufschluß des Menschengeschlechts in seiner Bestimmung liest er aus der Bibel, um den Seligmacher Jesus inbrünstig anzubeten. „Erzieher der Menschen, erziehe Gott nach!",

lautet das A und das O seiner Pädagogik. Beruhigt und gereift legt Herder dann, nach Lessings Tod, in den „Ideen" die Metamorphosen der Menschheit und des Menschen dar, wie eine große Kette monistisch alle Geschlechter verbindet und das Zusammenwirken der Individuen uns allein zu Menschen macht. „Erziehung des Menschengeschlechts" ist der Gesichtspunkt geblieben: die Erde das Erziehungshaus unsrer Familie, zwar mit vielen Abteilungen und Klassen, aber doch nach einem Typus der Lektionen, denn der Vater unsers Geschlechtes bestimmt als Lehrer den Unterricht. Herders Humanitätsevangelium preist den Sterblichen glücklich, der durch die Strahlen seines stillen Beispiels auf die schönere Humanität seiner Brüder fortwirkt und so, der bildenden Tradition Gottes einverleibt, in den Seelen der Menschen tätig fortlebt. Auch das ist Lessingisch gedacht.

Altgewohnt, dazu kürzlich im Sturm und Drang erneut war demnach die Idee einer stufenweise zum Ziel führenden göttlichen Erziehung mittels der Offenbarung. Wenn Reimarus das Alte Testament als einen ganz verkehrten Kinderkatechismus herabdrückte, denn um den unwissenden Kindern etwas zu offenbaren, würde Gott seinen Schreibern „auf einmal, und vom Anfange ein kurzes und klares Lehrbuch in die Feder diktiert haben", so brauchte Lessing nicht erst jedes Wort der Entgegnung zu erfinden. Nannte doch auch der junge Goethe auf seinen waghalsigen theologischen Streifzügen die Juden einen wilden unfruchtbaren Baum, dem der ewige Gärtner zur veredelnden Befruchtung aller anderen Bäume das edle Reis Jesum Christum eingepfropft. Und es sei gestattet, in diesen Zusammenhängen noch zwiefach an Goethe zu erinnern: einmal, zu sagen, wie unendlich historischer, poetischer, sinnreicher, sinnlicher als die Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts Herders alter Genosse, der Bibelleser von Kind auf, nicht blind gegen Züge von Wildheit und Grausamkeit die hoffnungsvolle Religion der Erzväter und die Entwicklung des Volkes Israel inmitten seiner eigenen Knabengeschichte malte; weiter aber seine beliebte Betrachtung des Judentums als des Typus ethnischer Religion auch in der tiefsinnigen Konstruktion der pädagogischen Provinz Wilhelm Meisters aufzusuchen. Stufenweise bewegt sich hier die Erziehung durch drei nicht auf Furcht, sondern auf Ehr-

furcht gegründete Religionsphasen: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, lehrt die heidnische Religion; Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, der das Höhere herab, das Niedere hinanziehende philosophische Mittelzustand des Weisen; Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die christliche Sinnesart. Zu allen dreien muß man sich bekennen, denn vereint schaffen sie die Religion der obersten Ehrfurcht, der Ehrfurcht vor uns selbst: daß der Mensch sich auf der erstiegenen Höhe des höchsten Geschöpfes hält, ohne dünkelnd und selbstisch wieder ins Gemeine zu sinken. Aus dem Credo der christlichen Dreieinigkeit weiß der Vorsteher spekulativ die Trinität der Ehrfurcht zu lesen, den Zöglingen aber nach ihrer wachsenden Fassungsgabe die Lehren erst in sinnlichen Zeichen, dann mit symbolischen Anklängen, endlich philosophisch ausgeprägt zu überliefern.

Lessing macht auf zwei Stufen des göttlichen Lehrplans Halt und schaut zur dritten empor, die noch nicht erklommen ist. Auch er nimmt den Makrokosmos Menschheit wachsend, lernend, denkend, handelnd wie den Mikrokosmos Mensch; teleologisch und optimistisch, im Gegensatze zu dem schon im Meißner Glückwunsch abgelehnten Märchen von den goldenen, silbernen, eisernen Altern, zu Rousseaus kulturfeindlichem Abstieg, zur rasch widerrufenen Nänie Schillers auf die schönere Welt der Götter Griechenlands, stellt auch er eine Zielentwicklung der Menschheit dar; auch er gestattet es sich, indem die Antike wie der Avesta geistreich nur leise gestreift, Buddhismus und Islam ganz ignoriert werden, nach alter, durch christlich-religiöse Beweggründe bestimmter Methode die Sittlichkeit allein im sogenannten auserwählten Volke Gottes und im welterobernden Christentum zu messen. Der Gang ist auch durch Reimarus nahegelegt. Dieser hatte keine Religionsoffenbarung im Alten Testament finden können, vor allem den mangelnden Unsterblichkeitsglauben aufgestochen und die Ungerechtigkeit Gottes gegen die vorausgegangenen Geschlechter für unüberwindlich erklärt. Dem setzt Lessing exoterisch den weisen Stufengang der Offenbarung und die fortschrittlich ausgleichende Metempsychose entgegen, seine „Theodicee der Geschichte", wie Kuno Fischer treffend sagt.

Auf einem Hügel stellt Lessing sich dar, in die unermeßliche

Ferne schauend, und da schon die Dämmerung seinem eigenen Leben naht, einen Fingerzeig aus diesem sanften Abendrot heimbringend. Die positiven Religionen sind der Entwicklungsgang des menschlichen Verstandes. Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrtümern nicht? Nun rücken die knappen, dem Ende zu in lauter leidenschaftliche Fragen gefaßten Paragraphen heran, denen das Motto aus Augustins Soliloquien auf den Weg mitgegeben ist: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Was ist Kern, was ist Schale? was esoterisch, was exoterisch? was Meinung, was Einkleidung? Der lateinische Wegweiser allein hätte den Antisemiten Schopenhauer vor der Parodie „Erziehung des Judengeschlechts" warnen und auch den Trug verhüten sollen, hier hause scholastischer Unsinn, jüdisch-christliche Mythologie, und niemand könne den wissenschaftlichen Wert einer Schrift ernst nehmen, deren drittes Wort „Gott" sei. Lessings letztes Bekenntnis protestiert gegen die orthodoxe Starrheit wie gegen Reimarus' Offenbarungskritik und die Ansicht der Aufklärer, indem es Entwicklung zeigt im Bilde pädagogischer Offenbarung. Die Menschheit wird als lernendes Individuum, die ganze Summe von geschichtlich begründeten Fortschritten der Erkenntnis, durch welche die Menschheit zur Höhe geistiger und sittlicher Vollendung gelangt, als Erziehung durch Gott angesehn, als Offenbarung, diese jedoch damit von vornherein ihres Offenbarungscharakters im kirchlichen Sinn entkleidet. Gott erzieht das Menschengeschlecht — so durfte Lessing sprechen und schreiben, ohne dabei an etwas anderes denken als an natürliche Vervollkommnung der Erkenntnis und des sittlichen Lebens, selbst wenn er schon mit voller Entschiedenheit den spinozistischen Standort, wo ihn sein Gast 1780 traf, eingenommen hätte; denn auch dann wäre, ja dann erst recht, ihm ein wunderloses, den ewigen Weltgesetzen entsprechendes Geschehen als göttliches Tun erschienen. Ist die Natur selber Gott, so darf und muß alles als Wirken Gottes aufgefaßt werden, und dies Wirken nach Analogie bewußter menschlicher Tätigkeit darzustellen, bliebe nur ein harmloser Tropus, unschuldige Poesie; kaum daß die Gefahr drohte, das Bild für die Sache, das Dichterspiel für lautre Wahrheit zu nehmen. Aber handgreiflich genug ist nicht bloß nach den Grundsätzen des Weisen, der im

Deus sive natura den Kern seiner Lehre niedergelegt hat, die von Lessing angewandte Bezeichnung zulässig. Der Deist mit seinem im voraus berechneten göttlichen Plan der Welt und aller Geschehnisse hätte noch stärker ein Recht, angesichts der Menschheitsentwicklung von einer Erziehung durch Gott zu sprechen, da auf seinem Standpunkt wirklich ein bewußtes, zwecktätiges Veranstalten der letzte Grund alles Geschehens und jeder Umstand, der den geistigen und sittlichen Fortschritt bedingt, samt den notwendigen Folgen von Gottes Weisheit an rechter Stelle seinem Weltplan eingefügt ist. Eingefügt allerdings ohne besonderes Handeln, das die urewige Weltordnung durchbräche . . . doch auch da würde Lessings Denk- und Darstellungsweise sich mit der Bewunderung des Weltplans wohl vertragen. Alle Vorwürfe fallen, insofern sie sich nur auf Lessings beständiges Reden von Absichten Gottes, göttlicher Erziehung, Offenbarung gründen. Sie wären dann berechtigt, wenn der Nachweis gelänge, daß Lessing mit dem Erziehungsgedanken seiner alten rationalen Weltansicht untreu geworden sei und eine der gesetzmäßigen natürlichen Entwicklung widerstreitende Einwirkung und Offenbarung angenommen habe. Doch wie? Liefert unsre Schrift nicht übergenug der Zeugnisse, daß Lessing allerdings eine wunderbare Aufhebung der Gesetze zugab? Stellt er nicht fort und fort die Offenbarung der Vernunft entgegen und läßt die Offenbarung das schneller bieten, worauf die Vernunft erst in längerer Zeit von selbst kommen würde? Schreibt er die Offenbarung nicht Einem auserwählten Volke zu, während er sie allen übrigen alten Völkern unzweideutig abspricht? Und wie verträgt sich das mit der Annahme, daß ihm gleichwohl nur die natürliche Fortbildung der religiösen und sittlichen Begriffe vorgeschwebt habe? Wenn Offenbarung und Vernunfterkenntnis eins sind, wie kann die eine die andre beschleunigen oder sonst irgendwie abändern? Warum sollte man den natürlichen, vernunftgemäßen, religiösen Fortschritt aller Nationen außer der Einen nicht als Frucht der Offenbarung anerkennen, wenn diese Offenbarung ein bloßes Bild für die Stufen eben dieses Fortschritts ist?

Lessing hatte für seine Person den Offenbarungsglauben längst in den ältern theologischen Bruchstücken abgelehnt und blieb bei der Ablehnung, wie auch der „Nathan“ samt den kleinen Selbstbekennt-

nissen über den Endzweck dieses Gedichts sattsam bezeugt. Der Glaube an geoffenbarte Wahrheiten geht dem vernünftigen Erkennen voraus — so und nicht anders kann im Grund unsre Schrift esoterisch lehren, oder man müßte allen Ernstes behaupten, Lessing habe, da er die „Erziehung" schrieb, selbst rückläufig zur Retirade in den Schoß der Orthodoxie geblasen, alles aufgegeben, was sein Privatarchiv über die Entstehung der geoffenbarten Religion barg, und nur die alte Rechnung, daß eines jeden Menschen natürliche Religion nach dem Maß seiner Kräfte verschieden sei, gläubig umgeschrieben. Ernstlich müßte man behaupten, nicht bloß die einstigen englischen oder Voltairischen Grillen über Gewalttaten und Kunstgriffe neuer Religionsstifter seien geschwunden, sondern auch die ganze geschichtliche Ansicht von „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". Lessing hätte nicht mehr im Sinne der Entwicklung gemeint: „Es ging der Religion wie der Weltweisheit", das „Christus kam also" des Herrnhuter-Aufsatzes nicht mehr wie im Breslauer Fragment dahin aufgefaßt: Christus konnte zu keiner besseren Zeit kommen (d. h. ohne „theologische Assertion" nach den Geschichtsumständen beurteilt), sondern nach dem Bibelwort: als die Zeit erfüllet war. Nein, die Wiederaufnahme der patristischen Erziehungsidee bedingte das Umwandeln der kausalen historischen in eine finale ethische Notwendigkeit: das „Es konnte nicht anders sein" ward zum „Es war am besten so." Man erinnere sich bei dieser gewiß einer strengen Wissenschaft nicht einleuchtenden Umwandlung, daß auch Montesquieus optimistische Geschichtsphilosophie den gleichen Fehler beging, was derselbe scharfsinnige Schriftsteller hervorhebt, der über Lessing als Teleologen schonungslos den Stab bricht. Ob Lessing diesen mit der deistisch-teleologischen Grundansicht der deutschen Aufklärung geteilten Fehler innerlich schon völlig überwunden hatte, sei dahingestellt; zweifellos aber ist alles Wunder in der „Erziehung" bloße Redeweise, wie denn sogar ein philosophischer Todfeind der „Überschätzung Lessings" nur die Seelenwanderung als abergläubischen Bestandteil unsrer Schrift anstreicht. Und blieben noch die leisesten Zweifel über die wahren Absichten des Verfassers, so müßten sie zerstreut werden durch den merkwürdigen Satz des 84. Paragraphen: Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht

auch mit dem Ganzen gelingen? Wir finden hier mit Schrempf ein ausdrückliches Zeugnis, daß Gott und Natur für Lessing Synonyma sind; und setzt er in diesem Fall unzweideutig die Natur an die Stelle der Gottheit, so wird sie überall gemeint sein, wo Lessing von Gott spricht, die Erziehung daher ein bloßer, auch nach gewöhnlicher Redeweise kaum auffälliger Tropus für den natürlichen, jedes Wunder ausschließenden Entwicklungsgang.

Dabei bedenke man, daß nicht bloß schon 1780 die Orthodoxie, als deren unberufener Vertreter ein gewisser Schobelt zu Lessings Text gottsjämmerliche Noten gab, vor dieser „Erziehung" sich bekreuzigte, sondern auch Hamanns Ehrfurcht vor der jüdischen Geschichte als einziger Universalgeschichte wieder und wieder, erst ohne Kenntnis des Verfassers, diese „Erziehung" als alten Sauerteig der Modephilosophie verwarf: „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter. Kein Scheblimini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängnis, die ein Magnificat verdiente."

So gut Lessing die anthropomorphische Auffassung des religiösen und sittlichen Entwicklungsganges der Menschheit überhaupt ohne Thaumatologie scheinbar festhalten kann, ebenso gut darf er auch im einzelnen sich der schlichten volksmäßigen Betrachtungsart anbequemen, welche die Offenbarung für die unmittelbare wahrhafte Kundgebung der Gottheit nimmt. Am einfachsten, wenn er sich auf den Standpunkt des Offenbarungsglaubens eines bestimmten Volkes stellt, das denn kein anderes sein kann als das jüdische, dessen religiös-sittliche Wandlungen ihn zuerst beschäftigen; und wenn er alles, worin Israel zu gewissen Zeiten Gottes Offenbarung sah, als solche gelten läßt, anderseits die Anerkennung allem weigert, dem sie der jeweilige Volksglaube versagt hatte. Ein derartiges Verfahren, rein formell durchaus zulässig, obgleich nicht unzweideutig, besaß, wenn überhaupt die Metapher der Erziehung und Offenbarung fortgesponnen werden sollte, sogar den Vorzug der größeren logischen Konsequenz: es wurde dem innern Wesen des Offenbarungsglaubens gerecht, der seiner Natur nach ebenso exklusiv ist, als er unmöglich, ohne sich selbst preiszugeben, je den Gegensatz zur Vernunft austilgen kann. Dies Verfahren erzwang weder eine wirkliche Fälschung von Tatsachen, noch ließ es wirkliche Mißverständnisse befürchten. Wer einmal den Schlüssel

zu Lessings Chiffern besaß, konnte sich die Vorlage leicht aus der Bildersprache zurückübersetzen in den Sinn des Urhebers: die Offenbarung war die Summe von Lehren, die dem Volk von seinen menschlichen Erziehern, den nächsten Werkzeugen des göttlichen Pädagogen, als Offenbarung dargeboten und vom Volke selbst gläubig dafür gehalten wurden; das Verhältnis dieser Lehren zu den übrigen Vernunfterkenntnissen ist stets gemeint, wenn das Verhältnis zwischen Offenbarung und Vernunft zur Sprache kommt. Alle vorher aufgeworfenen Fragen beantworten sich dann von selbst. Die Vernunfterkenntnis, die in wenigen auserlesenen Geistern als solche gereift war, kann recht wohl, wenn sie von diesen Erleuchteten dem Volk als Offenbarung mitgeteilt wird, den religiösen Entwicklungslauf beschleunigen und den Weg der denkträgen Masse verkürzen. Gleichfalls ist es kein Widerspruch, wenn Lessing, auf die Geschichte des Judentums und seiner Fortbildung zum Christentum beschränkt, nur mit einer jüdischen und christlichen Offenbarung rechnet und alle religiösen Anschauungen andrer Völker von vornherein als Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet: hätte er die Religionsgeschichte der Ägypter oder der Griechen zum Gegenstand gewählt, so würde seine Methode zuvörderst bei diesen Völkern wirkliche Manifestationen der Götter verzeichnet und die Offenbarung des Juden- und Christentums nur so weit berührt haben, als hier etwa der antike Polytheismus selbst das Walten fremder Gottheiten zugeben mochte.

Übrigens ist Lessings Gedankengang vollkommen durchsichtig. Was die Erziehung beim einzelnen Menschen ist, das ist die Offenbarung beim Menschengeschlecht: Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehn ist und noch geschieht. Jede Erziehung folgt einer gewissen Ordnung, also auch Gottes Offenbarung. An die symbolisch gedeutete Genesis und an Leibnizens Theodicee schließt sich die Konstruktion aus der natürlichen Religion der Deisten: wie der dem ersten Menschen verliehene Begriff eines einigen Gottes verloren ging, nachdem die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, Unermeßliches in lauter Ermeßliches zerlegte; wie Gott dann der eingerissenen Vielgötterei dadurch abhalf, daß er in der ausgebreiteten Menschheit nicht mehr den Einzel-

menſchen Adam, ſondern ein einzelnes, und zwar ein recht verwildertes Volk zur Erziehung erkor. Ebenſo ſchrieben die „Gegenſätze“ gegen Reimarus der höchſten Weisheit und Güte bei Erteilung der Offenbarung denjenigen Weg zu, auf dem in der kürzeſten Zeit die meiſten Menſchen ihres Genuſſes fähig wurden, denn kein Volk hätte mit dem anvertrauten Pfunde der Offenbarung mehr gewuchert, als es die Juden ohne neidiſchen Geheimdienſt oder Kaltſinn taten, um dieſen Eifer den chriſtlichen Völkern zu übermachen, inſofern ſie — das Goethiſche Bild — auf den Stamm des Judentums gepfropft waren. Die Neologie hantierte ja fortwährend mit der göttlichen Akkommodation an den Standpunkt der Menſchen; nur Semler zeigte beim Neuen Teſtament unumwundener, daß eben der menſchliche Geſchichtſchreiber, wie endlich Leſſing ganz rückhaltlos die Evangeliſten anſah, aus ſeiner Zeit und Art heraus ſprach. Statt zu ſagen, daß ein rohes Volk ſich eine rohe Theologie bildet, erklärt Leſſing, daß Gott ſich dem rohen Volk in roherer Weiſe zunächſt als Gott ſeiner Väter ankündigte, durch Wunder ihm ſeine Macht kund tat und es ganz allmählich zum Begriff des einigen Gottes hinanleitete. Statt zu ſagen, daß auf niedrigen Stufen ein niedriger Anthropomorphismus herrſcht, redet Leſſing von einer dem „Alter der Kindheit“ angepaßten Erziehung, und wie Möſer gegen Rouſſeaus ſavoyiſchen Vikar die Bändigung des ziegelbraunen Volkes durch den Moſaismus dargelegt hatte, ſpricht er von einer mit unmittelbaren ſinnlichen Strafen und Belohnungen wirkenden Pädagogik.

Glaubte Leſſing wirklich noch mit Deiſten und Chriſten an die Urſprünglichkeit des Monotheismus, der erſt in Polytheismus ausgeartet ſei, wie auch Jacobis intereſſanter Merkur-Brief (Auguſt 1774) über Pauws Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois einen „verdorbenen Lehrbegriff“ behauptet? Oder war er nicht vielmehr mit Humes Dialogen von der Urſprünglichkeit des Polytheismus überzeugt, der ſeinerſeits ſich wiederum über Fetiſchismus und Schamanismus erhob? Dann ſind eben auch die Theſen des ſechſten und ſiebenten Paragraphen nur der landläufigen Anſchauung angepaßt.

Er führt uns in die Elementarſchule, wo nichts der unreifen Vernunft Unzugängliches gelehrt wird. Die langſame Kulturent-

wicklung erscheint als echte Pädagogenweisheit, die gründlich unterrichten, aber nicht nach der Unart prahlerischer Lehrer das Kind übereilen will. Bezeichnend ist, daß Lessing, schon in Meißen ein erstaunlich rascher Schüler, einmal aus Leibnizischen Worten über die Wege des Autodidakten die geringe Notwendigkeit eines allzu sorgfältigen und methodischen Unterrichts für die menschliche Seele gegen moderne Pädagogen folgert. In Breslau hat er nur von „aller möglichen didaktischen Klugheit" der urchristlichen Lehrart gesprochen. Gott mußte mit Israel in Ägypten ganz von vorn anfangen, „um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts". Da ist der παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν, der Erzieher auf Christus, denn aus dem Judentum ging ja das Christentum hervor. Darf aber auch diese Geschichte der Menschheit und der ethischen Stufen in ihrem bestimmten Gang das Christentum lediglich am Judentum messen und die antike Welt, die gesamte Weltanschauung und Ethik der Hellenen zumal, völlig aus dem Spiel lassen? Lessing kann bei seiner Einkleidung die andern Völker nur streifen und berührt fein sowohl die Verhältnisse vor Christus als die Besiegung der alten Welt durch das Christentum: wie sich selbst überlassene Kinder blieben einige Völker ganz roh (die sogenannten Wilden), andre bildeten sich zum Erstaunen selbst (offenbar in erster Linie die Griechen), doch diese glückliche Naturbegabung wurde von dem Kinde der Erziehung langsam, aber sicher überholt.

Die alttestamentlichen Schriften sind „Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk". In diesem Abcbuch, mit Semler zu reden, ist für die Vorstellung der Unsterblichkeit noch kein Platz. Reimarus fand in der Offenbarung einer beseligenden Religion und im Verschweigen der Erkenntnis der Seligkeit einen unlösbaren Widerspruch, den ihm Warburtons Beweis für die göttliche Sendung Mosis, daß der von Gott regierte jüdische Staat der Unsterblichkeitslehre nicht bedurfte, keineswegs schlichten konnte. Lessings „Gegensätze" waren der Ansicht des Fragmentisten beigetreten, das Alte Testament wisse von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen jenseitigen Belohnungen und Strafen, ja sie waren noch um einen großen Schritt, die Behauptung nämlich, daß

die vorexiliſchen Schriften nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gäben, weiter gegangen, ohne jedoch die Folgerungen des Fragmentiſten zu ziehen. Schon hier war ein Seitenblick gefallen auf die indiſchen Veden und auf die keiner Zeit und keinem Land fehlenden privilegierten Geiſter, die über die Sphäre der Mitmenſchen hinausdenkend dem größern Licht entgegeneilten und ſcheinbar der Bibel die tiefſten Wahrheiten vorwegnahmen. Es war vielmehr von dem nämlichen Seligmachenden der nämliche Begriff, die nämliche Offenbarung unterſchieden worden — nun folgte die Hypotheſe der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ in ihrem erſten, altteſtamentlichen Teil. Leſſing erklärt mit Warburton, den ſchon ſein Aufſatz über die Elpiſtiker reſpektvoll nennt, und gegen Warburton das Fehlen der Unſterblichkeits- und Vergeltungslehre pädagogiſch, d. h. genetiſch, aus der wohlberechneten Art eines Elementarbuchs, deſſen Unvollſtändigkeit, der Unterſtufe gemäß, doch den Weg zu den noch vorenthaltenen Wahrheiten nicht verſperrt oder verlegt. Die Jahre machen klüger. Das in die Fremde geſchickte Kind lernt in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer, auf den ja Anquetils Aveſta und Herders Deklamationen ſtark hindeuteten, die Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeige des beiſeite geſchobenen Elementarbuchs beſſer leſen und mit Morgenländern und Griechen die vom Pädagogen der Vorſtufe nur angedeutete Unſterblichkeit, aber bloß ſektenweis, erfaſſen. Es lernt im Verkehr mit dem Parſismus Jehovah nicht bloß als mächtigſten Nationalgott, ſondern als einigen Gott kennen. „Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung“, d. h. man hört auf, das Elementarbuch nach dem Buchſtaben, nicht nach dem Sinn zu leſen. Leſſing tritt an Herders Seite, nur ohne deſſen zeitweiligen frommen und trunkenen Bilderglauben, wenn er, den bald planen und ſchlichten, bald poetiſchen und tautologiereichen Stil der älteſten Urkunde bezeichnend, die Einkleidung des Abſtrakten in Allegorien und als wirklich erzählte Begebenheiten darlegt: Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tags — „Herdern wollte man dies ſchöne Bild nicht gelten laſſen“, ſchaltet Campe hier ein; Urſprung des Übels unter dem Bilde vom Baum der Erkenntnis und von der Schlange; Sprachverſchiedenheit unter dem Bilde des Babelturms. So hatte

das Elementarbuch alle guten Eigenschaften sowohl für Kinder als für ein kindisches Volk; aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Der fortlaufenden Parallele zwischen der Schule des Kindes und dem Offenbarungsglauben der jungen Menschheit bedarf es nicht, vielmehr erweist Lessing im Hinblick auf die rabbinischen Niederschläge des jüdischen Geistes, wie man, um das seinem Buch entwachsene Kind länger festzuhalten, allegorisierend, deutelnd, pressend einen spitzfindigen Verstand beförderte.

„Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam." Bis zu diesem tiefsten Einschnitt in der Weltgeschichte hatte die Mitteilung der Paragraphen 1777 einen Vorschmack des Ganzen gegeben, um dem ungenannten Kritiker der alttestamentlichen „Offenbarung" zu antworten. Das Ergebnis wäre kurz: auf primitiven Stufen waltet offenbarungsgläubige, sinnlich-bildliche Religion und eine durch gewisse Verbote „Du sollst nicht" im Bund mit diesseitigen Belohnungen, diesseitigen Strafen geleitete Sittlichkeit, ohne geistigere Erkenntnis und ohne die reinere Selbstzucht, die vom Sollen und Müssen sich zum Wollen aufschwingt. Das Kind tritt ins Knabenalter und sieht ein, daß es zu seinen moralischen Handlungen edlere Motive hat als irdische Drohung und Verheißung. Wiederum begegnet Lessing durch einen raschen Seitenblick dem Einwand: wo bleibt die Antike, die ganze nichtjüdische Welt? Mit dem Wink, schon hätten die bessern Elemente des nicht in den Einen Erziehungsplan geschlossenen Teiles der Menschheit sich gewöhnt, einem Schatten edlerer Beweggründe zu folgen, wird der die Griechen und Römer lockende Nachruhm angedeutet, der in der Renaissance von neuem sein stolzes Haupt gegen christliche Demut und Weltverachtung erhob und der Fortentwicklung des Christentums nicht so fern bleiben konnte wie den christlichen Urlehren von Sünde und Erlösung. Es ist Lessings gutes Recht, in seiner nach einem bestimmten Ziel steuernden Skizze die Unsterblichkeit zum alleinigen Angelpunkt zu machen und die andern großen positiven und negativen Tendenzen des Urchristentums, seinen Altruismus, seine Leidenslehre, seine Welt- und Kulturfeindschaft zu übergehn, weil sich alles im urchristlichen Gegensatz von Hüben und Drüben, Fleisch und Geist, diesseitiger Resignation und jenseitiger Erfüllung,

irdischem Sterben und himmlischer Wiedergeburt umfassen läßt. Vom vierten Reimarischen Fragment als dem Henkel und von Leibniz abgesehn, ist der Nachweis der Offenbarungsstufen an dem besondern Beispiel der Entwicklung des Unsterblichkeitsglaubens teils aus Ideenassoziation zu begreifen, indem Lessings schon bereit gehaltene Lösung des Problems die Darstellung des Problems mitbestimmt und so alles planvoll seinen geheimen Gang vorwärts geht, teils aus der ungeheuren Wichtigkeit, die Lessing jenem Glauben zuerkennen mußte.

Aber freilich muß man zur rechten Würdigung begreifen, daß dies Problem schon nach dem ersten Anlaß und Zweck einer antireimarischen Apologie der mangelhaften alttestamentlichen Offenbarung kein andres sein konnte als die Vereinbarkeit einer in unzulänglicher Offenbarung begründeten ethisch unzulänglichen Entwicklung zahlloser Geschlechter mit der Güte Gottes, und daß Lessing als einfachste Lösung der Frage den Unsterblichkeitsgedanken in Form der Theodicee fand. Kommen alle Menschenseelen, wenn auch erst nach mehrmaliger Einkörperung, schließlich doch zur reinsten und höchsten Offenbarung und damit ans letzte Ziel sittlicher Vollendung, dann ist der Vorwurf der ungerechten Härte gegen einen Teil seiner Geschöpfe vom Schöpfer endgültig abgewehrt. So ward die Unsterblichkeit, die Wiederkunft Angelpunkt der Theodicee Lessings, dessen freier Geist sich von den gewöhnlichen Unsterblichkeitsideen himmelweit im kühnsten und doch eigentlichen Wortsinn entfernen mochte.

Er selbst schrieb einmal ketzerisch: das, womit die geoffenbarte Religion sich am meisten wisse, die unzweifelhafte Gewähr der Unsterblichkeit, mache sie ihm gerad am verdächtigsten! Und wenn er mit der Idee eines persönlichen schlechterdings unendlichen Wesens, im unveränderten Genuß allerhöchster Vollkommenheit, eine solche Vorstellung von unendlicher Langerweile verknüpfte, daß ihm angst und weh dabei wurde, so konnt' er auch für seine Seele keinen Platz unter den Vollendeten des himmlischen Jerusalem begehren. Himmel und Hölle der christlichen Metaphysik waren ihm nichts Reales; er hatte seine geistige Fassung ohne die groben Strafen im Jenseits, seine Verinnerlichung und nichtdualistische Abschattung von Gut und Bös in Leibnizens Anti-Soner hineininterpretiert,

anders als Leibniz die unendliche Schuld ins Evangelium. Ein großer Fortschritt in der Theodicee des moralischen Übels.

„Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewänne. — Und so ward Christus der erste zuverlässige praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele." Die Zuverlässigkeit wird scheinbar orthodox mit dem Beweis des Geistes und der Kraft und mit der Auferstehung Christi erhärtet; freilich scheidet Lessing sogleich seinen theologischen Streitschriften gemäß die einstmalige Wichtigkeit für die Annahme der Lehre und die jetzige Wichtigkeit für die Erkennung der Wahrheit dieser Lehre, läßt es dahingestellt, ob die Prophetie, ob Wunder und Urstend noch heute beweisbar seien oder nicht, und geht der Gottessohnschaft aus dem Wege mit dem kühlen Sätzchen: „so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen". Das Beiwort „praktisch" trägt auch hier den Hauptaccent, denn nicht auf Spekulationen über die Unsterblichkeit kommt es an, sondern auf das Regiment der innern und äußern Handlungen durch die Unsterblichkeit: „Eine innere Reinigkeit der Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten." Die neutestamentlichen Schriften, worin sich diese Lehren „nach einiger Zeit aufbewahret fanden" (man beachte die behutsame beiläufige Stellung der Kanonfrage), gaben also das „zweite bessere Elementarbuch" ab, dessen Nützlichkeit und Gehalt Lessing auch dem seinen schwächeren Mitschülern enteilten, schon am letzten Blatt „stampfenden" und glühenden Individuum vorhält, um dann von neuerlichem Abwägen der Offenbarungs- und der Vernunftwahrheiten aus seine alten Versuche metaphysischer Umbildung der Dogmatik reifer fortzusetzen.

„Das Christentum der Vernunft" und der Wissowatius-Beitrag sind Stationen vor dem vielberufenen 73. Paragraphen der „Erziehung". Mit dem philosophischen Geheimnis, dem Erkenntnisgehalt der Trinitätslehre ringend, erneuert Lessing die Konzeptionen, die zum Panentheismus hinführen. Nichts vom Dilemma Leibnizens, die Einheit der Substanz unbekümmert um die Einheit der drei Personen zu verfechten; sondern die göttliche Einheit eine transszendentale, die eine gewisse Mehrheit nicht ausschließt und deren Verdopplung in der vollständigen, notwendig wirklichen Vor-

stellung, dem Spiegelbild vergleichbar, nicht faßlicher und schicklicher als unter dem Namen eines von Ewigkeit gezeugten Sohnes populariſiert werden möchte. Jawohl: populariſiert. Es konnte niemand entgehen, daß hier die Gottesſohnſchaft pure Redeweiſe, daß in Wahrheit nicht der chriſtliche Mittler, ſondern das Univerſum gemeint ſei, zumal da die gleich darauf völlig umgebogene Genugtuungslehre dieſen Gott-Sohn faßt als den „ſelbſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verſchwindet". Keine Silbe berührt mehr den heiligen Geiſt. Pure Redeweiſe, bloße Hülle, wenn das Dogma von der Erbſünde damit gerettet werden ſoll, daß uns alles überführe, der Menſch ſei auf der erſten und niedrigſten Stufe ſchlechterdings nicht ſo Herr ſeiner Handlungen, um moraliſchen Geſetzen folgen zu können, während Leibnizens Theodicee die Seelen all aus dem Protoplaſtus Adam mit Zuhilfenahme der Leuwenhoekiſchen Samentierchen entwickelte; durchaus exoteriſch und ſofort als exoteriſch erkennbar, wenn im folgenden die trotz jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen ihm von Gott gewährte moraliſche Geſetzgebung und die Verzeihung aller Übertretungen aus der Rückſicht auf die Vollkommenheit des Sohnes, will ſagen: des Univerſums, abgeleitet und ſo ſcheinbar die chriſtliche Genugtuungslehre geſtützt wird. Nie hat Leſſing radikaleren Gebrauch gemacht von dem, was er bei Leibniz vorfand: „daß keine Meinung angenommen ſein könne, die nicht von einer gewiſſen Seite, in einem gewiſſen Verſtande wahr ſei, weswegen er denn oft die Gefälligkeit gehabt hätte, dieſe Meinung ſo lange zu drehen, bis es ihm gelungen, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen". Nie aber hat Leſſing zugleich in einer öffentlichen, zwar anonymen, doch unverkennbaren Schrift einen ſo weiten Schritt über Leibnizens Subſtanzlehre zum Panentheismus getan und ſich ſo gerüſtet zum Eintritt in den Pantheismus der Subſtanzeinheit gezeigt wie hier, wo § 75 es beſtätigt, daß die im „Chriſtentum der Vernunft" monadologiſch vorgetragene zweite Art Gottes, ſeine Vollkommenheiten nicht auf einmal, ſondern nach unendlichen Graden zerteilt zu denken, nichts andres als die Welt der endlichen Dinge bedeuten kann, wo jedoch dem Spinozismus gegenüber allerdings die Annahme

einer als einheitliches Subjekt vorstellenden Gottheit festzubleiben scheint.

Luther würgte die Vernunft; Lessing preist das Heil der Spekulation und nimmt den freiesten Spielraum für sie in Anspruch. Was er selbst als Schriftsteller betrieb, sucht er auch im Testament: wir sollen kein fertiges Ergebnis finden, sondern rechnen lernen. Verklausulierte Übergangssätze, dem exoterischen Vortrag angepaßt, führen empor zum 80. Paragraphen: mit der Aufklärungsphilosophie wird das Ideal im Bunde völliger Helle des Geistes und einer Herzensreinheit gesucht, die uns befähigt, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Interessen- und prämienlose Tugend, ohne Durst nach irdischem Lohn, wie das alte Testament ihn bot, ohne Wechsel auf die Zukunft, wie ihn der Urchrist zog, die Tugend, die in sich bessere Belohnung findet und aus innerer Pflicht gut handelt, ist das Ziel dieser den höheren Geistern alter und neuer Zeit gemeinen Ethik. Soll man Gutes tun und Laster meiden, um mit Zinsen bezahlt zu werden? fragte der Araber. Dieser Ethik steuerte der protestantische Kampf gegen Werkgerechtigkeit und Kaufseligkeit zu bis hinauf zu Schleiermacher. Sie fand Lessing bei dem christgläubigen Pascal wie bei dem Juden Spinoza: Beatitudo non praemium virtutis, sed ipsa virtus. Kein Wort der Ethica war ihrem Leser Goethe so aus tiefster Seele gesprochen als der wundervolle Spruch gegen die Selbstsucht: Qui deum amat, conari non potest, ut deus ipsum contra amet; er muß auch Lessing vor anderen lieb gewesen sein. Dieser Ethik huldigt der Virtuoso Shaftesbury, nachdem er vor Lessing die Unterstufe der kindlichen Leckereien und Schläge, die Mittelstufe frommer Belohnungen und Strafen überschritten hat, wie andre Engländer, wie so manche Franzosen, wie Friedrich II., der immer wieder das Gute bestimmt als Pflicht des Menschen gegen sich selbst ohne Furcht oder Hoffnung. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt," ruft Schiller, schon bevor er nach seinem Bekenntnis im Hauptpunkte der Sittlichkeit vollkommen Kantisch denkt, in dem Grundsatz nämlich, gut sei, was aus reiner Achtung vor der allgültigen Pflicht getan wird, und nur die Härte des kategorischen Imperativs liebenswürdiger faßt in Aufsätzen, Dichtungen, Xenien, um ein Solon neben Drakon-Kant zu sein.

Ein solcher Solon war auch Lessing. Bildung der Menschheit durch Bildung der Individuen ist das Ziel seiner drei letzten Spenden, im Einklang mit den andern Großen des Zeitalters der Humanität.

Leidenschaftliche Rhetorik übertönt nun die bisher so ruhige Erörterung. Wie Lessing gegen eine windschiefe Preisfrage Wielands das kalte Forschen und zugleich die Akme des Enthusiasmus gepriesen hat, so entfesselt er hier den Enthusiasmus der Darstellung, und der Leser kann nicht anders verfahren als der von Lessing gegen die Schwärmer und Spötter des Teutschen Merkur aufgerufene Philosoph: er unterscheidet; er bewundert den Enthusiasmus der Darstellung und prüft den Enthusiasmus der Spekulation.

„Soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Religion nie kommen? Nie? — Laß mich die Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen." Nun die von F. Schlegel in pathetischen Versen auf den „Hercules Musagetes" wiederholte Beteuerung: „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen . . . die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird." Das dritte, das reife, von Offenbarung freie, uneigennützige, Religion in Moral auflösende, verstandesklare, herzensreine Mannesalter der Menschheit muß eintreten. Nochmals wendet Lessing sein pädagogisches Zeitmaß an im Fingerzeig auf jene voreiligen mittelalterlichen Schwärmer vom Evangelium aeternum, das ja auch durch die an Jane Leades mystische Visionen angeschlossenen „Philadelphier" in England und ihrem „neuen ewigen Evangelium" gemäß durch Pietisten wie Arnold und den ihm selbst werten Petersen dem achtzehnten Jahrhundert nahe gebracht war. Der langsame Gang der Entwicklung („wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt") heißt ihm wieder weise Methode der Erziehung. „Geh deinen unmerklichen Schritt, weise Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist." Lessing glaubt, entschiedener

als Leibniz, an eine von Anbeginn gleiche Vollkommenheit des Weltplans. Mitten in seiner dramaturgischen Kritik der Favart und Marmontel wird Gott das höchste Genie („es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen") genannt und die Weltordnung kausal als eine zur allgemeinen Wirkung des Guten abzweckende Folge von Ursachen und Wirkungen definiert, wie er mitten in der Kritik des Weißischen „Richard" fordert, das Ganze eines sterblichen Schöpfers solle ein Schattenriß vom Ganzen des ewigen Schöpfers sein, jedes Geschehnis habe seinen Grund im ewigen unendlichen Zusammenhang aller Dinge, darin sei Weisheit und Güte, Rundung und Befriedigung. Er huldigt der fortschreitenden Perfektibilität innerhalb der Menschheit, aber wie die flüchtigste Höhenmessung in den Reichen der Kunst von der Antike zur Neuzeit kein stetiges Steigen, sondern Berg und Tal bemerkt, so deutet Lessings Wort über scheinbare Rückschritte hinaus auf die Wellenbewegungen im Wachstum der geistigen und sittlichen Aufklärung.

Wie aber, so hatte der Fragmentist gleich vielen Anderen gefragt, soll der Ausschluß zahlreicher Menschengeschlechter vom Segen einer fortschreitenden Offenbarung mit der Allgütigkeit Gottes gereimt werden? Lessing antwortet mit seiner Theodicee. Es ist nicht die Leibnizische, die sich beim besten Plan, bei der Offenbarung, bei den unerforschlichen Wegen Gottes zu beruhigen sucht, wenn der Gegner einwendet, daß viele Völker den Heroldsruf Christi nicht hörten, und ob „die draußen", οἱ ἔξω, eben deshalb verdammt seien, wiewohl sie alles leisteten, was sie von Natur vermochten? Aber Lessings Theodicee hängt zusammen mit seines alten Meisters Lehren von der Verbindung ewig veränderlicher vorstellender und materieller Monaden, der Kontinuität, der Evolution, der Metamorphose. Le présent est chargé du passé et gros de l'avenir. Auf der andern Seite konnte das Studium Spinozas, wie Dilthey treffend hervorhebt, das Verlangen nach einer Theodicee nur schärfen: denn ist alles in der Gottheit enthalten, gibt es nur Eine Substanz, herrscht das ἓν καὶ πᾶν, — woher das Übel? Oder um vielleicht noch präziser und philosophisch unanfechtbarer zu fragen, wenn die alleine Substanz in ihrem innersten Wesen das Übel einschließt, was für ein Recht hat man noch, sie Gott zu

nennen? Lessings Theodicee tritt, wie schon angedeutet, als Lehre von der Seelenwanderung auf.

Der Gedanke der Seelenwanderung hat selbst roher oder geistiger eine Metempsychose durchlaufen von Ägyptern, Griechen, Indern bis in moderne Tage. Schopenhauer verfolgt das, indem er Lessing nennt und auch Lichtenberg, der oft über das Sterben vor der Geburt, das Wiedersterben und über das Glück der Undeutlichkeit dieser Vorstellungen nachsann. Zu Lessings Zeit lag der Gedanke dem Geschichtsphilosophen, sei es auch nur zu allegorischer Einkleidung des einheitlichen Entwicklungsprozesses, nahe genug: „Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Menschheit auf und zieht palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter", sagt Herder; der Genius der Menschheit aber ist doch eine Summe der einzelnen sich ablösenden Menschengeister. Eine halbmaterialistische, dabei doch apologetisch fromme Naturphilosophie, die von Genf her das nahe Ferney, Voltaires Burg, beschoß, schien die fortwährende Wiedergeburt wissenschaftlich zu stützen. Charles Bonnet, der Schüler des unsterblichkeitsgläubigen Euler, hatte La palingénésie philosophique, ou idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants vorgetragen, Lavater daraus den erweiterten Teil über die Beweise des Christentums verdeutscht und Lessings jüdischem Freund unter die Nase gehalten. Alle Wesen bilden sich aufwärts aus dem Fleischlichen ins Ätherische; sie büßen in der unverwesbaren Zukunft das Bewußtsein der Vergangenheit nicht ein, denn den Bildungsstoff gibt das Gehirn, in dem das Gedächtnis und eben durch das Gedächtnis die Persönlichkeit liegt. Diese wundersame Zellentheorie der ganzen Weltgeschichte läßt jeden künftigen Zustand dem germe primitif im Hirn entsteigen, wie der Schmetterling kein veredelter Raupenkörper sei, sondern erneut aus dem zerfallenden herausfliege. Bonnet, dessen Keimtheorie von der Monadenlehre stammt, vertritt die Vorausbestimmung so fest wie Leibniz und stützt die Vernunft durch Gottes Offenbarung und ihre von Ewigkeit prädeterminierten Wunder, diese zur rechten Zeit spielenden Federn in der Maschine des großen Werkmeisters. Sie legitimieren den Erlöser. Der reine, gute, Gott dienende Mensch im neuen pneumatischen Leib ist die letzte Aussicht der in Kants Hauptwerk bespöttelten Palingenesie.

Das Aufſehen dieſer krauſen Apologie rechts und links erleichterte Leſſing den Vortrag ſeines Syſtems der Metempſychoſe. Er berief ſich im Diſput auf die naturphiloſophiſchen Scheinbeweiſe des Genfers, der einen neuen λόγος σπερματικός deduziert hatte, wie Goethe, gewiß kein Leibnizianer, ſich auf die Monadologie berief, um das ewige Seelenleben zu erklären, als ihm Wielands Abſcheiden die Fortdauer der Perſönlichkeit, das Eingehn neuer Verbindungen im Weltall und das Durchlaufen früherer Zuſtände im Gedächtnis ſo dringend zur Frage ſtellte. Auch ihn hatte die Seelenwanderung in den erſten weimariſchen Jahren innig bewegt: wie iſt es möglich, rief der überwältigte Lyriker ſeiner alles in ihm mitfühlenden, alles beerbenden Freundin zu, daß das Schickſal uns band ſo rein genau?

Ach du warſt in abgelebten Zeiten
Meine Schweſter oder meine Frau!

„Ich kann mir die Bedeutſamkeit — die Macht, die dieſe Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einſt Mann und Weib! Nun wiſſen wir von uns, verhüllt, in Geiſterduft. Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All“ (an Wieland, April 1776). Ein geheimnisvolles Ahnen, Ofterdingens Phantaſien verwandt, ging den Stunden voraus, da er 1782, ein Jahr nach Leſſings Tod und den unklaren Spekulationen ſeines Schwagers Schloſſer, die Theages und Charikles Herders „Über die Seelenwanderung“ für und wider ſprechen hörte, mit ihnen in die dunklen Erinnerungen eines vorigen Zuſtands und die fernen Träume früheſter Eindrücke tauchte, da er Ägypter- und Pythagoreerlehren aus dem traulichen Verkehr der jungen Menſchheit mit den Tieren gedeutet, aber auch die Theodicee der Seelenwanderung berührt fand, bis die wahre Palingeneſie dieſes Lebens in der Erziehung des Herzens hervortritt.

Das zweite, gemeinen Augen befremdliche Syſtem, die Metempſychoſe, läßt ſich vor den Geſprächen mit Jeruſalem nicht nachweiſen. Was der jugendliche Rezenſent einmal über den Philoſophen der Mendelsſohniſchen Briefe ſagt, der den Tod nicht als Vernichtung, ſondern als Übergang zu einer andern, vielleicht

glücklicheren Art von Fortdauer betrachte, gleichwohl aber den Selbſtmord ablehnen müſſe, könnte höchſtens als dunkle Vorahnung einer ſpäteren, feſt beſtimmten Anſicht hierher bezogen werden. Wie bei Wolfenbüttler Verhandlungen über den Urſprung der Sprache von Leſſing zuerſt der Güte des Schöpfers ein Weg des Unterrichts beigemeſſen wird, ſo begegnet Leſſing damals mit ſeiner Hypotheſe zuerſt den Schwierigkeiten des Determinismus und auch der Frage ſeines jungen Freundes: durfte Gott den Menſchen, deſſen Weſen in der Kraft beſteht, ſich die Welt vorzuſtellen, mit Vollkommenheiten erſchaffen, zu denen er vermöge ſeines Weſens nur allmählich gelangen konnte? Wie die Unterredner ſich mit einander vertrugen, iſt nicht gebucht worden. Dachte Jeruſalem daran, als er in der letzten dunklen Stunde noch einmal ihre Blätter aufſchlug, nicht ahnend, daß der Selbſtmord ihm die ewige dichteriſche Metempſychoſe beſcheren ſollte?

Nicht der Unſterblichkeitsgedanke, wie Guhrauer will, liegt im Problem der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“: die Palingeneſie, nochmals ſei es geſagt, iſt vielmehr das Mittel zur Löſung des Problems, weil eine Rechtfertigung Gottes nur in der vollkommenen Erziehung aller Menſchen, auch der vergangenen Geſchlechter, beruht. Die Metempſychoſe wird hier, wenn auch nur hypothetiſch, ſo doch ſtreng ſachlich gedacht. Es wäre ja die einfachſte Löſung, ſie mit Goethes Spruch: „Die ſchönſte Metempſychoſe iſt die, wenn wir uns im Andern wieder auftreten ſehn“ als ein bloßes Bild für das Fortleben in der Menſchheit zu nehmen, eine bloße Metapher für das Geſetz von der Erhaltung der Kraft, die keine Entelechie zu nichts zerfallen läßt. Dies herauszuleſen und ſich ſo Leſſings befremdliches Syſtem anzueignen, auch die Vererbung und Anpaſſung der Naturwiſſenſchaften und ihre Biogeneſe behutſam heranzuziehen, an den Stufengang des Unterrichts beſonnener, als es wohl geſchieht, zu erinnern, fühlt man ſich ſtark verſucht. Bei der Schwierigkeit, daß ein durchaus eſoteriſches Bekenntnis auch in den neben der „Erziehung“ erhaltenen Bruchſtücken nicht vorliegt, die Hypotheſe jedoch, wie ſie daſteht, in der Tat „gemeinen Augen“ ſeltſam genug erſcheint, daß Leſſing endlich mit dieſem Ausdruck ſelbſt zu einem ungewöhnlichen, unwörtlichen Verſtändnis auffordert, möchte der Leſer gern ſeinen Leſſing interpretieren wie Leſſing ſeinen

Leibniz und die chriſtliche Metaphyſik. Die im Aufſatz über die ewigen Strafen angedeutete Metempſychoſe beherrſcht als ernſte Grundanſicht die nachgelaſſenen Anmerkungen zu Campes „Philoſophiſchen Geſprächen“ (1773) wie das nicht völlig ausdenkbare Fragment „Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſein können“, und ſie iſt beſtens bezeugt durch die eingehende Berufung auf Bonnet 1790. Viel Mühe für eine bloße Metapher! Campes oder ſeines Agathokles Erwiderung auf die Frage nach dem Grund der von Gott beliebten Bildungsunterſchiede: dieſe Frage gehöre nicht hierher, hat Leſſing im Herbſt 1778 angetrieben, eine „Grille“ für Campe aufzuſetzen, die mit beredten Gedankenſtrichen abbricht: „Denn wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage ſchlöſſe, daß der Gegenſtand der Frage ein Unding ſei? Wie, wenn ich ſagte, daß jeder Menſch oder jede Seele, ſo lange ſie als Menſch erſcheint, vollkommen zu der nemlichen Ausbildung ſeiner Fähigkeiten gelange? Iſt es denn ſchon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Menſch iſt? Iſt es denn ſchlechterdings ſo ganz unſinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als Eine Hülle der Menſchheit durchmüßte? Vielleicht war auf [?] dieſe Wanderung der Seele durch verſchiedne menſchliche Körper ein ganz neues eignes Syſtem zum Grunde? Vielleicht war dieſes neue Syſtem kein andres als das ganz älteſte — — —“.

Nicht ſo ſtark wird das Syſtem im Bruchſtück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſein können“ durch ſolche „vielleicht“ als bloße Hypotheſe vorgetragen. Es heißt da nicht allein unter Berufung auf Platon, Pythagoras und die Weiſen des Orients das älteſte philoſophiſche Syſtem, ſondern auch geradezu das einzig wahrſcheinliche, („wie ich glaube“), das nur durch zwei Dinge „verſtellt“, d. i. nach Leſſings Sprachgebrauch: entſtellt oder maskiert worden ſei. Dieſe zwei Dinge nennt aber das ſchwierige Fragment nicht mehr, und es einigermaßen ſicher zu ergänzen iſt uns verſagt. Die Definition der Seele als eines einfachen, unendlicher Vorſtellungen fähigen Weſens fußt auf Leibniz, deſſen Lehre noch in den folgenden Theſen durchſchlägt; aber neu erſcheint die Verbindung des Begriffs der Organiſation mit dem Begriff der Sinnlichkeit, wonach „ein organiſcher Körper die Verbindung mehrerer Sinne“ ſein ſoll. Befremdlicher noch als dieſe Anſicht vom

Wesen der Organismen, ja sehr paradox dünkt uns die mathematische Durchführung der Hypothese. Mit der Vorstellung, daß die Vollkommenheit der Organisation durch die Zahl der Sinne bestimmt, solcher Sinne jedoch außer den uns bekannten noch viele andre, zur Erfassung irgend welcher Naturkräfte dienende möglich seien, vermählt Lessing den Gedanken der Metempsychose und konstruiert eine Stufenfolge der Aussteuer, welche die menschliche Seele im Lauf der Zeiten durchwandelt. Dergestalt, daß damit alle möglichen Kombinationen der Sinne, deren Einzelbesitz die ersten durchlaufenen Geschlechter gekennzeichnet hätte, Amben, Ternen, Quaternen usw. der Reihe nach erschöpft würden. So erscheint die gegenwärtige Sinnenausrüstung des Menschen natürlich als eine bloß zufällige Quinterne in einer langen variablen Folge der Vergangenheit und Zukunft. Und Lessing treibt die Bizarrerie dieses Rechenexempels noch weiter, indem er, seinen übrigen Voraussetzungen treu, eine wenigstens negative Bestimmung der Zahl der Elemente gibt, nämlich daß sie keineswegs als unendlich zu denken sei. Er gründet sie teils auf die Unmöglichkeit einer in irgend einem Zeitpunkt durchlaufenen oder abgeschlossenen unendlichen Reihe, teils auf die Tatsache, daß die gegenwärtige Organisation wirklich schon eine Mehrheit zusammenwirkender Sinne zeigt, während nach jenen Prämissen bei einer Unendlichkeit von ursprünglichen Einzelsinnen die Entwicklung doch nicht einmal bis zu Amben hätte führen können. Neben diesen Sonderbarkeiten birgt das Fragment tiefe, schöne Gedanken. Durch die Exemplifikation auf die denkbaren Sinne zur Auffassung elektrischer und magnetischer Krafteinflüsse bewährt Lessing ein treffliches Verständnis für den allgemeinen mechanischen Typus sämtlicher Naturwirkungen, die, durch irgend einen Sinn perzipiert, ein spezifisches, subjektives Gepräge erhalten, außerhalb solcher subjektiven Verarbeitung aber nur ihrer mechanischen Grundlage nach sich erkennen lassen. Es ist somit schwer zu verstehn, wie ein geistreicher Kopf Lessing als Motiv seiner Gedanken das Bedürfnis zuschreiben mochte, das Hereinwirken eines mystischen Seelenreichs in unsre Welt als dereinstigen Gegenstand wirklicher Anschauung und Wahrnehmung zu fassen.

Der Entwicklungsgedanke des Fragments reimt allerdings

nicht mit dem Deszendenzprinzip der heutigen Biologie, und das Urteil eines andern hochverdienten Auslegers, Lessing habe die Entwicklungsidee der Naturwissenschaften vorweggenommen, ist nur aus dem Geist einer Zeit zu begreifen, die noch immer die vagen Schemata der Naturphilosophie mit Naturwissenschaft verwechselte. Die nach Maßgabe der Leibnizischen Monadologie gedachte Seelenwanderungslehre verfolgt ja im Gegensatze zur Deszendenz das Beharren eines Elements durch die bunteste Fülle von Gestalten hindurch, ohne für deren physischen Zusammenhang eine Vermutung darzubieten. So viel zwar unterliegt kaum einem Zweifel, daß Lessing, wenn er auch die organischen Körper, in denen die Monas eines Menschengeists der Reihe nach Einkehr hält, vielleicht nicht gerad als Glieder einer einzigen, in ihrer Form wandelbaren Folge von Geschlechtern aufgefaßt, doch an keinen andern Schauplatz für diese wechselreichen Verkörperungen als an unsern Erdball gedacht hat. Die seit dem siebzehnten Jahrhundert verbreitete Vorstellung, daß einzelne der Seele zum Aufenthalt dienende Organisationen fremden Planeten angehören möchten, wird von ihm selbst mit keiner Silbe berührt und könnte nur willkürlich in seine Gedanken hineingedeutet werden. Verhält es sich aber so, dann muß die Idee einer Deszendenzverbindung zwischen den aufeinander folgenden Herbergen der Monas ziemlich nah erscheinen, wenn Lessing sich die Reihe dieser organischen Verkörperungen nur halbwegs der Abstammungslehre gemäß vorgestellt hätte. Doch wie wenig dies der Fall, wie grundverschieden seine Betrachtungsart von dem evolutionistischen Transformismus war, erhellt daraus, daß jene Reihe keineswegs bloß immer vollkommnere, weil immer sinnreichere Gebilde vorführt. Vielmehr bezeichnen die einander ablösenden Phasen größtenteils dieselbe Vollkommenheitsstufe mit der nämlichen Zahl verschiedener, ungleichartiger, unvergleichbarer Sinne: die eine mit Gesicht und Gehör, die zweite mit Geruch und Geschmack usw. Man halte ferner nur das Fragment und die „Erziehung des Menschengeschlechts“ selbst zusammen, so warnt diese Schrift, die es mit einer Wanderung durch Individuen zu tun hat und damit die Möglichkeit eines genealogischen Bandes gewährt, eindringlich davor, mehr als eine bloße Verträglichkeit, höchstens eine leise Neigung sich zu verbinden, im Verhält-

nis beider getrennter Ideenkreise, der Metempsychose Lessings und des naturwissenschaftlichen Transformismus, zu sehen. Denn nicht einmal innerhalb des Menschengeschlechts ist die pilgernde Seele an eine stetige Geschlechterfolge gebunden: sie braucht sich nicht an einen Stamm, eine Familie zu halten, sondern kann in verschiedenen Stämmen ihren Wohnsitz aufschlagen und gleichsam in weiten Sprüngen zu dem zurückkehren, von dessen Gliedern sie eines früher belebt hatte. Unausgemacht ist sogar nach dem Vortrag der Hypothese wie nach dem Grundgedanken der ganzen Schrift über die Hauptperioden der „Offenbarung", ob die Einkörperung nicht lange Pausen, die Seele nicht durch unbestimmte Zeiten einen Dornröschenschlaf erdulden könnte, bis sie von neuem in sinnbegabten organischen Körpern, aus der Gebundenheit befreit, einkehrte. Um wie viel weniger braucht dann die Erscheinungsfolge dem Deszendenzverhältnis zu entsprechen!

Seiner Hypothese, der Seele würden ihre Vorstellungen nach und nach in Ordnung und Maß der Sinne zuteil, sie steige von einem zu zwei, drei, vier Sinnen und so weiter in allen möglichen Kombinationen, sucht Lessing also jede Schwierigkeit von seiten der Theodicee durch die Hypothese der Seelenwanderung zu benehmen, wonach das Individuum durch alle niedern Stufen zu der gegenwärtigen und den künftigen gelange. Lessing sucht in der „Erziehung" mittelst derselben Hypothese jedes Individuum am Fortschritt der Kultur zu beteiligen. Es ist gesagt worden, der Erziehungsgedanke selbst wäre für Lessing ohne die Metempsychose nicht durchführbar gewesen, denn Erziehung des Menschengeschlechts sei ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjekts. Erziehung setzt freilich ein Subjekt voraus, das mindestens so lange beharrt, als sie selbst dauert; wenn aber der Begriff der Erziehung auf das Menschengeschlecht angewandt, wenn die Menschheit als Ganzes erzogen werden soll, ist dann das Beharren des Subjekts nicht ohnehin verbürgt und bedarf es der Fortdauer des einzelnen Individuums? Eine solche rein formelle Erwägung genügt nicht für die andern Argumente, durch welche die Metempsychose so ursprünglich mit der Erziehung verschmolzen werden soll. Rößler in einem kleinen scharfsinnigen Aufsatz meint, kurz gesagt, daß zu Lessings Zeiten eine sittliche Erziehung, ein sittlicher Fortschritt an

und für sich ohne Metempsychose nicht ausdenkbar gewesen wäre: denn erst Hegel habe durch die Idee objektiver Zustände und Einrichtungen, der Niederschläge des Allgemeingeistes, das Verständnis für einen Fortgang erschlossen, der den Erwerb einer bestimmten Generation, auch den sittlichen, ohne Kontinuität der Individuen oder Einzelgeister den folgenden Geschlechtern erhalte. Zu viel Ehre für den Erkenntniszuwachs des neunzehnten Jahrhunderts. Sollte das achtzehnte wirklich die so leicht zu begreifenden Triebe der ethischen Entwicklung noch ganz übersehn, sollte die Welt wirklich erst von Hegel gelernt haben, wie sittliche Grundsätze, die eine Generation sich erarbeitet, in der nächsten dadurch, daß sie schon der zarten Kindheit des folgenden Geschlechts eingeimpft werden, zu erhöhter Geltung und Wirksamkeit gelangen? Eines aber ist wahr und schon früher von der Forschung bemerkt worden, daß der Erziehungsgedanke nämlich an Schärfe, Kraft und Fülle gewinnt, wenn zum pädagogischen Mittel der auf die künftigen Geschlechter vererbten neuen Grundsätze sich noch das einer Fortdauer der innern seelischen Anlagen, wie sie die Betätigung der Grundsätze schafft, hinzugesellt. Und eine solche Fortdauer böte die Metempsychose selbst beim Erlöschen jeder Rückerinnerung eines früheren Daseins: denn die Anlage haftet ja nicht an der lebendigen Gegenwart ihrer Ursachen in der Seele, sie liegt im Grunde des Geistes, dessen persönlich-identischer Fortbestand daher auch ihre Bewahrung ermöglicht, während bei völlig individueller Verschiedenheit der Subjekte die von einer früheren Generation erworbenen Anlagen für die folgende verloren wären, falls nicht dennoch eine unbegreifliche Vererbung die Übertragung vermittelte.

Sei dem, wie ihm wolle. Die Metempsychose dient Lessing nicht als Vehikel des Erziehungsgedankens, sondern sie ist von ihm konzipiert als Mittel zur Lösung des Problems, das Reimarus aufwarf und auch die patristische Erziehungsidee nur unzulänglich erledigt, wenn eben nicht die Seelenwanderung zu Hilfe kommt. Diese Auffassung erklärt, wie schon Dilthey sah, das Perfekt in dem Satz: „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben“ gerade so gut, ja weit besser als die Deutung, nur die Frage nach der Möglichkeit eines sitt-

lichen Fortschritts des ganzen Geschlechtes habe Lessing bekümmert. Nicht soll gesagt werden, daß die einzelnen Menschen persönlich und in ihrem uns bekannten Dasein alle Vorstufen durchlaufen haben müßten, damit die Menschheit eine neue Staffel des sittlichen Fortschritts erklimmen könne; sondern die Überzeugung will sich wirklich kundgeben, daß das Menschengeschlecht erst dann wahrhaft zur Vollkommenheit gelangt, wenn jedes Individuum die Höhe geistiger und sittlicher Vollendung erstiegen hat. „Die ganze Bahn" ist im strengsten, weitesten Sinne gemeint: nicht das Stück unterhalb einer beliebigen herausgegriffenen Staffel, sondern die Leiter von der niedersten Sprosse bis zu ihrem höchsten, unübersteiglichen Ende. Die Metempsychose gibt hier das entscheidende Hilfsmittel der Theodicee, das abschließende letzte Wort zur Verteidigung der scheinbaren Offenbarungsmängel; daß sie außerdem noch dem Erziehungsgedanken, der diese Gebrechen zunächst entschuldigte, sattere Farben leiht, macht Lessing sich nur als erwünschten Nebengewinn zunutze.

Fein knüpft er die erste Andeutung frageweis an die „Schwärmer" des alten Evangelium aeternum: „Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

Fortschritt des Ganzen folgt aus dem Fortschritt der Teile; bildlich gesprochen: das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, wird durch die kleineren schnelleren Einzelräder in Bewegung gesetzt. Jeder einzelne Mensch durchläuft die Bildungsbahn der Menschheit. Ist es nicht möglich, in einem und demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ zu sein — warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Diese Hypothese heißt auch hier die älteste des menschlichen Verstandes. Frage folgt auf Frage:

„Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertig-

keiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet? Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Mit diesen enthusiastischen Worten schließt der hundertste Paragraph der letzten Schrift, welche die Nation, die Menschheit von Lessing empfing. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Entelechien sind unendlich. Nichts Geistiges geht im gesamten Bildungslauf verloren, das ist wie Goethes so Lessings Hoffnung und sein fester Glaube.

Stimmt aber so bei der Annahme, das befremdliche System sei die Lehre von der Metempsychose, alles leidlich zusammen und geht es keinesfalls an, unter diesem zweiten System den Determinismus zu verstehn — einfach deshalb nicht, weil dieser Determinismus ja gerade das erste, früher auseinandergesetzte System war —, so ist doch eine neue Deutung nicht platterdings unmöglich. Es könnte zwar nicht der Determinismus in seiner abstrakten Gestalt, nach seinen allgemeinen Prinzipien, doch eine bestimmte Form des Determinismus damit gemeint sein, für die teils die französische Aufklärungsphilosophie, teils Spinoza Anknüpfungspunkte geboten hätte. Als psychophysischer Parallelismus wird heut eine solche Vorstellungsart bezeichnet. Danach ist das ganze Handeln des Menschen der Naturgesetzlichkeit im engsten Sinn unterworfen; der Mensch, soweit er der äußeren Welt angehört, wirklich wie La Mettrie behauptet, eine Maschine; physiologisch gesehen, gibt es keinen Unterschied zwischen willkürlichen und Reflex-Aktionen; jede Bewegung entspringt naturnotwendig aus den chemisch-physikalischen Prozessen im menschlichen Körper, ob sie nun eine „freie Tat" und vom Willen diktiert scheint oder automatisch auf einen äußern Reiz hin erfolgt. Mit andern Worten: der Wille begleitet nur die physiologischen Vorgänge, oder, um eine

Formulierung zu wählen, welche die natürliche Wertordnung nicht völlig auf den Kopf stellt und dem schlichten Menschenverstande keinen gar zu großen Zwang antut: was, von innen gesehn, für uns selber, ein Willensakt ist, das ist für die Anderen, denen wir als Stücke der Außenwelt, als organische Körper erscheinen, ein Vorgang in unserem Gehirn, der sich auf die motorischen Nerven fortpflanzt und durch Erregung dieser Nerven schließlich die von ihnen versorgten Muskeln zur Kontraktion bringt. Nicht genau so, im Geiste der modernen wissenschaftlichen Parallelismustheorie, aber doch sehr ähnlich hat die Dinge schon Spinoza angesehen. Er war unexakt und warf verschiedene Standpunkte zusammen, insofern er die psychischen „Begleiterscheinungen" der Bewegungen unseres Leibes als die Begriffe von diesen Bewegungen bestimmte; diese Verwechslung wurde dadurch begünstigt, daß sich ihm bei Betrachtung des menschlichen oder endlichen Geistes stets die Idee Gottes, des unendlichen Geistes, unterschob, für den sich der unmittelbare Inhalt der Vorstellungen ändern mochte. Jedenfalls aber hat auch Spinoza in der Hauptsache parallelistisch gedacht; die Kette der Naturursachen riß für ihn nirgends ab; Bewegungen konnten nur wieder aus Bewegungen, nicht aber aus Ideen, Bewußtseinstätigkeiten hervorgehn. Die Meinung des neuesten Darstellers der Lessingischen Philosophie, Schrempfs, geht nun dahin, Lessing sei eben dieser eigentümlichen parallelistischen Ansicht Spinozas gefolgt, als er von dem zweiten, für gemeine Augen befremdenden System sprach. Denn diese sogenannte „Zweiseitentheorie" ist allerdings mit dem Determinismus aufs engste verbunden. Eine Zufallsfreiheit schließt sie natürlich ganz und gar aus: wenn in der einen Reihe jedem Gliede sein Platz mit eherner Notwendigkeit vorgezeichnet ist, können die Glieder der andern, parallelen Reihe nicht ordnungslos hin und her taumeln. Abgesehn davon, daß mit einer Freiheit wenig anzufangen wäre, die nie über die seelischen Regungen hinaus sich in Taten äußerte, nie auf die sichtbaren menschlichen Handlungen Einfluß nähme, muß einem bestimmten Geschehnis in der äußern Welt ein völlig bestimmtes Geschehnis der Innenwelt jederzeit entsprechen. Das fordert der Begriff des Parallelismus ebenso gut wie jener Begriff zweier Seiten derselben Wirklichkeit, in dem der Gedanke der unauflösbaren Ko-

existenz zwischen beiden Klassen von Erscheinungen teils einen bloßen Ausdruck, teils aber auch schon eine Art von erkenntnistheoretischer Erklärung gefunden hat. So klar diese Verknüpfung des Determinismus mit der Zweiseitenlehre erscheint, ebenso gewiß sind doch die beiden „Systeme" nicht identisch. Ein strikter, umbeugsamer Determinismus kann auch auf ganz anderem Grund errichtet werden; er läßt sich mit der Überzeugung von der Existenz einer substantiellen Seele und von ihren Wirkungen in der Körperwelt recht gut in Einklang setzen. Und darum wär' es immerhin denkbar, daß Lessing mit der bewußten Anspielung zwar nicht auf den Determinismus im allgemeinen, auch nicht auf den gesamten Spinozismus gezielt habe, weil dieser ja so manches enthält, was zu dem Problem überhaupt in keiner Beziehung steht, wohl aber, wie Schrempf will, auf die Lehre vom psychophysischen Parallelismus, in deren Gestalt sich die universelle Notwendigkeitsidee bei Spinoza unzweifelhaft darstellt. Die Ergänzung, die das zweite System dem anderen brächte, wäre dann freilich nicht ethischer oder religiöser, sondern rein wissenschaftlicher, philosophischer, metaphysischer Art. Die Einwendungen, die es zu heben berufen wäre, machten nicht etwa die Härte oder das gemütlich Unbefriedigende der deterministischen Anschauung geltend, sonden beträfen ausschließlich Fragen ihrer näheren Durchführung. Diese prinzipiell mögliche Deutung hängt jedoch, falls sie der bisherigen ebenbürtig oder gar vorzuziehen sein soll, offenbar von mehreren Voraussetzungen ab. Vor allem müßte man plausibel machen, daß es mit den „Einwendungen" in der Tat die soeben gekennzeichnete Bewandtnis habe; ferner wäre der Nachweis wichtig, daß Lessing auch anderswo von der Parallelismustheorie als einem eigenartigen „System" spreche, wie er dies bekanntlich bei der Lehre der Seelenwanderung getan hat; und drittens endlich wären parallelistische Gedanken bei ihm festzustellen, man müßte zeigen, daß er sich faktisch entweder Hume und den Franzosen oder Spinoza angeschlossen und im Sinn einer dieser philosophischen Richtungen geäußert habe. Die Erfüllung der ersten Forderung dürfte nun auf große Schwierigkeiten stoßen. Wenn man sich mit der psychologischen Begründung des Determinismus nicht begnügt, sondern auch noch zu wissen verlangt, wie sich die innere Kausalität der Motive, die

unsre Entschließungen beherrscht, zur äußeren Kausalität unsrer Körperbewegungen verhält, ob diese ihrer eigenen, physischen Notwendigkeit gehorchen, oder ob die Willensakte in die materielle Welt hinübergreifen, indem sie zu theoretisch unentbehrlichen, allein die Wirkung erklärenden Ursachen der sogenannten freiwilligen Tätigkeiten des Körpers werden, so macht man doch nicht eigentlich „Einwendungen". Und was für Einwendungen sollen es denn sonst sein, die sich gegen den Determinismus richten und von der Zweiseitentheorie aus dem Wege geräumt werden? Daß allem Anschein nach die psychologische Kausalität in manchen Fällen nicht ausreicht? Aber drängen die Anstrengungen zur Beseitigung dieses Hindernisses nicht wieder auf eine andere Bahn? Führen sie nicht zu einer Auffassung, die sowohl mit dem Determinismus als mit der Parallelismustheorie recht gut verträglich, an sich jedoch von beiden verschieden ist, zur Auffassung nämlich, daß die Kausalkette nur auf der einen, physischen Seite wirklich geschlossen und in dem Zusammenhang ihrer Glieder durchsichtig sei, während die parallele, psychische Reihe mancherlei Lücken und Dunkelheiten aufweist? Und wo ist der Schatten eines Zeugnisses, daß Lessing an Ähnliches gedacht hat! Auch der zweiten Bedingung ihrer Überlegenheit über die Auslegung im Sinne der Metempsychose scheint Schrempfs Interpretation nicht besser zu genügen. Die Seelenwanderungslehre, das ist sicher, galt Lessing als merkwürdiges und höchst beachtenswertes „System"; mit ihr hat er sich schon früh angelegentlich beschäftigt. Aber unter allen Bemerkungen, die hier herangezogen werden könnten, läßt sich aus keiner einzigen ersehn, daß ihm auch die Zweiseitentheorie als eigenartiges philosophisches System ein solches Interesse eingeflößt und schon um dieselbe Zeit wie jene Lehre so viel Stoff zum Nachdenken geboten hätte. So bleibt allein das Zutreffen der dritten Voraussetzung in der Tatsache, daß Lessing gegen Ende seines Lebens, 1780, sich zum Spinozismus bekannt und hierbei auch ganz besonders die Idee einer in sich vollständigen, die äußern Handlungen, Reden wie Körperbewegungen, des Menschen umspannenden Naturkausalität, die Idee der psychischen „Begleiterscheinungen", wie der beliebte Terminus lautet, entwickelt hat. Seine darauf bezüglichen Aussprüche sind in der Tat die einzige Basis der neuen Deutung, oder vielmehr diese Deutung

ergibt sich eben daraus, daß Schrempf in den Gesprächen mit Jacobi „eine gewisse Auskunft“ darüber, was das rätselhafte System wohl sein möchte, zu finden glaubt, unter welcher Präsumtion er natürlich die fraglichen Aussprüche als denjenigen Teil der Unterredung herausgreift, der sich unmittelbar mit dem Problem der Willensfreiheit berührt. Diese Stelle würde, weil zwischen dem Besuch Jacobis und der Veröffentlichung des interpretationsbedürftigen Satzes ein Zeitraum von nur vier Jahren liegt, der neuen Auslegung noch stärkeren Vorschub leisten, wenn nicht jene anderen Bedenken sich immer wieder erhöben und zur alten Deutung zurückdrängten. Die Unmöglichkeit, „Einwände“ gegen den Determinismus zu ersinnen, denen die Begleiterscheinungstheorie besonders hätte begegnen können, und der Umstand, daß auch aus jener Zwischenzeit, den Jahren 1776 bis 80, nicht die mindeste Bekundung paralleliſtischer Denkweise bei Lessings vorliegt, sind von nicht zu unterschätzendem Gewicht. Sie lassen die jüngste Deutung mindestens ebenso zweifelhaft, vielleicht noch erheblich gewagter erscheinen als die unsrige, so wenig auch diese auf vollkommene sichere Begründung Anspruch erhebt. Sie unterstützen die Vermutung, daß Lessing sich wirklich erst in der allerletzten Lebenszeit zu solchen Anschauungen bekehrte, wie er ihnen schon als Herausgeber der Aufsätze Jerusalems gehuldigt haben soll.

Und es begab sich, daß mehrere Jahre nach Lessings Tod seine Gedankenarbeit im bloßen Bericht eines Dritten aufs mächtigste die Geister erregte, den Blick gewaltig auf ein großes philosophisches System hinlenkte, der Forschung bis heute Probleme gab, ihn selbst im strebenden Bemühen zeigte. Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Kantischen Kritik. Als diese ihren langsamen Lauf nahm, fiel wie eine Bombe der Alarm ein: Lessing war Spinozist! Dies enthüllte 1785 Friedrich Heinrich Jacobis Büchlein „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn“.

Eine weiche, reichgebildete, gern verehrende und sich hingebende, liebenswürdige Persönlichkeit, die mit Hilfe frischer Frauen auch Goethes Verachtung des brüderlichen „Jackerls“ besiegte und trotz schweren Konflikten seine Freundschaft festhielt, hatte der sechsund-

dreißigjährige Düsseldorfer 1779, nachdem schon früher grüßende Botschaften gewechselt und in Wolfenbüttel Jacobis Urteil über die „Älteste Urkunde“ mit Interesse vernommen worden war, zutraulich und enthusiastisch wie ein Jüngling „Fülle der Liebe“ Lessing entgegengebracht und nicht vergebens bei ihm angepocht. Den alternden Mann beglückte diese Stimme der neuen Generation, dies unbegrenzte Vertrauen auf seinen Rat und Beifall, dieser warmherzige Anschluß. Δός μοι ποῦ στῶ, das Motto der Jacobischen Spinozaschrift, ist auch die Losung seines brieflichen und mündlichen Austausches mit Lessing. Das Schwanke des Grazienpriesters Johann Georg war auch dem jüngeren Bruder nicht erlassen, der noch in späten Jahren seinen Widerstreit, er sei mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gemüt ein Christ, zu dem klärenden Beichtiger Schleiermacher trug, wie ehedem dasselbe Dilemma samt allen Sorgen der Schriftstellerei und Politik zu Lessing. Der französischen Schulung des Lyrikers Georges entspricht bei Fritz die Sympathie mit dem zarten, weltmännischen, empfindungsvollen Platonismus eines Hemsterhuys. Werthers blasse Romanvettern, Allwill und Woldemar, unplastische wortreiche Doppelgänger Jacobis und Goethes, leben und weben in einer sentimentalen Welt sublimierter und distillierter Empfindungen, die unter den Männlein und Weiblein ein ewiges Anziehen und Abstoßen erzeugen und weit hinwegirren von der Naturgewalt des Goethischen Kunstwerkes, aber mit ihrer kasuistischen Selbstbeobachtung die Teilnahme des Psychologen Lessing weckten, so daß er nicht bloß nach „Woldemars“ Anfängen für die „gefühlvolle und unterrichtende“ Stunde dankte, sondern auch den müden, durch eine böse Absage Goethes tief verwundeten neuen Freund mit Erfolg zur Fortsetzung beider Seelenromane spornte. Im innersten Grund freilich gingen sie weit auseinander: Lessing, der den Rationalisten durch tieferes Verständnis der Fragen überlegene Aufklärer, kritisch, folgerichtig — Jacobi, der Gefühlsphilosoph, ängstlich vor strengen Konsequenzen des Verstandes, durch unverbrüchliche Bedürfnisse seines Gemüts aus der kalten Sphäre des Wissens in die warmen Lüfte des Glaubens getrieben, fromm dem Übersinnlichen zugewandt. Nach Lessings Tod hängte sein Herz sich an Hamann.

Während der Händel, die sein Bericht über Lessing herauf-

beſchwor, ſchrieb ihm Goethe ſo duldſam wie entſchieden einen herrlichen Brief: „An dir iſt überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichtum und Kinder, Schweſtern und Freunde und ein langes pppp. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphyſik geſtraft und dir einen Pfahl ins Fleiſch geſetzt, mich dagegen mit der Phyſik geſegnet, damit mir es im Anſchauen ſeiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Übrigens biſt du ein guter Menſch, daß man dein Freund ſein kann ohne deiner Meinung zu ſein, denn wie wir von einander abſtehn, hab ich erſt recht wieder aus dem Büchlein ſelbſt geſehen. Ich halte mich feſt und feſter an die Gottesverehrung des Atheiſten p. 77 und überlaſſe euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid. Wenn du ſagſt, man könne an Gott nur glauben p. 101, ſo ſage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva ſpricht, und ſagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum: ſo geben mir dieſe wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindeſten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeſchnitten iſt.“

Jacobi hatte ſich eifrig, mit der Abſicht einer Widerlegung dieſer ihm die konſequenteſte ſcheinenden Philoſophie, in das Studium Spinozas verſenkt. Nach Bundesgenoſſen ſuchend, fuhr er im Sommer 1780 gen Wolfenbüttel, noch voll vom „unſäglichen Vergnügen“ an der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“, voll auch von Zweifeln über den Trinitätsparagraphen, um mit Leſſing zu philoſophieren und „in ihm die Geiſter mehrerer Weiſen zu beſchwören, die ich über gewiſſe Dinge nicht zur Sprache bringen konnte.“ Gleich am 5. Juli war unter ihnen lebhaft von Atheiſten, Deiſten, Chriſten die Rede. Am nächſten Morgen reichte Jacobi, noch mit Korreſpondenzen beſchäftigt, ſeinem Beſucher ein Gedicht aus der Brieftaſche, damit Leſſing, der ſo manches Ärgernis gegeben, auch einmal eins nehme. Das Gedicht war Goethes „Prometheus“, den Jacobi dann 1785 warnend und mit leidigen Vorſichtsmaßregeln dem Spinoza-Buch einverleibte; doch Leſſing nahm kein

Ärgernis an den „sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung“, im Gegenteil: „Ich find' es gut . . . es gefällt mir sehr“, antwortete er dem betroffenen Gast. Sein Beifall ging ins Innere: er bekannte sich zu dem Gesichtspunkt, den Goethes titanische Zeilen der armen Göttermajestät, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal gegenüber behauptet hatten, und erklärte, das schon lang aus erster Hand zu haben. Das Prometheusdrama des Aischylos, wie Jacobi berichtigend nachtrug, war auch zur Sprache gekommen. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders.“ Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden, fragte Jacobi in wachsender Bestürzung. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern“, lautete Lessings hypothetischer Bescheid, und am nächsten Vormittag begann er das zufällig unterbrochne Gespräch über das Ἓν καὶ πᾶν und Spinoza von neuem. Er hatte Jacobis jähen Farbenwechsel wohl bemerkt. Als nun Jacobi seine Verwirrung durch das so „platt herausgesagte“ Glaubensbekenntnis eines Mannes zugab, von dem er Hilfe gegen Spinozas Bedrängung hoffte, da konnte Lessing nicht anders, er mußte die Meinung des Partners, konsequentes Denken führe zum Spinozismus, in die Aufforderung kleiden: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es gibt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza.“ Vom bündigen Determinismus aus versenkte die Unterredung sich in die schwersten Fragen des Systems, das Beiden wohlvertraut war. Jacobi rettete sich hinter seine theistischen Schanzen: „Im Spinoza steht mein Credo nicht.“ — „Ich will hoffen, es steht in keinem Buche“, schaltete Lessing überlegen ein, so seinerseits wie mit jenem „Wenn“ ein ganzes Genügen und Zuschwören abweisend. Und als der Andre den Glauben an eine beständige persönliche Weltursache bekannte, reizte Lessing ihn mit einem neckischen „O desto besser! Da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen“, worauf der gläubige Philosoph sein unmittelbares Ergreifen des Übersinnlichen mit größter Naivetät als Rettung durch einen Salto mortale kund gab, jenen berühmten Kopfsprung, den F. Schlegel, vor seinem eigenen und schmählichen, der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit so höhnisch zu Gemüt führte. Lessing höhnte nicht, dazu war ihm der liebreiche, wahrheitsuchende, unterrichtete

Gast zu wert, doch er schraubte den Springer ein wenig, während das Gespräch über das „Kopfunter", das er nicht nachmachen wollte, weiter lief und Jacobi den kausalen die finalen Ursachen entgegenhielt und den Fatalismus, denn das war ihm die Lehre Spinozas, analysierte. Lessing pries Spinoza gegen „unsere elende Art, nach Absichten zu handeln", ja er schickte der Frage nach den Vorstellungen einer persönlichen außerweltlichen Gottheit gleich die nähere nach: „Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist", was er erst noch bekräftigte, dann aber, recht wie es im eifrigen an- und abschwellenden Widerstreit zu geschehen pflegt, als etwas zuviel gesagt einschränkte, da Jacobi mit Recht vor der Hypothese schwindelte, Leibniz habe keine überweltliche, sondern nur eine innerweltliche Weltursache geglaubt. Dagegen fand Jacobi keinen Unterschied zwischen Determinismus und Fatalismus, Leibnizischer und spinozistischer Psychologie und berief sich auf Mendelssohns Erweis, die prästabilierte Harmonie stehe schon im Spinoza, ohne Widerspruch Lessings, der ihn weiter reden ließ und seine gebrieften alten Skrupel gegen Moses zurückhielt. Er vernahm gern, daß der Andere nach ernsten Studien gar nicht ins gemeine Horn stieß, von Spinoza nicht sprach „wie von einem toten Hunde"; doch die Erklärung, Jacobi ziehe sich aus einer vollkommen skeptischen Philosophie zurück, unterbrach er wieder ironisch: „Und ziehen dann — wohin?", um seinerseits der innigen Überzeugung von den Endursachen, dem „Ich tue was ich denke" und einer allerdings „durchaus unerklärlichen Quelle des Denkens und Handelns" seinen festen Determinismus ganz köstlich entgegenzusetzen: „Sie drücken sich beinah so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte 'den mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei'" — das Urteil des katholischen Ausschusses — „worein der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte." Umsonst versuchte Jacobi, auf Grenzen der Erklärung und deutliche Begriffe zu dringen: „Worte, lieber Jacobi, Worte!", rief ihm Lessing zu wie Hamlet und wollte kein freies Feld für Träumerei und Unsinn eröffnen, bis er endlich den Mann von Kopf scherzend bat, ihn bei dem befördernden Kopfunter doch mitzunehmen, „wenn

es angeht". Jacobi warb: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht's von selbst;" Lessing schüttelte das Haupt: „Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopf nicht mehr zumuten darf."

Es blieb dabei, daß Jacobi eine natürliche Philosophie des Übernatürlichen leugnete, Lessing „sich alles natürlich ausgebeten haben wollte". Pantheistisch-kabbalistischen Scherzen folgte nun eine hypothetische Betrachtung der Gottheit: „Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls, und das Ganze nach der Analogie eines organischen „Körpers"; auch daran wurde die Palingenesie geknüpft. Das große Ἓν καὶ πᾶν hörte Jacobi als den Inbegriff Lessingischer Theologie und Philosophie und sah es von seiner Hand als Wahlspruch geschrieben; die Idee eines persönlichen unendlichen Wesens im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit fand er von Lessing unzweideutig abgelehnt. So erst meinte er nach diesen Gesprächen den 73. Paragraphen der „Erziehung" zu begreifen: spinozistisch, nicht aus dem Deismus, oder gar einem rechtgläubigen Theismus, unter dessen Fahne, wie Jacobi bis dahin immer gehört, Lessing marschieren sollte.

Jacobi ist nun nach Lessings Tod durchaus loyal verfahren. Er wandte sich an die, auch ihm so werte, treueste Freundin und an den ältesten philosophischen Genossen des Entschlafenen, ohne voreiligen Eifer, sein geheimes Wissen zu Markte zu tragen, sondern um ernsten Gedankenaustausch bemüht. Als er 1783 von Elise, die in Berlin gewesen war, vernahm, Moses lege die Hand an das versprochene Werk über Lessings Charakter und Schriften, erkundigte er sich sofort nach dem Umfang seiner Kenntnis von Lessings religiösen Gesinnungen: „Lessing sei Spinozist gewesen." Lessing hatte zwar mündlich nur einer flüchtigen Behauptung seines Systems Moses gegenüber gedacht: § 73 der „Erziehung" und das alte „Christentum der Vernunft" sind gemeint. Da er aber so warm von dem Berliner gesprochen und sich zugleich so offen gegen den neuesten Ankömmling ausgelassen hatte, da die Wahrscheinlichkeit groß war, daß Mehrere noch um seinen Spinozismus wüßten, hielt Jacobi es mit Recht für angemessen, dem Biographen

über Hamburg hin einen Wink zu geben. Mendelssohn war erstaunt, denn ihm wollte, wie er seinen Lessing kannte, nicht ein, daß dieser ohne weiters dem System irgend eines Mannes zugeschworen hätte. Darum erbat er nähere Bestimmungen des Was und Wie, um in seinem Buche dann die volle Wahrheit darlegen zu können. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich. Jacobi brachte die Wolfenbüttler und Halberstädter Gespräche zu Papier. Moses opponierte und entschloß sich 1784, während ihr metaphysischer Ehrenkampf, wie Friedrich Heinrich sagte, ritterlich vor einer verehrten Frau und Hennings ausgefochten werden sollte, das biographische Werk beiseite zu schieben, bis ein Gang mit den All-Einern des Spinozismus getan sei. Er erhitzte und verbitterte sich mehr und mehr, und das ist psychologisch ebenso wohl zu begreifen wie Elisens Abneigung gegen einen öffentlichen Prozeß über Lessings Weltansicht, gegen den Druck seiner vertrauten Bekenntnisse, die nur den Intimen oder den „Stärkeren im Volke" bleiben sollten, gegen die Verwandlung eines edlen Wahrheitskampfes in einen sichtbaren Privatstreit zur Freude der Gegner. Um so törichter schimpfte Karl (laut Briefen im Mendelssohnischen Hausarchiv) über den Eindringling, der 1784 seine Schreiben an Lessing zurückforderte; mit Recht, da es ihm darauf ankam, aller Verhandlungen Herr zu sein. Karl wühlte damals unordentlich im litterarischen Nachlaß des Bruders und hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit der Aufschlüsse Jacobis. Moses aber war allerdings in der peinlichen Verlegenheit, entweder einem ehrenwerten, philosophisch unterrichteten Manne Mißverständnis über Mißverständnis vorrücken oder sich sagen zu müssen: der große Tote, mit dem du dich fast dreißig Jahre lang so innig und rückhaltlos verbunden wähntest, hatte sich dir allmählich entzogen, dir nicht erschlossen, was nun ein Fremder von ihm zu wissen vorgibt! Man kann diesen Konflikt nicht ohne reges Mitgefühl ansehn, aber die auch von Karl beifälligst begrüßte Lösung, Jacobi sei lediglich geschraubt worden und Lessing habe bloß das Gegenteil von der Lieblingsmeinung des Partners behauptet, nur für höchst einseitig und ganz unzureichend erklären. Mendelssohns „Morgenstunden" mit ihrer Lessing-Episode sind wirklich, nicht allein in Hamanns Augen, ein lahmes, kraft- und saftloses Buch, für unsern Fall interessant nur durch die Her-

vorhebung des alten „Pantheismus“ in jenem Jugendaufsatz Lessings. Der Gram verzehrte Mendelssohns Leben. Er konnte der „Morgenstunden“ zweiten Teil nicht mehr vor die Welt bringen. Am 4. Januar 1786 starb er. Als sein Testament gab Engel das Heft heraus: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza“. Hier ist trotz der blinden Hitze manches gute Wort über Lessings Geistesart und über Jacobis Katechetik gesagt, und ergreifend klingt die Beschwerde des Sterbenden, der von seinem Lager zu Lessings Bild aufschaute, welche Demütigung für ihn nach so langer Freundschaft und Gemeinschaft die Einbuße des Vertrauens wäre, das ein andrer Mensch in ein paar Tagen gewonnen hätte. Nichts erkennt er in Jacobis Aufzeichnungen an. Die abenteuerlichen Prometheusverse soll Lessing gelobt haben? — „Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden!“ Man könne Lessing ebenso gut für einen Dummkopf erklären wie für einen Spinozisten, Atheisten, Gotteslästerer, Heuchler.

Ein Streit um den Leichnam Mosis wogte durch Deutschland. Die Briefwechsel sind voll davon. So kämpft Voß für die Berliner, Fritz Stolberg feinfühliger für Jacobi, und die tiefe Verschiedenheit der Freunde malt sich in ihren Blättern. Als die Beiden dann im Alter das häßliche Duell ausfochten, wo unser Verstand auf Vossens Seite stehn mag, unser Herz aber für Stolbergs Ritterlichkeit schlägt, sah Goethe von diesem Zwiespalt zurück auf „die unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!“ Und im fünfzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ hat er an die erste große Wirkung seines Prometheusgedichts erinnert: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt in einer höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden

Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren."

Hitziger hatte Goethe 1786 das „jüdische neueste Testament" unausgelesen in die Ecke geworfen und in seinen Abendsegen aus Spinozas Ethik fort und fort das Lessingische Testament Johannis eingeschlossen. Daß ihm diese Ethik so vertraut und zur Hand war, dankte er Jacobi und Lessing. Es ging Jacobi recht wundersam mit dem Spinozismus. Er reiste zu Lessing, um ihn für ein Schutz- und Trutzbündnis zu werben, und fand einen „Spinozisten"; er wandte sich gegen Ende 1783, noch bevor er die Claudius, Hamann, Lavater glücklicher einweihte, mit seiner Handschrift nach Weimar und begeisterte Herder und Goethe, dem er einst am Rhein in trunkenen Stunden das "Εν και παν verkündigt hatte, für Spinoza. Sie schlugen sich ganz auf Lessings Seite. Mit diesem „auf Einem Scheiterhaufen" zu sitzen, war eine Lust für den Prometheusdichter. Wenn nun Spinozas Ethik die weimarische Bibel und Spinoza der heilige Christ ward, wie Humanus-Herder zu Weihnachten 1784 in Begleitversen an Frau v. Stein sagte, wenn Briefe zu Jacobi gingen und in Poesie und Prosa tiefe Bekenntnisse keimten, so war Lessing mit unter ihnen. Und als Herders „Gott" einen halben Pantheismus predigte, liefen auch im Schiller-Körnerischen Briefwechsel die Namen Spinoza, Lessing, Herder, Jacobi durcheinander. Lichtenberg aber nahm 1786 Lavater persönlich ins Gebet und ging mit seinem eigenen Spinozismus frank heraus (an Ramberg, 3. Juli). Der zweite und der dritte Teil des Büchleins „Über die Lehre des Spinoza", Hemsterhuys' großer Sendbrief und Jacobis Zergliederung des Systems mit dem Schlußruf zum Salto mortale, dienten gar Vielen als erste Einweihung in den Spinozismus, als Quelle der Kenntnis bis zur Paulusschen Edition und bis zu Schleiermacher, der seinen frühesten Einblick auch der Jacobischen Analyse verdankt und dann in den „Reden über die Religion" begeisternd anhebt: Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza!"

So bedeutet denn das Gespräch vom Juli 1780 wirklich eine Auferstehung. Niemand redete mehr von Spinoza als von einem toten Hunde.

Jacobis Wiedergabe des Gesprächs jedoch wurde bis auf den

heutigen Tag bestritten. Feindselig von Schelling, den 1812 Mitteilungen F. L. W. Meyers darin bestärkten, auch das über Lessings Verhältnis zu Mendelssohn Gesagte sei grundfalsch. Man berufe sich nicht auf Jacobis Wort an Campe (1. November 1782), ihm fehle zum Schriftsteller außer vielem anderen die erste, notwendigste Gabe: sich verständlich zu machen; oder auf die Erfahrung, daß Menschen einander am leichtesten in Gesprächen über die höchsten Fragen der Spekulation mißverstehn. Jacobi hat nur wiedergegeben, was sein Gedächtnis „in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks" treu festhielt; seine Versicherung, daß er, wenn Lessing das Gegenteil des Spinozismus behauptet hätte, von jedem bedeutenden Wort bessere Rechenschaft würde geben können, mag Manchem wunderlich vorkommen, bestärkt aber nur die Glaubwürdigkeit des Berichts. Er gab den zehnten Teil, weil er das Ganze nicht zuverlässig genug geben konnte und viel Detail verloren gegangen war. Die schraubenden und neckischen Wendungen, die er als solche selbst empfunden haben muß, denn er war nicht so albern sich zu vermessen, einem Lessing die Würmer aus der Nase zu ziehn, erhöhen gleichfalls die Authentie. Das unbedingte erste Vordringen, das Einschränken, das hypothetische Behaupten ist ganz Lessingisch, und es sind, um nur an das Augsburger Sprüchlein zu erinnern, der individuellen, höchst charakteristischen Worte, die kein Berichterstatter erfinden könnte, so viele, daß in der Tat hier Lessing leibhaft — „eine köstliche Figur", sagt Goethe — vor uns hintritt und mit lebendigem Odem zu uns spricht. Herder, jetzt erst ganz eingeweiht in Lessings Inschrift Ἓν καὶ πᾶν, bekannte sich nicht nur als Glaubensgenossen dieses philosophischen Credo, sondern gab auch das gewichtige Zeugnis: „Übrigens ist Lessing so dargestellt, daß ich ihn reden sehe und höre." Jacobis Überlieferung ist von dieser Seite geborgen. Innen aber stimmt der Determinismus so trefflich mit den andern Urkunden überein, und es läßt sich, was von Gott und Welt gesagt ist, so gut fester oder loser an die übrige Philosophie Lessings anknüpfen, daß nur die Frage bleibt, mit welchem Recht Jacobi ihn für einen vollen Spinozisten erklären konnte, welche Fortentwicklung der Weltanschauung vielleicht aus diesen Gesprächen zu lesen sei.

Es iſt nicht richtig, daß ohne Jacobi niemand auf Leſſings „Spinozismus“ hätte kommen können, wenn es gleich richtig iſt, daß ohne Jacobi wohl niemand ſtatt Leibnizens Spinoza zum eigentlichen Leitſtern Leſſings gemacht haben würde. Auch Mendelsſohn gedachte ja ſchon früherer Anläufe. Was verſtand das achtzehnte Jahrhundert unter „Spinozismus“? Und auch dieſe Frage wurde von Mendelsſohn berührt. Man las Spinoza ſelbſt kaum, ſondern was Leibniz als philoſophiſcher Widerſacher, was Bayle in noch ſchärfer ausgeſprochener Gegnerſchaft über ihn geſchrieben hatte. Spinozismus war Atheismus. Im Sinne Jacobis und ſeiner Zeit: Spinoziſt hieß, wer keinen überweltlichen Gottesbegriff vertrat.

Leſſing ſprach trotz Mylius' früher Lobpreiſung im Pope-Aufſatz über das „irrige Lehrgebäude“ des „berufenen Irrgläubigen“ ſo zuverſichtlich ab, wie er den Juden Mendelsſohn einen zweiten Spinoza ohne die Fehler des erſten hieß und 1755 ſeines Freundes noch von Jacobi wiederholte Behauptung, Leibniz habe die Harmonia praestabilita nur mit einem neuen Titel aus Spinoza entlehnt, als Voſſiſcher Referent unbeſehen hinnahm. 1763 freilich iſt er mit dem erſten „Philoſophiſchen Geſpräche“, wie er brieflich erklärt, „nicht mehr ſo recht zufrieden. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es ſchrieben, auch ein kleiner Sophiſt, und ich muß mich wundern, daß ſich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“. Das tat er denn gleich ſelbſt, indem er auf Grund eines ſorgſamen Entwurfs auseinanderſetzte, daß Spinoza Leib und Seele für dasſelbe halte, das man ſich nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorſtelle, Leibniz hingegen mittels der Harmonie das Rätſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen als Leib und Seele zu löſen ſuche. Er hat dafür ein ſehr ſubtiles, leider abgebrochnes Gleichnis von zwei Wilden, die ſich im Spiegel beſchauen, die nämlichen Bewegungen in der nämlichen Ordnung wahrnehmen und den Parallelismus aus Einem Grund herleiten müſſen, aber offenbar dieſen Einen Grund verſchieden faſſen: der eine — ſo ergänzt Danzels Scharfſinn — wird Leibniziſch die Übereinſtimmung der beiden für ſich beſtehenden Bewegungen aus einer verborgenen Macht, der präſtabilierten Harmonie, herleiten; der andre ſpinoziſtiſch

nur eine zweimal an verschiedenen Orten erblickte Bewegung behaupten. Was er selbst annimmt, sagt Lessing nicht, man kann höchstens bemerken, das Zünglein der Wage neige sich nach Spinoza hin, aus dessen Hauptwerk Lessing nun zitiert und interpretiert, „was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben glaube". Damals in Breslau fand er den Spinozismus in Dippels tiefsinnigem Fatum fatuum am besten begriffen, während Bayle ihn am wenigsten verstanden, und beschaute mit dem Schwarmgeist die spinozistischen Kreaturen als „Weisungen und Stellungen des göttlichen Wesens". Seiner eigenen panentheistischen Ansätze wurde schon mehrfach gedacht. Panentheismus, nicht Pantheismus spricht ebenfalls, ähnlich wie Herders „Spinozismus" oder Fausts Hymnus auf den Allumfasser zu verstehn ist, aus dem Breslauer Bruchstück „Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und dem 73. Paragraphen der „Erziehung". „Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann . . . Ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existieren soll, existiert in Gott"; das sagt uns jenes Bruchstück.

Lessings Annäherung an den Pantheismus wurde von äußeren litterarischen Einflüssen befördert, unter denen nach herkömmlicher, wohlbegründeter Meinung das Studium Spinozas der stärkste war. Sollten jedoch die pantheistischen Triebe von dem einzigen Spinoza gekommen sein? Diese Frage beantwortet Spitzer mit einem zunächst überraschenden Hinweis. Es steht fest, daß Lessing schon früh sich mit den ältern italienischen Philosophen bekannt machte; wie gründlich, lehrt die „Rettung des Cardanus". Vergleicht man nun seine Lehren mit denen des berühmtesten all dieser Italiener der Renaissance- und Reformationszeit, des Giordano Bruno, so ist der erste Eindruck der Zusammenstellung frappant. Nach Bruno haben alle Dinge ihre Substanz im Akte des göttlichen Denkens; bei dem Nolaner findet sich also die Grundidee des Panentheismus. Bruno schreibt der Materie in all ihren Gestaltungen eine Seele zu; ein Hauptgedanke des Fragments über die Zahl der Sinne steht also schon bei ihm. Bruno lehrt in der „Austreibung der

triumphierenden Bestie“ ganz bestimmt die Metempsychose; vertritt also auch die Vorstellungsart, die im metaphysischen Denken Lessings eine so bedeutsame Rolle spielt und des öftern von ihm zur Lösung der tiefsten Fragen aufgeboten wird. Bruno hegt mit Vorliebe den Gedanken von Kontraktionen und Expansionen des göttlichen Wesens; sollte von hier aus ein helleres Licht auf Gottes Expansionen und Kontraktionen fallen, die in den Gesprächen mit Jacobi so wunderlich erscheinen, daß die Einen darin bloße Scherze Lessings, die Andern unabsichtliche Einschiebsel, Gedächtnisschnitzer Jacobis vermuteten, obwohl gerade die Abgerissenheit und Seltsamkeit eine solche Täuschung des Berichterstatters ausschließt. Diese starken Übereinstimmungen werden kaum Geburten des Zufalls sein, sondern die Annahme empfehlen, daß ein früh erfahrener und nicht verwischter Einfluß des Giordano Bruno entschiedener hervordrang, je mehr Lessing sich von überkommenen, entgegenwirkenden Ansichten befreite, und auf dieser Spur möchte reichere Beute zu gewinnen sein, als man aus der Metaphysik des Aristoteles an unmittelbarer Wirkung auf Lessing ableiten oder aus den tiefsinnigen Spekulationen Tertullians für die Weltanschauung des modernen Aufklärers einheimsen wollte. So hat denn Nieten nicht bloß die Verwertung pantheistischer und monadologischer Ideen Brunos im „Christentum der Vernunft“ dargetan, sondern nachdrücklich auf ein sichres äußeres Zeugnis hingewiesen: „Er wollte endlich aus den Schriften des Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus und Thomas Campanella die merkwürdigsten Stellen ausziehen und seine Betrachtungen darüber machen“, sagt Karl Lessing von den in Wittenberg und danach gefaßten Plänen seines Bruders, die sich mit Goethischen Studien berühren.

Bei einem Schriftsteller von der Wucht und Macht Lessings ist es kein Wunder, daß die Forschung unablässig Beziehungen zu früheren und späteren Denkern herausfucht: zu späteren, um die Formen seines Einflusses festzustellen und die Mündungen dieses Laufs zu beleuchten; zu früheren, um die Wurzeln einer so starken Kraft und Wirksamkeit bloßzulegen. In der Tat hat man sich nicht begnügt, fort und fort die alte Streitfrage wieder aufzunehmen, ob Lessing mit Leibniz oder mit Spinoza mehr gemein habe, sondern

den großen Kritiker mit den verschiedensten älteren und neueren Philosophen und philosophischen Richtungen, von den Griechen bis zu Fichte, zu Schelling und weiter, bald in näheren, bald in entfernteren Zusammenhang gebracht; als hätte die Philosophie der Vergangenheit sich im Brennpunkt seines Geistes verdichtet und als wären von diesem Fokus wieder alle Strahlen ausgegangen, deren Licht die philosophischen Bahnen der Folgezeit bescheint. Dabei haben so viele Mißverständnisse sich eingeschlichen, so viele schielende, spielende Analogien sind hervorgeholt, so viele wesentliche Beziehungen und Unterschiede darüber vergessen worden, daß es sich lohnt, hier wenigstens ein paar der dünnen Fäden zu zerreißen, die auch nach der behutsamen Arbeit Heblers und seiner Genossen hin und her geschlagen werden. Wer wollte z. B. gewisse formale Eigenschaften verkennen, die Lessing mit Aristoteles teilt, und sein ästhetisches Verfahren nicht an den Stagiriten anknüpfen? Aber die Metaphysik! Weil die ersten Paragraphen des „Christentums der Vernunft" ungefähr an Aristotelische Sätze vom Selbstbewußtsein der Gottheit anklingen, wird eine direkte Herübernahme und in ihrem Gefolg eine weitere Schülerschaft der Spekulation behauptet. Indessen dürfte bei zahlreichen christlichen Philosophen die Lehre vom Selbstbewußtsein Gottes mehr oder minder wörtlich mit jenen Thesen stimmen, und die Aufpflanzung des Vollkommenheitsbegriffes entspricht so sehr dem Geiste der Leibniz-Wolffischen Philosophie, worin dieser Begriff eine leitende Rolle spielt, daß der berechtigte Hinweis auf Aristoteles gewiß kein gerades Abhängigkeitsverhältnis begründet. Zudem findet sich in den einschlägigen Äußerungen des antiken Metaphysikers manches, was Lessing mindestens nicht ausgesprochen hat. Der Grund, aus dem nach Aristoteles τὸ κράτιστον sich selbst denken müsse, nämlich die Unmöglichkeit von einem noch mächtigeren Objekt abzuhängen, fehlt nicht nur bei Lessing, sondern dieser hat sogar allem Anschein nach einen etwas abweichenden, wenn auch bloß um eine feine Nuance verschiedenen Grund im Sinn, sofern er die Notwendigkeit, Gott könne nur sich selbst denken, ohne weiters aus dem Axiom ableitet, daß das Vollkommenste auch das Vollkommenste zum Gegenstand habe. Hat nun Lessing die nähere Bestimmung des göttlichen Sichselbstdenkens als Denken des Denkens, worauf Aristoteles das Hauptgewicht

legt, einfach weggelassen oder ist vielmehr seine Auffassung der Weltschöpfung als einer Manifestation des göttlichen Selbstbewußtseins mit der Aristotelischen unverträglich? Und hätte Lessing in der Tat den Anfang seines Fragments aus der „Metaphysik" des Stagiriten gewonnen, so wäre damit die Abhängigkeit im metaphysischen Vorstellungskreis erschöpft. Die Aristotelische Definition von den Naturreichen, deren jedes alle Eigenschaften des nächstniedern Reiches vermehrt um die neuen spezifischen Differenzen besitze, zum Urbilde der Lessingischen Ansicht von den unendlichen Gradabstufungen der Wesen zu machen, ist mehr als gewagt. Obwohl nämlich das Verhälnis jener Naturreiche zu einander und die von Lessing behaupteten Beziehungen der einzelnen Wesen zusammenstimmen, darf doch nicht übersehn werden, daß es der Naturreiche bei Aristoteles nur wenige, der Vollkommenheitsgrade bei Lessing unzählige gibt, daß die an sich allerdings gleiche Beziehung dort zwischen großen umfassenden Gattungen, hier zwischen individuellen Wesen stattfindet, daß endlich die Ableitung von Leibniz viel näher und leichter ist.

Ein anderes. Lessing war gewiß seit Breslau in den Kirchenvätern vortrefflich beschlagen und hatte das letzte Jahrzehnt hindurch fortwährend mit der Patristik zu schaffen, vor allem mit Tertullian. Manche feine Beziehungen aufgedeckt zu haben, bleibt Bergmanns Verdienst, wenn er auch die Sehne viel zu straff gespannt hat. Das große duldsame Wort des Karthagers: Humani juris et naturalis potestatis est unicuique quod putaverit colere. Nec alii obest aut prodest alterius religio. Sed nec religionis est cogere religionem war dem Anwalt der Toleranz selbstverständlich aus der Seele gesprochen. Abgesehn von solchem Einklang und einigen kirchlichen Fragen ohne philosophischen Hintergrund bleiben andre Punkte naher Berührung: der halbspinozistische Charakter der Lessingischen Weltanschauung, weit entfernt das Band zu sprengen, knüpft es nur fester. Das klingt sehr paradox; aber man gedenke der höchst eigentümlichen Haltung Tertullians in der Frage nach der Natur Gottes und der Existenz geistiger Wesen, jener metaphysischen Sätze: Omne quod est, corpus est sui generis; nihil est corporale, nisi quod non est, die Strauß im „Alten und neuen Glauben" auf seine Mühle des Materialismus treibt; und

wie weit auch Lessings Vorstellungen eines Gottes, dessen Gedanken greifbare körperliche Dinge sind, in dessen Wesen materielles und ideelles Dasein zusammenfällt, dessen zeitliche Präexistenz unmöglich ist, von der orthodoxen Heerstraße abschwenken, wie fragwürdig sie Vielen erscheinen mögen: vom Standpunkte der Tertullianischen Metaphysik sind sie nicht abzuweisen. Aber weder liegt eine Schülerschaft vor, noch ist mit dieser Parallele die Frage erledigt, deren andre Seite doch so sonnenklar erscheint, daß ausführliche Besprechung das überflüssigste Geschäft von der Welt wäre. Hier der Aufklärer, der unpositive Sohn eines äußerst rationalistischen Jahrhunderts, dort der Urheber des aus seinem Zeitalter und seiner Gesinnung heraus mit allem Ernst zu begreifenden Grundsatzes: Credo quia absurdum! Zwischen zwei Männern so extremer Anschauungen und Epochen mag eine Berührung stattfinden, ein Gedankenbund nimmermehr; man presse und dehne noch so stark Einzelnes ohne größere metaphysische Tragweite, man lege poetischen Ausdrücken des Kirchenvaters über Baum und Mutterpflanze noch so findig die Vorstellung einer allgemein Beseeltheit unter, oder man mache Lessing mit aller Gewalt zum Wundergläubigen, der er sicher nicht war. Das Wasser ist viel zu tief. Beide verwerten eine ähnliche Voraussetzung, die Nichtexistenz ganz körperloser Geister, in schnurstracks zuwiderlaufender Weise: der Kirchenvater mit dem nacktesten Spiritualismus, der sogar den Begriff einer Tätigkeit oder Beziehung alsbald in die Vorstellung eines substanziellen, leibhaftigen Wesens verwandelt; der Aufklärer, um aus der natürlichen Grundlage des Seins auch die Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge zu folgern . . . Lessing ein Jünger Tertullians! Nochmals: es ist absurd, es kann nicht sein.

Dagegen liegt auf der flachen Hand, was Lessing als Gegner des Wunder- und Offenbarungsglaubens, des die Naturgesetze durchbrechenden Supranaturalismus wie als Gegner einer in der Religion mehr auf dogmatisches Raisonnement denn auf Ethik dringenden Partei mit den Deisten gemein und nicht gemein hatte. Verschiedenheit des religionsphilosophischen Standpunktes und freieres geschichtliches Verständnis lösten nicht die Bande der Weltanschauung, in der Lessing, vom Spinozismus fortgezogen, allmählich noch weit über die Deisten hinauszugehen scheint. Und all die harten Worte

gegen den deutschen Rationalismus, der, soweit er nicht durch Wolffs Vermittlung einfach seinen Stammbaum auf Leibniz zurückführt, vom englisch-französischen Deismus abhängt, heben den innern Zusammenhang und die trotz alledem selbst für Bahrdts neumodisches Luthertum bekundete Schonung nicht auf.

Lessing ist ebenso ein metaphysischer Dogmatiker wie seine Zeitgenossen, die französischen Aufklärer, ja fast noch mehr: denn unter diesen bewähren mindestens einzelne, z. B. Condillac, eine kritische Haltung, und auch die andern treten doch nicht ganz unbekümmert um die Grenzen des Intellekts an die metaphysischen Aufgaben heran. Unter Lockes Einfluß kann selbst ihr naiver Materialismus kritischer Einschläge nicht ganz ermangeln, während Lessings auf andern geschichtlichen Grundlagen, von Leibniz bis zu Spinoza, ausgebildete Weltanschauung kühn von behutsamen erkenntnistheoretischen Erwägungen absieht und sich keine Rechenschaft gibt über die Grenzen und Gründe des Erkennens. Wie fremd und unsympathisch ihm die Betrachtungsart Lockes und Humes blieb, beweist der Wissowatius-Aufsatz durch den unfreundlichen Ton, womit Locke, der Ahnherr der neueren kritischen Philosophie, ein „seichterer" Denker als Leibniz genannt wird; denn mag Locke hinter dem Universalismus des Deutschen in noch so vielen Beziehungen zurückstehn, so gibt ihm doch die Entschiedenheit des kritischen Verfahrens ein mächtiges Übergewicht und einen Ehrenplatz in der Geschichte vor Kant. Darauf hat Lessing nicht geachtet.

Er schätzte Humes nachgelassene Dialoge über die natürliche Religion, auf deren zweiten Teil er Jacobi im Gespräch über transszendentale Apperzeption, reines Bewußtsein verwies und die ihn, nach Jacobis unantastbarem Zeugnis, in der letzten Phase seines Philosophierens von der angestammten Theologie mächtig entfernten, was auch dem spinozistischen Bekenntnis ein stärkeres, ernstes Gewicht gibt. Gleichwohl ließ er die erkenntnistheoretischen Hauptwerke der Hume und Berkeley allem Anscheine nach unberührt: sonst hätt' es nahe genug gelegen, bei Jerusalems zweitem Aufsatz an die übereinstimmenden Ergebnisse jener Begriffskritik zu erinnern. Selbst die erkenntnistheoretischen Anläufe seines Leibniz hat Lessing, Bestandteile der Leibnizischen Philosophie geistvoll und scharfsinnig weiterbildend, nicht verfolgt. Von welcher Seite man auch den

deutschen Kritizismus herleiten mag, um auf seine Beziehungen zu den Briten oder zu Leibniz das Hauptgewicht zu legen, darf Lessing nur unter den stärksten Vorbehalten zum Vorläufer Kants gestempelt werden; des Versuchs einer Schilderhebung Lessings als Philosophen über den Urheber der „Kritiken" zu geschweigen. Eine Abhängigkeit Kants, der in Lessings theologische Schriften eingelesen war und mannigfach auf sie anspielt, ohne sie zu nennen, von Lessings Philosophie scheitert ja schon an den Jahreszahlen. So bliebe denn nur die durch Schaarschmidt viel gründlicher als durch F. Jacoby erörterte Übereinstimmung der Geistesart Beider, eine wurzelhafte Gleichheit des Strebens, ein nahes Heranstreifen Lessings an den Urquell der kritischen Philosophie. Mag nun mit vollem Recht dem Wolfenbüttler wie dem Königsberger „dieselbe Idee der energischen Selbständigkeit der Vernunft, die sich selbst und an ihr alles andere mißt", zugeschrieben werden, so läuft diese Charakteristik offenbar auf eine in allen bedeutenden Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts lebendige Grundtendenz hinaus und wird dann durch weitere Parallelen einer freitätigen, über das unmittelbar Gegebene beharrlich hinaustrachtenden Ausprägung der Vernunft kaum bestimmter, durch den Vergleich zwischen einem kritischen Philosophen und einem kritisierenden Schriftsteller schwerlich präzisiert. Der seine Ansichten meist in polemischer Auseinandersetzung entwickelnde Kritiker ist als solcher noch kein Geistesgenosse des Kritizisten, der die subjektiven Erkenntnisfaktoren von den Bestimmungen des Dinges an sich scheidet. Die Sokratische Weise, die namentlich das Herrnhuter-Fragment erfüllt, verbindet diese beiden Pfeiler des modernen deutschen Geisteslebens doch nicht fester als der gemeinsame Rationalismus, und nur mit äußerster Übertreibung kann bereits in jenem jugendlichen Weckruf zur Tat, nicht zum Vernünfteln, der Sieg der praktischen Vernunft und der kategorische Imperativ vorweggenommen werden, wenn auch Lessings Ethik der Kantischen verwandt erscheint.

Abenteuerlich dünkt uns die Zumutung, Lessing habe gar der spekulativen Philosophie, dem transszendentalen Idealismus der Epigonen Kants vorgearbeitet, was nur aus seinen exoterischen Wendungen und Akkommodationen und dem äußern Charakter seiner Geschichtsauffassung, welche die kausalen Beziehungen zu ignorieren

und das unbewußte sittliche Ziel als die auch alle rückwärts gelegenen Ereignisse bestimmende Macht anzuerkennen scheint, verständlich wäre. Was Wunder, daß Begriffskonstruktionen, wie sie das „Christentum der Vernunft" und die berühmten Paragraphen 73—75 der „Erziehung" zum Besten geben, den Beifall Schellings fanden; doch diese Dreieinigkeitsdeutung war leider, wie der Schöpfer der Identitätslehre in den „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" mit stiller Klage bemerkt, „vielleicht das Spekulativste, was er überhaupt geschrieben". Und in einer Anmerkung zur Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur" empfängt Lessing das sehr zweifelhafte Kompliment „höchster Meisterhaftigkeit im Denken über die Dinge", nachdem eben erst dies Denken als niedrigere Geistesart der höheren, welche die Dinge an sich selbst nach ihrer lautern Notwendigkeit erkennen will, entgegengestellt war. Aus allen romantischen Lobreden auf Lessing lugt der Pferdefuß. Es war ungemein geschickt, ihn zum Tort der Nicolaiten ganz vom Rationalismus abzulösen, dem er doch bei aller Überlegenheit angehört; es war noch mehr taktische Berechnung, wenn derselbe Schelling, der in der akademischen Rede den gepriesenen Lessing eigentlich zum Urbild einer subalternen Geistesrichtung stempelt, als Gegner Jacobis diesen Lessing mit Lobsprüchen überschüttet, um seinen Kollegen durch Kontrastwirkung eine recht klägliche Figur spielen zu lassen. Da ist denn Lessing nicht nur ein „deutscher Mann, ein Mann erster Größe, herrlich von Geist, durchaus tüchtig von Charakter", sondern auch „der echte Philosoph, der sich seiner Profession nicht schämt, ob er gleich bekanntlich noch einige andere verstanden"; aber das letzte Prädikat soll, wie zum Überfluß in Sperrdruck hervorgehoben wird, Lessing nur ein allgemeines, dem Gefühlsphilosophen Jacobi fremdes Erfordernis zuerkennen, daß nämlich kein wahrer Denker Glaubensvorstellungen, die dem Verstand nicht einleuchten, annimmt. Daß der echte Philosoph auch inhaltlich die echte Philosophie besessen, der wahre Denker auch die Wahrheit gedacht habe, davon schweigt unser Anti-Jacobi. Nicht minder bedingt und fragwürdig ist das Lob, mit dem F. Schlegel die „Miszellen und Fragmente von Philosophie" bei Lessing als „Produktionen und Resultate des bloß natürlichen", d. h. des ungeschulten, systemlosen „philosophischen

Geistes" ansieht; und was Fichte, der äußerste Gegenpol zum Spinozismus, der leidenschaftlichste Judenfeind dazu, hochtönend über Lessings „rastloses Streben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen" verkündigt hat, ergibt fürwahr kein inneres Einverständnis. Schellings jenen arroganten Worten über die minderwertige Geistesart angehängte Klausel, Lessing habe bei aller Subjektivität doch, wiewohl in unbewußter Sehnsucht, sich als Entdecker Spinozas und als Anreger besonders in der „Erziehung" nach der andern Sinnesweise geneigt, kann die schroffe Ablehnung nicht wett machen. Dies Haupt der Spekulierer war sich also der Lessingischen Vaterschaft seines Idealismus keineswegs bewußt, und der rationalistische Gesamteindruck, wie er bei Lessing zwingend hervortritt, verbietet schlechterdings einen dunklen Ursprung anzunehmen und aus etwaigen einzelnen Übereinstimmungen oder halben Lobsprüchen dieselben Tendenzen von Lessing her in das Bett der spekulativen Philosophie zu leiten. Was dieser als Hauptsache gilt, betreibt sein Verstand gelegentlich als Experiment und Beispiel, und die den Nachfolgern Kants willkommene Zweideutigkeit des exoterischen Vortrags fällt doch wahrlich nicht zusammen mit ihrer Methode des wortspielenden, schillernden, unterschiebenden, verwischenden Phantasierens in Begriffen, denn auch in der kühnsten Maskerade mied Lessing jede Haltung, jede Bewegung, die ein unwiderrufliches Eintreten für die fremden Anschauungen bedeutet, im Ernst Begriffe verwechselt und nach seiner innern Überzeugung geradezu unwahre Dinge vom gewählten Standpunkt aus für absolut richtig erklärt hätte. Lessing sagte z. B. wohl „Offenbarung" und meinte: natürlich gereifte Vernunfterkenntnis, aber er hütete sich gar sehr, die Konsequenzen dieser exoterischen Redeweise zu ziehn und den Vorgang mit Kennzeichen auszustatten, die schlechterdings nur der Offenbarung gemäß, mit der natürlich entstandenen Vernunfteinsicht aber unverträglich gewesen wären. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts durchleuchtet diese Form und ließ in dialektischer Verkleidung einen festen rationellen Kern unerschüttert. Kaum bedarf es noch eines besondern Nachweises, wie die seit Tieck durch die Romantik und ihre Philosophen betriebene Vergötterung Jakob Böhmes, die sich dann in der äußersten Überschätzung des religionspsychologisch so anziehenden Mystikers bei

Hegel und selbst bei Feuerbach fortsetzt, in Lessings Hohnworten über die wissenschaftlichen Schwärmereien des erleuchteten Schusters von Görlitz (Rettung des Inepti Religiosi) dem denkbar ablehnendsten Echo begegnet. Dieser Hohn erweist das antimystische Gepräge seines Denkens und damit die unübersteigbaren, durch keine künstliche Wendung zu umgehenden, mit keiner mehr oder weniger belanglosen Ähnlichkeit zu durchbohrenden Schranken, die ihn von der nachkantischen Spekulation scheiden. Oder sollte wirklich ein besonders den Geisteswissenschaften zugewandtes Streben den Zusammenhang herstellen, wie Ritter will, der mit Guhrauer auf derlei Analogien erpicht ist? Als wären nicht zahlreiche kritische oder materialistische Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gleichfalls vornehmlich um die Geisteswissenschaften bemüht, als könnte die philosophische Richtung nach dem mit Vorliebe gepflegten Gebiet bestimmt werden, da jedermann begreifen muß, daß diese Pflege doch im verschiedensten Sinn, den abweichendsten theoretischen Standpunkten gemäß stattzufinden vermag. Auch auf die Teleologie darf man sich nur mit größter Vorsicht berufen; selbst wenn alle teleologischen Wendungen Lessings voller Ernst wären und seine letzte Berufung auf Hume nicht zu Recht bestände, bleibt es doch dabei: so wenig etwa die Reimarer, Vater und Sohn, mit ihrer teleologischen Auffassung des organischen Lebens das Banner der Schelling, Oken, Steffens entfalteten, so wenig die ältere Teleologie überhaupt sich der unseligen sogenannten Naturphilosophie näherte, ebenso wenig wäre Lessing ein Bahnbrecher der spekulativen Philosophie, falls er wirklich innerhalb der Geschichts- und Religionswissenschaft eine Vorstellungsart durchgeführt hätte, die den ausgezeichneten Rationalisten für das Verständnis des Lebens unerläßlich schien. Zudem hat Schelling auf die schlichte Zweckidee des Rationalismus fast noch verächtlicher herabgeblickt als auf die streng mechanische Weltanschauung. Kurz gesagt: was die Nachfolger Kants betrifft, so läßt sich ohne Verdunkelung und Zerrung der Tatsachen bei Lessing in Wahrheit nur eine Verwandtschaft mit allgemeinen Zügen Hegelischer Geschichts- und Religionsphilosophie feststellen; abgesehn von dessen jugendlicher Theologie. Wer ihn als den „Vater des deutschen Idealismus" begrüßt, tut ihm zuviel, im Guten oder im Schlimmen,

wie man es nehme. Und Lessing steht zum Grundgedanken der Hegelischen Religionsphilosophie wie zum Grundgedanken der Kantischen Ethik. —

Im vergleichenden Studium der mehrseitigen Beziehungen zwischen Leibniz und Spinoza hatte Lessing das Band nicht zerschnitten, doch weiter als schon vorher gelockert, das ihn selbst mit Leibniz verknüpft. Er hatte Fäden hinübergesponnen zu Spinoza hin: durch den beiden Systemen gemeinsamen, von Lessing konsequent verfolgten Determinismus, durch den Fortgang zum Monismus, durch das Ἓν καὶ πᾶν, durch Abwehr einer persönlichen extramundanen Gottheit, die, nachdem sie den großen Automaten von außen aufgezogen, im ewigen, unendlich langweiligen Genuß ihrer Vollkommenheit gleichsam auf dem Altenteil säße, durch die Abwendung von der Teleologie. Das und viel weniger genügte der Zeit Jacobis und Herders, dessen halber Pantheismus im „Gott" auch die Persönlichkeit aufhebt, Lessing einen Spinozisten zu heißen, wie er sich selbst zu nennen keinen Anstand nahm, „wenn er sich nach jemand nennen sollte". Jacobi erblickte jede verstandesmäßige Demonstration, ohne den Springstock des Glaubens, auf der Bahn zum Spinozismus, aber auch Lessing fand, vager mit seiner Zeit denkend als heute gestattet wird, Spinozismus da, wo er nicht ist. War ihm doch Hemsterhuys' Aristée offenbarer Spinozismus, während Jacobi in dem Gallitzinschen Haus- und Hofplatoniker den ersehnten Sekundanten wider Spinoza gewann und endlich über Hemsterhuys weg dem faselnden Lavater das letzte Wort in einem Buch erteilte, das von Spinoza, Lessing, Goethe seinen Ausgang nahm. Fast möchte Lessings Beurteilung des Holländers die Vermutung wecken, daß er seit der Pope-Schrift mehr seine eigenen Ansichten, als seine Auffassung des Spinozismus geändert habe: stimmt doch die Einreihung Hemsterhuys', in dessen Aristée der Raum seiner Einheit und Unendlichkeit wegen als ein Attribut Gottes bezeichnet wird, unter die Spinozisten aufs Haar zu dem Satze von 1755, niemand außer Spinoza habe die „Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten".

Lessings überleibnizischer Individualismus scheidet ihn von Spinoza: eine persönliche Fortdauer der Seele durch Metempsychose läuft jedenfalls dem Geiste des spinozistischen Systems völlig zu-

wider; und ob Lessing bei dem Vorstellen, das er der Gottheit zusprach, nicht doch etwas anderes im Sinne trug als Spinoza mit dem Attribut des Denkens, bleibt fraglich, denn einmal läßt uns die Überlieferung im Stich, anderseits hält es sehr schwer, sich von der Art, wie Spinoza Gott als materia cogitans gedacht, einen klaren Begriff zu machen.

Leibniz und Spinoza sind in Lessings Geistesgeschichte zwei Kreise, die einander schneiden, und die Scheibe Spinozas rückt vor. Wie weit? das wollen teils verhüllte, teils zerbrochne Bekenntnisse nicht zur Genüge verraten. Hierin liegt die unüberwindliche Schwierigkeit, diese Philosophie sauber zu entwickeln und klar zu formulieren. Sein letztes Wort hat Lessing nicht gesagt, und er konnte kein endgültiges letztes Wort sprechen, weil seine Weltanschauung unabgeschlossen im Fluß und Guß war. Kein satter Gast saß er am Mahl des Lebens, sondern allzeit hungrig nach Überzeugung, allzeit durstig nach Wahrheit, und immer gern hungrig und durstig. Betrachten wir die nächste wie die fernere Fortwirkung und die im Kampfe der Geister sich mitvollziehende Läuterung dieser Entelechie, wie ja tiefsinnig der greise Goethe Fausts Unsterbliches nannte, so ertönt uns das getroste Wort am Ziele der Laufbahn Lessings immer gewaltiger: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

„Welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs!“ rief Herder beim Genusse des Heftchens über die „Erziehung“. Als dann Gleim mit unverständiger Wut des schwachgewordenen Jacobi Geschreibsel über den Spinozismus schalt, nur die Sanftheit des Gottesmannes Moses bedauerte, mit der alten Garde greinte: dieser Fremdling hat unsern Lessing nicht gekannt, da las Herder dem Guten sehr von oben herab den Text: „Über Spinoza, liebster Gleim, geben Sie sich zufrieden . . . Gegen Jacobi sagen Sie, was Sie wollen, aber gegen Spinoza sagen Sie mir nichts. Ich bin ein Spinozist, trotz Lessing, und habe mich kindisch gefreut, meinen Bruder in Spinoza so unvermutet hier zu finden. O daß ich bei Ihnen gewesen wäre, da er Sie zum letzten Male besuchte und er alle die Blasphemien sprach! Gott hab' ihn selig, den guten, braven Theologen, wenn

ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doktorhut nach."

„Ernst und Falk", „Nathan", „Die Erziehung des Menschengeschlechts": drei Humanitätsblätter auf einem Stengel.

Es dürfte wenige Denker geben, deren subjektive Sonderart von innen und von außen unser Augenmerk so fesselte, wie das bei Lessing der Fall ist. Zum Teil liegt der Grund darin, daß seine Schriftstellerei weit mehr Skizzen als ausgetragene Spenden zur Philosophie bietet, und daß, je unsystematischer eine Forschung auftritt, um so mehr das reinsachliche Interesse am Ergebnis hinter dem Interesse an der persönlichen Auffassung und Behandlung zurücksteht. Probleme können bruchstückweise doch so weit ins Reine gebracht sein, daß auch der minder Scharfsinnige nun auf eigne Hand das entfallene Gewebe zu Ende führen mag. Oder ihre Beantwortung kann schon in den Anfängen abbrechen, aphoristisch hingeworfen, hypothetisch erledigt sein; dann aber hält den Leser die Persönlichkeit fest, die solche Nüsse zu knacken gibt, und kritische Köpfe kommen prüfend und ergänzend heran, mit der Frage: wo will dies hinaus? wie ist jenes gemeint?

Lessing war in erster Linie ein Schriftsteller, der nicht sowohl bloßer Förderung der Wissenschaft mit den einfachsten Mitteln dienen, als in die Weite wirken und zugleich seine Gedanken ästhetisch befriedigend darstellen möchte. In dem Sinne, wie L. Feuerbach die Gemeinschaft mit klassischen Prosaisten dem Platzrecht in der Zunft der Fachleute vorzuziehen kein Bedenken trug und Schopenhauer mit aller Schulsprache brach. Was Hamanns „dummem Tiefsinn", durch dessen stilistischen Urwald keine hellen geraden Schneisen gehn, aus angeborenem Ungeschick und bewußter Verstocktheit nie glücken konnte, was auch Herders uns mit persönlichstem Odem anhauchende, doch oft in ein Chaos von Ideen werfende Rhapsodien lange kaum vermochten, wozu Kant sich sehr selten populär herabließ: ein kunstvoll geschlossenes und gerundetes Ganzes zu geben, war die Schriftstellerei Lessings trotz allen Fragmenten vollauf imstande. Nicht bloß leichtere, sondern selbst die schwersten Aufgaben wurden durch sie gesellig und gefällig, von den „Rettungen des Horaz" zum „Laokoon", vom Büchlein „Wie die Alten den Tod gebildet" zu den

theologischen Streitschriften, ja von kleinen Rezensionen über manche „Litteraturbriefe“ und dramaturgische Stücke hinweg bis zu den letzten Prosawerken. Eine künstlerisch befriedigende Darstellung aber bringt die Subjektivität des Urhebers zu vollerem charakteristischem Ausdruck. Individuelle Züge fesseln den Leser, denn der Autor, der schön schreiben will, legt mehr von seiner Besonderheit in die Darstellung, als wer seine Gedanken unbekümmert um gefällige Prägung auf die Bahn schafft. Wir haben Gelehrte, die eigens darauf ausgehn, die Menge abzuschrecken und auch allgemeinere Fragen mit spröder Zurückhaltung möglichst schwer zu behandeln, anderseits Forscher, die selbst ein Stückchen Grammatik poetisch aufquellen lassen und ihren individuellen Reichtum darin kundgeben. Das auf künstlerische Wirkung zielende Werk wird ein treuer Spiegel der Persönlichkeit, die im strengsten, sachlichsten Vortrag zurücktritt, in den Formeln der mathematischen Wissenschaft ganz verschwindet.

Wo der Kritik die Eigentümlichkeit des Schriftstellers formal zu unmittelbarer Anschauung kommt, wird sie ihrerseits sich einer sorgsamen Würdigung dieses formalen Charakters befleißigen. Je fester die Haltung des Autors, je einheitlicher und geschlossener sein Wesen, je ursprünglicher und selbständiger dem Durchschnitt gegenüber sein Stil ist, desto leichter und lockender erscheint die Charakteristik, desto lieber wird die Kritik bei der Form verweilen. Exakte Schulsprache in knappen, einfachen Worten lädt dazu nicht ein. Lessings wissenschaftliche Schriften dagegen zeigen im Großen und im Kleinsten eine scharfgeschnittene, höchst ausdrucksvolle, belebte Physiognomie, so daß schon aus Gründen des Stils, ja grammatischer Eigenheiten „Ernst und Falk“, „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“, „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ einzig und allein dieser, keiner andern Feder zugewiesen werden könnten, ganz abgesehn vom Inhalt.

Ein solcher Schriftsteller fordert zur Analyse seiner Form heraus. Diese „Lessingheit“ zu studieren, ward Zeitgenossen und Nachlebenden eine reizvolle Aufgabe.

VI. Kapitel. Sprache.

„So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben." Herder 1781.

„Einen Gedanken verfolgen — wie bezeichnend dies Wort! Wir eilen ihm nach, erhaschen ihn, er entwindet sich uns, und die Jagd beginnt von neuem."
Marie v. Ebner-Eschenbach, Aphorismen.

Drei Großmächte, das Kaisertum, der Bücherdruck, die Reformation, haben die neuhochdeutsche Schriftsprache aus der Taufe gehoben. In Kanzleien und Offizinen, im Rechts- und Handelsverkehr vorläufig normiert, durch den neuen weiten litterarischen Aufschwung hier rascher, dort langsamer zur κοινή erhoben, vom Latein manchmal zwangsweise gebändigt, Romanisches eindeutschend, sprachgewaltigen Männern untertan, wußte sie bald Wucht und Traulichkeit, Grobianisches und Erbauendes, Schwank und Scheltrede zu treffen. Sie wurde durch Virtuosen in groteske Ringelreihen gezerrt, durch die Ausländerei der „Sprachverderber" alamodisch ausstaffiert, von sorgsamen Grammatikern gegängelt, von Gelehrten mit fremden Brocken durchsetzt. Und obwohl die vollsaftige Landskraft, z. B. im „Simplizissimus", nicht versiegte und mancher treue Deutsche seine „uralte Heldensprache" gegen Mummenschanz wie Schulzwang herzhaft zu schirmen suchte, ward sie auch weithin ein Opfer des gleißenden Marinismus, der ihr Kleid mit Blümchen überschüttete, wie der unpopulären Gelahrtheit, die im theologischen Gefilde Luthers Pfund vergrub, nur daß einzelne Satiriker oder stille Bekenner kräftiger, reiner damit wucherten. Welch ein Abstand zwischen Deutschland und Frankreich, wo eine klassische Beredsamkeit von der Kanzel erklang und Pascal seine vollendete Kunst streitbarer und klar untersuchender Prosa bewährt hatte. Zwei Stilrichtungen setzten sich ins achtzehnte Jahrhundert hinein fort, die einander als Niedrig und Verstiegen bekämpften; jene wollten schlecht und recht deutsch reden, wie ihnen der Schnabel

gewachsen war; diese suchten statt der hellen Sonne das künstliche brillante phébus, sie verschnitzelten und verschnörkelten die einfachen Träger des Denkens und Sprechens. Einen Mittelweg schlugen bewundernde Kenner der neuen Pariser Litteratur ein; ihr Führer hieß Boileau. Verstand und Geschmack waren die Hauptgebote, welche die französische Prosa, gepflegt im Schoß einer hochentwickelten Gesellschaft (la ville et la cour), an das apte et distincte des römischen Lehrers erinnerten. Die Schlagworte dieser in Voltaire gipfelnden geselligen Prosa sind bon sens, raison, netteté, clarté — „Klarheit und Nettigkeit" macht Lessing einmal dem Schriftsteller zur Pflicht — und ein rien n'est beau que le vrai wies überstreng die Unbotmäßigen aus dem Salon, dessen Pforten erst von Rousseau, der Revolution, der jungen Romantik gesprengt wurden, da unterbundene Triebkräfte sich allmählich gegen diese saubere, vornehme, sachte Rede und ihren Kammerton sträubten.

Das mathematische Jahrhundert schulte die Sprache im durchsichtigen, folgerechten Aufbau. Da ist Descartes, Spinoza, Locke, dessen „Essay" theoretisch zum klaren Stil antrieb und praktisch ihn meisterlich handhabte. Bei uns ging Leibniz, ohne Sinn für die freie Sprache der Poesie, auf eine zweckmäßige Prosa aus und entfaltete selbst die lang vermißte Gabe wissenschaftlicher Darstellung, so daß die Philosophie, den anderen Fächern darin sehr überlegen, bei ihm ohne kauderwälsche Schulwörter sich aussprechen lernte, bis Wolff, weil dieser große Terminolog, ohne seinen Jüngern das geringste Mittelglied einer Reihe zu erlassen, auch Klares erklärte, lästig und ermüdend ward. Le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Man sehnt sich nach einem frischen Ruck, nach starken Accenten, wie sie des Thomasius holprige Gangart bietet. Scharf wurden die Grenzen zwischen gebundener und ungebundener Rede französischem Muster gemäß, doch ohne dessen schöne Sicherheit auf beiden Seiten, abgesteckt, obwohl im landläufigen Roman noch eine große Strecke der Schlendrian niederer Umgangssprache, der das Lustspiel voller Redensarten der Gasse nachging, und eine hochtrabende Rhetorik durcheinander stolperten. Das Vernünftige wurde nur zu leicht platt, die Deutlichkeit im gemeinen Sinn prosaisch und weitschweifig, dem Leser oder Hörer mutete man blutwenig eigene Denkarbeit und Schnellkraft zu, und die Sachsen, deren

Prosa alles so ehrlich herausſprach, daß nichts nachzuſchöpfen blieb, entkleideten den Vers, wie ſich ja der franzöſiſche Alexandriner oft der Prosa nähert, nicht bloß ſeiner ſchleſiſchen Flitter, ſondern auch des edleren Weiheſchmucks. Dem Wäßrigen hielt Haller ſeine noch unkorrekte ſpröde Prägnanz, der Steifheit Hagedorn und die leicht zu leeren enfilades de rimes ausartende Anakreontik ein bewegliches Geplauder entgegen. Klopſtock wetteiferte dann mit dem gemeſſenen Schwung antiker Oden, der rauſchenden Erhabenheit des Pſalters. Es war immerhin ein Zeichen, daß man ernſtlich auf die Form achtete, wenn über dichteriſche Gleichniſſe hin und her geſtritten ward und der unmäßige Kampf gegen den „Schwulſt“ zwar blindlings weder Gerechte noch Ungerechte ſchonte, doch eine Vorlage bis ins Einzelne zergliederte, oder wenn die Frage der Partizipialkonſtruktionen im Deutſchen verzweifelt ſtreng genommen wurde. Gottſched, unfähig ſamt ſeinen Getreuen Bombaſt und Erhabenheit zu unterſcheiden, erwarb ſich durch akademiſchen Vortrag, Zeitſchriften und Lehrbücher kein geringes Verdienſt um die Fortbildung der Litteratursprache. Anmutige Gelehrſamkeit hieß das unerreichte franzöſiſche Ideal. Seine Sprach- und Redekunſt hat den Ausdruck nicht nur manches Kandidaten gebeſſert, die Predigten erſchienen lichter, und auch ein Jeruſalem erfuhr dieſen heilſamen Antrieb, der ganzen theologiſchen Litteratur kam das ſaubere Beiſpiel Mosheims zugute, während Jurisprudenz und Staatshiſtorie noch lang altfränkiſch und kurial zurückblieben. Wochenſchriften drangen in die Bürgerhäuſer, die Lektüre wurde gewählter, der deutſche Brief ſtrebte von der galanten Verſchnörkelung weg. Freilich ahnte der Profeſſor der Redekunſt, wenn er Muſter über Muſter aufpflanzte, nichts vom Trieb der Perſönlichkeit und wies allenfalls im Nebenſätzchen das ſchläfrige Naturell auf den innerlichen Lehrmeiſter hin. Daß es eine Zeit gab, wo die Dichterſeele nicht ſchrieb, ſondern ſprach und „noch ſchreibend lebende Sprache tönete,“ wo man nicht las, ſondern hörte, haben erſt Hamann und Herder wieder verkündigt; daß jeder rechte Deutſche ſich eine ſelbſteigene, lebendige Grammatik über allen Sprachmeiſterregeln ſei, ſollte Jakob Grimm allzu ſtark betonen. Die ältere Sprachlehre diktierte, was gut und ſchlecht, richtig und falſch ſei, und Gottſched nannte ſogar die Zeitwörter, die uns treffend

die starken heißen, „unrichtig“. Die beste Mundart fand er in der Residenz, bei Hofe; wo die Wahl frei ist, in der mittleren Hofstadt, eine Sprache der Gebildeten über dem Dialekt. Der Königsberger wurde, zwar nicht so ausschließlich wie später der auch im Wortschatz engherzigere Adelung, Herold des Obersächsischen, der Meißner Sprache. Ohne viel eigene Gedanken sah er doch, daß der hergebrachte Verweis auf Luthers Bibel im Grammatischen eine längst abgenutzte Redensart und daß vom „Reichsstil“, dessen Kanzleiwörter er verpönte, kein Heil zu erwarten sei. Opitz lief dem Reformator als sprachliches Vorbild den Rang ab. Maßvoller Purist, nicht starr, aber zurückhaltend in der Auffrischung alter Wörter voll Kraft und Nachdruck, Feind der „Provinzialredensarten“ und der schriftstellerischen Eigenrichtigkeit, sah Gottsched im Volk den Pöbel, in den „besten Skribenten“ mit Recht und mit Unrecht die Meister seines klaren, doch nur papierenen Deutsch, dieser Schul-, nicht Muttersprache, und gab die Losung: wir werden „in Deutschland ohne Zweifel der churfächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet und im Schreiben eingeführet worden, um durch beides die rechte Wortfügung im Deutschen fest zu setzen“. Dem Stil wurde Deutlichkeit, der Sprache Korrektheit zur obersten Pflicht gemacht. Das Regelbuch gab, so dürr es ist, eine Menge gültiger, wenngleich von Lessing nur teilweis befolgter Satzungen, und der Meißner Vorrang, dem auch Gottsched manches nur mundartliche Fäserchen abzuklauben hatte, wird durch gleichzeitige bayrische Schriften oder das französisch durchwirkte Schweizerdeutsch der „Zürcher coteurs“ sehr erhärtet. Umsonst behauptete Bodmer, das Züriditsch sei eine „für sich selbst zulängliche Sprache“. Aber mit gutem Fug verteidigten litterarisch zurückgebliebene, doch kraft- und saftvolle Mundarten ihr Lebensrecht gegen das Privileg des Einen Ringes für die Sprachfamilie; hat ja selbst Paris in der ganz und gar zentralisierten französischen Litteratur sich, vom Emporrücken des Argot abgesehn, die Einfuhr aus der Provinz gefallen lassen. Leipzig und Dresden, wie Berlin, brachten aus den mittlern und untern Schichten nur städtische Redensarten heran, und die verjüngende wie bewahrende, sinnlich nach der Ackerkrume riechende

Fülle der unverbrauchten Mundart war am wenigsten dem obersächsischen Dialekt eigen, dem einzigen, worin allein die Parodie haust, aber die Geister des frohen und ernsten Volkslieds keine Stätte finden. Im Schriftdeutsch jedoch führte Sachsen an.

Lessing kam aus der Lausitz, die im Wortschatz viel Eigentümliches aufwies und unverkümmerte alte Lieder und Bräuche besaß, nach Meißen. Seine erste Sprachregel ist das Glaubensbekenntnis der aus Frankreich bezogenen, von Gellert gefällig geübten anmutigen Natürlichkeit: schreib wie du redest, so schreibst du schön; womit freilich keine zwanglose Selbstherrlichkeit gemeint war. So schulte Wolfgang Goethe sich dann, als er „aus'm Reich" kam, in der Sprachhauptstadt Leipzig, um flugs seiner Schwester das Heft zu korrigieren, wenn etwas Kuriales oder Provinziales, kurz etwas Ungellertisches ihrer Feder entschlüpfte, bis er seiner fränkischen Frauenmuttersprache wieder Tür und Tor öffnet und nach abgetaner Unbändigkeit dieses kraftgenialen Vorstoßes gegen die Regel doch den frischen Duft vom Main her sich als köstliches Eigentum wahrt. Solche Entwicklung hat Lessing nicht durchgemacht. Er taucht weder entfernt so tief in den Quickborn der Mundart, noch ist er entfernt ein so königlicher Wortschöpfer wie Goethe. Sein Schulerbe war das rechte Meißner Deutsch, seine frühen Stücke sind im sächsischen Ton gehalten, nur daß der werdende Charakteristiker schon die Gesetze der Abwandlung nach Personen und Situationen bedenkt, daß ein individuelles Temperament in der Sprache vordringt und auch die Gesetze Gottscheds oft in den Wind schlägt. Er behielt zeitlebens heimatliche Merkzeichen in Laut und Flexion, Wortschatz und Satzfügung, die ältern Entwürfe wimmeln von dialektischen Inkorrektheiten, und gewohnte Wendungen der mündlichen Rede wie „Es kömmt doch nischt dabei heraus" zeugen für die Dauerbarkeit seiner Jugendsprache, wenn er auch absonderlich Meißnisches abzustreifen ernst bemüht war.

Er bewährt schon in jenem altklugen Neujahrsaufsatz den kleinen scharf gliedernden, zuversichtlich behauptenden Logiker. Der Journalismus spannt ihn an und ab. Wie altfränkisch, wie umständlich trotz sichtbarem Streben nach kurzen Sätzen, mit wie schwerfälligen Relativen erscheinen die Plautusarbeiten von 1749, wo er doch dem allzu Trocknen ausweichen will und den Vorwurf

erhebt, ein Zeitalter sei „zu wenig artig". „Wir wollen nun" „ich komme nun" „wir wollen ein ander Mal" heißt es recht schulmäßig, und wie im Lustspiel die sächsischen „nu nu" und „je nu" sich breit machen, so schmecken im gelehrten Feuilleton die „nunmehro" und „bis nachhero" nach der Kanzlei, mag der Verfasser auch den alten „pedantisch-galanten" Museumsstil von sich weisen. Bayle lehrt ihn den Text entlasten; noch der Wolfenbüttler Beitrag über Ölmalerei bietet einen Anhang von Noten, „um den Leser weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen". Das war ein starker Damm gegen die sächsischen Wasserfluten, eine fördernde Übung im konzinnen Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. An Voltaires Hand schritt er eifrig weiter. Die Conseils à un journaliste empfahlen ja Bayle als erstes, aber zu saloppes Muster, sie warnten vor den gotischen Schnörkeln der Kanzleien, vor Stilgemisch und unnützen Neubildungen, sie entwickelten aus der breiten Wirkung aufs Publikum die Pflicht des Zeitungschreibers, sich sprachlich nicht gehn zu lassen.

So gläubig blickt der Schüler zu seinem Meister empor, daß er selbst an die Vers techniques zur Einprägung der Kaiser mehr einen Spott gegen Deutschland, dessen Nationalgeschmacke Herr v. Voltaire sich anbequeme, knüpft, als gegen den großen Schriftsteller, der einen ganz eignen historischen Vortrag habe: „denn niemand weiß so gut als er, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverraten läßt". So möcht' er selbst seine Sätze pointieren und die Mitarbeit des Dichters in wissenschaftlicher Darstellung herbeirufen, möchte plaudern, nicht ein Schulheft ablesen, denn er verachtet im deutschen Historiker den „dozierenden Professor". In der Tat, nicht die Zunftgelehrten Deutschlands, sondern die freien Schriftsteller haben unsre Prosa auch zur edlen Popularität herangebildet. Was Lessings Vorrede zum übersetzten „Laokoon" über die französische Vollkommenheit sagt, war in seiner Jugend ganz triftig: La langue allemande, quoiqu'elle ne lui cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de compositions dont celui-ci n'est pas le moindre. Und dem Deutsch der ersten Hälfte des

Jahrhunderts warf König Friedrich mit gutem Recht seine diffuse Schwerfälligkeit vor, wenn er hinübersah auf den leichten, eleganten, logisch entwickelnden Satzbau der Franzosen.

Wie hingebend Lessing, dem noch Gerstenberg die französische Schule nachsagt, von Voltaires Prosa gelernt hat, zeigt eine genaue Vergleichung der „Kleineren historischen Schriften" (1752) mit den Vorlagen. Es hält schwer genug, diesen Meister gut zu übersetzen, darum tut Lessing sein Bestes, das freilich keineswegs das Beste heißen kann, und gibt sich nur noch einmal, als 1753 die drei Lettres au public des Königs ehrgeizig verdeutscht, gleiche Mühe. Wohl nötigen ihn, der seiner Sprache nicht gern Fremdes zumutet, die bequemen französischen Partizipia zu vielen schleppenden Zwischensätzen, und langsamer ist der Gang all dieser Feuilletons zur Geschichte geworden, aber die Periode schmeidigt sich offenbar, die Gegensätze werden blanker, die Pointen spitzer, der leichte Weltton dieser wirklich anmutigen Gelehrsamkeit findet oft einen unverfälschten Widerhall, die Wortwahl ist trotz manchen Verstößen bis in puristische Bemühungen sorgfältig, seine dienende Treue versagt sich die notwendigen Freiheiten auch in gelegentlicher Kürzung nicht. Nun nimmt Lessings eigne Tagesschriftstellerei einen rascheren Flug und epigrammatischeren Ton, so viel Hingeworfnes sie auch enthält; 1754 steht der Durchschnitt der Rezensionen beträchtlich unter den „Rettungen". Unverkennbar war der vorausgegangene Fortschritt von den Theater-„Beiträgen" zum „Neuesten aus dem Reiche des Witzes"; der Titel forderte ja zur Entfaltung des esprit auf. Lessing ist sich der französischen Überlegenheit bewußt; wie hatte schon den reimenden Knaben der Einblick in Fontenelles Prosa beschämt! Nun pries er laut die französische „Reinigkeit", bereit, auch untergeordnete Darsteller, die daheim keinen sonderlichen Wert hatten, zu überschätzen, erfreut, dann und wann selbst Parisern eins auszuwischen. 1753 heißt es von Marigny: „Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in der Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens das Verdienst nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen."

Geschmack, das Hauptwort Boileaus, das seit Wernicke, Canitz, König in Deutschland umlief und nach und nach ekel wurde.

Nicht so unbedingt wie an Voltaires Prosa glaubt Lessing an die zügellosere des jüngeren Frankreich. Diderot heißt ihm 1751 ein unordentlicher Schriftsteller, der überall ausschweift und im letzten Wort der Perioden einen genügenden Übergang findet; doch, fügt er hinzu, die Exkurse seien voll neuer und schöner Gedanken. Deshalb verzeiht er die Lässigkeit, studiert genau, zu eigenem Vorteil, den freiheitlichen Aufsatz über die Inversionen und lauscht feinfühligen Worten über den Klang. Übersetzt hat er „Das Theater des Herrn Diderot“ nachher bei weitem nicht so gut als in unreiferer Zeit den Voltaire oder die Schnurren des Königs, ja es ist „in der Eil“, wie er sagen würde, mehrmals ein höchst ungefüges Deutsch für ein klares und lebendiges Französisch eingetreten. 1751 drang auch Rousseaus „männliche Beredsamkeit“ zu ihm, und einige Jahre später weiß er diese Sprache des Herzens von dem Ton feiler Sophisten scharf zu scheiden, sie wiederzugeben jedoch in all seinen Auszügen kaum besser als Moses, dem auch die heiße Rhetorik der Neuen Heloise fremd blieb. Wohl denkt Lessing, von Jean-Jacques angefeuert, über den Ausdruck der Leidenschaft nach und sucht in den „Rettungen des Horaz“ ihre Unruhe zu malen; seiner eigenen verstandesmäßigen Prosa war solches Sprudeln durchaus zuwider. Versagt blieb ihm die unpersönliche gelassene Kunst epischer Erzählung: wo er sie übersetzend nachübt, rechnet er zwar gewandt mit der Sonderart der französischen und der deutschen Syntax, aber die kurzen, dramatisch unterbrochnen Sätze treten einander auf die Hacken, und steif berichtet er auch den Lebenslauf eines englischen oder französischen Dichters.

Im achtzehnten Jahrhundert hat der Deutsche viel reichlicher als heute die Sprache der Nachbarn gehandhabt, wie vor allem die Briefwechsel auch unsrer Litteraten beweisen. Lessing schreibt an Richier einen korrekten französischen Brief und zeigt im Palaion lebhafte Pariser Schule, zwar nicht ohne Schnitzer und Germanismen, sein Riccaut muß trotz ein paar Fehlern wohl oder übel als Landsmann anerkannt werden, im Laokoonfragment verrät ein stilloses risquons donc le paquet, daß der Wunsch, flott zu reden, den feinen Sprachtakt überrannte. Gallizismen begegnen uns

manchmal in Lessings Wortschatz und Wendungen, Formen und Konstruktionen, obwohl er, früh ein strenger Sprachrichter, der in Rezensionen Fehler dieser Art ankreidet, das „französisch Deutsch“ nicht liebte.

Seine Kritik geht bald mit dem sächsischen Stil ins Gericht, den Komplimenten und Schnaken, Baron Schönaichs Unkenntnis der großen Welt und ihrer Sprache, den kriechenden und pöbelhaften Trauerspielversen, dem plumpen Alltagsjargon und dem „respektuösen Zeremoniell“ der Komödie, der altfränkischen Grobheit des Leipziger Gebieters, dessen unterschätzte Sprachkunst er gern töten will. Auch die Bewunderung für Gellerts Musterbriefe verging ihm rasch. Überhaupt kann er das Schulmäßige nicht leiden und weist gleich dem Stylus curiae oder „Kanzeleyenstil“ — „Kanzeleystil der Liebe“ muß dann Voltaire sich vorwerfen lassen — die methodischen Leitfäden, topischen Einfälle, studierten Empfindungen, staubigen Realia, künstlichen Perioden der Magister und Schulknaben von sich, wie noch seine theologischen Streitschriften über Katheder-disputationen und dergleichen spotten. Während er selbst außerhalb des ehrwürdig langweiligen Museums philologische, litterar- und kirchenhistorische Essays schrieb, ging Freund Moses an die Reform des philosophischen Vortrags, dessen Schulsprache Lessing barbarisch schalt, um dafür Mendelssohns Aufsätzen „Über die Empfindungen“ den in Deutschland so seltenen Bund gründlicher Gedanken mit anmutiger Form laut nachzurühmen. Die gelehrte Bildung sollte nicht länger so düster und allen Grazien feind sein.

Darum gefiel ihm in der Poesie Uzens gedankenvolle Leichtigkeit, Hagedorns sparsames Funkenschlagen, und der Freund der Freiheit verfolgte weit einsichtiger als plumpe Gottschedianer oder als die nörgelnden Kästner und Nicolai die neue Dichtersprache Klopstocks im verzückten Schwung des „Messias“, im manchmal „zu erhabenen“ Odenflug, im Fiasko der Geistlichen Lieder und „Gebete“. Was die blinden Gegner in einen Topf warfen und ihr Neologisches Wörterbuch zu einem eklen Brei rührte, schied Lessing: das Schöpferische von der Nachahmung, das Erhabene vom Dunklen, das Neue vom Verwegnen, das Rührende vom Romanhaften, seinerseits kritisch gegen lateinisch-deutschen Zwang oder ein wallendes

Prachtgewand kleiner Gedanken. Selbst gar nicht auf diesen Ton gestimmt, unrührsam kalt, wenn er den Tod eines Freundes darstellt, die Sprache zerhackend, wo sie bei Klopstock in langen Wellen strömt, kann er doch sogar im Ausdruck sein Verständnis Klopstockischer Sprachtechnik kundtun: in den Versen vom Ölberg stößt er auf eine abgebrochne Zeile — „Dieser Ruhepunkt läßt dem Dichter Zeit, sich von der Last dieses schwangeren (d. i. prägnanten) Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen." Lessing bewundert die wirklich meisterhafte Periodisierung, die starken Inversionen, den unablässig wandelnden und streichenden Eifer nach vollerem Klang und durchsichtigerem Satzbau, indes er den Einbruch einer empfindsamen, mit Hyperbeln um sich werfenden Überschwänglichkeit abwehrt: „Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen", sagt unzweideutig sein „Testament Johannis". Dagegen hielt er, wie Voß noch 1817 bezeugt, Klopstocks schmucklose, männliche Prosa, die wir in der „Gelehrtenrepublik" doch recht manieriert finden, für die vorzüglichste Deutschlands.

Er ging aus jenen hochgewölbten Hallen und Hainen in den Salon, wo Wielands wortreiches Parlando ohne starken Accent so flüssig plätscherte, daß der schmiegsame Mann in seiner von der Lessingischen grundverschiedenen Entwicklung selbst den greulichen Zyrcher Patriarchenstil eine kurze Strecke mit forttragen konnte. Seine Perioden zogen lange Schleppen, die Lessing den „Briefen von Verstorbenen" grausam beschnitt. Er begleitete diese rastlose Produktion von ihren Anfängen bis zum „Oberon" und übersah nicht, was Wielands Form, ein dem genial verarbeitenden Autor angemessener Stil aus zweiter Hand, der den adeligen Deutschfranzosen des Südens zum erstenmal einen verblüffenden Eindruck heimischer Sprachfähigkeit gab, für unsre Kultur bedeute.

Lessing selbst zeigte sich in der zweiten experimentreichen Periode bestimmbar. So „holprichte, schändliche" Satzgefüge wie die „Sara" boten die ältern Abhandlungen trotz ihren ungelenken Relativen fast nirgends; auch große Partien der „Theatralischen Bibliothek" ermüden durch stockende Breite. Seltsam, da schon der Rezensent Jöchers die Unart tadelt, „gar zu viele und noch dazu

verschiedene Sachen in einen Perioden" zu bringen. Nun hatten es ihm langsamere Briten doch angetan. Begreiflich genug hält der Rückschlag in seiner ersten Wucht kein Maß, wie auch die unbillige Verurteilung des Cramerischen Kanzelstils bezeugt: labyrinthische Perioden, bei denen man dreimal Atem holen müsse, deren verschränkten und verschraubten Gliedern und Einschiebseln das Auge nicht ohne Schwindel folgen könne! Darum hatte Lessing mit herber Scheu vor allem Überflüssigen den schweren lakonischen Panzer angelegt, der Fabel die äußerste Präzision Äsops befohlen und sparsam einen lyrischen Hauch hineingedämpft, Entwürfe zu Dramen gepreßt und gespitzt, bis in den „Litteraturbriefen" sein stolzes Ich ohne den gezwungenen Geiz allen Gewinn der kritischen Vorübungen zog und der französischen Maut wie dem Schlagbaum Klopstocks ein Freipaß entgegengehalten wurde: „Der einzige Deutsche hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt." Er schrieb den „Laokoon", das erste große deutsche Kunstwerk, das Kritik mit freier Bewegung, Schärfe der Definition mit dichterischer Anmut ohne jede Spur von ästhetisierender Salongelehrsamkeit verband. Er schuf, wie sofort alle Welt anerkannt hat, in der „Minna" eine Komödiensprache, die dem sermo classicus der Höheren gleich dem sermo proletarius der Niederen Herberge bot. Er hob die Polemik zu den Gipfeln berühmter Abschnitte der ungleichmäßigen „Dramaturgie" und der wuchtigen persönlichen Erklärungen in den Antiquarischen Briefen. Die Sätze, vordem durch Unmaß, dann durch Magerkeit gestört, gehen nun schlank einher, die Wortstellung ist freier und leichter, ausgeführte Bilder beleuchten den Spaziergang oder Kriegspfad.

In dieser Periode hämmerte, zur Wut Adelungs, Abbt seine künstliche schmiedeeiserne Prosa, und Herder, von Winckelmanns Prophetenstil und Hamanns Sibyllinen angehaucht, zog mit fliegenden Fahnen auf, ein Redner Gottes, kühn, eigenwillig, aus voller Seele predigend, wie ihn der Geist trieb, ganz Leidenschaft für die Sache, von Andeutungen seiner Interessenfülle triefend, stürmisch, enthusiastisch fortreißend. Lessing konnte Herder mit Genuß lesen, den orakelnden Hamann nicht, weil er diesen subjektivsten, krausesten, rätselhaftesten aller Schriftsteller, der ja selbst von seinem dummen Tiefsinn sprach und ahnungsvoll durch die

Nacht dem Leitstern des Daimonions nachtappte gleich den Magiern im Morgenlande, nicht begriff, mindestens nie gewiß war, diese zur Prüfung von Pantisstoren abgefaßten Werke, wie ein Brief an Herder sagt, zu verstehn. Er, der doch damals die wirren, überwucherten Wege des Sternischen Shandismus gern beschritt. Das „Hamannisieren" griff um sich. Es erfaßte Gerstenberg und wirkte hinüber in die Geniezeit. Die Hallenser glaubten sich berufen, die ostpreußische Faktion der Hamänner und Hamännchen zu verjagen, als Lessing im antiquarischen Waffengang den neuen Journalistenstil züchtigte. Was er ihm vorwirft, bezeichnet negativ sein eigenes Ideal des Ausdrucks. Der hat nichts Schielendes und Schwankes, der ist weder pompös noch lendenlahm, nicht trivial, langweilig, verworren, undurchdacht, und seine Briefe schließen den artigen, süßen, liebkosenden Komplimentierton aus. Der Mannhafte vermißt in der Deutschen Bibliothek alles, was ein Mann hätte schreiben können. Der Selbständige schilt: „Keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton, alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann." Dem Parteiführer wollt' er die „lächerliche Nachahmung des Winckelmannischen Enthusiasmus" vorrücken, auch „von diesem überhaupt" reden. Leider ist es nicht dazu gekommen, nur erschließen läßt sich ein auf tiefer Verschiedenheit der Naturen beruhender Widerwille; Lessing hatte ja auch keine Sympathie für Winckelmanns vergötterten Platon.

Lessing schrieb nicht im Sturm und Drang improvisierender Erleuchtung. Wie er des Bruders Ruschelei und Sprachfehler unnachsichtig anstrich und die eilfertigen Jedermannsgedanken daheim zu lassen riet, so lehrt er: „Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kömmt." Daß aller Anfang schwer ist, zeigen etliche seiner Entwürfe. Der Beginn der „Hermäa": „Hermäa hießen bei den Griechen alles, was man zufälliger Weise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen auch der Gott der Wege und des Zufalls", hat sich erst aus vier, fünf Skizzen entwickelt, worin entweder das Titelwort noch nicht einladend auf der Schwelle stand oder die Konjunktionen „denn" „und" „weil" nicht leicht genug schienen. Ähnlich ist 1778 der Eingang „Über den Beweis des Geistes und der Kraft" mit seiner knappen Zuspitzung aus mehreren Varianten herausgearbeitet worden. Lessing hegte, was

er einmal an Gleim vermißt, „die zwote Muße, die zur Ausbeſſerung und Wegſchaffung der kleinen Fehler erfordert wird“. So durchgreifende Umgeſtaltungen, wie ſie Goethe, der Stilgeſchichte zum größten Gewinn, an einer Reihe von Werken vornahm, indem er den „Gottfried von Berlichingen“ bändigte, „Werthers Leiden“ jätete ſamt einer neuen ſtilgerechten Epiſode, Genieproſa im „Fauſt“ dem ſtets idealiſierenden Vers unterwarf, „Iphigeniens“ freirhythmiſche Reden in die Harmonie der Jamben tauchte — derlei oder nur von fern ähnliche Wandlungen begegnen uns bei Leſſing nicht, denn die Ur-„Emilia“ iſt verloren, wie der erſte „Taſſo“ und mit „Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung“ ein höchſt wichtiges Mittelglied deutſcher Proſa. Die Faſſungen des „Miſogynen“ lohnen den Vergleich wenig, und die während der zweiten Periode vollzogne Säuberung zahlreicher Jugendpoeſien ſamt der Reviſion der „Sara“ zeigt nur inſofern den reifenden Sprachmeiſter, als Leſſing, ohne doch irgend prinzipiell durchzugreifen, ſtrich und beſſerte, indem er hier und da ein veraltetes Wort, eine mundartliche Flexion, eine ſteife Verbindung, einen Latinismus, läſſige Synkopen oder Apokopen, ein ſtörenden Hiat ausmerzte. Derlei kam doch mehr oder weniger bei ihm wieder vor, denn er ſchrieb, wie ſtreng auch ſonſt im großen und kleinen, bald ſo, bald ſo. Daß bei Leſſing, zumal in den Handſchriften ſeiner Jugend, meißniſche Sonderart mannigfach zutage tritt, ward bereits angedeutet und könnte nur in einer ſehr wünſchenswerten Monographie ſich nach Gebühr entfalten, während hier bloß Stichproben aufrücken dürfen und auch nicht für jeden Fall beizufügen iſt, ob die Erſcheinung ganz eigentümlich, oberſächſiſch, mitteldeutſch, dem allgemeinen Deutſch des vorigen Jahrhunderts gemäß ſei. Verbindungen wie „ſchmeicheln“ (flatter) „klatſchen“ (applaudir) mit dem Akkuſativ wurden ſchon von Zeitgenoſſen getadelt, eine Schar anderer blieb allmählich weg. Vieles in Wortſchatz, Wortbildung, Wortbedeutung, Laut, Form, Syntax befremdet uns heut oder bedarf geradezu der Erklärung gegen Mißverſtändniſſe. Dieſe Sprache enthält manchen jetzt veralteten oder veraltenden Beſtandteil.

Der Lauſitzer braucht, bis zuletzt in gemächlichen Briefen, einiges doch ſelbſt im „Nathan“ bewahrend, ſein abluxen ausgattern begeizen ruſcheln fielen ſtankern ſterben, ſein gewandsweiſe (beiläufig,

niederdeutſch quanswys: quasi vero), ſein Tocke Flatſchen, und Dajas allgemeine große Zeitbeſtimmung „viele zwanzig Jahre“ iſt mehr dem Kamenzer als dem gemeindeutſchen Ohr geläufig. Nur in Leipzig verſteht man Liſettens ſcheuchendes „Kätz weg“ oder gar ihr vulgäres „ſchwude“, den ſächſiſchen Fuhrmannsruf für „links“; was „Kolſter“ (Schleim) heiße, war gewiß ſchon vielen Leſern beim erſten Abdruck des Studentengedichts ein Rätſel, wie heut auch der Sprachforſcher ſeine Zuflucht zum Wörterbuch nehmen muß, um etwa in Leſſings „Kuhlparſe“ den Fiſch Kaulbars zu erkennen. Man „kriegt Geſcholtnes“. Seine Luſtſpielleutchen machen „bſch“ wie die ſächſiſche Kinderfrau, der Mitteldeutſche läßt es „bunt über Ecke gehn“ wie der Märker Heinrich v. Kleiſt, er ſagt „alleweile“ ſtatt „jetzt“ wie Gellert oder Karl Auguſt, wo der Schwabe Schiller „wirklich“ ſagt, und es geſchieht etwas „Zeit genug“, d. h. eben recht. Unſer Lexikon bringt gar nicht ſelten als letztes Beiſpiel eines Worts, einer Wortform, einer gewiſſen Bedeutung Leſſingiſche Belege, weil er Abſterbendes noch feſthielt oder erſt langſam mit friſchen Emporkömmlingen der Sprache vertauſchte. Leſſing kennt z. B. das „Mittelalter“ noch nicht, ſondern nur die „mittlern Zeiten“, wie er nicht „Zeitgenoß“ ſchreibt, ſondern „Zeitverwandter“, „Religionsverwandter“; Goethe bewahrt derlei ſpäter neben dem Neuen. „Witz“ hat auch bei Leſſing noch den Sinn von esprit: „Genug wenn man weiß, daß die ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte das Reich des Witzes ausmachen“, in dem nun die Voſſiſche Zeitung zum „Vergnügen“, will ſagen: zur anregenden Befriedigung ihrer Leſer arbeitet; Leſſing ſelbſt gibt ſein „witzig“ im franzöſiſchen „Laokoon“ mit ingénieux wieder. Er gründet eine Zeitſchrift „zur Aufnahme des Theaters“, d. h. zur Hebung, dient dem „Aufnehmen der Wiſſenſchaft“ und betrachtet noch 1777 die „Aufnahme der Dichtkunſt“ im ſtaufiſchen Zeitalter, wofür er auch „Zeitpunkt“ ſagt. „Einnehmen“ kann bei ihm ſo viel ſein wie „verſtehen“ (ich nehme den Gegenſtand ein) oder wie „aufnehmen“: die Stadt nimmt einen Beſucher ein, der ſich in ihr „beſieht“, nicht umſieht. „Schuldner“ oder „Schuldmann“ (wie „Kundmann“ neben Kunde) heißt nicht bloß, wer Geld entliehen hat, ſondern auch der Gläubiger. „Ausſchweifung“ geht erſt ſpät aus dem örtlichen Sinne der Abſchweifung, des Exkurſes ins Sittlich-Sinnliche über.

„Kosen" bedeutet nur schwatzen, für ihn ist „Witzbold" nur frühneuhochdeutsch, „Tatsache" jüngst geprägt, Wielands „der erste beste" eine auffällige, nun auch von Lessing bisweilen benutzte, Verkürzung der Formel „der erste der beste". Modernem Gebrauch fremd in Bildung, Bedeutung und im Vorkommen überhaupt erscheint ein ganzes Wortheer bei Lessing, manches freilich noch längere Zeit nach ihm: Auszug (Ausbund), anzüglich (anziehend), abgesetzt (veraltet), Aufsetzerin (coiffeuse; „Aufsatz" für Kopfputz auch bei Goethe), behandeln (marchander), belästigt (belastet), Beschluß (nicht nur für Votum oder Ende, sondern auch für Verschluß), beglauben (beglaubigen), betreibsam, Geburt (Werk), Gewächse (Wuchs), Mittel (Mitte, Mittelstand), gesellschaftlich (gesellig), tätig (tätlich) und Tätigkeit, Nebenbuhl, Buhlerin als nichtsynonym mit Buhlschwester, sich bloß geben, sich wagen u. a., in Abrede sein, in Willens sein oder haben, an jemand rüffeln (hobeln), erdreistet (ermutigt), Folge (Folgerung), geräumlich, das Geschwister kollektiv, Hauptwerk (Hauptsache), Besorgung (Besorgnis), link oder links (gauche, linkisch), March (Grenze, Mark), Neige (Verneigung), Klump, Kundschaft (Kenntnis), Sehe (Gesicht), verhören (überhören), im Treugen (Trocknen), Wehrmann oder Währmann (später auch Gewährsmann), Rädelsmann, Stöber (Spion), kostbar (précieux), Wendung (gezierte Redensart), gedrenge, wichtig (gewichtig, dagegen geschlank, gemhig, gedoppelt), würdigen (daigner, geruhen). Wir sagen nicht mehr: hämtückisch, Mahn (Mohn), Holunke, Bollenbeißer, mißgönstig, Stillestand, Erzt Harzt, ölbäumen, Helfenbein, Feye, Landstörz. Lessing selbst geht von Nebenbuhl Druckerfehler u. a. zu den neueren Formen über. Seine Partizipia nachgebend nachsehend ausdrückend gefallend anschauend sind den Adjektiven nachgiebig . . . anschaulich gewichen, und ein unzuvergnügend unzuverfolgend unterrichtend dürfte sich heute nicht mehr sehen lassen. Das Urtel, der Wahle (Wälsche), der Franz (Franzose, bei Goethe noch humoristisch) erscheinen völlig archaisch. Vielfach befremdet das Geschlecht, das Wörter ausschließlich oder neben dem jetzt, auch damals schon in der Schriftsprache gültigen tragen: die Brocke, die Bekenntnis Erfordernis Gefängnis Vereinständnis, der Faser, der Heft, die Dotter, der Fessel, die Gedanke, das Klotz, die Schooß, die Schwulst oder Wulst, das Makulatur (noch bei W. Schlegel), die Zinse, der Zeug, die Kleinmut,

die Kolorite (daneben das Kolorit), die Monologe (daneben der Monolog). Lessing ist wie Herder, auch Klopstock, stark in Verbalsubstantiven: „Gebackensherumträger“ hat er auf der Leipziger Straße gefunden, selbst gebildet Anbringer Bemerker Bevollmächtiger Entscheider Steller (eines Briefs) Probierer („oder Wardaien“) Verzieher Verhunzer Vorweser Zweizüngler Sinnverdreher Rückenhalter Quellenbraucher Lexikonsmacher Geschichtschmierer Widerspruchklauber. Übler doch ist seine Fülle von Tätigkeitsworten auf —ung, die das Bedürfnis oder die Bequemlichkeit ohne wahre sprachschöpferische Kraft erzeugt: Auskramung Befremdung Beerbfolgung Entfliehung Entnervung Kitzlung Harschung Sichtbarwerdung Unsichtbarwerdungen Schadloshaltung Wiederangedeyung, oder: Maßgebung Rügung Teilnehmung Verstoßung (Verstoß) Ausdrückungen. Dazu kommen die lebhafteren Täuscherei (Illusion) Jukserei (Spaß) Töserei (Halbschlaf), die schweren Eigenschaftswörter Düsternheit Besondernheit Bestandheit Allengefallenheit oder Flatterkeit Sättigkeit Neugierigkeit (neben Neubegierde, Neugierde) Ungestümigkeit (neben Ungestümheit) Menschengefälligkeit Geringschätzigkeit Unentschließigkeit. An Adjektiven auf —igt oder icht, wie sie der Mitteldeutsche liebt, und auf —isch ist Lessing reich und hat auch darin, seinen eignen aus dem Vogelleben geschöpften Ausdruck anzuwenden, eine neue Hecke. Viele Prägungen Lessings entbehren freilich des Goethischen Stempels, denn „weibbar“ ist ein künstliches Seitenstück zu „mannbar“, Hirngedicht Hirngeburt neben Hirngespinst kommt aus der Werkstatt des Denkers, nicht aus der frischen Münze der Natur. Da aber Lessing mit freiem Eigenwillen über die meißnischen Schlagbäume hinwegsetzte, gewann er unter allen deutschen Schriftstellern des Jahrhunderts vor der neuen Generation den größten Wortschatz und ist in seinem Prosareich den meisten Nachfolgern weit überlegen geblieben, wie sehr ihn auch im Pathos nach Klopstock und Herder die Kunst Schillers, mit einem an sich geringen Vorrat zu wuchern, und im Malerisch-Musikalischen Goethe, die Romantik hinter sich ließen.

Lessing gewann unter anderm einen Vorsprung durch die Schätzung des Dialektrechtes. Er „nationalisierte“ Provinzialwörter, rühmt ihm Möser nach, der Osnabrücker Patriot. Kein großer Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem

Nährboden; hat doch auch in Frankreich die geistvolle Frau, die auf ihr Berrichon stolz sich daraus den üppigen Rabelais, dies atroce cochon, erklärte, George Sand, die Mundart über die Schriftsprache gehoben, weil jene wahrer, beiwortreicher, einfacher in der Wiedergabe der Gedanken und echten Leidenschaften, zur Emphase minder geneigt sei. Lessing ehrte die seinem Lausitzisch nahverwandte schlesische Provinzialsprache schon wegen der großen Vorteile, die sie den Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts geboten. Er neidete den Schweizern, wie heut ein Berliner dem Springbrunnen G. Kellers gegenüber empfinden müßte, die vielen „nachdrücklichen Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind", er studierte rühmend den Vorrat Geßners und Zimmermanns und hätte sicherlich, anders als der junge Wieland zunächst sehr gegen Lessings Wunsch verfuhr, einem Züricher Aufenthalt manche „gute nachdrückliche Wörter" und „körnichte Redensarten" abgewonnen. „Und erinnere ich mich bei Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutsche Redensart dieses Volks bemerket zu haben, die unsern besten Sprachsverbesserern nicht leicht beifallen sollte", so stand schon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken zu lesen. Lessing, der den Oberdeutschen nur spät und flüchtig nahe kam, doch schon als junger Rezensent ein märkisches Seitenstück zu Richeys trefflichem Idiotikon forderte, schlug seiner mitteldeutschen Habe in Hamburg etwas Niederdeutsch ein und nutzte weiterhin das minder altkräftige Platt Braunschweigs, wenn auch nicht durchweg haarscharf getrennt werden mag, was den verschiedenen Perioden und Aufenthalten Lessings anheimfällt und ob er die Wörter blaffen dösig Döserei drall Fuschelei Nücke Knubbe schnacken gerad an der Alster aufgefangen hat. Daß so ein niederdeutsches Snickschnack gar ins Trauerspiel eindrang, kann Adelung nicht oft genug tadeln; seine Proskriptionslisten des „Unedlen" treffen überhaupt vor allem die Neigung Lessings, auch dem Volk Lutherisch aufs Maul zu sehn. Der um Sammlung, Bedeutungsentwicklung und auch um gültige Normen verdiente Magister nörgelt: „Wenn Lessing aus Vorliebe zur niedersächsischen Mundart unter andern auch ‚Schnickschnack, Wirrwarr' usf. aufnimmt, so zeigen sich diese Wörter sehr bald als niedrige Provinzial-Ausdrücke, weil sie bei keinem andern guten hochdeutschen Schrift-

steller vorkommen". Doch selbst die „Augendiener" der Orsina, das aus den Tiefen des Volksgemüts geschöpfte, von Lessing gleich „mutternackt", oder Kompositis wie „blutselten" geliebte „mutterseelenallein" verpönt unser Sprachmeister, dessen Buch „Über den deutschen Styl" die Gleichnisse Lessings außer einer Allegorie totschweigt, als unedel. Vulgär heißt das Wort „schmeißen", das Lessing sich, auch unserm Sprachgefühl zuwider, gleich dem „verhunzen" sogar im „Nathan" erlaubte, wie er in vertraulicher oder streitbarer Rede die Wörter ausfenstern ausfilzen aushunzen ludern nutschen mukfen, holkericht schlumpicht, Grützkopf Hundsfott Querl Racker Rummel Schwarte (Buch) Schippe Gickelgackel Larifari Wischiwaschi nach Lust anwandte. Doch nicht jedem Volksausdruck oder Provinzialwort gab er den Paß. Er rügt 1757, daß eine sonst leidliche Übersetzung aus Ulm ihren Geburtsort verrät, und stellt anderswo die Regel auf, die Provinzialismen, deren ein Schriftsteller sich bediene, müßten eine Gewähr ihres alten Stamms aufweisen, keine neuen Afterbildungen sein. Er borgt vom Weidmann das „aufkörnen", vom Niedersachsen das später durch Voß gerettete „glau" („welches wir auf alle Weise in unsre Bücherfprache aufnehmen sollten"). Aus der obersächsischen Umgangssprache möcht' er gern „aber" im Sinne von „wieder" für „Schriften zur Nachahmung des gewöhnlichen Lebens" wahren und nach Luthers feierlicherem Gebrauch es auch der hohen Poesie von neuem zuführen. Auf Luthers Fülle sieht er begehrlich hin, schon vor der Zeit, wo junge Klopstockianer eine solche Kraftbrühe dem marklosen Gellertdeutsch einflößen und „Machtworte" der Altvordern beleben wollten. Es gefällt ihm, daß der Grenadier sich der konservativen Volkssprache zuwendet; es erregt sein Mißfallen, daß hervorragende neue Schriftsteller viele gute brauchbare Wörter preisgeben, um von Franzosen und Engländern zu borgen. Die „alte lautre und reiche Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts" studiert er emsig und, wie schon gezeigt, mit praktischem Bemühen in seinem lieben Logau, seinem Scultetus, um auf der „Bahn des Natürlichschönen" rückwärts zu gehn zu kräftigen Prosaikern des Humanismus und der Reformation. Gar manches fällt ihm bei unsern Alten auf, was in andren Landschaften noch geläufig war und heut in der Schriftsprache gang und gäbe ist. Weise mehrt

er den eignen Besitz. Logaus „Wegelagerer" z. B. tritt in der Dramaturgie als „Weglaurer" auf, sein „feiern von" (auch dem Hamburger Richey für feriari mundgerecht) leitet die Ankündigung des „Nathan" ein; an einer berühmten Stelle wird Luthers „überschreien" aufgefrischt, anderswo dessen „irrherzig" („mit Luther zu reden"). „Ein alter Degen: stolz und rauh; sonst bieder und gut" heißt Odoardo; „Degen" und „bieder", von dem unhistorischen Adelung später wenigstens gleich „brav" verpönt, aber in Göttingen, bei neuen Barden und fortan beliebt, stammen aus dem Wörterbuch. Doch so oft sein lexikalisches Studium ein schönes, ein gutes altes Wort ergriff oder unter den Zeitgenossen, bei Hagedorn, den Schweizern, in Wielands „glücklicher Wörterfabrik", Umschau hielt, ging Lessing nur auf „bescheidene Nachahmung" aus und machte weder den Vorredner des Vossischen und Jahnischen Turnerteutsch, noch der kühn andringenden Neologismen. Auch Purist ist er nur bisweilen gewesen, wenn es galt, als Dolmetsch Voltaires den Ausdrücken der Schriftstellerei und Staatslehre deutschen Ersatz zu schaffen, wobei denn einiges schief geriet, oder in den Jahren der Logauarbeit und des preußischen Kriegs. „Wir können Roßbach sagen" — geistreich und vaterländisch sperrte Kästner so die fremde Hippokrene.

Lessing rügte französischen Unfug in Wielands Jugendschriften und ächtete damals, in der strengen Logauzeit, auch seinem eigenen Deutsch nicht fremde Wörter. Der Schlendrian der Umgangs- und Gelehrtensprache war an ihm keineswegs spurlos vorbeigezogen. In den fünfziger Jahren errichtet er wohl einen Deich gegen die Überschwemmung: Anekdote wird geheime Nachricht, Politik: Staatsklugheit, Talent: Geschicklichkeit, Kritik: Beurteilung, Geometer: Meßkünstler, Anatom: Zergliederer, Botaniker: Kräuterkundiger, Naturalist: Naturforscher („sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt"), Astronomie: Sternkunst und Planet: Irrstern wie schon früh Komet: Schwanzstern, Kompaß: Richtscheid, Vagabund: Herumschweifer, Pension: jährliches Gehalt, Bankier: Wechsler, Luxus: Pracht, Industrie: Fleiß — nicht immer glücklich, da die rechte Deckung der Begriffe fehlt oder Zusammengesetztes das Einfache schwerfällig ausdehnt. Die Theatralische Bibliothek trotz ihrem fremden Titel setzt Theaterstreich (coup), Auszierung oder Verzierung

(Dekoration), Stellung (Situation), Seitab (Aparte), Fügung (Komposition), Abstechung (Kontrast) und gab einiges bis zur „Dramaturgie“ weiter; anderes schwand mit Recht auf diesem Rain internationalen Kunstverkehrs. Die Vertreter der deutschen Litteratur hatten das abscheuliche „Schrifttum“ noch nicht erfunden. Hier und da verdrängt bei dem Grammatiker Lessing die „mehrere Zeit“ „den Pluralem“, das Perfektum heißt „vollendete Zeit“, sogar das Hysteronproteron verwandelt sich einmal in ein seltsames, doch auch Goethe geläufiges „Hinterstzuvörderst“. Epigramme sind nicht „pointiert“, sondern „zugespitzt“, wogegen nichts einzuwenden wäre, oder „pünktlich“, was wir kaum noch verstehn. Lessing witzelt über sein Menander zuliebe beibehaltenes „Misogyn“, er sagt „weinerlich“ für larmoyant mit spöttischem Nebensinn, er setzt „empfindsam“ treffend für Sternes sentimental durch und bewährt einem eigensinnigen Wort wie „Humor“ gegenüber jene weise Vorsicht, die dem tatenlustigen Sprachreiniger, dem „Puritaner und Reindünkler“ wie Leibniz sagt, fremd ist. Die Theatralische Bibliothek verdeutschte humour mit dem heimischen Wort „Laune“: „weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird“, die „Dramaturgie“ jedoch widerruft das mit ausführlicher Darlegung des Begriffsunterschiedes und warnt vor dem unpassenden Ersatzwort.

In Lessings zweiten Fassungen gibt es durchaus keine Fremdwörterhatz, kaum daß einmal das allzu sehr nach Happel und Weise schmeckende „kuriös“ dem „neugierig“ weicht. Die schlimmen „spendabel“ „Rekompenz“ „egal“ „kurtisieren“ seiner Erstlinge kehren allerdings in der Folge nicht wieder. Wenn Schiller in Briefen das Übermaß französischer Ausdrücke mit den Zeitgenossen wuchern läßt, aber seine Schriftstellerei davon frei hält, so ist auch bei Lessing ein großer Unterschied: die Poesie steht strenger auf der Wacht als die Abhandlung, wie natürlich. An manchen Stellen kann niemand über den Grund des Fremdworts in Zweifel sein: beaux esprits wird gesagt mit der tüchtigen deutschen Erklärung: „d. i. wahrhafte feichte Köpfe“; es scheint wohlüberlegt, daß Lessing auf die Schriften religiöser Schöngeister ein flaches „amüsieren“ anwendet, Petersens Pietismus mit schlichten deutschen Worten wie „edle Einfalt“, Wielands Plaudereien dagegen durch „affektierte Tiefsinnigkeiten“ und

„profane Allusionen“ bezeichnet. Wie sollt' er es besser ausdrücken als so: Bolingbroke, der Lord, spreche gern „ziemlich cavalièrement“ von der Bibel? Er schreibt: „Persifflage (ich brauche dieses französische Wort, weil wir Deutsche von der Sache nichts wissen)“, „Politesse“, weil es sich um Pariser „Rangordnung“ oder „Etiquette“ handelt, „Karessen des französischen Publikums“ und „Distinktion“, weil die höfische Theaterwelt des Herrn v. Voltaire gemeint ist. Oder die „Abwechslung synonymischer Wörter“, beim Dichter eine „Schönheit“, beim Prosaisten ein Mittel gegen Eintönigkeit, ruft Fremdwörter herbei: „Sittensprüche“ wechselt mit „Moralen“ „Maximen“ „Sentenzen“, „Ergoteur“ mit „Vernünftler“. „Nuance“ „brüskieren“ „chikanieren“ „croquieren“ und ähnliches mögen auch wir, seit Reinigung und Bereicherung selbander fortgeschritten sind, nicht ganz entbehren, doch eine große Schar Lessings, die „Plaisanterie“ „Balanse“ „Tome“ coup de main (wo „Handstreich“ ganz am Platze wäre) „Contenance“, die „superfiziell“ „volatil“ „kontraband“, die „kabalieren“ „turlupinieren“ haben den Abschied, die „skandalöse Chronike“ wie das „specifique Gewicht“ neue Formen, die „personifiert“ „simplifiiert“ „verificiert“ gleichmäßige Regelung über das Französische hinaus erhalten. Die Kulturvölker würde niemand mehr „polierte“ Völker nennen, niemand eine Staatsverfassung „gesund und nervös“ (kräftig); die Schauspieler heißen längst nicht mehr „Acteurs“ und „Actricen“. So aber sprach damals alle Welt; für die „Dramaturgie“ ist außerdem sowohl die Eile wie die Masse französischer Gegenstände zu bedenken. In den antikotzischen Schriften und sonst überwiegt das gelehrte Fremdwort aus dem langen lateinischen Alter der Wissenschaft. Der Schriftsteller ist ein „Skribent“, was, für uns jetzt ohne weiters verächtlich, zu Liscows und Lessings Zeit erst durch das Beiwort „elend“ den Sinn von „Skribler“ bekam. Der Kritikus hat es mit Phrasesdrechslern Tachygraphen Polygraphen Litteratoren Novellatoren Kompilatoren (oder „Zusammenschreibern“) Falsarien, mit Kalumnie Kakozelie Oszitanz Futilität zu tun. Verstanden es wohl die biederen Leser der Vossischen Zeitung, wenn ihr Berichterstatter, ohne daß die Vorlage zu solchen Worten aufforderte, in Einem Satz von transszendentalischen Ideen, destillierter Zärtlichkeit und telematologischer (?) Anatomie der Leidenschaften sprach?

Hier waltet ja keine mimische Verspottung, wie wenn anderswo ein Königsberger Schulmann bei dem Actu im akademischen Auditorio mit einem Senatsattestat von einem Themate voll mirakulöser Geschicklichkeit reden muß. Das abgekommene lateinische „insuliert“ wechselt noch mit dem durchgedrungnen romanischen „isoliert“ (schreibt doch Lessing in einer übersetzten französischen Novelle des „Neuesten“ fast durchweg „Insul“). Neben geläufigen Wörtern rücken gesuchtere vor: eine „Hypothes“ ist „salebros“, ein kleiner Tadel soll nicht „Krokylegmus“ (Schmeichelei durch das Abklauben von Fäserchen) sein, und sehr altmodisch berühren uns „ein Ephemeron von einem König“ oder die „prächtigen Ruder“ (rudera, Ruinen) eines Kaiserpalastes. Auch die magisterhaft gebrauchte lateinische Flexion wirkt heute so versteinert wie anderseits „Karthagens“ „des Solimans“ „Amorn“ und dergleichen.

Jeder zollt seiner Zeit den Tribut. Auch Lessing, wie genau er über die Form wachte, wie scharf er das „Schnitzern“ gegen das Genie und die grammatischen Gesetze der deutschen Sprache schalt, wie laut er den Nutzen der Wortgrübelei betonte. „Mir ist es selten genug“, sagt er in den Antiquarischen Briefen, „daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich darauf“; dann schließt er seinen Exkurs: „Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet.“ So treibt der Antiquar nach alter Regel nie res sine verbis. In den „orthographischen Richtigkeiten“, die er allein oder mit Ramler feststellt, spielt ihm allerdings die Etymologie mehr als einen üblen Streich: hartnäckig schreibt er sein Leben lang „betauern“, nicht „bedauern“, denn das Wort stamme von „trauern“ ab! Anderseits kann ihn wohl die mundartliche Aussprache bis zum Verlangen beirren, man solle mit den Vorfahren schreiben, wie man ja spreche: „Wundsch“ (Opitz; Fleming „Wuntsch“, Gryphius „Wuntzsch“), nicht „Wunsch“; doch hat er es

selbst bei einem „wüntscht“ in der Jugend bewenden lassen und nicht etwa wie ältere Landsleute „Mendschen“ geschrieben. Aber wir finden „ranesten“ (daneben „rauch“) „sprüen“ „bejaen“, während er „sämen“ gegen „säen“ des Hiatus halber empfiehlt, und lässig erleichterter Aussprache gemäß „gilst“ (giltst) oder, wie auch Goethe in Briefen es hinwarf, „hälst“ (hältst), die im Mitteldeutschen häufigen Superlative „gegründesten“ „ungesittesten“, „seltesten“ „unwißensten“ „redensten“, anders „den zehn tausenden Teil“, neben „unterrichtetesten“ „trocknesten“ „rührendesten“, die zusammengezogenen Formen, die bei ihm fast Regel sind, „einzeln“ „silbern“ „albern“ für „einzelnen“ usw., sogar „Wuchern“ für „Wucherern“, sächsisches „Oden“ (Odem) „vollens“, das bequemere „Beförderin“, das mundartliche „schischen“ (Hofmannswaldau „tschischen“) neben „zischen“. Selbst vom Eigennamen „Stosch“ wird mit Winckelmann, Herder u. a. ein leichteres „Stossisch“ abgeleitet. Er apokopiert, synkopiert, kontrahiert anfangs trotz Gottsched, so wie er es hört und selbst redend übt: ohn Eil, sächsch schalksch schnipsch bäuersch patriotsch, redt belast't gelüst geheft ohngeacht, in (in den, in'n) usw., „aufs Kayfers“ (des); „zum“ für pluralisches „zu den“. Sein Vokalismus hat besonders in der Frühzeit, aber auch später noch, viel Unregelmäßiges, das zum Teil aus jetzt verschollenen Formen, zum Teil aus persönlicher Unsicherheit des Sachsen den i und ü, ei und äu gegenüber zu erklären ist; also: wehnen wegen zehlen gereth, hägen wäben knäten, verdrüßen kützeln schmünken schlüßlich flüßen stücken strücken nüchtig gerührt dück Rübbe (Rippe), spieren gebiehren Schnierbrust Kriepel Wieterich ziegellos Betriebnis erschittern ungestiem (ungestimm, ungestümm, ungestüm) wirzen, durchsäugen heuschen keufen heuter käumen streuten sträucheln Gekreusch dreust (Treustigkeit, dreiste), schleinig schleidern beigen zeigen, wo aber fast überall das Normale nach und nach wenn nicht zur Alleinherrschaft, so doch zum Oberrang kommt und viele Belege nur den Jugendhandschriften angehören. Auch in dieser Beziehung bleiben die Eigennamen nicht unangetastet: wie Freund Weiße als Herr Weiß, Klose als Klos, so figuriert der Dichter Krüger als Herr Krieger. Nicht minder krankte Lessing an der sächsischen Erbsünde, der Verwechselung von Tenuis und Media: „Wie sollte der Bediente P und B unterscheiden können, da es der Herr nicht kann?“,

schreibt er 1780 zur Berichtigung eines Irrtums an Eschenburg. Den verbreiteten Formen Belz Bilz Berle Brunk Blunder Braß waden, dem schlesisch-lausitzischen tumm Tutzend püffeln Prezeln Klöckchen schließt sich begleibt Grümel begränzet (coronat) eine greißende Frau Dasse Dremmung drollen und mehr an. Schreibt Lessing auch nicht wie ein früherer sächsischer Lyriker „Butelgen", wo kein Bouteillechen, sondern ein Schoßhund gemeint ist, so weicht doch auch bei ihm der „Budel" Justs erst spät dem „Pudel".

Er teilt mit den Zeitgenossen ältere Eigentümlichkeiten der Deklination, deren manche trotz Gottscheds Regelbuch noch weit ins nächste Jahrhundert hineinreichen; so die starke Form des Adjektiv nach bestimmtem Artikel und ähnliches, was bei Lessing prinzipios schwankt, oder die schwache Femininflexion (der Seelen Höllen Erden, sogar eine Lügen), die volleren Endungen, wie auch in der Konjugation (nennet, genennet) das zusammenraffende Streben noch lang nicht den heutigen Kurs hält. Der Mitteldeutsche, der als Rezensent einem Berliner den Unterschied von „mir" und „mich" zu Gemüthe führt, handhabt seinerseits das —n des starken Dativs mit größter Nachlässigkeit und setzt fast immer wie zu Wielands Grimm die sächsischen Drucker: in Kurzen, von ganzen Herzen, vor diesen (vormals); auch seitdem er die Substantiva korrekter abwandelt, also nicht mehr schreibt: einem Herze, die Bäre, dem Pfaue, dem Held, der Monden, des Knabens, eines Wesen, mit dergleichen Leute. „Bey Sie" freilich hat er auf gut Sächsisch sich nur als Anfänger entschlüpfen lassen, doch „ohne" mit dem Dativ zu verbinden, „während dem Jahr" neben „währendes Jahres" zu sagen, „für" und „vor" durch einander zu werfen, obwohl die Sprachlehren eine klare Scheidung machten, blieb ihm ebenso wie Kant u. a. vertraut, nachdem er längst in der „Sara" ein „fürchte mich für den Augenblick" berichtigt hatte. Lessing steigert manchmal unorganisch: öftrer größrer neurer, und heimatlich: ungerner ungernst, oder behandelt den Umlaut nicht korrekt. Auch er setzt gern ein unflektiertes Neutraladjektiv. Neben den alten vollen Adverbien stehn die überschüssigen Adjektivformen des Dialekts braache dünne alleine unnütze, die Substantiva Gedichte Gespenste Ungelücke Herze, Narre Christe Soldate Poete, die Zahlwörter zweie dreie, die vulgären Zeitangaben heute Vormittage, Punkte drei. Umsonst hat Gott-

sched gegen die meisten dieser Erscheinungen sein Anathema „So spricht und schreibt kein Mensch“ oder die Rüge „Welches in guten Ohren sehr häßlich klingt“ geschleudert; es war auch nicht zutreffend, daß „nur die Herren Niedersachsen“, mit denen dann auch Adelung unermüdlichen Streit vom Zaune bricht, Plurale wie Kerls Mägdgens Säbels brauchten, auf die Lessing so wenig wie Goethe ganz verzichtet. Aber „des Thomsons seine“, „der Alten ihre Denkungsart“, derlei pleonastische Fügungen schwanden, ohne daß Lessings Behandlung des Genetivs, besonders bei Eigennamen, späterhin dem heutigen Brauch schon ganz entspräche.

Wie ihm kein Gottsched das „Verbeißen“ gewisser Silben, die „lächerliche Modesucht“ substantivischer Adjektiva, die gut deutsche doppelte Verneinung wehren konnte, wenn er schalt: „Allein heut zu Tage spricht nur noch der Pöbel so. Artige Leute vermeiden es, und zierliche Skribenten noch mehr“, so schiert ihn auch der über die noch dazu vom Latein und Französischen her empfohlenen Partizipialkonstruktionen verhängte Bann wenig. In der Konjugation nimmt er, besonders was die Präteritalformen der starken Verba anlangt, einen älteren Standpunkt ein und bleibt mit Formen wie „gänge“ „willt“ auf dem Boden der Mundart, mit den nach falscher Analogie gebildeten „rung“ „schwung“ oder mit „trunken“ „sturben“ auch Gottsched zufolge korrekt, obwohl „trank“ von diesem edler, „trunk“ pöbelhafter befunden wird. Er hat manche schwache Form („biegte“) mehr für sich, andre wie „rufte“ mit Vielen gemein. Die lästigen Überformen sahe flohe geschahe treten trotz Gottsched noch bei Adelung als Regel auf, der aber ein „wir seyn“ „ich furchte“ samt derlei zahlreichen Anomalien, altes „geschicht“ „sicht“ so wenig gut heißt wie die Partizipien „er träumt wachende“ „zitternde“ „stammelnde“. Gottsched billigt, Adelung bemäkelt Lessings stetes „kömmst“ und „kömmt“, das dieser endlich um so hartnäckiger festhielt, ja in den „Anti-Goeze“ wie ein kostbares Eigenthum gegen Wittenbergs Krittelei verteidigte: „Wenn man in der vertraulichen Sprechart“ — so lehrt dann Adelung — „spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern, bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den

Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?"

Die Eigenrichtigkeit hielt ihn nicht ab, auch in seine Syntax hier und da bessernd einzugreifen, sei es durch bloßes Umstellen, sei es durch stärkere Korrektur. „Ich bin es schon, was Sie mich haben wollen" in der „Sara" ward geändert: „Ich bin schon, was Sie aus mir machen wollen". Das war deutscher. Aber lateinische, französische Infinitivkonstruktionen wurden keineswegs ausgerottet, und kleine Schrullen wie die steife Behauptung, es müsse lauten: „Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein", nicht „diesen Gesandten", finden sich unter zahlreichen veralteten Wendungen und Idiotismen.

Dabei war Lessing doch geneigt, verständigen und wohlwollenden Sprachrichtern zu lauschen und von ihnen zu lernen, denn für unfehlbar hielt er sich nicht. Er erkannte den wackeren Heynatz als Kritiker seiner Form an, dessen „Briefe die deutsche Sprache betreffend" ihm selbst ein klassisches Ansehn in grammatischer Richtigkeit und Reinheit beimaßen, aber zugleich allerlei anstrichen, worin Lessing nicht musterhaft sei. Er verschloß sich nicht gegen die Einwände, die von Günstigen und Mißgünstigen auf einer Wegscheide seiner Schriftstellerei gegen die Sprachmanieren der „Emilia Galotti" erhoben wurden. „Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln" — die Spitze dieses Schillerischen Xenions trifft neben den Franzosen auch Lessing, der vom „Philotas" an den Dialog oft zu geflissentlich abgewogen und gewürzt hatte. Da folgt im „Kleonnis" den Worten „der kalte Mörder seiner Tochter" sofort die Korrektur „der Tochter frommer Opferer. Das Gebot des deutlichen Orakels —" und dieser augenblicklich die Antikorrektur „Das Gebot der deutlichen Natur war älter". Da bauen sich in der „Fatime" kleine Reden und Zwischenfragen mit sehr gesuchtem Parallelismus auf: „Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist. — Ist Abdallah so argwöhnisch? — Du fragst noch, Fatime?" . . . „Du weißt ja, wie eifersüchtig er ist. — Ist Abdallah so eifersüchtig? — Und auch das fragst du noch, Fatime?" bis zur Addition „Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder".

Da hüpft in der „Matrone“ der Dialog gern auf Sinnsprüchen, wie Heyne das der „Emilia“ nachsagt, worin die letzte Konsequenz des epigrammatischen Stils gezogen ist und doch trotz aller Abwägung zweimal ein Lapsus das Gegenteil von dem bringt, was gesagt werden soll („nicht ohne Mißfallen“, „nicht unsanft“). Silbenstechende Grübeleien spannen den Verstand, künstliche Wortgeflechte dienen zu witziger Anknüpfung der nächsten Rede, Fragen zersetzen gern vorausgegangene Reihen, abgezählte Perioden sind unter mehrere Sprecher verteilt, das eben Gehörte wird sinnend oder spöttisch wiederholt, ein einzelnes Wort wie „Ton“ „gleichgültig“ „Zufall“ ganz ausgeschöpft. Inhaltschwere Sentenzen oder Meldungen laufen von Mund zu Mund; der Anfang des letzten Auftrittes ist durch und durch auf Responsion berechnet. Antithesen („eine Lieblingsfigur Lessings, welche nahe an die Paronomasie grenzt“, sagt Adelung) schärfen den dramatischen Disput, und einen „Hauptflecken“ der „Ohr und Verstand beleidigenden Manierart“ schilt Klein „die Korrektion, weil sie ewig bis zum Ekel vorkömmt“: „Desto schlimmer — besser, wollt' ich sagen“, „Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück“.

Diesem Schriftsteller war der quellenreiche Strom pathetischer Rede versagt, und nicht nur in einer Übersetzung aus Banks' „Essex“ wollte Lessing sich mehr vor dem Schwülstigen hüten als vor dem Platten, einen Gedanken lieber prosaisch-faßlich sagen als poetisch stilisieren. Die Phrase vom „singenden“ Dichter wird auch der gedankenloseste Schwätzer nicht auf ihn anwenden. Er kann wie sein Lawrence Sterne manchmal die lächelnde Träne herauslocken, aber nicht lachen und weinen wie das zu Mutter Natur eilende junge Geschlecht. Im letzten Jahrzehnt erreicht Lessings polemische und lehrende Prosa eine freie, luftige Höhe, wo bisher nur der style agréable, railleur et divertissant heimisch gewesen war, den Pascal, um seinen „Briefen“ Gehör zu schaffen, statt des style dogmatique angewandt hatte. Doch die nächsten Dichtergenerationen rufen einander zu: ich verstehe dich nicht: als Lessing noch jenen steifen Alexandriner des Scultetus auf die Lerche wie ein Kleinod deutscher Poesie hegte, stiegen ganz andre Lerchen in den Äther, wohin ihn keine Schwinge trug. Und seiner Versprosa:

Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.

antwortet aus dem weimarischen Gartenhaus in vollen Akkorden einweihender Musik Iphigeniens Spruch über die Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit:

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt.

Das gleiche Bekenntnis in zwei Stilwelten.

So falsch der Ruf war: „O Shakespeare-Lessing!", so unzutreffend deklamiert Ebert in demselben Gedicht, dem Lessing das Bild von Schwamm und Moos für seine Kalmeusereien entlehnt, über einen vom höchsten Verstand beherrschten Stil:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.

Diesen Zauberstab trug Goethes Hand, nicht Lessings. Dem Liebling der Musen war es verliehen, auf allen Empfindungssaiten zu spielen, die zierliche Grazie zu haschen und den derbsten Holzschnitt wiederzugeben, einem Götz und Werther, Faust und Prometheus den Mund zu lösen, in Liedern und Hymnen jede Falte des Labyrinths der Brust ahnungsvoll zu berühren. Lessing hat nie das Geheimnis: Es dichtet etwas in uns, gefühlt; er ist nie gleich dem jungen Besessenen wie ein Toller aus dem Bett gesprungen, um eilends festzuhalten, was ihm der Genius zugerauscht; er hätte nie mit Herder und Goethe sagen können: ich lalle mein Gefühl, faß' es, wer da mag! Sein Bekenntnis lautet vielmehr: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit", oder mit ihm selbst französisch ausgedrückt, sein Stilideal geht dahin: d'être clair et précis. Er ist vollkommen davon durchdrungen, daß die Sprache alles sagen kann, was wir deutlich denken, und mißtraut der tastenden, taumelnden Empfindung, wenn ein Schwärmer lebhafte Gefühle für deutliche Begriffe nimmt. Immer hat die Kritik ihr

scharfes Aug' auf seinen Blättern: hier gibt's zu unterscheiden! wie Nathan mahnt. Ex fumo dare lucem, könnte Lessing als Spruch ins Wappen schreiben, denn ausdrücklich verwirft er einen nur ruckweis aus Rauchwolken blitzenden Geist. Er will nicht ahnen, sondern sehn, nicht tasten, sondern greifen. Die Sprache soll unzweideutig sein. Wie oft hat er wirre Definitionen zerrupft und da, wo es auf faßliche Darlegung ankommt, ein gerades Wort statt figürlicher Umschweife gefordert. Allem wortreichen, tautologischen Gesalbader wirft er einmal übers andre sein Lieblingsurteil „Gewäsch!" entgegen, denn „welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer als die Anwendung grade nur so vieler Wörter, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?" Oder in einer lexikalischen Bemerkung: „Für mich ist schon die möglichste Kürze Wohlklang. Wenigstens ist dem Wohlklange leicht nichts hinderlicher als überflüssige Partikeln." Darum hat er seinen Perioden, in denen man häufig ohne Kenntnis der historischen Syntax zuviel Klang- und Accentberechnung wittert, nie auf Kosten des Gedankenbaus melodischen Fall gesucht, daher sich aller vagen Einschiebsel, jener schielenden „gewissermaßen" und „beinah", „es soll" und „man sagt" und ihrer Sippschaft peinlich enthalten. „Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will"; wo er es aber braucht, braucht er es mit Nachdruck: „Ich sage: ungefähr so, nicht ganz so". Das siebzehnte Jahrhundert, im sogenannten style épithété schwelgend, hatte die Satzstämme, Hauptwort und Verbum, von den Beiwörtern wie von buschigen Schmarotzerpflanzen überwuchern lassen, obgleich schon Quintilian solche mit Adjektiven beladene Reihen einem Heer vergleicht, wo hinter jedem Soldaten sein Kammerdiener einherginge. Lessing wägt die Beiwörter und begründet mehrmals ausdrücklich die Wahl, stets davon überzeugt: „Vollkommene Synonyma giebt es nicht". Er häuft nicht selten gleich Luther starke Beiwörter, rechnet aber mit der im „Laokoon" verzeichneten Tatsache, daß die Vorderstellung der Adjektiva im Deutschen, ehe man das Subjekt erfährt, ein schwankes Bild gebe. Wie versteht er auch hier zu steigern: engbrüstig, lahm, schielend wird die neue Evangelienharmonie genannt, diese ganze Mißgestalt im Wort „thersitisch" zusammengefaßt, dies Wort „thersitisch" dann

von außen und innen gedeutet. Niemals ist bei ihm, nach Voltaires Scherz, das Adjektiv der Feind des Substantivs. Er springt ungnädig mit dem Deklamator, dem treulosen Berichterstatter, dem verwässernden Paraphrasten um. Das Wort sie sollen lassen stahn, heißt es auch hier. Deshalb wird der Stab zu streng über den doch nicht allein burlesken, sondern auch sprachgewaltigen Abraham a Sancta Clara gebrochen: „Was ist pöbelhafter als Wortspiele?“ Lessing haßt das „Kostbare“, die „Blümchen“, jenes Erbe des Hôtel Rambouillet, dessen gezierte Gemeinde, von Molière ausgehöhnt, „auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen kann“. Er will das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Scheu vor dem „delikaten“ Geschmäckchen: schon der junge Plautiner zieht das Handfeste dem unvermerkten Gift des „Schalkhaften“ vor, das die feinen Köpfe kredenzten. „Eine allzu zärtliche Empfindung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinstimmen“ konnte Lessing nicht abhalten, auch in den groben Besitz deutscher Art und Kunst hineinzugreifen, wenn es der Gegenstand empfahl. Mochte nun falsche Vornehmheit bei dem Wort „Hure“ die Nase rümpfen oder Pfeffel der „Emilia“, ihren Urheber töricht mit Rembrandt vergleichend, des détails mesquins et des platitudes indignes du cothurne nachrechnen: dieser Deutsche war nicht gemeint, den heiligen Kodex der Würde, der bienséance anzuerkennen, vielmehr hielt er's mit dem Römer: Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert. Er brauchte daher einen Schwarm „unedler“ Wörter und Wendungen, die von den Sprachmagistern Jahr für Jahr als Unkräutchen im Beet gerodet wurden. Anderseits trat zutage, daß Lessing auch niedere Personen leicht zu gescheit nahm und ihnen gern Spitzsinniges oder Abgezirkeltes in den Mund legte. Unnatürlich scheint es z. B. doch, wie genau entsprechend Franciska den fünf Hauptwörtern „Die Karossen, die Nachtwächter, die Trommeln, die Katzen, die Korporals“ ihre fünf Verba „zu rasseln, zu schreien, zu wirbeln, zu mauen, zu fluchen“ nachschickt, da denn eine kleine Verwirrung der Schauspielerin nur zum Verdienst gereichen würde. Wir sahen auch, daß die beiden Teile des Gesprächs zwischen Just und Franciska Tellheims Diener Wilhelm, Philipp, Martin, Fritz nach einem peinlichen Schema mustern.

Leſſings Aufbau iſt lichtvoll; aber die alten chrienmäßigen Schulreihen „die laſſen Sie uns nunmehro fallen“. Wenn es nur zum Selbſtdenken leitende Gedanken ſind, mögen die Reihen immerhin unverbunden, ja widerſprechend ſcheinen. Der Spaziergänger erklärt es paradox für unwahr, daß die gerade Linie ſtets die kürzeſte ſei, und will deshalb lieber geſchwind den linken wie den rechten Weg ein wenig vorauslaufen, um zu ſehn, wohin beide führen. In der ſcheinbaren Unordnung liegt ein Hauptreiz Leſſingiſcher Dispoſitionen. „Man erlaube mir gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu tun“, bittet der junge Forſcher; zwanzig Jahre ſpäter geſteht er, gern den Ausgang von der unerheblichſten Kleinigkeit zu nehmen, wenn er ſich von da wie von einem Wippbrett mitten in die Aufgabe hinein ſchnellen könne. Den beſondern Vorzügen des ihm angeborenen dialogiſchen Stils zählt er ſchon 1751 die zwangloſen Zwiſchenfälle, die zur Natur des täglichen Geſprächs ſtimmenden Übergänge bei, „die angenehme Unordnung, welche ebenſo weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt iſt“. Nachläſſig heißt es manchmal: „Ich will einige Gedanken hinwerfen.“ Nicht wie der Goethiſche Philoſoph tritt er herein und beweiſt uns, es müßt' ſo ſein, indem er Ober- und Unterſätze an den Fingern abzählt, ſondern er verkündigt: Erſtlich Anderns Drittens, Eins Zwei Drei, um dann mit Drei zu beginnen: „Ich will bei dem letzten zuerſt anfangen“, „Doch will ich das letztere zuerſt tun, weil ich alsdann etwas kürzer ſein kann“, „Gleichwohl aber muß ich mich über den letzten Punkt zuerſt erklären“. Er zieht die raſche Hand zurück, um ſeinen Nachtiſch nicht vor der Suppe zu verzehren; er kehrt wieder um, ſtatt vorwärts zu gehn; er weiß, daß der logiſchen Gedankenreihe die Folge der Mitteilung an andre nicht immer entſpricht und daß die liebe Ordnung der Faulen ermüdend wirkt. Im „Vademecum“ bittet er, treu nach dem franzöſiſch-ſächſiſchen Briefideal, um Verzeihung, „daß ich in einem Briefe ſo ordentlich ſein muß“. Anderswo wird der Dichter ausdrücklich von der „ſklaviſchen Ordnung“ des Weltweiſen losgeſprochen; aber in wiſſenſchaftlicher Darlegung die Paragraphen zur feſten Kette zu binden, die Folgerungen Schlag auf Schlag zu liefern, eine Hypotheſe vorn in knappen, trocknen Worten aufzurollen, iſt ihm ebenſo geläufig. Schnell dringen aſyndetiſche

Sätze vor, wenn er definiert, im Kampfspiel Trumpf ansagt, den letzten Schluß zieht. „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben kein Publikum.“ Starke Accente, wie sie kein Gellert je zur Verfügung hat, erhöhen die Hauptsachen. Mit dem wiederholten Wort „Dichter“ „Dichter“ „Gedicht“ wird das Leitmotiv des Pope-Aufsatzes so kräftig wie möglich angeschlagen. Niemand kann noch markten und zweifeln, wenn diese laute Stimme nach all den kurzen „Ich will“ „Ich schließe so“ „Exempel mögen mich leiten“ ihm zuruft: „Der Dichter ist Herr über die Geschichte . . . Ich sage: er ist Herr über die Geschichte“; „Aber das ist grundfalsch . . . wie gesagt: es ist grundfalsch“. Alle Mittel des überzeugenden Nachdrucks, von der einfachen Wiederholung des Generalnenners im Satz an, stehen ihm zu Gebot. Und das stumpfste Begriffsvermögen muß durch die beliebten „ein anderes — ein anderes“ „der eine — der andre“ „dieser — jener“ zur Kritik aufgerüttelt, durch die hellen „warum — darum“, durch anaphorische wie epiphorische Leuchten auf dem Weg festgehalten werden. Lessings Kunst, den Leser gleich von der Schwelle her zu erregen und erwärmen, verrät sich schon in manchen Titeln: „Gelehrte Krätze“ freilich soll nicht belobt werden, aber wie lockend klingt „Hermäa“, wie sinnlich und bündig ist „Laokoon“ gewählt, wie packt das „Vademecum“ mit dem ersten Handgriff seinen Mann, wie kurz heißen die Fehdeblätter „Anti-Goeze“, wie epigrammatisch kündigt die „Nötige Antwort auf eine sehr unnötige Frage“ sich an, wie viele Funken schlägt Lessing aus dem Schild „Duplik“ heraus! Für seine Stücke genügte nach früheren Charakterbezeichnungen der einfache Name meist, und das Wort „Ein schöner Titel ist einem Buch noch nötiger, als einem Menschen ein schöner Taufname“ hat ihn nicht zu spanischen Aushängetafeln verführt.

Der Einsatz ist sehr lebhaft oder führt gelassen treppauf, je nach Bedarf. Liest man etwa den Entwurf gegen eine vom Teutschen Merkur gestellte Preisaufgabe — die Skizze zählt zum Allerbesten, was Lessing geschrieben hat —, so zwingt uns eine siegreich zerlegende „Wortgrübelei“ über Schwärmer Schwarm schwärmen, Schritt für Schritt wie Lessing will zu setzen, denn niemand hat die Wortausdeutung und -ausnutzung so verstanden.

Gern leitet sein Beweis mittels negativer Instanzen vom Falschen zum Wahren. Die ganze Dramaturgie bewegt sich um die Angel des falsa cognoscere, vera intellegere. Wie viel polemisch aufzugreifen sei, hat er genau überlegt, denn „man ist in Gefahr sich auf dem Wege zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; aber man versäumt sich ohne Not, wenn man sich um alle bekümmert".

Lessing entwickelt. Er gibt nie den Schluß vor den Prämissen, die zu ihm leiten, das Ganze vor den Teilen, die es bilden. Früh wurde seine Darlegung, daß Homers Kunst den Schild nicht als vollendet, sondern als werdend malt und damit das lebendige Bild einer Handlung gibt, auf ihn selbst und seine werdenden Gedanken angewandt. „Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget . . . Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen". So nennt Herder in vielberufenen Sätzen Lessings Stil den Stil eines Poeten im eigentlichen Wortsinn des Schaffenden: „nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket. Wir sehen sein Werk werdend, wie den Schild des Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen — nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher: das ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedankens: sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden".

Boileau mahnte die Schriftsteller: Avant donc que d'écrire apprenez à penser! Lessing hat gedacht, wenn er ans Pult geht, um den Marsch der Ideen zu befehligen; sagt er doch, man könne sehr albern schreiben, indem man die Gedanken erst unter der Feder reifen lasse. Scribendi recte sapere est et principium et fons. „Ich will ja nur darüber nachdenken," schreibt Lessing einmal, „wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne sie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen,

wenn ich von der Aufgabe und ihren Teilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe?“ Er wiederholt den durchlaufenen Prozeß auf dem Papier, ohne doch alles und jedes beizubringen und dem Mitdenker gar nichts zuzumuten. Er verfolgt den Gedanken und läßt nicht ab davon, wie Kepler einmal sein Entdeckertum mit dem Haschen der lockenden und sich neckisch entwindenden Galatea vergleicht. Lessing, der uns Corneilles „Rodogune“ ironisch im Werden zeigt, erscheint bei der Arbeit und lädt uns zur Teilnahme. So wandert sein Gleichnis einmal vom Seidenwurm bis zum fertigen Beutel, der das Gold birgt. Wir machen die Messiaslektüre vom ersten Aufschlagen an mit, wir entdecken den Boner mit, wir finden den Marchtaler mit, wir suchen die „Nachtigall“ mit, wir folgen der Neugier dieses λόγος προτρεπτικός und stehen mit auf dem Anstand. Uns gilt die Frage „Was sagen Sie dazu?“ samt all den persönlichen Wendungen unterwegs, und zuletzt wird oft ohne besondre Lust am bloßen Stoff und Ergebnis dem Manne gedankt, der Sprödes in Fluß bringt, Totes durch sein lebendiges Wort auferweckt. „Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr wert als der Fang.“ Nicht in endgültiger Auskunft, vielmehr in Anregung der Denkkraft, im geistigen Turnen liegt der Hauptgewinn dieses Verkehrs, wie denn ein Antipode Lessingischer Prosa, Jean Paul, sagt: „So oft ich Lessing gelesen, spürt' ich mehrere Tage eine besondere dialektische Kraft und Leichtigkeit des Distinguierens. Ich habe weniger Wahrheit vielleicht aus ihm gelernt, als viele Wege, zu ihr zu gelangen.“ Auch ein Wort Schopenhauers ist hier gut am Platze: „Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region gerät, als die eigene ist; es sei denn, daß man bloß Tatsachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe. Außerdem aber wird nur der Schriftsteller uns Gewinn bringen, dessen Verstehen schärfer und deutlicher ist, als das eigene, der unser Denken beschleunigt, nicht es hemmt, wie der stumpfe Kopf, der den Krötengang seines Denkens mitzumachen uns nötigen will; also jener, mit dessen Kopf einstweilen zu denken uns fühlbare Erleichterung und Förderung gewährt, bei dem wir uns getragen fühlen, wohin wir allein nicht gelangen konnten. Goethe sagte mir einmal, daß, wenn er eine Seite im Kant lese, ihm zu Mute würde, als träte er in ein helles Zimmer.“

Lessings Schriften sind Abdrücke seines Selbst, Kundgebungen einer großen, nie starren Persönlichkeit, die allem ihren eigenen Stempel aufprägt, auch wo sie nur gymnastisch „Evolutiones vormacht". Seine Freunde erkannten ihn am bloßen Anklopfen, seine Leser erkennen ihn unter den Zeitgenossen am ersten Federzug.

Und nochmals: nicht sowohl Federzug, als gesprochne Sprache ist es, was Lessings beste Prosa gibt. Die accentuierte Wortstellung und eine phonographische Interpunktion, die, jetzt verloren, im achtzehnten Jahrhundert bei viel reicherer Anwendung der Strichelchen und Pünktchen Sinn und Schall bezeichnete, lehren uns noch heute Lessing Lessingisch sprechen, auch ohne den zum „Nathan" geplanten Aufsatz. Diese Fülle dient nicht nur mit ihrer üblichen Abhebung adverbialer Bestimmungen und dergleichen analytisch der Logik, sondern moduliert auch den Atem und die Tonstärke. Auf Gedankenstrichen ruht das ausklingende Nachsinnen wie der abbrechende Hohn und die spannende Dramatik, ein feiner Unterschied waltet endlich zwischen — und . . ., die Ausrufungs- und Fragezeichen ragen und flattern wie Lanzen und Fähnlein aus dem Wortgeschwader empor, fehlendes Komma treibt vorwärts, eine rasche Folge der Kommata dient lauter kleinen Einschnitten des Vortrags, leichtere Stimmsenkung innerhalb der Periode gebietet das Semikolon, auf der Höhe zu bleiben vor einem Aufschluß, einer Folgerung befiehlt Lessings Liebling, das Kolon. Man lese nur einmal laut ein Blatt der „Anti-Goeze", des „Nathan". In der ruhigsten Darstellung interpungiert Lessing phonetisch: „Welcher die endlose Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet" „Daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiene" „Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt" „In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste", wo heute kein Mensch ein Komma schreibt, aber doch jeder etwas innehält. Anders: „Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich" „Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann ebenso kurz antworten können" — wir hören Lessing.

Bewegung giebt oft die Pirsch nach dem einzelnen Wort. Er sucht es, langt aus, zieht zurück, korrigiert sich, erachtet es nicht stark, nicht treffend genug, „findet kein besseres", geht mit einem „was

sag' ich?" weiter und erklärt endlich: „man erlaube mir dieses Wort". Auch in fremdem Revier wird ein gesuchtes entdeckt: „— wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem Hudibras borgen". Bis zur Manier geht der Anstieg in der „Duplik": „Diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will —, kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spott' ich? — diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes"; nun erst rollt die Periode durch einen an den letzten Fund geknüpften Vergleich ihrem Ende zu.

Unzählig oft, nicht bloß in den eigentlichen Ich-Schriften, spricht Lessing in erster Person. Man sieht ihn auf dem Posten: „Hier bin ich also." Er sagt unmittelbar, daß er weit ausholen oder nicht alles erschöpfen, als langsamer Deutscher fragen oder auch es kurz machen wolle. Man sieht ihn abschweifen, einlenken, anhalten und folgt seinem Lieblingswort „schnurstracks". Ein „Hier sind sie" gibt dem Leser Belege gerad in die Hand, ein „Weiter" treibt ihn vorwärts, bis die Definition „kurz und gut in Bausch und Bogen" reif ist und „mit Einem Worte" festgestellt wird. Das aufnehmende „sag' ich" wächst zur stärksten Bekräftigung an: „Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenes sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher". Dieses beständige „Sagen" haucht lebendigen Atem, es ist Rede, nicht Buchstab. Und streitbar dringt Lessings Ich allenthalben hervor. „Ich getraue mir zu behaupten" heißt es schon im ersten Knabenaufsatz; „Ich bleibe dabei" erklärt die frische Zuversicht, „Wie leicht wird es mir sein" der dreiste Mut. Gravitätisch legt er in der Plautusarbeit dar, was ihn so verwegen mache, der Einsicht vieler Kunstrichter seine Wenigkeit entgegenzusetzen, doch eben diese besondre Stellung liebt der Kämpfer vor allem, der nicht ins gemeine Horn stoßen mag. „Ich bin dieser Niemand" steht an der Spitze des berühmten Manifestes. Er fordert heraus: „Ich verspreche" „Ich biete aller Welt Trotz" „Man nenne mir doch" „Man zeige" „Herr X. ist der Mann nicht" „Ich wage es, hier

eine Äußerung zu tun, mag man ſie doch nehmen wofür man wolle". „Mit Ihrer Erlaubnis" führt er den Streich; die Frage „Was giebt mir Herr N.?" leitet über; ein kühnes Wort fällt als Tonne unter die kritiſchen Walfiſche: „Was gilt die Wette?" wird noch hinzugeſetzt; er wettet Tauſend gegen Eins oder gar eine Million Jahre ſeiner Seligkeit. Jawohl muß dann die Behauptung „unwiderſprechlich", „unſtreitig" erſcheinen, auch wenn ſie das gerade Gegenteil des bisher Geglaubten erhärtet: „Er ſagt, es ſei ein höchſt böſes und gottloſes Büchelchen. Ich aber ſage, es ſei ein ſehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen." Leſſing ſpaltet, ſein Gedankengang iſt zweiſchenklig, „denn jede ſcharfſinnige Unterſuchung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe kleiden". So ſind manchmal Antitheſen vom erſten bis zum letzten Blatt durchgeführt, und Unterſchiede, zwiſchen Genie und Witz, Paſtor und Bibliothekar, können unmöglich ſchärfer geſichtet werden. Auch die ſeltenen Wortſpiele dieſes Polemikers beruhen faſt immer auf Antitheſen: überſchreien und überſchreiben, Auslegung und Ausleerung.

Leſſing führt als Anwalt den Prozeß, gern für eine ſchon aufgegebene, nicht „allzu leichte" Sache, lieber für die causa victa als die causa victrix; wir ſind die Schöffen, der Advokat des Gegners wird zum Wort gerufen, der Angeklagte verhört, ein verdächtiger Zeuge zugunſten des unverdächtigen abgelehnt, ein Alibi dargetan, die Echtheit einer Urkunde geprüft, ein Beweisſtück herbeigebracht, wie wenn Akten auf den Tiſch des Hauſes gelegt werden im Augenblick größter Spannung — „Und nun bitte ich um Reviſion des Prozeſſes". Ausdrücklich rät er, einen Satz recht zu beherzigen, „dieſe drei Umſtände wohl zu erwägen", und ſorgt direkt für das Hört, hört! Einmal ſoll der Gegner ſich auf das verſprochne Konfekt noch acht Tage ſpitzen, ein andermal trifft die Erklärung plötzlich ein: „Wie geſchah das? . . . Ohne weitere Umſchweife: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will". Er ruft: Zur Sache! Mit der Sprache heraus! Genug! Geduld! Hurtig! Mit nichten! Nimmermehr! Poſſen! Larifari! Jämmerlich! auch wo er keinem beſtimmten Gegner ins Auge ſchaut. Selbſt im Leſen alter Scholiaſten ſchreit er auf: „Daß ſie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger!" Zureden bemeiſtert aber die Hitze, wie

der Kamenzer Pastor, der alte Knabe Odoardo sein Ruhig! vor sich hin spricht. „Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen fortfahren“ oder „Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren“.

Überreich sind die Figuren des Abbrechens vom einfachsten haec hactenus bis zum Bilde des Vomitivs. Ein Genug wird potenziert: „Ja wirklich genug und allzuviel!“ oder in den barschen Befehl gefaßt: „Genug mit dem Herrn X. gesprochen.“ Da gibt es eine lange Stufenleiter: Lassen Sie es gut sein; ich habe Wichtigeres zu tun; ich bin müde; ich bin es herzlich satt; mir graulet; mich ekelt . . . Mitten im Satz gegen alte Weiber oder Taube hält er inne, sogar ein ruhiges Laokoonkapitel schließt mit einer Aposiopesis, eine Theaterkritik läuft in den Scherz aus: „Denn Aristoteles sagt — hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen“. Das Abbrechen bekundet die schroffste Verachtung: „Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser vorkauen zu wollen“; „Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist leicht abgewartet“. Es dient auch zur schnödesten Aushöhnung des Gegners, wenn seine ziellose Geschwätzigkeit als ansteckende Krankheit die Abwehr Lessings selbst ungebührlich zu dehnen droht.

Seine dem Zwiegespräch genäherte Rede beflügelt sich, manchmal über Maß, mit Fragen und Ausrufen. „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ wird in einen Schwarm von Fragen aufgelöst. Fragen führen Sokratisch weiter, zerfasern ein wirres Gespinst, legen in einen Wall Bresche, dienen zum Abschluß einer hypothetischen Schrift. Der Zweifel taucht auf: wie denn? denn was? denn wann? Ein letztes Wort wird mit einem Fragezeichen im neuen Satz lebhaft aufgenommen, oder zwei, ja drei wie Rädelsführer aus der Menge herausgegriffen. Das Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie beginnt als Kommentar zur darübergeschriebenen Nummer mit der Frage: „Hundert und erstes bis

viertes?“ Schon das Ausrufungszeichen „Pope ein Metaphyſiker!“ iſt ein beredter Trumpf gegen die akademiſchen Weiſen. Verblüffendes, Ironiſches, Erſchreckendes, Empörendes, Zermalmendes ſpiegelt ſich in einer Reihe von Ausrufen. Interjektionen, ein ſchalkhaftes Ey, ein raſches Huſch oder Hui, ſpringen zahlreich hervor. „Heyda“ beginnt der achte „Anti-Goeze“, wie wenn die Tonart gleich mit einem Allegro angeſagt werden ſollte. Leſſing betrachtet dieſe natürlichen, in den verſchiedenen Sprachen übereinſtimmenden Zeichen der Leidenſchaft, Urlaute der Menſchheit, und rechnet beim „Laokoon“ ihren Reichtum zur Vollkommenheit einer Sprache, mißbraucht von elenden Köpfen, doch nur von einer froſtigen Anſtändigkeit verbannt. Bis in die kleinſten Einzelheiten dringt ſeine Beobachtung theoretiſch und praktiſch. Auf einem lexikaliſchen Streifzug merkt er ſich an: „Ah! dieſe Interjektion verdient auf alle Weiſe aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche übergenommen zu werden, weil ſie ſich weder durch unſer ach! noch o! geben läßt, und faſt der natürliche Ton bei gewiſſen Ausrufungen des Verdruſſes und Widerwillens iſt, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft iſt, daß ſie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte“; er bedient ſich denn dieſes Ah in ſeinen Dramen, der „Fatime“, der „Minna von Barnhelm“. Wie oft hat er durch ein „O des . . .“ den ſtaunenden oder richtenden Blick auf eine Perſon geheftet, wie oft die Apoſtrophe verwandt, leichthin, oder pathetiſch, wenn Luthers Geiſt vor den Epigonen beſchworen wird.

So greift er mit Vorliebe zu halbdramatiſchen Formen der Darſtellung, die auf den Kampfplätzen des Humanismus und der Reformation, gedämpfter in den Feſten, wie ſie Frankreichs geſelliger Eſprit der mündlichen und ſchriftlichen Unterhaltung gab, ausgebildet worden waren. Der Brief iſt ein einſeitiger Dialog, „weil man ſich würklich mit einem Abweſenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, ſo oft auch darin ſteht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr. Figürlich iſt es die allerkommodeſte Art von Buchmacherei; obgleich darum eben nicht die ſchlechteſte. Was ſie durch Mangel an Ordnung verliert, gewinnt ſie durch Leichtigkeit wieder: und ſelbſt Ordnung iſt leichter in die Linien hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktiſche Abhandlung, die an niemand gerichtet iſt, als

an Alle, und von niemand ganz sich herzuschreiben scheint, als von der alten ruhigen Wahrheit selbst." Diese Programmsätze sind in ihrem Lehrgehalt nicht originell, sondern wiederholen weitverbreitete französisch-deutsche Meinung. Die Geschichte des deutschen Briefs ist, ohne näheres Eingehn auf die litterarische Kunstform, wie es R. M. Meyer für die Flugschrift getan hat, von Steinhausen gründlich und gefällig entwickelt worden. Als Lessing seine frühsten Schreibübungen machte, „schrieben alle wohlgesitteten Leute französisch" — die Gelehrten lieber lateinisch —, ohne mit der fremden Sprache zugleich den beschwingten Stil der klassischen Pariser Epistelkunst zu erfassen. Zierlicher und witziger Rede froh, mehr der Form als der Sache halber ein leichtes Geplauder zu pflegen, scheint den Deutschen mit wenigen Ausnahmen versagt. Wir haben einen Schatz herrlicher, vieltöniger, individueller Briefe deutscher Männer und Frauen, aber nur Eine Briefkünstlerin Caroline, während Frankreich einen ausgeglichnen, durchgebildeten Briefstil besaß und zum Teil auch während der allmählichen Wandlung seiner älteren Prosa noch besitzt. Der Deutsche Lessingischer Zeit rang noch immer mit dem „galant" sein wollenden, umständlichen und unwürdigen Komplimentierton, der in Unterschriften ein tiefes Ducken des geringen Selbst, nach weitschweifigen Präambeln eine volle Weihrauchspende gebot. Im Stillen flatterten die pietistischen Seelenkorrespondenzen durch das Land, deren Schauindich die Gefühlsanalyse bereicherte. Den „abgeschmackten Junkers und aberwitzigen Neukirchs", wie Lessing sagt, kurz allen Eselsbrücken und geschmacklosen Briefstellern trat 1751 Gellert mit Lehre und Beispiel entgegen. Er machte den Brief in Deutschland zu einem Grademesser der Bildung. Das Ideal war eine gesuchte Natürlichkeit, ein absichtlicher Stegreif, eine möglichst zwanglose Gliederung, als schreibe man „wie man spricht", vielmehr wie man sprechen soll, und folge sich gehen lassend dem „eigenen Naturell". Alles wohltemperiert, ohne Schwung und ohne Niedrigkeit, wortreich, artig, gedanken- und kraftlos; „plan", wie der saubere Sachse sich gern ausdrückte. So schrieb Gellert, mit großem Verdienst um den Schliff der Umgangssprache, den adeligen Gönnern oder an seine bürgerliche Sévigné, die Demoiselle Lucius. Oft genug kamen Wassersuppen auf den Tisch. Eine Briefwut lief durch Deutschland,

man bat um die Ehre des Austausches, man suchte ständige Korrespondenten in Hauptstädten und Bildungszentren, auch zum Ersatz der dürftigen Zeitungen, und bald tänzelte von Frankreich eine namentlich ausgewachsene Männer übel kleidende, gern anakreontisch zwischen Prosa und Vers spielende Mode herein. Lessing hat Gellerts matten Landkutschenwitz verhöhnt, die Tändelbriefe verachtet, die telegraphierten Freundschaftsbewerbungen der schönen Seelen von sich gewiesen. Es ist bezeichnend, daß gleich der erste von ihm erhaltene Brief mit „Ich" anfängt, der elenden Demutsregel ganz zuwider, die ein solches unmittelbares Hervortreten des Selbst als unhöflich verpönt. Auch in etwas steifen Briefen an die Eltern oder einen Gönner regt sich Lessings Selbstbewußtsein wie seine dem Gellertstil fremde lebhafte Dialektik. Er läßt sich wirklich gehn und folgt dem eigenen Naturell. Zu erzählen und beschreiben ist dann seine Sache nicht; ein Epigramm springt ihm oft von den Lippen, ein Erguß der Empfindung sehr selten. Er kann übermütig sein, hitzig, zornig, neckisch, freundlich, doch eine herbe Scham des Gemüts hält volle Beichten zurück, so daß er auch darin ein Gegenfüßler Goethes ist. Die meisten Briefe sind sachlich, mit ein paar nachlässigen persönlichen Zutaten, und im ausgesprochnen Kontrast zu den „Schwätzern" kurz angebunden. Oft genug bekennt Lessing seinen unüberwindlichen Respekt vor langen Episteln. Er antwortete säumig oder verstummte gegen die Liebsten, so daß seine Freunde dies Schweigen beinah als einen Beweis der Intimität ansehn mußten. Für Kästner den Beobachter an der Spree zu zu machen, wie Mylius als Briefjournalist getan, verweigerte Lessing. Er schrieb vor den Zeiten Evas ausgiebiger und regelmäßiger fast nur, wo es der Fortführung großer ästhetischer Fragen galt und der Brief an die Stelle des Gesprächs oder der Abhandlung trat. Lessing gehört dergestalt nicht zur Gellertischen Schule, die durch Aufstellung von allerlei Musterbriefen in Widerspruch mit dem Natürlichkeitsideal geraten war. Schon der günstige Vossische Rezensent erklärt: „Den besten Briefsteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweisen, daß man keinen Briefsteller braucht, und die ganze Kunst schöne Briefe zu schreiben ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt." Er teilt aber aus Natur mit Gellerts Lehren den Hang zur scheinbaren Unordnung und Improvisation.

Das sechzehnte Jahrhundert hatte den „Sendbrief" in streitenden oder volksmäßig belehrenden Flugschriften ausgebildet, das siebzehnte Pascals Provinciales gegen die Jesuiten als ein Meisterwerk moderner Polemik gezeitigt, das auch an Briefromanen so fruchtbare achtzehnte den offenen Brief Englands und Frankreichs, sei es in der Form von Sammlungen, sei es einzeln, auf alle Gebiete des Staats- und Geisteslebens angewandt. Die brieflichen Essays befördern einen leichteren Gang, wo nicht alles aufgepackt und erledigt werden muß, und als einseitiges Gespräch einen lebhaften Ton ohne Gravität und unliebsame Belehrung des Katheders. Man wendet sich wirklichen Adressaten zu oder fingiert einen Empfänger oder schreibt ins Weite: au public. Lessings Gelegenheitsschriften in solcher Form gehen als Berliner „Briefe" trotz Voltaires Vorbildern noch ziemlich steif einher, im „Vademecum" nehmen sie einen zu burschikosen und heftigen Trab, in den „Litteraturbriefen" und den Antiquarischen ist der Stil sehr ungleich, denn die Form wird namentlich gegen Klotz nicht festgehalten, sondern von langen uninteressanten Auseinandersetzungen gesprengt, bis sie zur Vollendung der „Anti-Goeze" hinansteigt und ruhiger die „Briefe an verschiedene Gottesgelehrte" beherrscht.

Man hat von Lessings Monologen gesprochen, aber das eigentliche Selbstgespräch setzt keinen Zuhörer voraus, mit dessen Verständnis zu rechnen ist, und keine andre Resonanz als die des leeren, verschwiegenen Raums. Monologe sagt oft genug der einsame Leopardi vor sich hin, wahrhafte Monologe ruft Novalis in die Todesstille der Mutter Nacht, während Lessing, außer im Drama, nur einmal einen echten Monolog geschrieben hat: als er im stillen Zimmer seine jugendlichen religiösen Gemütskämpfe dem Papier anvertraute. Er bedarf des Partners, sei es auch nur ein schattenhafter Gast, wie der Vater selig warnend vor dem verstörten Sohn erscheint und von ihm angerufen altvertraute Reden wiederholt. Lessings Art ist gleich der Weise Luthers eine dialogische, die das Denken gesellig macht und ideelle Verhandlungen ausprägt. So erzählt uns Goethe, daß er gern im Geist einen Bekannten zu sich lud, niedersitzen hieß und dann auf und ab gehend ansprach. Lessing unterhält sich mit leibhaften und nur gedachten Personen oder in den mannigfaltigsten Wendungen mit dem Leser, so daß

wohl ein förmliches „Ich“ und „Du“, „Ich“ und „Er“ Reden und Gegenreden bezeichnet, bis er dem andern sagt: „Tritt ab.“ Er weiß, ein echter Sokratiker, daß noch immer durch gutes Fragen und Antworten die tiefsinnigsten Wahrheiten herausgebracht werden können, wenn er auch selbst die alte gelassenere Methode selten anwendet und mit lebhaften Unterbrechungen gern zum Drama hinstrebt. Der bloße Einwurf „Man könnte sagen“, die einsilbige kürzeste Frage „Wie?“ gilt einer sichtbaren oder unsichtbaren Gegenwart. Lieber als den einverstandenen Freund holt der kritische Schriftsteller sich Andersgläubige heran und sucht, mit wem er streite. Er porträtiert, karikiert den Gegner durch Vergleiche — „das wahre Bild . . .“ —, damit man ihn nicht bloß höre, sondern auch sehe, seine Gebärden beobachte, wie er selbst die Mimik des Zuschauers bemerkt und das eigene Mienenspiel. Lessings Schriften wimmeln von unmittelbaren Anreden: mein Herr Pastor, senex abedarie, ehrwürdiger Mann, Nachbar, gutes Mütterchen; sein achter „Anti-Goeze“ variiert die Zurufe für das Altonaer Roß: mein gutes Pferd, lieber Gaul, edler Houyhnhnm, komm an, Scheckchen! Von den höflichen Prädikaten hat Lessing selbst einmal erklärt: „ein guter, mit welchem Beiwort man oft eine kalte Ironie verbindet.“ Ohne jenem den Klotzianern so scharf angerechneten Klatsch zu verfallen, nutzt er gern persönliche Züge. Lange ist Dorfpastor, er hat einen Schulmeister, der hat Schulknaben, die Chorus machen müssen, sein Vater war Theolog und Grammatiker, ein stummes Spiel wird possenmäßig durchgeführt. So in der „Duplik“ die Schlaftrunkenheit des Nachbars; pathetisch aber im zehnten „Anti-Goeze“ die Abstimmung der versammelten Väter wie auf einer Bühne mit Einzelfiguren und Massen. Lessing gibt ein „Nachspiel“ zum Besten oder besteigt vor der Gemeinde die Kanzel, um Yorikisch zu predigen. Er treibt den Feind oft durch mimische Satire zur Selbstvernichtung, indem er Gottsched zu Worte ruft oder Dusch nicht als Dichter im Tempel der Natur, sondern als Savoyarden mit dem Guckkasten vorführt, Voltaires aalglatte Phrasen in sein gerades Deutsch übersetzt oder drei Fraubasen ein parodisches Theatergeschwätz herplappern läßt. Manchmal bricht er plötzlich los und fährt sein windschief fragendes Opfer an: „Was schnacken Sie?“ Wie fein er die Technik des Gesprächs studiert hat,

zeigt auch seine Niederschrift über „Unterbrechung im Dialog", wo er mit Home gegen Voltaire das Recht der Ungeduld anerkennt, aber die leichte Füllung der points poursuivants für Leser und Hörer fordert. Seine eigentlichen Dialoge, den schnurrigen „Kanzeldialog" nicht zu vergessen, nehmen durch ihre spannende Sparsamkeit, ihren trockenen Witz, ihren gesammelten Scharfsinn eine Sonderstellung in der alten Gattung ein und bilden den äußersten Gegensatz zum Reichtum eines Platonischen Symposions, denn Lessing machte sich „aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel". Seine Freimaurer reden so, wie er selbst mit Moses, Jerusalem, Jacobi redete, nur viel spitzer und ausgesparter, als ein natürliches Gespräch ergeht; mögen Raphael und Julius philosophische Briefe schreiben wie Schiller und Körner, mögen der „Sammler und die Seinigen" sich aussprechen wie die weimarischen Kunstliebhaber — „das laute Denken mit einem Freunde" hat eben seinen individuellen Stil.

Lessings Stil ist sehr bewußt. Es wird licht um uns, so oft wir zu ihm treten. Er kennt den verschleiernden Dämmerschein, das romantische Halbdunkel nicht, dem Dichter manchmal zum Schaden, der verstandesklaren Prosa zum Gewinn. Weiter Raum im Reich der deutschen Sprache blieb seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zur Entdeckung und Pflege, der ihm fremd war. Er „distinguiert" immer, und Novalis fand seinen Blick zu durchdringend, seine Prosa ohne „hieroglyphischen Zusatz" für die Magie des unendlichen Ganzen. Hinter ihm Nacht und vor ihm Tag, weiß er genau, was er will, was er kann. „Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kömmt, wenig gesagt, nie damit zu Ende". Er glaubt an Recht und Kraft des Genies: „daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form erteilen kann welche es will". Die eigenen Grenzen waren ihm unverhohlen: daß es mit der gebundenen Rede hapere, daß die Versifikation, ganz abgesehn von sehr bösen Tragödienalexandrinern, hier und da den Meister über ihn spiele, hat er offen eingestanden. Seine scharf im Zaum gefaßte, manchmal zu künstliche Sprache geht ihm nicht durch. Ohne jeden Parenthyrsus schaltet er mit den rhetorischen Figuren, hebt die Sätze bis zur obersten Staffel, zu prägnanten Worten einer Klimax empor, unterstreicht die Hauptsachen

und weiß die logischen Accente der Rhetorik dem rhythmischen Fall oder vielmehr Anstieg seiner wohlbemessenen, zuletzt gern mit einer starken Klausel ausgestatteten Perioden vortrefflich anzupassen, die weder nach Goethes ruhiger Harmonie noch nach Schillers hohem Wogengang streben. Alles ist überlegt, auch in der größten Lebendigkeit. „Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache", steht in seinen zahlreichen Sprachbekenntnissen zu lesen, denn er beobachtete sich selbst und gab sich wie den Lesern Rechenschaft, warum er in dieser oder jener Sache gerade so, nicht anders geredet habe. Sein Vorsatz soll zum vollen Bewußtsein kommen: „Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen". Aber gern und oft charakterisiert er ganz bestimmt die Tonart, bittet um Erlaubnis, ein wenig possierlich zu sein, nennt die Weise der „Litteraturbriefe" streng, einen Ausfall gegen Klotz höhnisch, bemerkt lächelnd, daß er die fremde Melodie schlecht treffe, will mit sehr kaltem Blut, ruhigstem Vorbedacht, langsamster Überlegung spöttisch, bitter, hart erscheinen und hängt zum Schrecken der Widersacher auf dem Kunstrichterschild seine Tonleiter aus. Man hatte diesen Stil „oft mehr als bloß satirisch" genannt; Lessing erwidert: „Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satirisch sein? Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend". Der Hauptpastor empfängt auf anzügliche Beschwerden über diesen Stil die Antwort: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Trotzdem kündigt Lessing seine leidenschaftlichen Wallungen bewußt an und sagt, wie der Grieche sein Θέλω θέλω μανῆναι, „Ich muß, ich muß entbrennen" oder fühlt sich, wenn ihn wirklich einmal, wie im Verlauf der „Duplik", ein Fieber übermannt hat, wenigstens nachher den Puls. Er weiß, daß er hitzig ist, und arbeitet mit dieser Hitze; weiß, daß

er witzig ist, und braucht diesen Witz bis in heilige Sphären hinein, denn „wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll?“ Lessing dürfte mit Luther bekennen: „Ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer: denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen soll, so muß ich zornig sein, da erfrischt sich mein ganz Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ Aber auch der Kunst zu dämpfen war diese bewußte Sprachmeisterschaft sehr mächtig, wie die antiquarischen und die theologischen Fehden mit ihrer Helle nach dem Sturm zeigen.

Am ausführlichsten hat Lessing sich über die hervorstechendste Eigenschaft seines Stils geäußert, die wachsende Neigung zum Gleichnis. „Von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil“, fährt er im zweiten „Anti-Goeze“ fort, „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig betrachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann!“

Die Metapher also ist in der Prosa ein der natürlichen Rede

vertrautes, die Gedanken beförderndes, Unbekanntes ans Deutliche schließendes Vehikel; kein Schmuck, was sie ja auch in der Poesie nicht äußerlich sein soll. Seiner Neigung, davon zu häufigen und bisweilen zu feinen Gebrauch zu machen, ist Lessing sich wohl bewußt, die Vorteile dieser Erbsünde jedoch überwiegen zu sehr ihre Fehler, als daß er nicht rüstig der Naturgabe frönen sollte. Nochmals bestimmt er im achten „Anti-Goeze" die Art und Absicht seiner Bilder: „Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden". Das Bild des Prosaisten (er heiße Luther oder Lessing oder Bismarck), der auf klares, anschauliches Überzeugen ausgeht und die Phantasie als Mittlerin zu Hilfe ruft, sammelt die Lichtstrahlen in einem Fokus. Es konzentriert und steigert den Glanz der Wahrheit, es macht das scharfe Schwert der Polemik blank. Allerdings geben die Bilder der lehrenden und streitbaren Prosa ein poetisches Element, das bei Lessing, wo er persönliche Zustände malt wie im Bild von der einsamen Mühle, sich der Lyrik nähert und einen Hauch jener dichterischen Fülle atmet, die etwa Claude Tilliers ergreifenden Pamphleten ihren Zauber leiht. Lessing, der Feind der Blümchen, des „gefirnisten" Stils, will die Prosa nicht so streng umzirken wie die ältern Franzosen und Sachsen oder wie Klopstock, immer aber ist sein Bild Brennpunkt des innern Interesses, nicht Zierat. Die Sinnlichkeit der Redekraft eines Luther, Hans Sachs, Fischart war im siebzehnten Jahrhundert, wenige kraftvolle Federn ausgenommen, hinter einem aufgebauschten, gedankenleeren, wie Haller sagt „auf Metaphoren als auf Blasen schwimmenden" Bombast verschwunden, der doch arm und erfindungslos erscheint, wenn man seinen Vorrat in Rubriken bringt. Die Dichtersprache litt an einem langwierigen Ausschlag. Wer nach Günthers aus eigenster Erfahrung geschöpftem Spott ein Gleichniswort vom Mississippi her holte, freute sich seiner ungenießbaren Großtat vor dem verdutzten Leser. Auf der einen Seite brach dann ein radikaler Bildersturm

los, auf der andern wollte man von den Hitzblattern des Marinismus beim Studium Homers genesen. Gleichnisse statt Lohensteinischen Ambras und Zinnobers, Hofmannswaldauischen Alabasters und Zuckers fanden in der Schweiz, wo einst Zwingli das „Tropen und Troppeln" mit den Waffen antiker Rhetorik bekämpft hatte, den höchsten Preis. Und es konnte nicht ausbleiben, daß die religiöse Poesie Klopstocks, nach allen Orgien der Sinnlichkeit und gegen die steifen Klumker des Gottschedianismus, im Unkörperlichen, Unsinnlichen ihre Triumphe suchte: die Illustration war oft dunkler als das zu Illustrierende, die scheinbare Beleuchtung nur eine weithergeholte Umschreibung; wie Lessing einmal sagt: „Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern". Doch der Marinismus als herrschende Mode starb dahin, jener Schwulst, den Lessing im „Leben des Sophokles" treffend bezeichnet: „Was macht einen Dichter anders schwülstig als die allzu häufige, allzu gesuchte Anwendung der kühnsten Tropen?" Jene waren gedankenarm; er bewährt im Gleichnis den scharfen Blick für Ähnlichkeiten und ein tiefes Verstehn, das alle Beziehungen anschaulich hervorheben kann: τὸ ὅμοιον θεωρεῖν, wie es der Stagirit ja als Merkmal des Genies gerühmt hatte; πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι! Ein Gleichnis Lessings muß seine Gleichnisse bestimmen: der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes das Weib, die Worte sind die Kinder dieser Ehe.

Unser bildlichster Dichter und Schriftsteller ist Goethe. Von der Kindheit der Muttersprache bis ins höchste Greisenalter, wo manches Mal die schon lang verdorrte Sinnlichkeit eines Wortes von seiner Symbolik betaut wieder aufquoll, war es ihm Bedürfnis, sich figürlich und gleichnisweis auszudrücken. „In Gleichnissen laufe ich mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette", sagt er der Freundin. Er hat das ganze Gebiet des Niedern und Hohen, Drastischen und Weihevollen unumschränkt durchmessen, ein „Gleichnismacher", dem Volksrede, Weltlitteratur und alle Naturreiche willig ihre Schätze zollten. Auch Lessing könnte mit ihm sagen: „Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären", aber bei geringerer Naivetät seiner Gleichnisfülle hat er Bild und Gleichnis erst unterwegs in Pflege genommen. Er liebt das Sprichwort, in dem die Volksweisheit sich oft an-

ſchaulich zur knappſten Fabel verdichtet, und nutzt manche populäre Klugreden unbekümmert um die Geſchmäckler, die derlei Wendungen gleich den bibliſchen trivial und unfein ſchalten und ſie nur dem niedrigen oder pöbelhaften Stil zuwieſen. Gottſcheds kleine Sammlung ſächſiſcher Sprichwörter enthält eine ganze Reihe Leſſing geläufiger Nummern, z. B. Contis „Die Kunſt geht nach Brot“. „Nach dem Sprichwort zu reden“, ſagt er allzeit gern, meidet aber auch da nicht Abliegendes, Undeutſches: „Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Ernte“ (Je ne mets pas la faucille dans la moisson d'autrui). Anfangs greift ſeine Sprache, nicht ſelten in Frageform und für Schlußpointen, zwar zu vielen knappen figürlichen Ausdrücken und Anſpielungen; aber er ſteckt doch noch in altmodiſcher Allegoriſterei, wenn er 1751 mythologiſiert: „Wie einſam dagegen ſitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majeſtätiſchen Purpur mit Flittergolde beſetzt. Ihre Trompete iſt dem Momus in die Hände gefallen“, oder wenn er in den „Rettungen des Horaz“ recht ſchulfüchſiſch einem Vergleich aus der Schiffahrt durch Bemühung des Äneas und Äolus ein Bleigewicht anhängt. Sein erſtes glücklich ausgeführtes, vielleicht durch Leibniz (Muncker 15, 518 u.) angeregtes Gleichnis findet er, ohne je die ſchimmernden des „Meſſias“ zu erörtern, für Klopſtock und die Nachahmer, was nicht hindert, daß im „Pope ein Metaphyſiker!“ Begegnung und Kleidertauſch des Philoſophen und des Dichters auf halber Parnaßhöhe geiſtreich gedacht, doch mühſam geſagt iſt, oder in der Vorrede zum Thomſon ein ſehr anſchaulicher Vergleich des Merchant of London mit einem Buckligen und ein maleriſcher Bilderſchwall auf derſelben Seite ſtehn. Kein Zweifel: klärend und bereichernd wirkte die theoretiſche, beſonders die ſelbſttätige Beſchäftigung mit der Fabel. Der letzte Schwulſt ward hinausgefegt, das Auge geſchärft, die Wendung gerundet. In den ſparſamen „Litteraturbriefen“ fällt einmal die kluge Berechnung auf, wie das hebräiſche Bild vom Kahlkopf und den Bären und ein etwas ſteif wiedergegebener Vergleich aus Butler dem bibliſchen Brief eines Engländers angepaßt ſind; anderſeits erſcheint als Frucht der neuen Gedrängtheit der Proteſt gegen die „ſchülerhafte“ Dehnung. „Noch nicht aus?“, heißt es zu einem Gleichnis des Nordiſchen

Aufsehers — „Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichnis. Der Aufseher fährt fort: Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land. Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Skribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichnis, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?" Basedows Widerspruch gab Anlaß, dies „ekelhaft ausgereckte" Gleichnis nochmals durchzuhecheln. Stets auf der Hut, daß er nicht über dem Ausspinnen die Verbindungsfäden zerreiße, will Lessing doch den Homer nicht tadeln, wenn bei ihm das Gleichnis lebhafte Züge mitnimmt, die nicht ganz zum Verglichenen passen; nur ganz unwahr dürften derlei beiläufige Züge niemals werden. So schaltet Lessing selbst, der sich wie Homer „oft ein wenig in seine Gleichnisse verliebt". Doch ist er im „Laokoon", wo er die Künste als Grenznachbarn behandelt und einen Gleichnisfund bei Plutarch macht, noch enthaltsam, in der „Dramaturgie" erklärter Feind luxurierender Gleichnisse der Bühnensprache, wie denn auch die „Emilia Galotti" ihre karge Rede nur mit unausgemalten figürlichen Zutaten, von der gebrochnen Rose, dem Tropfen im Eimer, der brüllenden Löwin, würzt.

Der hamburgische Kritiker faßt sein Urteil als knappes Bild zusammen: ein Riese exerziert mit dem Kadettengewehr, ein Gemengsel von Zärtlichkeit und Zeremoniell schmeckt wie Honig und Zitronensaft, und dergleichen mehr. Schon aber greift die Lust am durchgeführten Gleichnis hier wie in den Antiquarischen Briefen um sich. „Ich erkläre mich an einem Gleichnisse" „Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben" „Ich bleibe also in der Vergleichung". Man sieht ihn aus der „abgezogenen" in die sinnliche Rede hineinwachsen und aus der figürlichen zur abstrakten zurückkehren. Diese Bewegung verkennt, wer dem Nathanvers „Ein großer Mann braucht überall viel Boden" mit Schlimmbesserungen wie „Baum" oder „Stamm" zuleibe geht, denn das Wort „Boden" wird ein Erdreich für das im ersten Anfang noch nicht vorgesehene Bild von den einander in allzu großer Nähe zerschlagenden Ästen. Ein Gleichnis ruft mittels der Analogie das andre herbei: „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer

Mine sprengen wollen: ich muß keinen Scheiterhaufen anstecken, um eine Mücke zu verbrennen" — so wird der Widerspruch zwischen kleinem Zweck und ungereimtem Kraftaufwand dreimal versinnlicht. Der Ausdruck „einer Übersetzung aus alten Sprachen den Puls fühlen" gesellt sich gleich den zweiten medizinischen zu, und zwar mit drastischer Steigerung: „einer aus den neuern Sprachen das Wasser besehen". Eine ganze Kette schließt sich Glied in Glied zum Kontrast Shakespeares und des deutschen Nachtreters: das englische Trauerspiel ist ein Fresko, das französelnde eine Miniatur, eine Szene des Briten der Ärmel eines Riesenkleids, den man nicht für einen Zwergenrock nutzen kann; die Entlehnung gleicht der Flocke des Fadens, die künstlerische Verwendung eines Motivs der vom Rohwert unabhängigen Goldarbeit; endlich wird das große Originalstück zum Spiegel für die Flecken der Pfuscherei, und antithetische Worte Lessings über Schärfe des Dichters und des Kritikers machen den letzten Ring dieser unwillkürlich zu weit erstreckten Kette. So strömen ihm eben da, wo er sich die lebendige Quelle der Poesie abspricht, analoge Bilder der Bedürftigkeit unerschöpflich zu, von dem Druckwerk, dem fremden Feuer, den Kunstgläsern, der Krücke. Der Titel „Nachtigall" gibt den Vogel, den Phönix, die Stimme, das Bauer an die Hand, der Name „Reichspostreuter" einen ganzen Bilderschwank mit Gaul und Schwager. „Bei diesem Gleichnisse zu bleiben", nimmt Lessing das verwaiste Werk nicht bloß kurzweg für ein ausgesetztes Kind, sondern schafft es ins Findelhaus und zur Taufe, schreibt ihm auch die liebkosenden Gebärden eines Säuglings zu; dadurch inspiriert, daß sein Gegner auf die väterliche Pflege von Mißgeburten gestichelt hatte. Lessing spricht von Klotzens Weihrauch, als ihm Wernickes sinnliche Wendung, einem das Rauchfaß um den Kopf schmeißen, einfällt und die Phantasie sofort zum Ungeschick des Schwenkenden, den Beulen des Getroffenen weiter führt. Oder im gleichen Zusammenhang: der Schmeichler kitzelt, der Gekitzelte krümmt sich, denn seine Haut ist kein Elefantenleder, man wird ihn tot kitzeln. Der abstrakte Gedanke, sein Opfer sei ein Egoist, gibt sich in bildlichen Fragen und Invektiven kund: „Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen? Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle", und dem glücklichen Bilde muß ein gleichfalls antithetischer Nachsatz

dienen: „Was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter“. Noch viel reicher wird im „Absagungsschreiben“ der Tonwechsel des erst leidlich mäßigen, nun blind wütenden Gegners ausgebeutet: dort murmelt er sauersüß, hier verleumdet er aus vollem Halse; dort geht die Katze um den Brei, hier läuft der Eber in den Spieß; dort nennt er weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken schlägt, hier wird Lessing bei jedem Krampf der orthodoxen Finger „geknippen“; dort regt er das Wasser kaum, hier macht er Plumps.

Neben derlei analogen Bildern erscheinen die phantasievollen, einheitlichen Freskogemälde, wie jenes von der Mühle gegen die Klotzianer, oder das vom Sturm gegen die Orthodoxen, das hier als Meisterstück fortreißender tropischer Beredsamkeit stehn soll (3. Anti-Goeze): „O ihr Toren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu tun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu tun! um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaun vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?“

Prosaischer wird bisweilen ein Gleichnis auf Ort und Umgebung des Adressaten berechnet: also vernimmt der Hauptpastor der Handelsstadt ein kaufmännisches von Brutto und Netto, Tara und Emballage, oder „ein Exempel, das ihm ganz nahe ist“ durch eine Parallele der Bibel und der Klefekerischen Gesetzsammlung. Mangelt Gleichnissen dieser Art die plastische Kraft, die den Rottenführer und seinen feilen Litteratentrupp als den Alten vom Berge mit seinen Banditen in Szene setzt, und die derbe Sinnlichkeit, die vom stinkenden Fett der Wassersuppen oder den eklen einander auffressenden Spinnen redet, um Phrasen dort und Widersprüche da

zu illustrieren, so hat Lessing auf der einen Seite die knappste Bildlichkeit in Prägungen wie „abbangen“ „hinausverfolgen“ „angestorben“ „zerstreiten“, auf der andern eine Neigung zum Subtilen. Seine Gleichnisse vom Kinderleben entbehren der Naivetät oder erscheinen zu sinnig, als daß der mit bunten Kieseln spielende Kleine sich auf den Klotzischen Kampfplatz schicken möchte. Die Ausmünzung des Fabelsprichworts von der blinden Henne verliert sich ins mineralogische Detail von Kröten- und Luchssteinchen, die nicht jedermann kennt; das schöne Wort vom elektrischen Funken der Glaubensseligkeit führt mit der Anrufung Franklins und Nollets in ein gelehrtes Revier; was die Optik über Strahlenbrechung ermittelt hat, wird auf Stand und Streich im Duell angewandt, oder die Schnauzen und Kragsteine, Simse und Architrave der Baukunst müssen, ebenda vor dem letzten „Fragment“, die Stelle des Bruchstücks im geistigen Gebäude bestimmen helfen. Ja das viel ältere Gleichnis von den zwei Wilden, die in den Spiegel gucken, hat ganze Abhandlungen über seinen Tiefsinn herausgefordert, obwohl Lessing im Plauderton anhebt: „Wollen Sie mir ein Gleichnis erlauben?“ Jenes Bild der „Duplik“ vom Hause, dessen Festigkeit nicht durch Aufwühlung der Fundamente dargelegt zu werden braucht, wird durch das angefügte Gleichnis von dem ephesischen Dianatempel, seinem Kohlengrund, der Art dieser Kohlen, den Zeugnissen des Plinius, Pausanias, Vitruv allerdings „nicht verdorben“, was die geistreiche Meinung anlangt, doch in die dünne Luft der höchsten Bildung emporgehoben, wo dem ungewohnten Leser der Atem zu stocken droht.

Selbst in Lessings Briefen fehlen, neben realistischen Sätzen über den einfallenden Bau der Kirche, das schmutzige Wasser der Theologie, künstlicher geschliffne Facetten nicht. Nur ein paar Strichlein, und sein Blatt an Ebert vom 12. Januar 1773 über das vorhandene Thema „Moos und Schwämme“ dürfte neben der nachdenklichen Geschichte, wie Minervas Vogel sich von Mäusen nähert, unter Lessings Prosafabeln stehn; auch die Moral springt am Schluß epigrammatisch hervor: „Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln.“ Wenig mehr wäre nötig, um den Kräuterkenner und den Schäfer aus der antigoezischen „Bitte“ im Bereich dieses neuen witzigen Äsop anzusiedeln

oder den bildlichen Exkurs der „Parabel“ über Fuhrmann und Befrachter mit einer knappen Nutzanwendung, in die Lessings Apologe so gern auslaufen, selbständig zu machen. Und wie reich Phantasie und Empfindung die parabolische Fiktion der frommen, mit leeren Katechismusdeckeln zufriedenen Inselbewohner ausmalen könnten, lehrt ein Blick von solchen sparsamen Umrissen des Verstandes hinüber auf die tiefe Symbolik urchristlicher Einfalt, die uns in Tolstois Legende von den „drei Greisen“ umfängt.

Der Streit mit Goeze hat Lessing einmal veranlaßt, sich in der „Nötigen Antwort“ streng „aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen“ zu enthalten, nachdem dieser Strauß eine seit Luthers bilderfrohem Kriegsspiel mit dem Bock Emser nie dagewesene Fülle gezeitigt hatte, die ihre kräftigste Nahrung eben aus den Wechselfällen des Kampfes zieht. Bestellt war der Boden von den jugendlichen Waffengängen an, in Hamburg werden größere Garben gebunden, in Wolfenbüttel hohe Wagen zur Scheuer geführt. Diese Gleichnisse verbannen kraft der bewegtesten Anschauung handelnder Personen jede lahme Schilderjucht. Der Dramaturg vergleicht einen Feind seines Diderot mit dem Turnierstecher, der im hitzigen Ansprengen die Lanze gerad am Ring vorbei stößt; der Archäolog freut sich, Klotzens „lateinische Schanzen“ fallen zu sehn. Wie ihm die Ilias das verächtlich umgewandte Bild des ins Gewehr tretenden abgelebten Nestor bietet, so ruft er die antiken Helden auf in seinem Heerzug gegen den Scheinkönig der neumodischen Altertumswissenschaft. „Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Tore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.“ Ihm ist Schutz- und Trutzfehde gleich geläufig. Er spielt den Krieg aus den Verteidigungsmauern in Klotzens eigenes Land und rückt der „ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen“ entgegen. Der Fragmentenstreit für und wider die Religion erscheint ihm im großen Bild eines Festungskrieges. Da ragen Bastionen empor, hier wird ein Außenfort angerannt, dort zum Sturm auf sämtliche Werke gerüstet, man belagert, zerniert, entsetzt, man führt alles Geschütz

auf einen Punkt, man zieht ohne Gegenwehr auf ein andres Werk oder wirft sich ins verlassene zurück — Ausdeutung ist nicht von Nöten: der Leser werde schon in der neuesten Litteratur leicht „die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie" finden. Die einzelnen Motive des Eröffnungsmarsches dringen im verlaufenden Feldzug wieder ans Ohr. Auch die „Duplik" erzählt von dem „Hauptsturm" des Ungenannten und von seinen Leitern, deren viele nicht neu, einige durch zerschmetternde Feldstücke der Belagerten schadhaft geworden sind: „Doch was tut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter." Um wie viel gelassener und epischer als all diese Kampfsignale erscheint Goethes dem ungestümen Grimm noch gebietende große Schilderung der „alten Burg" oder „Bastille" Newtons und ihrer Geschichte; wohl das ausgeführteste Bild im Schatze des Gleichnismachers. Lutherischer läßt der Sekundant des Ungenannten seinen lahmen Nachbar links abmarschieren und selbstvergnügt Viktoria schießen, höhnisch Goezes heilige Faust das christliche Banner über sich schwenken. Er selbst lockt mit leichten Truppen vor der langsameren Hauptarmee den Orthodoxen aus der Verschanzung, sagt das erste Treffen an, gibt eine „ritterliche Absage", reizt den berittenen Bundesgenossen drüben durch ein spielendes „Komm an!" Vertraut mit der Sprache der Vauban wie mit den Schlagworten deutscher Fechtböden: der glitschenden Mensurbrechung des Simulanten und dem Hinzaudern des Klopffechters, bereit dem Andern in die Parade zu fahren, steht er da und freut sich, daß der Gegner endlich vor die Klinge kommt. In dieser Haltung hat ihn die Nation am liebsten gesehn.

Hier war in seltenster farbenreicher Fülle dargeboten, was Friedrich der Große damals bei seinen Deutschen nicht finden wollte: abondance de termes métaphoriques, si nécessaires pour fournir des tours nouveaux et pour donner des grâces aux langues polies, wenn auch Anmut und Schliff nicht das vornehmste Ziel der letzten klirrenden oder mit gesammelter Prägnanz ihre humane Weisheit aussprechenden Prosa und der hellen, warmen Nathanverse Lessings sein konnten. Hier war ein ganzer deutscher Mann, sein Stil vollendeter Ausdruck der deutschen Aufklärung, so daß ihm auch in den Jahren, wo neue Weisen durch unsre Litteratur und

Gesellschaft tönten, von einem Stimmführer des jungen vorwärts drängenden Geschlechts, F. Schlegel, der Ehrenname des Prometheus der deutschen Prosa zuerkannt ward. Früher hatte Herder, der mit seiner eigentümlichen Mundart zwischen der Lessing-Klopstockischen Generation und der Geniezeit zu Worte kam, Lessings Deutsch als das ursprünglichste nach Luther, seinen Eigensinn als Eigensinn der Sprache selbst gerühmt. Mag unsre ruhige geschichtliche Betrachtung wirksamer Jugendlehrstunden bei den Franzosen gedenken, deren Enkel heut auf Lessings Prosa gern das Merkwort der netteté anwenden, so ist doch das Erlernte wahrhaft eingedeutscht worden, und die Hauptmacht liegt in dem, was auf geistigem Gebiete durch Vererbung und Anpassung nicht erschöpft werden kann, im Reifen und Blühen des Individuellen. Denn auch der Stil erringt, wie Goethe von aller menschlichen Existenz sagt, als höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit. Die Gaben seiner Persönlichkeit voll und rein herauszuarbeiten, sich so kund zu geben, schriftstellerisch den „eigenen Charakter zu kultivieren", war Lessing vergönnt in aufsteigender Bahn, ohne Sinken. Seinen ganzen Scharfsinn, der die schwierigsten Fragen in rund hundert Paragraphen entfaltet und jedes Wort wägt, und zugleich seinen ganzen lieben Enthusiasmus der Darstellung, der im letzten Viertel die gar nicht tränenselige Reimarerin wie mit elektrischen Schlägen niederwarf, bot die „Erziehung" 1780. Vom Druck vorzeitigen Siechtums erfuhr die Nation nichts, ein gelähmtes Dasein aber hat ihm der Tod in dem Lebensalter erspart, da andre Schriftsteller ihre gewonnene Macht ruhig pflegen und fortbilden.

VII. Kapitel. Lebensausgang.

Dies in lite. Wahlspruch Leſſings 1780.
„Ich wüßte nichts, was mich ſo traurig machte, als die Ruinen eines großen Mannes zu ſehn."
Eliſe Reimarus, 6. Oktober 1780.

Als Goethe von der Höhe ſeines Daſeins auf die Geniezeit zurückſchaute, verſah er dies ungeſtüme, leidenſchaftliche Wollen mit dem weiſen Spruch: Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Wie raſch hatte der Sturm mehr als einem der jungen Geſellen das Schifflein zerbrochen, wie mancher hatte ſtudentiſchen Überſchwang für weltbewegende Genialität genommen, war zurückgeblieben, ſeitab geirrt oder auch beſonnen in ſich gegangen, weil es im Geiſtesleben nicht mit ein paar neuen Schlagworten und jugendlichen Exploſionen, ſondern mit nachhaltiger Arbeit und ernſter Schätzung des überlieferten Erbes getan wird. Goethe verſchwand in Weimar für das große Publikum, das von allem Widerſtreit des Dichters und des Staatsmannes kaum etwas erfuhr und beim Empfang vereinzelter kleiner Poeſien nicht wiſſen konnte, was dort am Ilmufer langſam der Zukunft entgegenreifte. So behielt Leſſing ſein Wolfenbüttler Jahrzehnt hindurch trotz alledem unbeſtritten das Anſehn des erſten deutſchen Schriftſtellers, auch auf dramatiſchem Gebiet, und der Ruhm des Kritikers wuchs während der „Anti-Goeze" noch gewaltiger empor. Von Hamburg bis Wien, von Berlin bis Heidelberg genoß er ſeltener Ehren. Er empfand, was er fort und fort ſchuf und galt, und vermochte von Grund aus alle Kräfte zu manifeſtieren, auch ſeit Evas Tod ſeinem Leben einen traurigen und jähen Abſtieg gab. In ihrem Sterbezimmer, hinten auf das ſtille Gärtchen hinaus, deſſen Grün den müden Augen wohltat, ſchlug er fortan ſeine Werkſtatt auf, um-

spielt von einem Kätzlein und manchmal durch frische Kinderstimmen von der Arbeit abgerufen, oder einsam grübelnd über dies ewige Einerlei. Beschäftigung, die nie ermattet, auch war seine Resignation. Die wilden Klagen, mit denen er einst um den Besitz der teuren Frau gerungen hatte, verstummten; selten nur brach in den Krisen des Fragmentenkampfes ein jäh loderndes Feuer aus, aber es greift uns ans Herz, wie er in ein verlorenes Eiland des Glücks sanft hinüberwinkend des Wandsbecker Boten liebes Hausgesindel grüßt, „in welchem ich mir Sie so innig verwebt denke“. Er ließ sich 1778, als die gefährliche Spannung der auf seine Streitschriften gelegten Acht ihm den Abschied aufzudrängen schien, doch willig vorhalten, daß Wolfenbüttel immerhin dank hoher Gunst und den Bücherschätzen nebenan ein unverächtlicher Posten sei, wie bitter es auch für den geselligsten Menschen war, jeden Genuß des Lebens so „ausmäkeln“ zu müssen und freie Heiterkeit des Gemüts nur als seltenen Gast zu bewillkommnen.

Unverdrossen und leidenschaftlich, als müßten in einer kleinen Spanne Zeit die ganzen Aufgaben erschöpft werden, saß er über der Arbeit, doch blieb „Nathan“ sein letztes Werk, denn die „Erziehung“ war schon früher druckreif gewesen, die Fabelstudien und andre Kalmeusereien des Bibliothekars traten in den Hintergrund. Man frage sich nur, ob die gewaltige Schriftstellerei des Jahres 1778 noch Raum für die Amtstätigkeit ließ. Der Dienst ward ihm immer lästiger, und sein Gehilfe Eichin, der später einer strengen Zucht bedurfte, war der letzte, den genialen Direktor zu ersetzen. Nur den Bestand der Guelferbytana schirmte Lessing gegen Aneignungsgelüste Helmstedts. Nichts wurde regelmäßig fortbezogen, fast nur Theologisches angeschafft, die Bibliothek stagnierte völlig: so klagt der Nachfolger, „mit heiligem Horror auf das vorgefundene Labyrinth“ blickend. Lessing, der anders als Goethe kein Talent zum Registrator besaß und sich nie zu regelrechten Tagebüchern und Briefwechseln aufgelegt fühlte, trieb die Geschäfte ganz beiläufig ohne System. Als ein Dublettenkatalog eingefordert wurde, gab er hin, was zufällig zusammengeschrieben war: das alte Verzeichnis liege wahrscheinlich im Wust eines Nebenraums begraben. Er hatte Größeres zu tun als in strengen Bureaustunden Buch zu führen über Bücher. Sorglos wie in seinen eignen An-

gelegenheiten verlieh er ohne Bestätigung, trug nicht ein, was er selbst an Drucken und Handschriften entnahm, forderte nichts zurück, weil er für seine Person auswärtige Sendungen Jahre lang behielt. In seinem Nachlaß fand man spät außer massenhaften Bänden einen Stoß von alten Kupferstichen und Holzschnitten aus dem braunschweigischen Kabinett, und Heyne hatte Mühe, der Göttinger Bücher wieder habhaft zu werden. Bis zu Schönemanns pedantischer Abrechnung und weiterhin saßen die Herrn Kollegen über die Amtsführung des großen Toten zu Gericht. Diese Banausen übersahen, daß Lessing ihre Rotunde mit Glanz umgeben und sich von Rechts wegen einer Ausnahmestellung erfreut hatte, für die der Amtseid eine bloße Formel gewesen war. Freilich rächte sich auch hier das in mittellosen Kleinstaaten beliebte Verfahren, Anstalten der Wissenschaft oder Kunst mit berühmten Namen zu schmücken, ohne zugleich für ausreichende fachmännische Kräfte zu sorgen. Lessing selbst empfahl dringend den Schlesier Ernst Theodor Langer, um für sich in aller Form nur einen Ehrenposten zu behalten. Der Minister v. Praun erwog im Sommer 1780 bei unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten ernsthaft die Anstellung eines wirklichen Bibliothekars in der Person Langers, der nicht zum erstenmal an seinem künftigen Wirkungsort erschien und sich ein paar Monate hier umtat; Goethes Leipziger Studiengenosse, weitgereist, eine subalterne Persönlichkeit, aber von tüchtigen und angenehmen Kenntnissen. Auch Lessing legte sein erstes Vorurteil ab und würdigte diesen gebornen Bibliothekar eines vertrauteren Umgangs; Langer durfte ihn bei langsamer Arbeit, schreibend und umschreibend, beobachten, und auch die letzten poetischen Pläne sowie gewisse Mängel der „Emilia“ wurden mit dem spätern konservativen Richter klassischer und romantischer Dichtwerke besprochen. Langer trat 1781 die Erbschaft im Rundbau an, nach der Mancher begehrlich die Hand ausstreckte: Johannes Müller, Voß, der unselige Wildling Wetzel, durch ein Berliner Hinterpförtchen wie schon 1770 der dreiste Bahrdt. So oft dann Langer über Lessings geniale Wirtschaft murrte, dem Schriftsteller hat er lebenslang öffentlich gehuldigt, wenn der Hypochonder es auch zuwege brachte, den gedruckten Briefwechsel mit Eva, in deren Sterbezimmer er die Blätter las, zu benörgeln.

Im Hause blieben Malchen und der kleine Fritz, nachdem Engelberts Unbändigkeit der Zucht des Kantors überliefert worden war. Theodor König, der älteste (geb. 1757), wollte schon 1776 schlechterdings nur Soldat sein; für ihn faßte Lessing damals braunschweigisch-englische Dienste, statt der österreichischen, ins Auge, verwandte sich auch 1778 beim Herzog Ferdinand, der den Jüngling wert hielt und dem Gerücht nach im bayrischen Erbfolgekrieg eine maßgebende Rolle spielen sollte. Der Stiefsohn war gründlich vorbereitet, des Französischen vollkommen mächtig, im Besitz guter mathematischer Kenntnisse, deren Befestigung und Erweiterung Lessing früh durch Ratschläge gefördert hatte, „sehr gesetzt und sehr formiert“: „An seiner Person und Aufführung ist nichts auszusetzen“. Doch über den Sorgenkindern Evas waltete kein holdes Gestirn. Theodor, den wir beim Tode der Mutter in Berlin, dann in Wien antreffen, ist als Kaufmann verschollen und soll in Geistesstörung Selbstmord verübt haben. Irrsinnig schied Engelbert (geb. 1765) dahin. Fritz (1768—1855), der mit dem ältesten Bruder und der Schwester die musikalische Begabung teilte, blieb nach vielversprechenden Anfängen durch einen bösen Sturz zurück und ist als greiser Vikar in Braunschweig gestorben. Malchen (1761—1848) fand das glücklichste Los: sie heiratete 1782 den braven braunschweigischen Postrat Henneberg, genoß eines friedlichen Hausegens und teilte noch im höchsten Alter gern und beredt Erinnerungen an den „treuen Vater“, seine Fürsorge, seine Scherze, seine Lebensweise, seine letzten Stunden mit.

Schlicht und warm schreibt Lessing an die Kinder; auch hier machte nach dem Nathanwort das Herz, nicht das Blut den Vater. Mitten in den heftigsten Kämpfen, der schwersten Überlegung sann er auch auf ein bißchen Putz oder Federbälle für seine Lieben. Er hütete peinlich ihr Vermögen, wie er schon vor seiner Heirat darauf bestanden hatte, daß ihm kein Anteil an Evas Renten werden und die großmütige Schenkung eines Pfälzer Oheims den Kindern allein verbleiben müsse. Er selbst hat nie einen Heller davon für seine Person und den Haushalt, „eine so weitläuftige und kostbare Wirtschaft“, angerührt und erst vom Erlös des „Nathan“ dem rechtschaffenen, klugen Weffely dreihundert Taler heimzahlen können, die er eben zur gemächlichen Ausarbeitung des Gedichts so nötig

gehabt und der Kaufherr, als Bruder Karl bei einem andern Geldmann vergebens anpochte, neckisch dargeboten hatte. Nur die niederträchtigste Klatschsucht konnte munkeln, Lessing mache sich das Königische Vermögen zunutz, oder das ebenso törichte wie infame Gerücht ausstreuen, er betrachte sein aufblühendes Malchen, deren Madonnengesicht und sanfte Augen J. G. Jacobi, ein Kenner weiblicher Anmut, bewunderte, mit andern Blicken als denen eines zärtlichen und sorgsamen Pflegevaters. Elisens Trost: „Sehn Sie, lieber Lessing, so lohnt sich doch das Jahr, das Sie einst teuer erkauft hießen, noch mit einigen Zinsen", mußt' er ein halbes Jahr später (7. Mai 1780) mit einer langen Verteidigung gegen das Geträtsch der Welt beantworten, da man auch in Hamburg den „Gecken von Stiefvater" zu bespötteln schien, während er doch schon vergnügt das Herz der Jungfrau für einen fernen Geliebten schlagen hörte, davon durchdrungen, ein Mädchen sei bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publikums zu machen. „Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantiere nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantieren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann, oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nötiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurückwollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe es gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häusliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht getan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon meines eigenen Nutzens wegen keinen

Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem."

Dabei vergaß er freilich all seine bittern Beschwerden von ehedem über die unerträglich einschläfernde Öde, den so dürftigen Ersatz, den einzelne Besuche für den Umgang mit vertrauten Menschen brächten. Der Wolfenbüttler Verkehr war nach wie vor nicht sehr ergiebig. Sein Hausarzt kam dann und wann zu einer Schachpartie. Am nächsten blieb ihm der Drost v. Döring, ein freisinniger Mann und harmloser Dichterling, dessen Gemahlin ebenfalls kleine litterarische Neigungen besaß. Durch Lessing suchte sie in Berlin den Schöpfer des vielbesprochnen „Sebaldus Nothanker", Nicolai, kennen zu lernen; ihr zuliebe fügte Lessing gewichtigen Worten über den Zweck seines „Nathan" auch eine Blumenbestellung bei. Es waren anhängliche, warmherzige Menschen, bei denen Malchen König dann in den Trauertagen die erste Zuflucht fand. Mit Döring ließ sich auch ein Wort von schriftstellerischen Angelegenheiten reden, nicht bloß wenn Goekingk durch ihn den berühmten Wolfenbüttler um Beiträge für Journal und Almanach bat und einmal sein Gewerb in Person anbrachte.

Gäste mancher Art und Herkunft sprachen, besonders durch Lessing angelockt, in Wolfenbüttel vor. Auch ein Franzose fehlt in diesem Zuge nicht: schon 1773 war François Cacault, der nach Italien Deutschland bereiste, mit Empfehlungen von Berlin und Halberstadt ausgerüstet, einen Monat hindurch bei Lessing nicht nur mit deutscher Philosophie bewirtet worden. Der Dolmetsch von Ramlers Oden war noch in manchen Vorurteilen befangen, und die Berliner Freunde wünschten, daß er sich mit Lessing selbst über die ihn ungerecht dünkende Dramaturgie und seine Skrupel gegen „Emilia Galotti" vertrage. „Unter den Augen des Verfassers" übersetzte der vollends Bekehrte nun mit starken Kürzungen die Hamburgische Dramaturgie, die 1785 anonym von Junker herausgegeben wurde. Der „philosophische Reisende" zog weiter gen Bückeburg, um in Herder die Fülle deutschen Originalgeistes zu schauen; er stammte aus demselben Nantes, wo Herder vor ein paar Jahren diesen Strom seiner Interessen in einem unschätzbaren Tagebuch gestaut hatte. So schlangen damals die Bildungsreisen

und Besuche Netze von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Mann zu Mann. Im gleichen Jahre war der Holste Schönborn, Gerstenbergs Freund, durchgeeilt auf dem Weg zu Goethe. Hatte C. F. Cramer flüchtig die Göttinger Genies vertreten, so erfuhr im April 1777 der Theaterdichter Klinger als Repräsentant des rheinischen Kreises neben seinem Prinzipal Seyler, wie leicht mit Lessing trotz allen Klüften des Geschmacks und Stils zu verkehren sei und daß auch der heftigste Kraftapostel sich nicht gegen die Bekanntschaft dieses freien Mannes absperren solle. Natürlich führte manche Begegnung nicht über ein paar oberflächliche Worte hinaus, da Lessing keine Lust hatte, für die Fremden geistreiche Redensarten bereit zu halten, und sein Ungestüm oft dazwischen sprang. So schreibt Zoëga (an Esmarch 10. Juli 79): „Herrn Lessing habe ich in Wolfenbüttel gesehn, oder wenn man will gesprochen, nämlich wo die Herren herkommen und wo sie hingehn, und schiavo. Er ist auch der einzige, dem ich diesmal qua Gelehrsamkeit die Cour gemacht habe, und soll auch der einzige bleiben. Es ist ein langweilig, unerträglich Ding, wenn man ohne Introduktion mit so einem Manne zu reden hat.“ Dagegen fanden, wie F. H. Jacobi bezeugt, im Sommer 1780 zwischen Lessing und Marchese Lucchesini, dem Diplomaten des Fürstenbundes, den Goethe dann in Italien als vollendeten kühlen Weltmann kennen lernte, sogleich bedeutende philosophische Gespräche statt, deren Lessing unter lebhaften Lobeserhebungen des „sehr hellen Kopfes“ gedachte.

Seinen ersten Besuch wiederholte der artige, reich gebildete, litterarisch erfahrene Boie im Mai 1778, wo er Lessing „theologischen Ketzereien hingegeben“ fand und Einblick in germanistische Vorarbeiten erhielt. Ihm hatte Freund Eschenburg auch jenen furchtbaren Brief über den Tod des Sohnes mitgeteilt und der begehrliche Redakteur darauf hin seine Sehnsucht nach Beiträgen Lessings gezügelt, den er durch den doppelten Schlag in tiefen Schmerz versunken wußte. Für Boie war alles Meisterwerk, was von Lessing kam. Er tat viel zur Verbreitung des „Nathan“ und ließ es sich nicht anfechten, daß die seinem eigenen, der Beihilfe werten Unternehmen, dem Deutschen Museum, von Lessing versprochne Mitarbeit ganz ausblieb. Mit ihm fand Helfrich Peter Sturz gastliche Begrüßung für ein paar angeregte Tage, einer unsrer saubersten Pro-

saiker, den Lessing seit langem wert hielt und dessen in die Kopenhagener Katastrophe verwickeltes Schicksal er mit freundschaftlicher Teilnahme verfolgte. Sturz hatte auch England und Frankreich bereist, er konnte nach persönlicher Bekanntschaft von Dr. Johnson, von Garrick und Foote wie von Diderot und dem Pariser Theater erzählen, er war in Bernstorffs dänischen Kreisen daheim und mit Klopstock vertraut, ein kluger Mittler zwischen der älteren und der jüngeren Generation, voller Interessen bis zu kleinen altdeutschen Gedichten und neugefundenen Leibnizbriefen. In Fragen des „Laokoon“ wie der „Dramaturgie“ hatte Sturz feinsinnig eingegriffen, immer mißtrauisch gegen sein eigenes Urteil, wenn er sich mit Lessing uneins fand, und diesem gehuldigt auch in parodierten französischen Nachtischgesprächen, dem homme à talens que ce Le Singe — „Welcher Franzos vereinigt so viel gründliches Wissen mit so viel Genie als Lessing!“ Schon ein Jahr später, 1779, sollte Deutschland Sturzens allzu frühen Tod beklagen. Eilends strich im Januar der unruhige Georg Forster durch Braunschweig; aber „ein Mann, der um die Welt gereiset ist“ durfte nun die schlechte Fahrt zum Wolfenbüttler Schmause nicht scheuen, nachdem geselliges Beisammensein an Eschenburgs Tisch ihn empfohlen hatte. Von Jugendfreunden kam Gleim manchmal herbei oder schickte aus dem Weghaus ein Zettelchen, daß er wieder bei Angott in Braunschweig absteige. Der Brave war Malchens Liebling, und man neckte sie, wenn in Unterhaltungen der Männer ihr angelegentliches Fragen nach Onkel Gleim naiv hineinplatzte, dessen flache Schwatzhaftigkeit reife Geister leicht ermüdete.

Gesprächig von Natur, war Lessing keineswegs geneigt, allein das Wort zu führen, so daß der berühmte Anatom vom Haag, Peter Camper, nach einem Besuch lustig über den verfluchten Kerl polterte, der immer die Rede des Andern in Fluß bringe, da man doch nur gekommen sei, ihm selbst zu lauschen. Aber auch unberühmte Wanderer fanden Tisch und Bett und mehr bei dem Großen, dessen Geduld und Güte nicht geringer waren als seine Streitlust und Hitze. Da erschien im Sommer 1779 ein halbverrückter zynischer Philosoph, der Deutschrusse Könemann, und wurde samt seinem struppigen Hund monatelang von Lessing verpflegt, auch auf Besuch nach Braunschweig mitgenommen, ohne daß die Lächerlichkeiten, die

unangenehmen Manieren und die in ſcheußlichem Deutſch geſchriebene tolle Metaphyſik des armen Teufels ſeinen Wirt je ſtörten. Er wußte ſehr gut, der Livländer würde das Buch, zu deſſen Vollendung er ſich Unterſchlupf erbeten, nie auf die Bahn bringen, ohne jeden Schaden für die Welt, und er lächelte zu der auf ſeine Bemängelung der Form erfolgten Antwort, dies Gebrechen möge man ja einfach in der Vorrede zugeſtehn. Hatte Könemann als ein andrer Juſt ſein Brot mit dem verhungerten Köter geteilt, ſo wollte Leſſing ſeinen letzten Wecken mit dem Philoſophen brechen. Dieſer kündigte, da die Tage ſich wieder längten, plötzlich den Aufbruch an und zog nicht ohne Viatikum aus Leſſings offenem Beutel von dannen. Der uns dies Zwiſchenſpiel, vielleicht mit einzelnen journaliſtiſchen Ausſchmückungen, als Augenzeuge berichtet hat, iſt der Jude Daveſon, von dem wir nicht wiſſen, wie weit Charakterſchwäche, wie weit widrige Zufälle ſein Geſchick in die Irre führten. Halb Kaufmann, halb Litterat, nicht ungebildet, aber haltlos, iſt er im Vagabundenleben verkommen. 1779 tat er in Braunſchweig eine Kunſthandlung auf für Vaſen und Medaillons, Gemmen und Terrakotten, Londoner Abgüſſe von Antiken, Kupferſtiche, phyſikaliſches Werkzeug, und ſein Laden trieb, wie es ſcheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tod der ſparſame Thronfolger, ſchon länger derlei verſchwenderiſchen Käufen und Schenkungen feind, mit raſcher Kabinettjuſtiz Daveſon ins Gefängnis warf, da bemühte Leſſing ſich nicht bloß in Braunſchweig für ſeinen Bekannten, der ihm gleich Madame Daveſon manchmal gefällig war und bei dem er auch ein Spielchen nicht verſchmähte, ſondern bot dem ſeiner Haft entlaſſenen Nachbar längere Zeit ein Aſyl, ohne Furcht, dadurch Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedrent, im Dezember 1780 das widerſpenſtige Glück anderswo ſuchen wollte, ſchrieb Leſſing ein ſchönes Empfehlwort an Mendelsſohn: „Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten, war ein neugieriger Reiſende. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein emigrierender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholfen, die eine ſo unſchickliche Be-

nennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen. Eigentlich heißt er Alexander Daveſon, dieſer Emigrant; und daß ihm unſre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten ſicherſten Weg nach dem europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt". Daveſon verließ Braunſchweig bei Leſſings Lebzeiten nicht. Seine Treue ſteht außer Zweifel, und dieſer Umgang ehrt Leſſings Herz, mag auch Gleim dem Haus einen üblen Einfluß auf Malchens Ton und Kleidung nachſagen und das weitere Leben des unſteten Schlemihl recht zweideutig erſcheinen. Auch in England war ſeines Bleibens nicht. Nach der Rückkehr ward er in Schröders Theater grauſam ausgepfiffen, als er in einem „attiſchen Deklamatorium" die Bühnen- und Parlamentsberedſamkeit Londons den Hamburgern zu Gehör bringen wollte. Unter fremden Namen, Lindemann, Lang, meiſt Karl Julius Lange, ſchrieb er in Bayreuth die Reichs- und Staatszeitung, redigierte dann aus Franken verjagt in Altona ein neues Journal, und Nicolai beobachtete 1803 ſeine Spur im „Freimüthigen", wo „Profeſſor Lange" alles Mögliche zum Beſten gab, über Nationalökonomie und deutſchen Purismus, Novelliſtiſches, friſch erzählte Leſſingiana. Die Not ſcheint den unſeligen kleinen Publiziſten ins franzöſiſche Lager getrieben zu haben, ſo daß ihn jeder Patriot verachtete: der Herausgeber des „Telegraphen" wäre 1806 im okkupierten Berlin beinahe dem Lynchgericht erlegen; reißenden Abſatz fand ein Kupferſtich, wie der Teufel ſein Opfer mit den Worten „Der wird mir den Höllenpfuhl verſtänkern!" hinabzerrte. Daveſon hatte weder Glück noch Stern ſchon in jüngeren Jahren, und Leſſing als guter und getreuer Nachbar fragte nicht peinlich nach dem Verdienſt, wo er helfen konnte.

Allen Entbehrungen trat immer wieder das vollſte Bekenntnis ſeiner geſelligen Humanität entgegen, das im 88. Stücke der „Dramaturgie" prangt; er konnte nicht glauben, daß ſo ein Diderotſcher Held dreißig Jahre durch die Welt geirrt ſei, ohne die Zärtlichkeit eines Menſchen empfunden, ohne irgend jemand angetroffen zu

haben, der die seinige gesucht hätte: „Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorstelle! Lieber wünschte ich sonst, ein Bär geboren zu sein, als ein Mensch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange verlassen sein! Man schleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe er sich umgesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! Sind es nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Menschen sind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Wassers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu zerfließen: das Wasser heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ozean".

Auf das Weltmeer werden wir freilich nicht hinausgeführt, sondern zunächst übers Weghaus nach Braunschweig. Oben, nicht allzu häufig, empfing ihn der Hof des Herzogs, der Herzogin-Mutter, in Vechelde war er Ferdinands Gast; unten machte der Buchhandlungsfaktor Flörke seinem wertesten Herrn Lessing das treuherzige Kompliment, aus lauter Liebe würde die Frau Faktorin ihm wohl gar einen von ihren Jungen abtreten, und auch bei seinem braven Lohndiener im Absteigequartier stand er sehr in Gunst.

Braunschweig erfreute sich ja einer regen Geselligkeit. Eifrig teilnehmend vergaß hier Leisewitz, erst 1778 als Landschaftssekretär bestallt, seiner Hypochondrie und würzte den sehr langen Brautstand durch freundschaftliche Genüsse, deren heitre wie ernste Zwischenfälle der genaue, für Lessing schon als Schüler begeisterte Mann auch zum Frommen der Forschung im Tagebuch eintrug. Der Hauptversammlungsort war Rönckendorffs Weinkeller in der Breiten Straße. In dieser 1778 eröffneten „großen auberge unter dem Namen Hôtel d'Angleterre" ließ sich ein freier Verein nieder, der vom Herbst 1780 an als Großer Klub mit festen Satzungen unter dem Vorsitz des lebensfrohen Kuntzsch viele namhafte Männer der Stadt und einige Nachbarn umfaßte, Hofherrn, Offiziere, Beamte, Kaufleute, Gelehrte. Hardenberg, der spätere Staatskanzler Preußens, und Abt Jerusalem schlossen sich nicht aus. Da ward bei einem guten Tropfen die Karte gerührt oder ein buntes Geplauder ge-

trieben von Politik, Religion, Litteratur. Manchmal ging es so ausgelassen zu, daß Hardenberg meinte: die Heiden toben gewaltig; dann saß Lessing mit am lustigen Eck und warf sein trocknes Witzwort in die Tafelrunde, der prunkhafte Dichter des „Renommisten", Zachariä, solle sich doch kein Z auf die Kutsche malen, denn die Leute würden sagen, es sei nichts dahinter. Sie vertrugen sich aber beim Hasardspiel. Bisweilen stieg man tiefer in der geselligen Lust. So hatten die Genossen, unter ihnen Graf Marschall, 1778 in einem elenden Bauernkrug bei Bier und Taback sich ein erbärmliches Puppenspiel gefallen lassen, wo Prinz Castilio von Castilien seine Charmante dem Drachen entriß und Hanswurst alles mit geistreichen und lieblichen Reden durchwirkte.

Lessing traf im Klub auch die Freunde, deren Hausgastlichkeit er gern annahm, Schmid, den lieben alten Anakreon und Büchermann, Eschenburg, Ebert. Der paarte seine Liebe zu Lessing mit der Vergötterung Klopstocks und Stolbergs und gab den Enthusiasmus für Wieland obendrein, für „seiner Prosa süßen Klang, harmonisch fest wie sein Gesang", zumal für den auch von Lessing bewunderten „Oberon", den leichten, melodischen Fluß, tanzend in der Kette des Reims. Dann mußte selbst Leisewitz, obwohl ihm vom Göttinger Bund her wenigstens eine dämpfende Kühle gegen Wieland geblieben war, beistimmen im Preise der Wellenlinie des Stils dieses herrlichen Meisterstücks, dessen Anregungen aus der englischen Poesie er sofort wahrnahm und dessen Müheloſigkeit er beneiden mochte, denn ihm selbst gedieh nichts: all seine historischen, litterargeschichtlichen, satirischen, dramatischen Pläne stockten. Kaum daß er einen Aufsatz über Wechsel zu Papier brachte und mit Lessing durchsprach; Beide hatten Erfahrungen auf diesem Gebiet. Der Karlsruher Allerweltsmann und Vielschreiber Ring, der im Spätsommer 1780 in Braunschweig von Tür zu Tür lief, um das Handwerk zu grüßen, notierte sich neben Leisewitzens Verzicht auf weitere Schriftstellerei: „Lessing munter, witzig, macht sich nichts aus dem Ruhm und vielem Geschrei, zweifelt, ob er wieder was herausgeben werde". In Gesellschaften, wo Musik erklang, traten wohl Lessing und Leisewitz „in der gehörigen Entfernung" zu einem Privatgespräch zusammen. Bei diesen Braunschweigern fanden die neuen Propheten keine Gnade; man ging mit Lavater ins Gericht,

auch die Physiognomik, das spielende Lieblingskind des genialen Individualismus, war nicht nach Lessings Sinn. Ein andermal stritten Lessing, Schmid, Kuntzsch, Leisewitz über die Liebe: „Wir waren ungemein aufgeräumt, radotierten, lachten, philosophierten, seladonisierten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich (Leisewitz) behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus, Lessing war anderer Meinung“: ein Zeugnis mehr, daß jene paradoxen Trümpfe gegen Werthers Liebespein nur halber Ernst sind. Wie seine humane Neigung, keinen Menschen so behandelt zu sehn, daß auch nicht ein gutes Haar an ihm bleibe, sondern bei jedem etwas Liebenswürdiges, Nachahmungswertes zu suchen, den Tagesklatsch läuterte, zeigt ein von Daveson überlieferter Vorfall: in Braunschweig hatte sich ein ausschweifender Stallmeister erschossen und zärtliche Abschiedszeilen an ein Freudenmädchen hinterlassen; man verwünschte den Toten und schalt die Buhlerin; Lessing aber wollte den Brief als Beweis aufrichtiger Anhänglichkeit ehren und fragte die Tugendkrittler, ob sie denn wüßten, was dies Mädchen, aus Not eine feile Dirne, mit ihrer Liebe dem Stallmeister gewesen sei? So sah auch er wie Goethe gern „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“.

Neben dem persönlichen Verkehr lief oder schlich der briefliche. Bruder Karl machte den Berliner Berichterstatter übereifrig, viel seltener ließ Theophilus sich hören, dem Lessing nicht einmal Evas Tod gemeldet hatte. Der Justitiar Gottlob erfuhr diesen Trauerfall erst nach einem vollen Jahr und schrieb einen entsetzlich philiströsen Beileidsbrief, während die einsame Schwester in ihren ewigen Nöten dem Bruder ohne jedes Zartgefühl vorhielt, er könne ja leicht helfen, da er weder Weib noch Kind, sondern nur seine Person zu versorgen habe. Alte Fäden wurden fortgesponnen mit Gleim, mit Ramler, dem Gehilfen beim „Nathan“, mit Moses. Wohl blieb Lessing sich bewußt, daß diesem Freund vieles in seiner Theologie ungenießbar sein und die Mitteilung aller neuen Gedanken ihren Bund kaum fester schlingen werde; doch ein Lob Mendelssohns sättigt ihn stets, er „kaut und nutscht“ an so einem Briefchen und hegt die „Zurückerinnerung an unsere bessern Tage“, wie jeder alternde Mann gern in Jugendfreundschaften eintaucht und den

Gefährten seiner frischen Wanderjahre die Hand drückt, wär' es auch nur, um sich am Abglanz eines lang entschwundenen Morgenrots zu trösten. Gegen Nicolai freilich ward er immer einsilbiger und kühler. Die Theologie, von andern Hindernissen abgesehn, trat auch hier dazwischen; ja Lessing fragte den Verleger der Allgemeinen deutschen Bibliothek einmal schroff, ob er die Partei seiner geistlichen Kämpen nehme, die den Fragmentenstreit anfangs totschwiegen, bis er mit größerem Ärger sah, „wie armselig die Blindschleiche (Lüdke) daher gerutscht" kam. Es ist ein Vorklang der „Xenien" und der romanischen Treibjagd, wenn Herder nun freundschaftlich eine fortwirkende Schuld Lessings darin erblickt, daß er sich einst in den „Litteraturbriefen" die Schuhe von Nicolai habe nachtragen und verschleißen lassen. Er selbst war der großen Berliner Rezensiermaschine zornig entronnen. Lessing verleugnete den alten Kumpan oder meinte spaßhaft: Nicolai kümmere sich im Grunde weit mehr um einen guten Braten und um lächerliche Schnurren als um Kunst und Wissenschaft — und wenn ihr ihn nicht leiden mögt, so schafft ihn doch weg! Eben focht Nicolai auch mit Wieland einen unerfreulichen Strauß durch.

Lessing stand jetzt viel näher zu Weimar als zu Berlin, in dem verheißungsvollen Jahrzehnt, wo das Gestirn Herders und Goethes neben dem für unser Auge mehr als billig verdunkelten, der damaligen deutschen Welt heller strahlenden Lichte Wielands emporstieg. Wieland, einst so erbost durch die gegen Zürich gewandte „Rache" der „Litteraturbriefe", dann so gelehrig und auch für den Beifall des Dramaturgen so dankbar, hatte 1775 dem „großen Mann" einen überströmenden Huldigungsbrief geschickt; Lessing mit seltener Wärme geantwortet, er achte diesen Verehrer unendlich hoch, ihnen fehle zur trauteren Freundschaft nur ein persönlicher Umgang. Zu einem Merkur-Aufsatz über die Euripideische „Alkestis" war es freilich nicht gekommen, „Grillen" als Antwort auf den von ihm scharf verurteilten genialen Angriff in „Götter, Helden und Wieland". Sie sahen einander nicht, und auch Goethe konnte nicht mehr nachholen, was sein knabenhafter Eigensinn einst in Leipzig versäumt hatte. Er schätzte „Nathan", wie er brieflich den Schöpfer nach dem Geschöpf nennt, auch als Streiter mit wachsender Teilnahme, bis er im Alter allen obskuren Mißwilligen den kräftigen Spruch zurief:

Sie haben Lessing das Leben verbittert,
Mir sollen sie's nicht.

Als Leisewitz, um trügerische Hoffnungen zu verfolgen, im Sommer 1780 Thüringen bereiste, fragten ihn Alle sogleich nach seinem großen Freund: Anna Amalia, die Braunschweigerin, die von Lessing einmal durch die Rotunde geleitet worden war, ihr Wieland, die gebildeten Männer und Frauen des Musenhofes; nur in Gotha, wo „Emilia Galotti" Anstoß erregt hatte, fand ein begeisterter Nathanfreund wie Prinz August doch, daß dieser deutsche Zeitungschreiber gar zu unsäuberlich mit den lieben Franzosen fahre. Gewiß erzählte Leisewitz daheim auch von Goethe, der ein Gespräch über Voltaires Aufklärungsarbeit „mit der größten Achtung" zum Verfasser der „Anti-Goeze", des „Nathan" fortgeleitet und den Deutschen ihre Unfähigkeit, Laune zu empfinden, gerad im Hinblick auf Lessing vorgeworfen hatte

Leisewitzens Niederschriften über reiche Stunden bei Herder melden gleichfalls, daß „besonders von Lessing" die Rede war. Es sind ja auch der äußeren Zeugnisse genug vorhanden, wie warm Herder im Privatkreis die teilnehmendste Liebe kundgab, mocht' er später seinem treuen Georg Müller den „Nathan" erläutern und „unverbesserlich fein" rezitieren oder die Bitterkeit in theologischen Händeln aus Lessings Jugenderfahrungen begründen und zusammenfassend „dem ehrlichen, biedern, kalten Deutschen" huldigen. In den „Volksliedern" fand Lessing seinen Namen mit Ehren genannt; ein Exemplar der „Plastik", die er im theologischen Wirrwarr leider beiseite schob und nicht besprach, empfing er mit der bündigen Widmung „Dem Verf. Laokoons vom Verf." Grüße herzlicher Gemeinschaft wurden zwischen den beiden Humanen gewechselt: „Es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und teurer halte als ich", schreibt Herder; „Da ich Sie so von Herzen hochschätze", bekennt Lessing dagegen und fragt sich, wenn er etwas Neues in die Welt schickt, sogleich, was Herder dazu sagen werde. Der letzte Brief an Lessing, von dem wir wissen, kam aus Weimar, ein inniger, unerfüllbarer Wunsch: „Leben Sie wohl, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund."

Herders Erinnerung verweilte gern und andächtig bei jenen

kurzen Zusammensein in Hamburg. Dort wußte Lessing die Treuesten der Getreuen als „Brüder“ und „Schwestern“ in seinem Namen zu einer Gemeinde vereinigt, Elise voran, und nur in einer dunklen Stunde, von körperlichen und seelischen Leiden übermannt, konnt' er einmal bitterlich klagen, daß ihn selbst die, um deren Hand er nicht vergebens geworben haben würde, jetzt verlasse; nur im ersten Ärger die Nachlässigkeit eines jungen Reimarus, der in Wolfenbüttel auf der Durchreise den Vertrauten des Hauses, den Pfleger der „Schutzschrift“ überging, als ein Erkalten der Familienfreundschaft beargwöhnen. Vor diesen Hamburgern schüttete Lessing sein Herz aus, wenn es springen wollte, wie im Kriegsjahr 1778 (9. August): „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von neuen Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte“ (pekuniären Eigennutzes) „nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen. Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu tun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt. — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage . . . Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Gnug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!“ Und die Freundin, die sonst ruhig zum Guten sprach, empfand es tief, daß dieser empörten und in sich zurückgepreßten Gemütserregung nicht immer gelassener Ratschlag, sondern bisweilen auch eine heftigere Sympathie fromme. Darum wallte 1780, als sie durch die Regensburger Ränke Lessings Existenz gefährdet sah, ihre Teilnahme leidenschaftlich über: „Um Gotteswillen, was für eine Nachricht! Und an dem allen sind wir — der Gedanke verfolgt mich wie Todschlag. Verfluchen möchte man jeden Schritt, der zur Aufklärung der Wahrheit für diese Welt geschieht! Es soll ja finster drin bleiben.“ Jeder Brief, jede Nachricht fand bei ihr einen wohltuenden Widerhall, und die beständigen Umfragen in der

Gemeinde dort, ob denn niemand etwas von Leſſing gehört, labten den Einſamen.

Während der Goezekrieg alle Hamburger in Atem hielt, erſchien, nicht bloß um Geldgeſchäfte der Stiefkinder abzuwickeln, der Anti-Goeze ſelbſt. Eliſe ſtaunte froh über Leſſings Aufnahme, denn ſelbſt wer ihn ſeit der Herausgabe des letzten Fragments wie die Erbſünde zu haſſen ſchien, empfing ihn nun in alter Freundſchaft; er hätte dem Hauptpaſtor keinen ärgeren Streich ſpielen können. Der Nötigen Antwort erſte Folge brachte Leſſing außer den Freimaurergeſprächen als geheimes Gaſtgeſchenk mit, wohnte jedoch vorſichtshalber nicht bei den Kindern des großen Ungenannten und wollte ſeine Beſuche mehr nach Klugheit als nach Neigung einrichten. Am 12. September 1778 war er mit Malchen eingetroffen, auf vierzehn Tage, die ſich dann aber wegen einer Erkrankung der Tochter bis zum 18. Oktober ausdehnten; auch mag die Eile, das liebe Hamburg mit Wolfenbüttel zu vertauſchen, nicht groß geweſen ſein. Am trauten, von der liebenswürdigen Hausfrau im herzhaften „Theelied“ geprieſenen Tiſch, der noch über die franzöſiſche Revolution hinweg mit Ausſchluß politiſcher Händel einen erleſenen Kreis ſah und wo der Schwabe Reinhard Stinchen Reimarus zur Braut gewann, verſtand man auch Leſſings „Grillen“ und „Galle“. Da wurde vom Nathanentwurf geſprochen und von der verhaßten Zenſur, von der orthographiſchen Influenza und dem für gemeine Geiſter unerſchwinglichen Sinn neuer Klopſtockverſe, von Baſedows Pädagogik und Gibbons Geſchichtswerk, ſtets in der klaren, geraden Weiſe, die hier daheim war. Eliſe gedachte der empfindſamen Aufklärungskämpfe Hennings' und wollte gern einen ungleichen Bund zwiſchen dem älteren und dem jungen Freunde ſchürzen. Daß von Goeze fleißig die Rede war, verſteht ſich. Eben damals ſollte dem ſel. Alberti ein ländliches Denkmal geſetzt werden; Ebert dichtete die Inſchrift auf den Unvergeßlichen, dem kein Ketzermacher das Himmelreich rauben könne.

Zu alten Genoſſen wie Claudius traten raſch gewonnene neue Freunde wie Joachim Heinrich Campe. Der hatte die Irrungen des Deſſauer Philanthropins hinter ſich und führte, nun auch von Schuback brav gefördert, ein ſtilleres und behaglicheres Pädagogenleben mit dem Häuflein der 1779 im „Robinſon“ verewigten

Knaben, einer Schriftstellerei für Kinder hingegeben, die trotz mancher üblen Mischung von Erzählung und zopfiger Katechisation vielen tausend Kleinen zum Segen ward, obwohl Goeze von der Kanzel herab wetterte, daß Campe die liebe Jugend verderbe, weil man in die freie Natur hinaus spaziere statt nach St. Katharinen. Der „Robinson" wurde Fritzchen König als Geschenk des Verfassers nicht vorenthalten. Ein Opfer liberaler Theologenbildung im Sinne der Teller und Semler, war Campe rasch mit den Reimarern vertraut geworden, den „guten, köstlichen Menschen, die einen Misanthropen mit dem Menschengeschlechte aussöhnen könnten", und stimmte zum engeren Bund auch durch seine Verehrung für Lessing. Hatte dieser Enthusiasmus schon bei Lessings Berufung nach Braunschweig sich in überschwänglichen, recht geschmacklosen Versen ergossen, so pries er fortan einsichtig „Nathan", „Ernst und Falk", die „Erziehung". Als er eben dabei war, sein Schriftchen über die letzte Spende zu beschließen und so am Baum voller Geistesfrüchte zu schütteln, kam die jähe Nachricht, Lessing sei nicht mehr: „Wer ihn als Dichter gefühlt und als Denker gefaßt hat, wird seinen Verlust beklagen. Beredter mag es mancher, aber inniger wird es so leicht niemand tun, als ich, der ich seit zwanzig Jahren in dem Gange seines Geistes jeder Spur mit Ängstlichkeit gefolgt bin, und die Bildung des meinigen dieser Nachwanderung danke. Dies Geständnis sei mein Kranz um seine Urne." Er widmete dem Toten nicht bloß eine schlichte Ränie, sondern betrieb als braunschweigischer Schulrat auch die würdige Herstellung und Erhaltung des Grabes. Die „furchtbare Waschfrau" der „Xenien", in denen Campe wie Hennings arg gezaust wird, war in der Lessingzeit noch nicht zur großen Säuberung der Teutsprache, die seine lexikographischen Verdienste beeinträchtigt, vorgeschritten und in Briefen selbst auf bequemen Fremdwörtern zu ertappen. Er gab sich durchweg als ein wackerer Mensch, der lieber mit Profanen Gutes tun als mit aufgeblasenen Logenherrn über die Rechtstitel eines Dürftigen streiten wollte. Lessing erörterte gern mit ihm mündlich oder schriftlich die gemeinsamen Interessen der Theologie und der Freimaurergeschichte, zollte den ältern Philosophischen Gesprächen Lob und Kritik, und, schläfrig im Kreise von Schöngeistern, war er lebhaft und aufgeknöpft gegenüber dem „festen, unschwärmerischen Mann",

harmlos neckisch gegen seine Lotte. Wie er ihre kleinen Anfälle von Herrnhuterei bespöttelte, zur selben Zeit, da er mit dem Gatten ernst der Unsterblichkeitsfrage nachsann, hat uns Elise hübsch erzählt: als Frau Campe das Auferstehungsfest auf dem Barbyer Kirchhof schilderte, wobei die Namen aller verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen worden seien, fiel Lessing trocken ein: „und sie antworteten eins nach dem andern: hier!“ — ein Reimarisches Gelächter erstickte die Andacht der Stillen im Lande. In Hamburg war es, wo Lessing seiner Scheu vor der untätigen Langeweile da oben die drastischen Worte lieh: lieber als ewig Halleluja mitsingen möchte man einer von den schildhaltenden Löwen des steinernen Stadtwappens auf dem Rathause sein.

Mit Campe ging's auch nach Wandsbeck hinüber zu Claudius und Voß, eben als das idyllische Hausen der beiden aus weichem und aus hartem Holz geschnitzten Männer sein Ende nahm, und weil der bescheidene Hausrat schon für das Land Hadeln verfrachtet war, saß man fröhlich auf Kisten beisammen. Der Dolmetsch Homers, begeistert für die „ganze Lessingheit“, die Goezen gepackt und zermalmt habe, dem aufmunternden „Schutzheiligen“ seines Wahrheitsdranges treu und trotzig ergeben für alle Zeit, schaute nun ohne Beklemmung in die „Tigeraugen“ und folgte gern aus aller häuslichen Bedrängnis der Einladung nach Hamburg. Ein lustiger Streit, wie die zwei Wandsbecker hommes de lettres, um nicht die Ehrenplätze gegen alle Höflichkeit einzunehmen, sich den Mietern des Wagens auf den Schoß setzten und so mit ihnen lachend abfuhren, blieb Frau Erneſtinen in Erinnerung. Aber noch ein andres Bild hielt sie fest und hat es uns nach ihrer schlichten, reinen Art überliefert: Lessing ward einmal bei Büschs mitten im lebendigsten Gespräch, das ihm aller Aufmerksamkeit zuzog, vom Schlaf übermannt und auf Malchens Bitte, man möge den Vater nicht durch rücksichtsvolles Schweigen verstimmen, sich selbst überlassen: „Er hatte den Kopf auf den Tisch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, seine schönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmütig mit Klopstock über diese Schwäche, von der er durch die Reise Heilung gehofft hatte.“ Auch was Stolbergs „Jamben“ vom Besuch eines jungen Dichterlings erzählen, dessen Elegie Lessing, aus dem Schlaf auffahrend, durch ein

höfliches Gelächter unterbrach, weil er schon während der vorausgegangenen Rezitation eines Scherzgedichtes eingenickt war, kann wohl auf einem damaligen Vorfall beruhen.

Neidisch mochte Lessing den reisigen, wetterharten Klopstock anschauen, der sich noch immer auf dem Roß und den Flügelschuhen tummelte, so wenig ihm auch die jüngst besorgte, nunmehr jahrelang fortgesetzte Vergötterung des Sängers wie des Menschen durch Cramers weihrauchduftige, dithyrambische Bände „Tellow an Elisa“ und „Klopstock. Er und über ihn“, die das „Neueste aus Plundersweilern“ köstlich verlacht, behagen konnte. „Er“, im Vollgefühl seiner Dichterwürde und erhöhten Menschheit, nickte zu diesen Abdrücken, Notenschwärmen und Erinnerungen wie der Gott zum frommen Opfer. Klopstock achtete nach wie vor Lessing mit einer gewissen Scheu. Auch der unreife Thyrsosschwinger behielt einen gezwungenen Respekt, obwohl die alte Kritik gegen Vater Cramers „Nordischen Aufseher“ unvergessen war: Racheschwüre trafen Nicolai, den „Erb- und Erzfeind meines Hauses“, und seinen Samen; Lessing jedoch erschien ihm als der Löwe, der einmal mit dem Esel jagte. Klopstocks Zirkel nahm Lessing schon deshalb für keinen rechten Dichter, weil er nicht einzig und allein Poet war und die Wissenschaften nicht bloß als gelegentlichen Sport betrieb. „Seit Lessing“, so hatte Tellow-Cramer zwei Jahre vor dem „Nathan“ öffentlich erklärt, „als Bibliothekar die Wolfenbüttler Seltenheiten durchkramt, bleibt er immer der Ersten einer in seinem Fache. Aber seitdem er keine Emilien mehr macht, hat er aufgehört Deutschlands Shakespeare zu sein. O daß der Brutus so eingeschlummert ist!“ Dann pries Cramer zwar nicht den „Nathan“, doch die „Erziehung.“

Erfrischt kehrte Lessing im Oktober 1778 nach Wolfenbüttel zurück, seine böse Schlafsucht schien überwunden, neue Kraft durchdrang nun den „Nathan“. Einiger Gäste, die ihn während der theologischen Nachwehen aufsuchten, ist bereits gedacht, nach der innern Bedeutung schon gewürdigt Friedrich Heinrich Jacobis Eintritt am 5. Juli 1780. Er kam mit seiner Halbschwester Helene, rasch auch die Braunschweiger erobernd, sowie er bald darauf in Hamburg, wo er mit der „vortrefflichen Familie des alten tiefverdammten Reimarus“ enge Freundschaft schloß, und in Wandsbeck den besten Eindruck machte. Das Seltsame hatte sich begeben:

ein Nachzügler des „Werther“ fand, von Goethe verhöhnt, Gnade, Wohlgefallen, Ermunterung bei Leſſing, und freudig beſchämt empfing Jacobi den „Nathan“ als Gegengabe für ſein „grillenhaftes Ding“, den „Woldemar“. Die Art, wie er Leſſings Begleitzeilen als einen freundſchaftlichen Händedruck mit überwallenden Schwüren und Herzensergüſſen an den „König unter den Geiſtern“ beantwortete, war echt, ohne jede Mache, denn in dem weichen Weſen des Gefühlsphiloſophen lag, ſelten nur beirrt durch jene Hartnäckigkeit, die des Schwachen Stärke bildet, ein tiefes Bedürfnis der Hingebung. Er hatte den Jugendfreund in Weimar verloren, nun durft' er Leſſing umarmen und traf ihn über alles Hoffen erſchließend und teilnehmend. So war es auch natürlich, daß Jacobi halbe Worte Leſſings über Wieland und Goethe ganz in dem Sinn aufnahm, den ſeine damalige Verſtimmung ſuchte: Wieland ſei leichtfertig, weil er einen preiſenden Gruß an den zauberiſchen Ankömmling Wolfgang gedichtet habe; ſein planloſer „Oberon“ enthalte nur Detailſchönheiten; Goethe werde, wenn er je zu Verſtand komme, nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Menſch werden . . . Gewiß konnte Leſſing weder das Frankfurter Genie noch den weimariſchen Dichter-Staatsmann recht verſtehn: aber hielt er den für toll oder für mittelmäßig, deſſen „Prometheus“ ihn ſowohl auf Aiſchylos als auf Spinoza zu reden brachte, der dem Hauptthema einer folgenſchweren Ausſprache Schwung gab? Die Abſicht, mit Jacobi nordwärts zu reiſen, wurde nicht vollſtreckt, nachdem ſchon früher ein Plan auf Berlin ſich zerſchlagen hatte; doch Jacobi holte raſch ſeine Knaben aus Claudius' Schule der unverfälſchten Natur ab und ſprach wieder bei Leſſing vor. Dies Jahr war auch der Bruder Johann Georg ſchon einmal in Wolfenbüttel beherbergt worden und erfreute ſich im Dezember einer neuen launigen Einladung zum Wohnen — aber das nächſte Ziel des empfindſamen Reiſenden in Braunſchweig ward Leſſings Sterbezimmer, wo er anakreontiſch trauerte. Friedrich Heinrich gewann auch Leiſewitz, widmete jedoch, was Leſſing ihm an Enthuſiasmus übrig ließ, vor allem dem Abt Jeruſalem, den er als Urbild der Heiterkeit und Würde ſchildert. Bei Jeruſalem ſollt' er den letzten Abend nach dem Theater mit Leſſing ſpeiſen; Leſſing, aller Theologie müde, ſchützte Kopfſchmerzen vor und blieb weg, obgleich der

liebenswürdige Greis über den Retter seines Sohnes verbindlich sagte: der ist wohl in den Bann getan, aber man kann doch mit ihm essen. Dem Abt selbst war in der Vorrede zu den „Philosophischen Aufsätzen" das Lob erteilt, nur ein solcher Vater könne dem Verlust eines solchen Sohnes nicht unterliegen. Er hatte 1778 brieflich zwar bekannt, daß er Lessing wegen der theologischen Händel recht gram sei, doch zugleich dauernde Liebe für Lessings Talent und Charakter ausgesprochen. Und seine nach Leisewitzens Urteil auch poetisch begabte, doch eitle Tochter Friederike rühmt noch 1833 von alter Geselligkeit her an Lessing „die allerausdrucksvollste Physiognomie, die man nie vergessen kann, und dabei die lebhafteste und allerangenehmste Unterhaltung"; freilich mit dem frommen Schlußschnörkel, die Trübung seiner letzten Lebenszeit und sein früher Tod kämen wohl vom Mangel fester religiöser Überzeugungen. Lessings körperlichen Verfall sollte Jacobi auch spüren.

Am 1. August ging's zu Gleim nach Halberstadt; mit der Schwester und den zwei Knaben, deren einer schon erstaunlich shakespearefest war. Dumpfe Schwermut und beschwingte Mitteilsamkeit wechselten bei Lessing während der Fahrt. „Sein Gesicht wurde entsetzlich", erzählt Jacobi aus diesen Tagen; krampfhafter Widerstreit gegen innere Leiden verzerrte die Züge, keineswegs, wie Jacobi wähnte, das Gefühl der Ohnmacht im Disput oder Gram über religiösen Zwiespalt mit der toten Eva, seiner „vernünftigen Frau". Noch bezwang er die nagende Pein, die an seinem Mark zehrte. Die Philosophie riß immer wieder siegreich alle Zügel des Gesprächs an sich und blieb Herrin auch am Ziel der Reise. Leicht wäre Herder im Bund der Dritte gewesen; nur die Unbestimmtheit der Jacobischen Einladung, die nichts von Gleims Herberge, nichts von Lessing als Gefährten verriet, hielt ihn ab herbeizufliegen, wie er dann schmerzlich gestand. Und dies Bedauern wuchs noch, als Jacobis Briefaufsätze später meldeten, wie „greulich bei dem alten Anakreon metaphysiziert" worden sei: „denn seine gutherzige Jungfräulichkeit hat mir wahrscheinlich aus einer Art von Scham und Schonung von allen diesen Blasphemien nichts gesagt". Der Wirt störte die beiden Philosophen, die ihre Streitfragen ohne sonderliche Rücksicht auf uneingeweihte Tischgenossen fortwälzten

und deshalb von tiefblickenden Litterarhistorikern der Unhöflichkeit gegen Gleim und Gleminde, die von Jacobi kaum eines Wortes gewürdigte „Huldgöttin", geziehen worden sind. Sie verstummten dagegen, wenn ihr Gastfreund seine harmlosen Späßchen zum Besten gab. Obwohl der liebe Mann, der ihnen nicht von der Seite wich und neben den am Sonntag auch noch Klamer Schmidt trat, sie in seiner ängstlichen Bemühung „wirklich dauerte", behaupteten sie im „Fall der Not, daß die Metaphysik zu allen Dingen nütze sei". Verdutzt horchte Gleim auf, wenn Lessing, als es zu regnen begann, mit einer geheimen Anspielung auf jene Gespräche von Gott und der Welt lächelnd sagte: das tu' ich vielleicht, und der Freund: oder ich. „Gleim", so erzählt Jacobi in seinem Buch entschuldigend, „sah uns an, als ob wir unklug wären; wie er denn die dreimal vierundzwanzig Stunden, die wir bei ihm zubrachten, große Not mit uns gehabt hat, ohne müde zu werden, uns beständig nur seine heitere sinn- und geistreiche Laune, seinen lachenden Witz, und immer liebevollen, wenn auch scharf treffenden Scherz entgegenzusetzen." Auf die Tapetentür des Hüttchens, die zum Stammbuch diente, schrieb Lessing nicht nur sein Dies in lite, sondern auch sein Ἓν καὶ πᾶν. Gleim verstand den tiefen Sinn nicht; selbst Herder, als er den Wahlspruch zuerst mit eigenen Augen las, wußte das noch nicht Lessingisch zu erklären: „Siebenmal würde ich sonst mein Ἓν καὶ πᾶν heruntergeschrieben haben, nachdem ich so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen meines philosophischen Credo gefunden." Spät noch zeigte der Greis einen einsamen Winkel des anmutigen Gärtchens am Stadtwall als Lessings Lieblingsplatz, und sein kleines Mausoleum nahm 1781 zur Urne Kleists auch die Urnen Lessings, des Anakreontikers Götz und des — Horatianers Lange auf.

Lessing konnte seinem Malchen, die bei Verwandten weilte, melden, die kurze Lustfahrt sei ihm ausnehmend gut bekommen. Gleichwohl schritt das innere Leiden vor, er verfiel und mochte schon, als Voltaire, als Rousseau dahin ging und er dem Meister Arouet die zweischneidige Grabschrift widmete, seines eigenen Endes denken.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele, Ich armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle, Das macht: ich werde alt.

Und genötigt, sich in einem Stammbuch einzuzeichnen, scherzte er über das Kreuzchen, das ein Verstorbener hier statt des Leichensteins bekomme. Auch hätte Elise kaum so heftig bei den schwungvollen Fragen der „Erziehung" über die Palingenesie geweint, wenn vor ihrem Blick nicht „die Ruinen eines großen Mannes" und die Ahnung des nahen schmerzlichsten Verlustes aufgestiegen wären. Wie unablässig arbeitend er dem Gebot Memento vivere nachging, oft fand er sich gelähmt, der alten Beweglichkeit seines Geistes beraubt, stumpf, zerschlagen. Schon vor der Ehe hatten ihn Beklemmungen und Augenschmerzen hart angefochten. Was er 1764 schrieb, Kränkeln sei schlimmer als Krankheit, für gesund gelten ohne es zu sein unerträglich, mußte Lessing in den letzten Jahren, die ihm gegönnt waren, bitter genug auskosten. „Alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist", rief er einst der Freundin zu. Er ward es nicht mehr. Nur sein Schlaf blieb ihm treu, der zeitlebens über ihn kam, sobald er die Augen schloß; der traumlose, denn eigentümlich: die nächtliche Tätigkeit einer unzusammenhängenden, dem Wahnsinn verwandten, halbbewußten Phantasie ruhte fast ganz bei diesem mit wachem Verstand arbeitenden Dichter und Denker. „Er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte", bezeugt Leisewitz im Schreiben an Lichtenberg. Aber der Schlaf drang ja auch unersehnt herbei als krankhafte Sucht, die mit tragischer Ironie den Erwecker eines neuen geistigen Lebens, den unruhigsten Menschen, den lebhaftesten Sprecher immer häufiger, selbst in angeregten Kreisen, überfiel, ein mahnender Vorbote des dunklen Genius mit der gestürzten Fackel. „Von ferne, von ferne, da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod", wie die grauen Geschwister im „Faust" summen.

Im Juli 1779 war Lessing bettlägerig gewesen, und gegen Ende des Jahres befand er sich wieder „recht sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen". Nicht krank, sondern bloß — nicht gesund fand ihn das neue Jahr, bald folgte der einen Unpäßlichkeit die andre, so daß er nach einem Bräuneanfall die Gratulation, er könne von Glück sagen, so davon gekommen zu sein, bitter entgegennahm: so sei es denn Glück, auch bloß zu vegetieren ohne freien Gebrauch der Seelenkräfte. In den

Jacobischen Tagen schwankte sein Befinden zwischen furchtbarer Abspannung und gewaltsamer Erregung.

Als Lessing dann am 7. Oktober 1780 auf drei Wochen nach Hamburg kam, was nur durch ein Darlehn von seinem bewährten Freund und Wirt, dem Münzmeister Knorre, zu ermöglichen war, gingen ihm traurige Posten voraus. Die Gemeinde machte sich auf einen letzten Abschied gefaßt, fand ihn jedoch beim Wiedersehn über Erwarten frisch, obwohl die Kälte dem Reisenden unterwegs so zugesetzt hatte, daß er sich bisweilen, wie Malchen vernahm, nach seiner Hausordnung zurücksehnte. „Jeden Tag, daß er hier ist", schrieb Elise, „hat er gewonnen, teils durch den Umgang mit Freunden und teils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch steh' ich nicht dafür, daß er nicht in seinen Seelenschlaf zurückfällt, sobald das ewige Einerlei seiner Lage in Wolfenbüttel wiederkömmt, und dazu seine Bequemlichkeit, nichts zu tun, was ihn aus dieser Lage reißt. Es ist nicht wahr, daß sein Kopf nicht ganz der alte ist, sobald er will — aber sein Wille ist schläfrig — und die Sphäre der Dinge, die ihm interessant sind, verengt sich nach Maßgabe, daß sein Geist sich an Kenntnissen ausgebreitet hat". Und die Doktorin schrieb gleich nach Lessings Abfahrt, er habe davon erzählt, daß Euler seine Rechnungen mitten im Familienzimmer betreibe — „Armer Mann! dachte ich, dein Kopf würde heller sein, wenn du es auch so haben könntest. Jammer ist es den Lessing zu sehn, so viel Geist, und dabei so viel Zerbrechlichkeit, immer sitzt er da, als ob er einschlafen wollte, und es kömmt mir vor, daß er niemals wacht." Bedrohliche Nachrichten drangen ins Weite, Claudius meldete Schlimmes an Hamann, dieser wiederum an Herder. Schon persönlich hatte Jacobi inständig zu einer Erholungsreise nach Pempelfort eingeladen: wenn nicht alsbald, da eben die Kirchenväter ihr Recht forderten, so doch im Frühling müsse Lessing kommen. Er wiederholte dem durchreisenden Malchen alle Lockungen und zeigte die gastlichen Räume, die sie mit dem Vater bewohnen sollte, sogar einen großen pechschwarzen Kettenhund als Wächter und Schutz „vor allen andern großen pechschwarzen Kettenhunden". Dann warb er Elise für seinen Plan. Ihr ergreifender Bericht an Helene Jacobi liegt uns vor: bei dem Satz aus Friedrich Heinrichs Brief (5. September 1780),

er lebte schon lange nicht mehr, „wenn es keine Bäume“ — fiel Lessing, der kein Naturschwärmer war, ein: „die gehören nun zu meinem Leben nicht“; desto schlimmer, sprach die Freundin und las weiter: „und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe“, herrliche Worte von diesem beseligenden Heilmittel gegen Ekel, Menschenhaß und Blutvergiftung. Da hob sie den Blick zu ihrem Hörer und sah, was sie kaum je an Lessing zu sehn erwarten durfte, sein Antlitz feuerrot und die Augen in Tränen schwimmend; „Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort, und Segen Gottes über alles, was dort lebt und Jacobi heißt!“ Im Dezember schrieb Jacobi eine neue, hinreißend herzliche Einladung: Lessing dürfe nicht in Wolfenbüttel zugrunde gehn; er wolle ihn in Osnabrück abholen, mit ihm im Frühjahr die Rheinlande bereisen und vielleicht im nächsten Winter Paris besuchen, vorher aber alles herbeischaffen, was nur die Genesung befördern könne, leise Munterkeit, ruhiges Leben ohne Totenstille, sorglichste Pflege, doch nicht über Wunsch, grenzenlose Freiheit, eine recht gute, bequeme Lage; „aber Recha muß mitkommen“. Der ganze Brief atmet die köstliche Liebe, Wärme, Behaglichkeit dieses rheinischen Hauses. Jawohl hätte die emsige Küchenmutter Lene den müden Gast erquickend gepflegt im Wetteifer mit ihrer treuherzigen Schwester Lotte, Frau Betty sich auch ihm bezeigt, so wie sie dem Hausfreund Goethe lieb und wert war: „Heiterkeit, tätiges Wesen, keine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, an Rubenssche Frauen erinnernd“; des Hausherrn reine Verehrung und schöne Bildung hätten ihm so wohlgetan! Wie atmete ein paar Jahre später nach allem Königsberger Packhofelend der vielgeprüfte Hamann auf bei seinem Jonathan Jacobi im Pempelforter Garten, wo heute der „Malkasten“ sein frohes Wesen treibt: „Was für ein Ausbund von menschlichen Herzen, in deren Mittelpunkt ich lebe!“ Der nordische Magus hat das letzte Bett im fernen deutschen Westen gefunden. „Ach, Sophie“, ruft Jacobi im August 1781 der Frau v. La Roche zu, „wenige Leute haben diesen Lessing gekannt. Weil er kein sinnlicher, in Begierden aufbrausender Mensch war, so hieß er ihnen kalt. — Hätte er nur so lange noch gelebt, daß er hier in meinen Armen gestorben wäre“.

Leſſing iſt den herzerfreuenden Rufen nicht gefolgt, obgleich ein Brief an den Maler Müller von ſolchen Plänen ſamt einer Pariſer Reiſe geſprochen zu haben ſcheint. Noch einmal ſuchte er ſeine ſieche Kraft dem Bühnendämon, der niemand losläßt, zu verſchreiben oder ſpiegelte ſich doch die Möglichkeit neuer theatraliſcher Gebilde vor. Als er 1778 nach Hamburg, der Stätte ſeiner Dramaturgenenttäuſchung, kam, ſtand Schröder als erſter deutſcher Schauſpieler da; Altmeiſter Ekhof war vor wenigen Monaten in Gotha begraben worden. 1780 feierte Leſſing Schröder in den bekannten Verſen und zeigte ſich Willens, für ihn und ſein durch befreundete Familien, auch die Reimarer, gefördertes Aktientheater tätig zu ſein. Unter den Darſtellern waren ihm z. B. Borchers und Frau Starke, unter den Leitern Bubbers von lang her bekannt. Die Initiale ſeines Namens, allen voran, las er auf dem neuen Vorhang, der im Übermaß von Allegorien zwei Epochen andeutete: auf einer der oberſten Stufen zum Tempel der Wahrheit, Schröders Göttin, ſah man den nun ſeit einiger Zeit mit mehreren großen Dramen vertretenen Shakeſpeare in erwartender Haltung, unten die Gruppen Emilia und Odoardo, Götz und Bruder Martin. Wirklich ſchloß Leſſing im Auguſt 1780 einen Vertrag, kraft deſſen die Hamburger Bühne von ihm jährlich zwei Stücke zu je fünfzig Louisd'or mit dem alleinigen Aufführungsrecht für eine Spielzeit erhalten ſollte. Näheres iſt nicht bekannt, da ſeine Briefe an Schröder geſtohlen und verſchwunden ſind. Aber wie das oder die Nachſpiele zum „Nathan", ſo blieben auch der „Nero", Calderons „Richter von Zalamea", der trotz dem Pariſer Medium (an Karl, 20. Sept. 77) gewiß kein Schröderiſcher „Amtmann Graumann" geworden wäre, der „Londoner Verſchwender" und ein Ehebruchsdrama wieder im Vorſatz ſtecken, obwohl Leſſing bald nach ſeiner Rückkehr von Hamburg Anſtalten zur Abfertigung ſolcher Pläne traf. Die Stimmung ließ ſich nicht kommandieren. Langſam wurde nur die eine Vorfrage, ob der alte Prodigal, der ja auch die Geniezeit intereſſierte, beſſer ein Trauerſpiel oder ein Schauſpiel abgäbe, mit Al Hafi Abraham dahin entſchieden, daß „der Kerl das Menſch haben ſolle". Eliſe möchte zur Not als Nachfolgerin Adelgundens mit der altmodiſchen „Genie" einſpringen; ſie bemühte ſich unnütz um Addiſons „Cato", Voltaires „Alzire" und die ſchon von Eſchenburg neu be-

arbeitete „Zaïre“. Lessing aber nahm mit der Vorrede zum zweiten Druck seines deutschen Diderot Abschied vom Theater, so wenigstens mittelbar mit einem Gruß an Schröder, den bürgerlichen Dichter mehr noch als den weit ausgreifenden Darsteller. Schon pochten junge Fäuste dröhnend an die Pforte: Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Schillerischen „Räuber“, und demselben Intendanten, der diesem kraftgenialen Trupp das Tor auftun sollte, Dalberg, meldete Schröder, im Widerspruch mit den Journalisten, die auch von einer dem Hamburger Theater nah verheißenen Fortsetzung der „Emilia“ fabelten, am 1. November 1780 entsagend: „Lessing ist drei Wochen hier gewesen, seine Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten“. Ein Gleiches mußte 1780 Frau Starke sich sagen, als der Schöpfer ihrer berühmtesten Rolle, der Claudia, in einer Braunschweiger Gesellschaft durchaus ihr Tischnachbar sein wollte, dann aber die ganze Mahlzeit lautlos verstreichen ließ.

Umsonst seine beruhigende Versicherung, er sei recht wohl und hoffe nunmehr auf einen ersprießlichen, fleißigen Winter, wie er noch gestärkt durch den Hamburger Aufenthalt schrieb, der ihm die verlorne Gesundheit und Laune wiederbringen sollte. „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft einen Einzigen hier hätte!“ Die geselligen Vergnügungen daheim hielten nicht lange vor. Er fühlte sich gebrochen und gezeichnet: „Auch ich war damals“ in den Jugendtagen mit Mendelssohn „ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Szene ist aus“. Seine Bekannten beobachteten scheu die an Lähmung grenzende Schwere, das Stocken der Rede, die krankhaften Verwechslungen, wie auch seiner Feder die Buchstaben manchmal nicht mehr gehorchten. Was lange nur ein Augenblicksübel gewesen, setzte sich, offenbar nach leichten Schlaganfällen, fest und griff gierig immer weiter, so daß er die wachsende Schwierigkeit, zu denken und zu arbeiten, mit herben Worten beklagte. Seine Stimme wurde matt, sein Gang schleppte, das Feuer seiner Augen erlosch. Traurig sah Döring dem täglichen Verfall zu, als der „edle, brave, über alles werte“ Mann nur mit äußerster Mühe gehn und Atem holen konnte.

Trotzdem fuhr Lessing, der auf Hamburger Weihnachtsfreuden schweren Herzens verzichtet hatte, am 28. Januar 1781 nach Braunschweig, verbrachte den Abend im Klub, traf sich am nächsten Tag mit Leisewitz bei Eschenburg und war imstande, den 1. Februar beim regierenden Hofe, den 2. bei der Herzogin-Witwe zu speisen. Noch stand sein Geist allen litterarischen und politischen Aufregungen des Tages offen. Es liegt ja oft eine tiefe Bedeutung in den Legenden, welche die letzten Stunden großer Männer umschweben und ein zufälliges Wort symbolisch erweitern oder einen nie getanen Ausspruch erfinden, um darin die Summe des ganzen Daseins zu ziehen. In diesem Sinn ist der Ruf „Mehr Licht!“ des sonnenhaften Goethe volle Wahrheit. Die Welt verlangt, daß die Lippe, die so viel Köstliches gespendet, noch im Todeshauch ein geistiges Vermächtnis künde. Denen, die an Lessings Lebensneige solche Fragen richten, gibt die Überlieferung ohne mythisches Spiel zwar einsilbigen, aber gehaltvollen, seiner würdigen Bescheid.

Am 3. Februar empfing Leisewitz von Jerusalem eine Broschüre, die ihm Lessing, im Beisein des Urhebers, sogleich begierig abdrängte: ein dünnes und dürres Heft, die laue, von der alten Herzogin gewünschte Erwiderung des Abtes auf ihres königlichen Bruders offenen Brief De la littérature allemande vom November 1780. In der Ursprache wie in Dohms Übersetzung konnten damals die Deutschen insgemein und die von Friedrich weniger verkannten denn ungekannten Schriftsteller dies sehr wahrscheinlich längst entworfene Sendschreiben schwerer beurteilen als wir heut zu Tage. Friedrichs Bildung in aller Kunst und Wissenschaft war französisch, Deutschlands Geistesarbeit ihm nur durch vereinzelte mißgünstige Mitteilung in seiner Jugend und ein paar Zufälle näher getreten. Ein wahrhaft königlicher Hofstaat schöner Geister umgab ihn, als Lessing voll Sehnsucht in Berlin ausspähend sich mehrmals verwegenen Hoffnungen überließ. Auch im siebenjährigen Kriege las und schrieb der König nur französisch: dann würzte die reiche Litteratur von Corneille bis Voltaire die Mußestunden des solitaire de Sans-Souci, der dem patriarche de Ferney 1775 ein Vorspiel seines großen, an Herzberg gerichteten Litteraturbriefes gab: wie der Mangel an Stil und Geschmack jeden Erfolg deutschen Ehrgeizes so zweifelhaft mache, wie Schulton und Schwulst vorherrschten und

der Wahn, sich im Drama auszuzeichnen, durch unvollkommene Versuche Lügen gestraft werde; man sei allenfalls im öffentlichen Recht tüchtig, aber seit Leibniz und Wolff unbekümmert um Philosophie; es gelte jedoch, wie einst in Frankreich unter Franz I., künftiger Geister zu harren: „Der Boden, der einen Leibniz gezeugt hat, kann andre zeugen. Ich werde freilich diese schönen Tage meines Vaterlandes nicht schauen, aber ich seh' ihre Möglichkeit voraus . . . Für meine Person tröst' ich mich damit, im Zeitalter Voltaires gelebt zu haben; das genügt mir." Und wiederum weissagt er, ohne die Zeichen der Zeit zu belauschen: nach den Nöten des dreißigjährigen Kriegs und seiner eigenen Ablenkung durch die schlesischen Feldzüge nahe jetzt erst ein Morgenrot, Griechen und Römer und Franzosen seien die Helfer der Geschmacksbildung, zwei oder drei Genies würden die Sprache befreien und des Auslands Meisterwerke bei uns heimisch machen, er, der König, aber auf dem Abstieg seines Lebens diese glückliche Zeit nicht mehr erblicken. 1778 starb ihm in Voltaire der letzte große Erbe des siècle de Louis XIV., dessen Mark Friedrich als edelste Nahrung des Geistes pries; er selbst verfaßte das akademische „Lob" und sah nun Öde ringsum. Eine deutsche Renaissance schwebte ihm vor: daß sie schon lang im Werden war, wußt' er nicht und konnt' es nicht wissen. Nur diesem großen König war es erlaubt, seine hohen Zukunftswünsche mit solcher Unkenntnis alles bereits Erblühten und alles Keimenden als ein „Fremdling im Heimischen" auszusprechen und an d'Alembert bei Übersendung der Lettre zu schreiben, vielleicht würden in Deutschland gute Schriftsteller erscheinen, wenn er im Elysium dem Schwan von Mantua Geßners Idyllen und Gellerts Fabeln überreiche; worauf der Franzos einen schweizerischen Geschichtschreiber, „Herrn Mayer", empfiehlt, Friedrich aber die deutsche logon diarrhoea dieses Mayer, soll heißen Johannes Müller, verhöhnt. Man sage, was man will: es mußte die gebildeten Deutschen schwer bedrücken, daß der große, geistreiche König, selbst Schriftsteller und Dichter, 1780 nur ein Wörtlein über den längst vermoderten Canitz hinwarf und neben der faden, glatten „Mädcheninsel" von Götz ein schales Lustspiel Ayrenhoffs, den „Postzug", als Notnagel rühmte, daß er die deutsche Sprache halbbarbarisch schalt, Shakespeare weit über Voltaire hinaus mit Ver-

achtung wegstieß und den „Götz von Berlichingen“, nach bloßem Hörensagen von einer Berliner Aufführung, dem Briten hinterdrein schleuderte — 1780, als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe mit manchen andern seit Jahrzehnten oder in junger Kraft am Werk waren! Man kommt doch immer wieder auf die müßige Frage: was hätte gerade dieser Fürst der Aufklärung zum „Nathan“, zu den „Anti-Goeze“ gesagt, warum drang keine Silbe davon an sein Ohr? Da klagte denn der treue Gleim: dies Meisterstück „Nathan“ hätte der große Landesvater verstehn müssen, um besser über die deutsche Dichtung zu reden und nicht den „Postzug“ für unser Ein und alles zu rühmen. Du kennst unsre Litteratur und Sprache nicht, sagte Herder ruhig dem ins gelobte Land ausschauenden alten „Moses“. Die führenden Geister in der Umgebung seiner Nichten und Neffen waren ihm gar nicht vorhanden, als er trotz alledem mit hoffnungsfrohem Nationalstolz der Zukunft entgegensah, wo die deutsche Litteratur eine Weltmacht, die Sprache neu geprägt, der akademische Unterricht in allen hier reihum geprüften Gebieten und die Mittelschule, deren Reform er 1779 Herzberg anbefahl, wesentlich durch eine gesunde Pflege klassischer Bildung zur Blüte gelangt wären. Was ist rühmlicher für einen Deutschen als rein deutsch sprechen und schreiben? heißt es später in Friedrichs Brief an Heynatz. Noch fehlte nach dem Wahn des Königs in den Jahren Lessings und Herders unsren Schriftstellern ein gründliches Studium der Alten, die Fähigkeit, sie zu lesen und zu übersetzen. Und ohne dem nachzufragen, was hier und dort von Fürsten bereits getan war, als Freund und Gönner seiner einstigen französischen Gäste mit dem freien edlen Wettbewerb stipendienloser Genies unbekannt, schloß Friedrich diese für die Gegenwart so blinde, für die Zukunft in manchem Betracht so prophetische Schrift mit einem Mahnruf an die Throne: Que nous ayons des Médicis, et nous verrons éclore des génies. Des Augustes feront des Virgiles.

Längst hatte Lessing sein bittres Gedicht an Mäcen niedergeschrieben; ein überstolzes Kapitel „Von den Mäcenaten“ stand in Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ zu lesen; vor vier Jahren wies Leisewitz in der „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter“ tapfer den Mäcenen und den Kriechern die Tür: denn, wie er

Schillers berühmte Verse vorwegnehmend erklärte, „kein Fürst schafft Talente, die deutsche Litteratur sei Zeuge! Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhmes mit kastalischem Wasser auswuschen, kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels. Die deutsche Litteratur wand sich mit eigner Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball, gestützt durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere". So dachte, sprach, tat auch Lessing. Leisewitz aber ließ 1781 den Plan einer Entgegnung fallen, gleich Hamann, gleich Goethe, der mit Dialogen zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Frankfurter Wirtstafel antworten wollte, zunächst spöttisch gestimmt, dann so ernst, wie es diesem Autor und den hohen Zielen gegenüber sich gebührte. Ihm stand Herders Rat zur Seite. Nicht zufällig hatte Goethe gerade damals im Sinn, Lessing zu besuchen: De la littérature allemande würde das erste Gespräch gewesen sein.

Derweil in der Stadt, die Goethe geboren und Voltaire einst in schmählicher Gefangenschaft gesehn, zwar keine Tabled'hôtenunterhaltung höheren Stils gepflogen wurde, sondern nur ein zorniges Mutterherz über das „schöne Geleße des Königlichen Verfassers", der bei aller Größe doch nur ein Mensch sei und sich, selbst nach Philisterurteil, prostituiert habe, den Stab brach, hatte Jerusalem die in Filzsocken einherschlürfende Replik erlassen, deren Friedrich trotz einer französischen Übersetzung nicht achtete: „Über die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg". Einen Schritt vor, zwei zurück, umgekehrt als bei der Echternacher Springprozession. „Ein armer, alter, stumpfer Mann", wie er sagt, war er ohne Lust und Mut an die Arbeit gegangen, bis zum Äußersten nachgiebig, mattherzig in allen Einwürfen, mit der schüchternen Behauptung, daß, seit der König aufgehört, sich um deutsche Litteratur zu kümmern, gerade seine Regierung Epoche gemacht habe. Vergebens sucht man die Namen Herders und Goethes neben den Berlinern und Braunschweigern. Lessing ist mehrmals genannt: als deutscher Phädrus, als Altertumsforscher im Gefolge Winckel-

manns, als Dramatiker nach — Ayrenhoff und Engel, als Dramaturg, dessen Hauptschrift auch Voltaire „hie und da mit kleinen Unruhen gelesen haben würde". Nirgends aber steht ein handfestes, charakteristisches Zeugnis, und samt den theologischen Streitschriften wird „Nathan" weislich verschwiegen, während Freund Tralles in einem törichten „Schreiben" Lessing zwar hoch über Herrn v. Ayrenhoff stellte, doch bedauerte, daß der Meister sein reines Deutsch im „Nathan", von Goethes Unarten angesteckt, geflissentlich verderbt habe! Ganz anders als der lavierende Hofprediger, der dem König möglichst und unmöglichst weit entgegenkam, sagte Möser mannhaft und gedankenvoll seine Meinung gerad heraus, indem er, den reformatorischen Ruhm des preußischen Namens würdigend, auch Goethes „Götz" pries, England und Frankreich einsichtig verglich, Deutschlands Sprachentwicklung ins rechte Licht schob und, jeder Generation gerecht, nur einen neuen Herkules Lessing zur Säuberung des Genieparnasses verlangte. Auch der nachher von Friedrich belobte Danziger Jude Gomperz überholte den braunschweigischen Offiziosus weit mit positiven Ratschlägen und besonderer Hervorhebung von Nathanversen und Herderischer Prosa. Goethes erschöpfendes Urteil lautete: „Jerusalems deutsche Litteratur ist da. Wohlgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und arm." Nicht anders werden die Klubgenossen in Braunschweig sich ausgesprochen haben.

So trat der alte König noch einmal vor Lessing hin, der umsonst zu ihm aufgeschaut und öfters seiner Bewunderung einen Tropfen Galle beigemischt, nie aber aus verletzter Eitelkeit oder ausschweifender Deutschtümelei den großen Einsiedler geschmäht hat. 1774 meint er ja: wenn Ramler über den „Götz" französisch aburteile, so geschehe ihm recht, daß der König seine Verse mit den Augen eines Franzosen betrachte.

Lessings allerletzte Lektüre war dem Kampf der Aufklärung gegen einen unerhörten Gewissenszwang gewidmet, der ihn und seine Gesinnungsverwandten schon seit einiger Zeit empörte. „Eine halbe Stunde, ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich und ließ sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Cleveschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen", weiß die Familie Jacobi zuverlässig zu berichten. Diese Zeitungsblätter ver-

dienten, den entfliehenden Geist des großen deutschen Journalisten noch ein Weilchen festzuhalten. Seit 1776 gab Schlözer in Göttingen seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts“ heraus. Ohne sonderlichen Reiz der Form spendete diese sehr verbreitete zensurfreie Zeitschrift statistischen Unterricht und religiös-politische Aufklärung, ein ehrenwertes Denkmal deutscher Professorenpolitik, und zum erstenmal in Deutschland wurde die Redensart von der Großmacht Presse hier unleugbare, willig oder widerwillig anerkannte Wahrheit. Schlözer beobachtet als wohlbeschlagener, freisinniger, gewissenhafter Wächter die Verwaltung der europäischen Staaten und hat das gleiche Augenmerk für den wirtschaftlichen Ertrag eines deutschen Landes wie für Frankreichs Flotte, bald ein ruhiger Rechner, bald ein lauter Rufer im Streit, wenn eine rückläufige Bewegung droht. Nicht selten läßt er die nackte Tatsache reden, indem er etwa einen hessischen Erlaß über landesväterlichen Soldatenschacher ohne jede Kritik abdruckt oder josephinischen Reformzwang durch bloße Mitteilung beleuchtet. Mit kräftigen Worten nehmen Schlözers Hefte die Partei aller Opfer der Reaktion, sei es gegen starre Lutheraner, sei es gegen ränkevolle Jesuiten, doch wissen sie fast überall besonnen abzuwägen: das mäßige Verhalten eines Rohan in protestantischen Angelegenheiten wird gelobt, die unsinnige Gleichstellung von Sokrates und Jesus bei den Rationalisten scharf gerichtet. Lessing zählte zu den treuen Lesern dieser vornehmsten norddeutschen Zeitschrift, der seine Sonderart natürlich nicht durch Dick und Dünn folgt. Im letzten Handel aber zeigt er sich ganz einverstanden mit dem Göttinger Publizisten: es war von allgemeiner Bedeutung, die von der Landesregierung unterstützten hierarchischen und ketzerrichterlichen Gelüste der Jülich-Bergischen Pastoren, dieser neuesten „Patriarchen“, wuchtig zurückzuschlagen. Das am 20. Januar abgeschloßne Heft berichtet an der Hand mehrerer vom Kriegsschauplatz gekommener Flugschriften über die vorjährigen Synodalansprüche. Die Synode unter Leitung des Inspektor Westhoff beklagte heftig die immer weiter greifende frevle Verachtung des Gottesdienstes und der heiligen Sakramente; sie rief gegen solche Ruchlosigkeit den weltlichen Arm an, da die Kirchenzucht nicht ausreiche, Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses aber die oft unschuldigen Hinterbliebenen stärker als den toten Atheisten treffe.

Der Kurfürst möge demnach verfügen, daß wider alle Feinde des regelmäßigen Kirchenbesuches und Abendmahls außer der geistlichen Zensur zunächst erkleckliche Geldbußen, bei weiterer Verstocktheit aber Leibesstrafen und Landesverweisung zur Anwendung kämen, und seinen Beamten tatkräftige Förderung der mit untertänigster Submission ersterbenden Synode befehlen. Einer ziemlich allgemein gehaltenen Zusage der Regierung war von den Kanzeln herab das maßloseste Proklama ganz im Geiste des „Friß Vogel oder stirb!“ gefolgt. Da ward gegen die wachsende Verachtung des Heiligen mit Ausblicken auf die Höllenpein gezetert, ein gemeinsames Interesse von Staat und Kirche drohend erhärtet und jeder Seelenhirt angefeuert, sein Strafamt gemäß dem Erlaß des gnädigsten Landesherrn ohne Menschenfurcht auszuüben. Die Gemeinden mußten sogleich den Vorrat frommer Strafen zur Warnung kennen lernen: erst Geldbuße, dann Entziehung der Kirchenämter und Sakramente; bei andauernder Hartnäckigkeit sollten die Sünder „von der christlichen Gemeinde mit Namen und Zunamen von öffentlicher Kanzel ausgeschlossen, und von dieser für Heiden und Zöllner gehalten“ werden, denen auch kein ehrliches Begräbnis zustehe; die unverbesserlichen frechen und verwegenen Böswichter endlich würde Se. Kurfürstliche Durchlaucht mit noch härterer Pön zu treffen geruhen. Den Schluß dieses racheschnaubenden Kanzelukas bildet ein inbrünstiges Gebet zu Gott um die rechte Leitung der durch Jesu Blut teuer erkauften Pfarrkinder.

So mörderisch donnerten die lutherischen Päpstchen im deutschen Westen. Ein einstimmiger Schrei der Empörung mußte das Echo bei allen Freiheitsfreunden sein, nicht nur in der unmittelbarer berührten Nachbarschaft, wo der sanfte J. G. Jacobi sich als „Erzengel Michael“ zu einer besondern Gegenschrift ermannte, sondern auch in der Ferne: die Reimarer machten ihrer Entrüstung kein Hehl, Lessing hatte schon vor der Abkündigung „sich fast wütend über diesen unlutherischen Schritt“ gezeigt und aus Pempelfort wiederholte Nachrichten bezogen. Inquisition in Jülich-Berg! Der freisinnige Kanzler v. La Roche in Coblenz abgesetzt! Zensur über die Universität Gießen verhängt! Da erschien der Reimarischen Gemeinde das Wachstum einer aufgeklärten Toleranz nur als schöner Traum, und ingrimmig fragt Elise, was ihr Freund denn

zu den „heiligen Eseln“ meine? Lessing dachte wie Schlözer. Im „Briefwechsel“ wird der ehrwürdigen Synode sehr eindringlich zu Gemüte geführt, daß für „Verachtung“ der Kirche besser „Versäumung“ stünde, daß sie aber mit ihrem Drohwort der „Verdammnis“ Zwangsmaßregeln über die christliche Liebe sowie gegen jeden evangelischen Grundsatz äußerlichen Kirchendienst über innerlichen Gottesdienst gesetzt habe. Ein ernster Laie mahnt hier diese gewalttätigen Pastoren an die Sendung der Apostel. Er hält ihnen die Unklarheit ihrer Forderung „ordentlichen“ Kirchenbesuchs und Sakramentgenusses vor und brandmarkt die Entziehung nicht des kirchlichen, sondern des ehrlichen Begräbnisses als einen vom Verfolgungsgeist diktierten anmaßenden Eingriff in die Gerechtsame des Staates. Gegen solche Wölfe im Hirtenkleid, ihre Werkheiligkeit, ihre Ketzergerichte, denen nur noch der Scheiterhaufen fehle, gegen das „entsetzliche“ Schlußgebet wird die versöhnende Liebe Jesu Christi und die Gnadenlehre Luthers, dem jeder geistliche Zwang ein Greuel gewesen sei, aufgerufen. Herzensglaube, Liebe, Duldung, Eintracht, so grausam und blindlings verkannt von Westhoffs Pfaffen, kamen wieder zu ihrem Recht in den göttingischen Blättern, denen Lessing seine letzte Andacht widmete. Der Jude Daveson las dem Nathandichter die Schande neuer Patriarchen vor in seiner Todesstunde. So sollte der Anti-Goeze protestierend bis zum letzten Atemzug aus dem Kampf in den ewigen Frieden eingehn und sich noch einmal zu seinem teuren Johanniswort bekennen: Kindlein, liebet einander!

Am Abend des 3. Februar 1781, den er im Klub und bei Davesons verbrachte, wurde Lessing von einem Stickfluß befallen und zeitweilig auch der Sprache beraubt. Man trug ihn in sein Quartier. Er wollte weder Arzt noch Diener bei sich haben. Tags darauf ließ er sich frisieren, um nach Wolfenbüttel heimzufahren. Ein Besucher trat dem entgegen und holte den Doktor, der einen Aderlaß und ähnliche Mittel anwandte. Lessing spie Blut, doch hoffte Leisewitz noch auf Genesung, während der Kranke selbst, treu seinem tapfern Wort, er werde vielleicht in seiner Todesstunde, doch nicht vor seiner Todesstunde zittern, dem zu einem Begräbnis bestellten Lohndiener sagte, daß er sich sputen möge, denn die Reihe sei nunmehr an ihm. Alle Heilkunst ward auf-

geboten, Malchen eilte zur Pflege herbei, das getrübte Bewußtsein stellte sich rasch wieder her, viele Teilnehmende sprachen vor, auch der Hof zog häufig Erkundigungen ein. In einsamen Stunden sammelte Lessing seine Gedanken, „und er ist dem Tod wie ein Held entgegen gegangen", ja mitunter vernahmen der Hofmedikus, der Hauswirt, Daveson harmlose Scherze von seinen Lippen. Nach der Lektüre Schlözers am 15. Februar konnte Lessing noch einmal das Zimmer verlassen, doch als er zurückkam, lehnte er, die Haare von Todesschweiß benetzt, sein müdes Haupt an den Türpfosten und sprach, in den Gedanken der bestürzten Tochter lesend: Sei ruhig, Malchen! Er reichte darauf, wieder gebettet, den Arm zum neuen Aderlaß, und als man ihm zurief: Ängstigen Sie sich nicht, entschlief er mit lächelndem Blick. „Daß ihn alle Goezen gesehen hätten, diesen Blick, damit sie von ihm lernen ohne Verzerrung des Gesichts zu sterben und sterben zu lassen", fügt Elise, noch im tiefsten Schmerz streitbar, ihrem Bericht (an Hennings, 27. Mai) bei, der gleich der Erzählung Betty Jacobis (an Sophie v. La Roche, 9. März) auf Mitteilungen des Augenzeugen Daveson fußt. Lessing starb, bekräftigt dieser, „so wie er gelebt, als ein Weiser, entschlossen, ruhig! voll Besinnung bis in den letzten Augenblick." Es war nach sieben Uhr abends.

Amalie Henneberg erzählte als Greisin — und unser Gewährsmann wird ihre Mitteilungen ein wenig stilisiert haben, — wie sie vor der Schwelle des Krankenzimmers gesessen, um ihrem gepreßten Herzen durch geheime Tränen Luft zu machen: „Da öffnete sich die Tür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichsten Besorgnissen noch überraschend, das teure Leben."

Die Sektion ergab Brustwassersucht mit ungewöhnlich starken Verknöcherungen.

Erst im Lauf des nächsten Tages (16. Februar) erfuhren die meisten Braunschweiger Freunde, daß der Große von ihnen genommen sei. Am 20. wurde Lessing auf dem Magnikirchhof unter einer Tanne bestattet. Ebert, Eschenburg, Schmid, Leisewitz, Kuntzsch, Graf Marschall, auch ein paar Männer aus dem Volk wohnten dem vom Herzog würdig ausgerichteten Begräbnis bei. Leisewitz schrieb einen einfachen, sachlichen Bericht über Lessings letzte Wochen für Lichtenbergs „Magazin", und es ist nur allzu menschlich, daß in seinem Tagebuche sich Hoffnungen auf den erledigten Posten unter warme Gedenkworte mischen. Schmähungen und Lügen des orthodoxen „Kirchenboten" samt dem darin erwähnten Volksgerücht, Lessing sei vom Teufel geholt worden, oder der Sage, die Ärzte hätten einen so bösen Menschen absichtlich sterben lassen, gingen klanglos dahin. Bloß ein Helmstedter Theolog wollte dann seinen Schwiegersohn Henke nicht vom „seligen", statt vom „verstorbenen" Lessing sprechen hören! Daß der Religionsfeind dem Stahl eines frommen Mörders erlegen sei, konnte mit etlichem Pöbel im ersten Augenblick nur Gleim für wahr halten, der womöglich gar auf „gottesfürchtige Maroniten" des Patriarchen Goeze verfiel und bald in überschwänglichen Grabverslein Trost fand. Doch ebenso wenig bewahrheitete sich das Gerücht, der Herzog wolle Lessing ein Ehrenmal aus Harzer Marmor gründen; vielmehr blieb es dem Schauspieler Großmann vorbehalten, sieben Jahre später sich selbst echtkomödiantisch durch einen Aufruf in Szene zu setzen und mit der Miene des trauernden Busenfreundes bei den Kollegen herumzubetteln, aber kläglich Fiasko zu machen, wie er 1791, ohne jedoch seinen Klingelbeutel einzuziehn, aller Welt darlegte. Dann wollte Nicolai mit den Braunschweiger Getreuen der beschämenden Zudringlichkeit im Stillen zuvorkommen. Frau Rat meinte verständig, man habe bei diesen Kriegsläuften zuviel an die Lebenden zu denken; auch möchte sie einmal ihr Herz über die nichtssagende Verherrlichung großer Toten durch Obelisken, Urnen und dergleichen ausschütten, nur nicht vor Gevatter Großmann, der alle Briefe drucken lasse. So wartete Braunschweig denn auf Meister Rietschel, der seinen Landsmann 1853 in freier, Nachlässigkeit und Würde herrlich vereinender Siegerhaltung hinstellte, im Zeitkostüm, ohne jeden allegorischen Behelf; der Mann für sich

monumental wirkend, schlanker, jugendlicher als in seiner letzten Epoche.

Ein das berühmte Duplik-Wort über die Wahrheit umschreibendes Gedicht des Wolfenbüttler Rektors Heusinger wurde von ängstlichen Händen unterdrückt, und auch an andern Orten regte sich eine bevormundende Zensur, aber die Bühnen Deutschlands eilten, den Dichter und Dramaturgen und natürlich in ihm sich selbst zu feiern mit Katafalken, Trauermusiken, poetischen Nachrufen. Hatte doch Bonn schon im Dezember 1779 sein kleines Lessingfest gehabt, als den Kurfürsten ein Gelegenheitsstück begrüßte, das mit begeisterten Worten über den „Nathan" anhob. Voran ging am 24. Februar 1781, allzeit rührig und anhänglich, Döbbelin in Berlin, wo seine Tochter, umgeben vom schwarzgekleideten Personal, ein unbedeutendes Gedicht Engels rezitierte. Lessings Bildnis war hinten auf einem schnörkelhaften Monument zu sehn, und das dichtgefüllte Haus antwortete mit dumpfem „Bravo" den Versen, die ein öffentliches Denkmal und ein Grab in der Fürstengruft für selbstverständlich erklärten, wenn Lessing ein — englischer Dichter wäre. Ein politisches Wetterleuchten flackerte überall um diese Bahre. Viele hundert Berliner waren vergebens gekommen, so daß die Gedenkfeier wiederholt ward und ihr Erfolg auswärtige Theater anspornte. In Schwedt ließ der Macher des „Grafen Walltron", Möller, seine sinnfälligen Künste spielen: die Bühne war auch hier schwarz verhängt, ein Tempel der Unsterblichkeit ragte zwischen Eichen empor, zwei Trauerbarden lagerten auf seiner Schwelle, Lessings Urne und Büste schmückten den Altar, Bildsäulen verkörperten die Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie und was der öden Allegorien mehr war, die Mimen schritten mit Lorbeer und Weihrauch herbei, Herr Möller als Odoardo trug den im Preise des unsterblichen Dichters und nicht minder des musenholden Markgrafen schwelgenden Bombast eines gewissen Laur vor. Dann erschien seltsam genug Lessings Büste bekränzt und umflort im Kabinett des Prinzen von Guastalla wieder, und die Zeitungen versicherten, dieser feine Zug habe die angenehmste Wirkung auf Kopf und Herz getan. Der Markgraf aber ließ die Brustbilder Lessings und Shakespeares auf den Vorhang malen, beide mit der Unterschrift „alt 52 Jahr." Am 25. März feierte das Ellricher Privat-

theater Leſſings Tod mit einer Aufführung der „Sara“, während ſonſt überall „Emilia Galotti“ zur Darſtellung kam; voraus ging unter Muſik und Gruppenbildung ein nach Art des Göttinger Hains leidenſchaftlich gegen Firlefanz und Menſchenquälerei der Großen ausklingender Dithyrambus von Goekingk. Gleim wohnte der Feier bei und hatte ſein Mayſches Leſſingporträt mitgebracht, das ein Genius mit geſenkter Fackel auf der Bühne hinter dem Sarg emporhielt.

Auch Hamburg blieb am 9. März bei dem Apparate der Urnen, Trauergewänder und dumpfen Muſik, doch was man hier von Schröders berufenen Lippen vernahm, war würdige Poeſie in tiefgefühltem Vortrag. Das geiſtliche Miniſterium hätte beim Senat gegen die Feier proteſtiert, wenn nicht Goeze, ſo wurde wenigſtens erzählt, dafür eingetreten wäre, daß niemand den Toten der elenden Ehre, von Komödianten gerühmt zu werden, berauben ſolle. Der Theaterverein beſtand tapfer auf ſeinem Gedenkfeſt und drang damit durch: nur gedruckt ſollte kein Bericht, kein Vers werden. „O der dicken, dicken Dummheit!“, ſeufzt Eliſe, der freilich eine Leſſingurne, theatraliſch als Dekorationsſtück vor ein paar hundert armen Sündern aufgepflanzt, gar nicht gefiel; aber ſie belobt und kopiert Unzers Feſtrede, „denn ſie war mehr als leerer Panegyriſtenſtil, und betraf auch ſein Verdienſt um Wahrheit und Aufklärung“, die von den Reimarern über alle künſtleriſchen Gaben geſtellten Palladien. Dieſer Nachruf ſprach ernſte Gedanken aus, ſchwulſtlos, ohne die verdächtigen Hyperbeln der litterariſchen Klageweiber, und er wußte Leſſings Verherrlichung mit einem taktvollen Fingerzeig auf den ungenannten, noch lebensfriſchen und ins neue Jahrhundert hinüberwallenden Dichter Hamburgs, auf Klopſtock, zu verbinden:

Deutſchland kann ſich tröſten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch Einen, der wie Er
Sich ſelbſt allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürſten, Fürſtendienern nie gekniet,
Tief in der Menſchen Heimlichkeiten ſchaute
Und niemals eine ſchadenfroh verriet.
Der was Er einmal war, mit Ehre
Und Nachſicht doch für Andre blieb,

Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb.
Der Gleißnerei und Prahlsucht kühn verscheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meinung hing
Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferse ging.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
Mit welcher unsre Kunst den Schlag beklagt,
Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
Der vaterländ'schen Kunst verzagt.
Sieht nur den kleinen Troß von weiten,
Hofft, daß noch Dichter ferne stehn,
Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
Und kühner nun auf seine Pfade gehn . . .

So kraftgenial und ungestüm sprang im gleichen Jahre Schiller hervor, daß der Sprecher dieses hamburgischen Epilogs von den Kolossen und Extremitäten der neuen Räuberfreiheit den Untergang des deutschen Theaters befürchtete.

Mochten auch manche wohlfeile Phrasen und manches äußere Komödiengepränge bei diesen Feiern unterlaufen, es geschah doch zum erstenmal, daß Deutschland auf den Sarg eines freien Schriftstellers Ehren des Nationaldanks häufte, wie sie nur Voltaire, noch bei Lebzeiten, erfahren hatte, daß öffentliche große Versammlungen sich einmütig verpflichteten, das Erbe zu hegen und den Mut des Kämpfers fortzupflanzen nicht zuletzt im religiösen und politischen Bereich.

Ergreifend tönen die leiseren *Nachrufe* der Freunde, der mitstrebenden Genossen. Wie eine Sonnenfinsternis umschattete Lessings Tod ihr Dasein, nachdem sie so lang und freudig den hellen, warmen Schein seines Wesens und Wirkens genossen hatten.

Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibniz ward geboren;
Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb.

dichtete Gleim. Mendelssohn sah wachend und träumend den Freund „wie das Bild einer Geliebten" und konnte sich nicht genug tun, den gewinnenden, milden, hilfreichen, unschmeichlerischen Menschen,

der jeden Voreingenommenen persönlich sofort bekehrt habe, noch über den Schriftsteller zu erheben. „Was klagen wir den Untergang der Sonne!“ rief Campe; „ins Reich der Nacht“ führt uns ein von leidenschaftlichen Gegensätzen bewegter, mit heiligen Schwüren „trotz Vorurteil und Fürst und Pfaffen“ besiegelter Abschied Elisens. „Es soll Finsternis bleiben! Es war also auch Plan der Vorsehung, dieses Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, da andere bis auf den letzten armseligen Docht ausschwelen?“, schreibt sie an Hennings; „Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's schauen, wo es weiter fortbrennt . . . sleep and die, das liebste Wort in meinen Ohren. Aber Sie haben Recht — wir wollen wirken, tun, handeln jeder nach seinen Kräften, in einem engen oder weiten Kreise, und wär's auch nur zum Zeitvertreib, bis — wir's beim ewigen Lichte taxieren können. Wer nur den Gedanken erst etwas hinunter hätte: und wir hofften, er solle Israel erlösen!“ Ihr Gelöbnis aus starker Seele war nicht in den Wind gesprochen, das Haus Reimarus blieb eine Herberge der Aufklärung. Im fernen Rom dichtete der Maler Müller seinen schmerzerfüllten Nachruf, in Berlin K. Ph. Moritz. Gewichtig zollte Klopstock sein Beileid nach Braunschweig: „Lessings Tod ist mir innig nahe gegangen“, und an Lessing erinnern uns die Verse von 1781:

Weiter hinab wallet mein Fuß, und der Stab wird
Mir nicht allein von dem Staube, den der Weg stäubt,
Wird dem Wanderer auch von Asche
Näherer Toten bewölkt.

Den schönsten Nachruf sandte Weimar. Denn Leisewitzens „Historische Lobschrift“ blieb diesem Zauderer auch in der ungearbeiteten Fassung liegen, der trauernde Mendelssohn kam nur noch zu einigen „Hauptzügen“, nicht mehr zu der von ihm, später von Eschenburg erwarteten und geforderten Biographie. Herder jedoch gab eine Fackelbeleuchtung, wie nur er es vermochte; so wurde denn Lessings Lob in seinem Munde zur würdigen inhaltschweren Antwort auf Friedrichs Klagen über unsre geistigen und sprachlichen Mängel.

Am 20. Februar traf die Todesbotschaft in Weimar ein. „Mir hätte nicht leicht etwas fataleres begegnen können, als daß Lessing

gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht kam, macht' ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben", mit diesen Worten sandte Goethe die Trauerpost, wie alles was ihn bewegte, weiter an Frau v. Stein; er fragte später in demselben Zusammenhang Lavater nach der Schrift des alten Königs, beteuernd: „Lessings Tod hat mich sehr zurückgesetzt, ich hatte viel Freude an ihm, und viel Hoffnung auf ihn." Wieland klagte von Herzen. Am stärksten getroffen war Herder. „Ich kann nicht sagen, wie mich sein Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen, und der dunkele wolkigte Himmel bliebe", so lautet für das Erlöschen der Einen Leuchte sein schönes Gleichnis im Brief an Gleim, „Hundert, ja tausend sind mit ihm gestorben" sein Zuruf an Voigt. Auch Hamann vernahm Herders Trauer über Lessings Hingang, „der mir sehr bitter gewesen ist und den ich noch nicht vergessen kann. So wenig ich mit ihm im engen Briefwechsel gestanden, so eine große Gestalt war er doch in unsrer litterarischen Welt für mich, die ich mir oft nahe fühlte, zumal ich ihn persönlich und sehr freundschaftlich, männlich und bieder in Hamburg kennen gelernt hatte. Wenige Tage vor seinem Tode, Ende Januars, habe ich noch einen Brief von ihm und dachte nicht, daß es der letzte sein würde. Die große Lücke steht nun da und die Melchior Götze und andre Unbeschnittene freuen sich in der Stille. Der Nicolaische Trupp hat jetzt, wo möglich, noch weiter Feld: und wie lange wird's sein, daß für Deutschland wieder ein Lessing geboren wird?"

Schon das Märzheft des Wielandischen Teutschen Merkur brachte namenlos Herders erstes Totenopfer, in drängenden Ausrufen, da er, plötzlich betäubt, noch keine ruhige Würdigung geben, sondern nur danken konnte für so viel Licht und Kraft und all die Feste des Geistes und des Gemüts, mit der bekümmerten Frage, welcher Denker, Schriftsteller, Kritiker, Menschenkenner uns einen Lessing ersetzen werde? — „und man wird sich keine Antwort geben können." Aber diese Grabrede war nur der rasche Vorklang einer umfassenden Charakteristik, die, eingerahmt vom Nachruf auf Winckelmann und einigen Seiten zu Sulzers Gedächtnis, als Kern- und Kronstück im Oktoberheft desselben „Merkur" erschien und mit den Aufsätzen über das Epigramm und die antiken Todesbilder später

in die Zerstreuten Blätter überging. Keine Pyramide der Unsterblichkeit will er errichten, nur ein paar rauhe Steine nach Art der nordischen Heldengräber auf diesen Totenhügel wälzen und dann schweigend von dannen gehn. Um so lauter war der Dank: Gleim jubelte dem „Herzensbruder" zu, Mendelssohns unstillbare Trauer klärte sich zu einem begeisterten Liebeserguß nach Weimar, Karl August schrieb: „Sie haben Lessingen ein herrliches Denkmal gesetzt, daß er es wirklich nicht besser erkennen könnte, als wenn er Ihnen sein Bild aus Elysium schickte." Was will da des Propheten Lavater Mäkelei in Briefen an Jacobi, er wünsche die Gründe der Goethischen Teilnahme, der Jacobischen Trostlosigkeit zu wissen, denn er für seine Person könne wohl die Gelehrsamkeit, den Verstand, die körnige klassische Sprache Lessings verehren, doch weder Akme noch Genie an ihm finden: „Ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch." Herder war nun der Erste, langhin auch der Einzige, der mit einer beobachtungsreichen, stets den Hauptsachen zugekehrten Übersicht der gesamten Werke Lessings eine hinreißende Würdigung seiner „Menschheit" verband. In dem freien, besonnenen Abschnitt über die „Fragmente" stieg er zu den Formeln der warmen Kälte, der leidenschaftslosen Leidenschaft für Wahrheit hinan, um schließlich rednerisch entflammt den Abgeschiedenen selbst anzurufen und so auch hier das Nekrologium, wie er einmal sagt, in ein Athanasium zu verwandeln: „Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hinieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohltätig sein will oder sein kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von

frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer tätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden."

Anmerkungen.

I. Emilia Galotti.

Text s. Archiv 11, 367; Muncker 2. Kleins dreiste Abhandlung schon Rhein. Beiträge zur Gelehrsamkeit 1780 f. (jetzt Braun 2, 273). Herder 17, 185, Von u. an Herder 2, 127 u. 130 usw. (aufgefädelt von Niemeyer, Zentral-Organ für die Interessen des Realschulwesens 22, 65) Frankreich: vgl. Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung 1780 S. 671 — Braun 2, 267 — (Mercier, Deutsches Museum 1780 II 92), 1781 S. 140 u. 593; übersetzt von Friedel. Englische Bühne: kahle Notizen H. W. Singers, Festschrift für M. Bernays 1893 S. 9. Czechisch, Teubers Gesch. des Theaters in Prag 2, 296. Über die von Rektor Steffens zur Aufführung in Celle veranstaltete und gedruckte lateinische Primanerübersetzung: Braun, 2, 88, u. 112. Neugriechisch: Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, Athen 1889. — Entstehung: Werner, Zs. 25, 241, L.s E. G. 1882 (dagegen Anz. 9, 67). Quellen: Hebler, Lessingiana, Bern 1877 Antikes. Volkmann, Festschrift zur 50jähr. Gedenkfeier des Düsseldorfer Realgymn. 1888 Montiano, Campistron; er will auch den Schluß an L.s Analyse des Coëlloschen „Essex" knüpfen. Roethe, VJS 2, 516 Crisp (dürftige Diss. von Rumbaur, Die Gesch. von Appius u. Virginia in der engl. Litteratur, Breslau 1890; ohne Rücksicht auch auf den pseudoshakespearischen „Edward III", der aus Paynters Palace of Pleasure geschöpft hat. Kettner. Auf die beiden Liebesnovellen des Bandello machte mich zuerst Litzmann aufmerksam, auf seine Lucretiarede die Lektüre Grillparzers 11, 20. Für diesen Konflikt von senso und ragione und die strafbare geheime Schuld des appetito concupiscibile usw. verwies Max Herrmann auf Salutati. Bandello nämlich gibt von der großen Rede des Collatino: Rasciuga, cara Lucrezia mia, le cadenti lacrime an nur eine freie Bearbeitung der Declamatio pro Lucretia Coluccio Salutatis, ohne Verfassernamen gedruckt in den Werken des Äneas Sylvius (Basel 1551 u. 71 S. 959; mangelhaft H. Müller, Blätter für bayr. Gymnasialwesen 14, 371, vgl. 16, 9; kritisch Korelin in seiner russ. Schrift Der frühitalien. Humanismus, Moskau 1892 Beilage 3); Voigt, Über die Lucretiasabel u. ihre litterar. Verwandten 1883, Abhandlungen der sächs. Gesellschaft 35, 1 (vgl. Wiederbelebung des klass. Altertums 2, 444) bespricht Salutati, aber nicht Bandello. Dieser hat ziemlich genau wiedergegebenen Salutatis Num putatis nullam esse corporis corrupti voluptatem? Fatebor occultum nefas, — parce, parens, parceque, marite, et vos, dii castarum mentium, indulgete. Non potui, fateor, tantam animo concipere tristitiam nec ab illo complexu mentem adeo revocare, quin subierint male obedientium membrorum inlecebrae, quin

agnoverim vestigia maritalis flammae; illa tristis et ingrata licet qualiscunque tamen voluptas ferro ulciscenda est. An Grillparzers Erny hab' ich schon im Text erinnert, sein Merau hat viel von Tarquinius (Skizze 1819: 11, 19); auch der leisen Motive in Otto Ludwigs Genovefa und Angiolina sei gedacht. Daß ich durchaus nicht mit Berkling an Emilias „Unwahrheit" glaube (Fleckeisens Jahrbücher 139, 535 u. 142, 513; dagegen Jeep 140, 580), liegt auf der Hand. Die Urteile Heyses u. Kellers S. 26 bringt S. Schott, Beil. zur Allg. Zeitung 11. Febr. 90; vgl. Keller 1850 über Rachel-Virginie (Latour), die angstvoll und tapfer ihre Unterröcke zusammenhält: Bächtold 2, 183. — Arnold, L.s E. G. in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles u. zur Hamb. Dramaturgie, Progr. Chemnitz 1880, gut über die Orsina. M. Bernays, Über den Charakter der E. G. (1863), Schriften 3, 187, beredte Briefe an eine Dame. Über Marinelli (Rötschers Seydelmann) trefflich F. L. Schmidt, Dramaturg Aphorismen 1, 56 (s. auch Blankenburg, Versuch über den Roman 1774). Buchholz, Zwei L.studien 1881 (S-A. aus den Grenzboten) S. 32. Otto Ludwig 5, 327, dazu 256, 271 u. 6, 402, 426. Auerbach, Dramatische Eindrücke 1893 S. 162; Gespräche im Roman „Auf der Höhe". Schopenhauer am schroffsten Reclam 4, 412. Zu den romantischen Angriffen W. Schlegels Vorlesungen 2, 392. Maßloses Geschimpf in des Grafen W. H. v. Schmettow nachgelassenen „Kleinen Schriften" 1795 I 294. Gar zu unsicher ist Kosers Mitteilung über Friedrich den Großen (3. Aufl. 2, 598): „Er soll von L., wie Laveaux [ein Franzose in Berlin] behauptet, gesagt haben: ‚Ich würde ihn schätzen, wenn er nicht die E. G. geschrieben hätte', ein Stück, in welchem der Prinz ein Dummkopf sei, der Kammerherr ein Meuchelmörder, die Gräfin eine Furie, die Mutter eine Schwätzerin, die Tochter beschränkt und der Vater extravagant".

S. 15 Ceci n'est pas un conte sei in anderem Sinn als bei Diderot denen gesagt, die von einer Inhaltsangabe nicht eine Analyse unterscheiden können, wie sie die Eigenart dieses ausgetüftelten Trauerspiels mir empfahl. — Die Anregung des spanischen „Essex" verzeichnete schon Schmid, Über einige Schönheiten der E. G. 1773 S. 37, dem Gotter diese Bemerkung einer Dame mitgeteilt hatte; auch Blätter für litterar. Unterhaltung 1855 Nr. 29; Klein, Gesch. des Dramas 10, 731. — S. 17 Eine Porträtszene des Théâtre italien, La fausse coquette 1, 10 holt Herrmann zu weit her, Archiv 14, 324. — S. 21 Darf man mit Albrecht daran erinnern, daß Voltaires in Candide Kap. 11 die Verlobung mit einem schönen, geistreichen, liebeglühenden prince souverain de Massa Carrara vorkommt, der aber, da alles zum Hochzeitfest gerüstet ist, von einer verlassenen vornehmen Geliebten vergiftet wird? und daß in Goldonis Adulatore 1, 1 (vgl. Maddalena, L. e. Goldoni 1906) der Sekretär, um sich der Gattin Don Filibertos bequemer nähern zu können, dem Gouverneur vorschlägt, jenen als Gesandten nach Neapel zu schicken? „Ein Fürst hat keinen Freund" . . Voltaire, Henriade 1, 177 Amitié, que les rois, ces illustres ingrats, Sont assez malheureux pour ne connaître pas; in aufklärerischen Fürstenspiegeln bekämpft; Schiller 1, 34 „Der Fürst kann Freund seyn, kann einen Freund haben", vgl. Minor zum „Carlos"; „Wilhelm Meisters Lehrjahre" IV 2: „daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund sein könne". — S. 26 Einen schroffen Widerspruch zwischen den Aussagen Emilias und des Prinzen behauptet Schöne, Zacher 26, 229; Crébillon, Le Sopha 1, Kap. 9 Que vous dirai-je, reprit-elle? Quand je le pouvois, je lui faisois des reproches, mais c'étoit machinalement. Je crois que je lui parlois, que je

le traitois avec tout le mépris qu'il méritoit, je dis que je le crois, car je n'oserois l'assurer. S. 27 Entschlossenheit, Schwäche: Richardsons Clarissa, Brief 1, 14 u. ö. — S. 28 Gryphius: Anz. 7, 316 (Bibl. des litterar. Vereins 162, 253). — S. 33 Clarissa, Brief 5, 4 Miss Lardner saw you at St. James's church . . she ordered her servant to follow you; Grandison, Br. 5, 14 She (Lady Olivia) has her emissaries, who I suppose, will soon apprise her of it. — S. 34 „Wer über gewisse Dinge" . . ähnlich Guillen de Castro, El Conde Alarcos, wie Eschenburg 1773 öffentlich bemerkte: Rosenbaum, Euphorion 5, 107. — S. 39 Schröder an Herder, 9. April 1802 (hsl., über Adrastea St. 4): „Nie habe ich stärker gefühlt, daß jede grause Tat gehörig präpariert sein muß, wenn sie den Effekt machen soll, den der Dichter beabsichtigt, als in der E. G., da der Vater seine Tochter mit beinahe kaltem Blute durchstößt. Ich schlug L. vor, er sollte nach E.s Rede: Ehedem gab es einen Vater ꝛc. den Prinzen hereintreten u. ihr die Hand reichen lassen, um sie nach dem Wagen zu führen — die Tochter nach alle dem, was vorgegangen, an der Hand des Wollüstlings zu sehen, setzt ihn außer sich, u. er stößt zu. Nur so kann nach meinem Bedünken Wahrheit in die Handlung gebracht u. sie gerechtfertigt werden. L. antwortete: Ich mag die Theatercoups nicht leiden". — S. 40 La Harpe, Corresp. littér. 1820 ed. Verdière 12, 48 auf Grund der Friedelschen Übersetzung: Cette scène terrible fait frémir dans Tite-Live; elle est ridicule dans l'ouvrage allemand, et ressemble à une parodie. Le père et la fille conversent ensemble par quolibets et font de jolies phrases. Émilie, qui ne craint pas la violence d'un ravisseur, craint la séduction, E., mariée, ce jour-là même à son amant! quelle indécence et quelle fausseté dans les idées; dann fahren Klopstocks „Adam" und Geblers „Minister" weit besser. — S. 42 Tender blossom . . white lily: Clarissa, Br. 3, 57 u. 7, 82. — „Othello": Jacoby, Voss. Zeitung 25. Juni 87. — S. 44 Schubarts Prolog: Braun, 2, 66, vgl. Alemannia 20, 181 u. VJS 4, 512. — Bodmer an Sulzer, 15. Okt. 73.

S. 43 Von einer der hamburgischen Bühne noch spät verheißenen Fortsetzung will u. a. die Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung wissen, 1780 S. 768, vgl. 1781 S. 411 (Braun 2, 376 Allg. d. Bibliothek). — Humboldt an Schiller, 22. Sept. 94: „Ramdohr . . hat der Schütz Manuskript vorgelesen, unter andern eine gänzliche Umarbeitung der nun gewiß ganz entblätterten E. G." — Zur „Virginia" Sodens (Hachtmann, Göttingen 1902), der die E. G. dreist beurteilte, s. die Streitakten im Morgenblatt, Intelligenzbl. 1807 Nr. 19, 1808 Nr. 2. — „Bianka": Schott, Beil. zur Allg Zeitung 13. Febr. 96. — G. Keller lustig über seine knabenhafte Nachahmung: Bächtold 1, 74.

S. 44 Auf einen absprechenden Bericht über die Braunschweiger Aufführung in der Hamburg. Neuen Zeitung 21. März 72 (wiederholt im Beytrag zum Reichspostreuter, Altona 23. März) replizierte Eschenburg ebenda am 1. April (Uhde, Hamburg. Nachrichten 1872 Nr. 56—58). Neue Braunschweig. Zeitung 16. März 72 (Zachariä: s. Zimmermann, Braunschweig. Magazin 19. Juli 1896): „Abends wurde von der Döbbelinischen Schauspielergesellschaft ein auf diesen glücklichen Tag besonders verfertigtes Vorspiel: Diana im Hain der Musen vorgestellt; worauf ein von unserm berühmten Herrn Leßing neuverfertigtes Trauerspiel: E. G., aufgeführet wurde, und den allgemeinen Beyfall erhielt, den das vortrefliche und reife Werk eines solchen für das Theater gebohrenen Schriftstellers verdiente. Die darinn vorkommenden Schauspieler und Schauspielerinnen machten ihrer Kunst alle Ehre. Den

Beschluß machte ein großes Ballet: Philemon und Baucis.“ S. 46 Ekhof liest Stolbergs 1775 Odoardoszenen und den Auftritt Rotas wundervoll vor: Janssen 1, 61; er entzückt 1773 in Weimar Nicolai mehr als die in den „furiösen Stellen“ meisterhafte Seyler-Orsina (Gotters Epistel an Mad. Henseln, Götting. Alm. 1773 S. 155), während Mad. Mecour die Emilie „ziemlich mittelmäßig“ und Brandes den Kammerherrn Marinelli wie einen Kammerdiener spielte: an Ramler 19. Juli, Voss. Zeitung 17. Dez. 93; Mad. de Staël, De l'Allemagne (De la déclamation): Iffland rappelle aussi la sensation prodigieuse que produisait, dans la pièce d'E. G., Eckhoff . . Lorsque Odoard apprend, par la maîtresse du prince, que l'honneur de sa fille est menacé, il veut taire à cette femme, qu'il n'estime pas, l'indignation et la douleur qu'elle excite dans son âme, et ses mains à son insu arrachaient les plumes qu'il portrait à son chapeau, avec un mouvement convulsif dont l'effort était terrible, von andern erfolglos nachgeahmt. Wieland an Boie, 5. Febr. 73, hofft auf seinen Besuch im Sommer, auch „um die göttliche E. G. unsers L. vortreflich spielen zu sehen“. Hamburg: Litzmann, Schröder 2, 128 (vgl. „Schröder u. Gotter“ 1887 S. 92). F. L. Stolberg an Voß, 16. Juni 85 über das Lachen des Publikums „wo unser einer erschüttert wird. Ähnliches habe ich bey Shakespeares Stücken in Hamburg gesehen, und erinnere mich, daß das Parterre brüllend lachte bey dem: Kind, es ist keine Haarnadel — in der Emilie von Lessing.“ Dummer Brief Tyks an J. B. Michaelis, Leipzig 24. Apr. 31: „Sie haben also L.s Galotti gelesen? Ein herrlich Stück fürwahr! Aber im Ganzen, dünkt mich, steht es unter der Minna, die zu Berlin einen vortreflichen französischen Übersetzer gefunden hat“; das Stück sinkt ihm besonders vom Auftreten der Orsina an, die Personen „witzeln“ überhaupt zuviel, über die Haarnadel und über Odoardos Schlußworte vom schalen Trauerspiel werde man lachen; „In Berlin hat man das Stück dreimal aufgeführt, aber jedesmal mit abnehmendem Zulauf. Kein Wunder! das Stück ist für die Lektüre der Kenner, weit über unsere Zuschauer und Schauspieler“ (Schüddekopf). — Mad. Hendel-Schütz spielte in Halle an einem Abend die Claudia und die Orsina (Morgenblatt 1811 Nr. 58)! — Laube erzählte mir, daß Charlotte Wolter die Rolle der Orsina erst heftig ablehnte: das verstehe sie nicht und könne es nie sprechen, und nur nach wiederholtem Vorlesen daran ging.

Geniezeit. Nach v. Biedermann, Goethe-Jahrbuch 1, 17 (G.-Forschungen 2, 199) wäre L. der Goethischen Generation gegenüber kurzweg ein Reidhart; ebenso tendenziös, doch geistreicher Hehn, Gedanken über G. 2. A. 1888 S. 56. Heine 4, 235. Einsichtig Minor, Neue freie Presse 5. März 81 (vgl. zum Urteil über „Werther“ Zacher 19, 239). S. 56 „er füllt Därme mit Sand“: Archiv 4, 113. In dem Brief an Wieland vom 8. Febr. 75 (Muncker 18, 129) ist, wie ich nachträglich erfahre, der vorletzte Absatz aus der Petersburger Originalhs. so zu ergänzen: „ . . . . lesen wollen? Vor einiger Zeit zwar hätte ich Ihnen bey einem Haar einen solchen Beytrag uneingeladen zugeschickt. Meine eignen Grillen nehmlich über die Alceste des Euripides; auf Veranlassung des eben so albern als hämischen Angriffs von [„Göthe“ wegradiert]. Aber nicht wahr, es ist eben so gut, daß ich das Ding zurückbehalte? Der Kerl ist ein Genie, aber ein Genie ist ein schlechter Nachbar: sagt Nicolai sehr gut in seinem, wo nicht bessern, doch klügern Werther.“ — Wirkungen: s. die Monographien über die Geniedramatiker. Minor, Schiller 2, 598 u. 602; Franck, Zs. 20, 366; Boxberger, Archiv 4, 252; bös ist die Reminiszenz der verbuhlten Königin-Mutter Isabeau: „Ich habe Leidenschaften,

warmes Blut wie eine andre". Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen u. Forschungen 40) 1880 mit reicher Phraseologie, dazu Archiv 11, 618. „Clavigo": Jacoby, Goethe-Jahrbuch 5, 323. Sprickmann: E. Schmidt, AdB 34, 305. Eschenburgs Brief an Nicolai, 17. Juni 76 überbringt „Leisewitz der Vf. des J. v. T., des besten Trauerspiels seit E. Galotti". — Nero: Wieland an Boie, 10. Nov. 79 „Die Nachricht von Ls Vorhaben, den Tod des Nero zu dramatisieren, war mir eine Neuigkeit. Für mich ist alles was aus dem Kopfe dieses Jupiters hervorgeht, köstlich u. teuer. Ich habe eine Art von Ahnung wie das Werk eine Satyre sein kann, aber das beste ist doch wohl, daß wirs ruhig abwarten, u. dann sehen was es ist, wenns leibhaft vor uns steht." Vgl. noch Muncker 15, 332. — „Spartacus": Saurins 1760 durchgefallenes Stück verurteilt die Correspondance littéraire ed. Tourneux 4, 188 u. (Diderot) 227. Grillparzers Fragment (1810) liegt jetzt in Sauers Ausgabe 10, 141 vor, die Notizen über den Römerzyklus 11, 3 vgl. 81. Meißner, Spartacus 1793, enthusiastische Geschichtserzählung, S. VIII Berufung auf L. Dramen von Üchtritz 1823, Hippol. Magen französisch 1847, Koppel-Ellfeld, Kalischer u. a.; bedeutende Skizze Paul Heyses in dem Roman „Merlin" 1892 II 155 u. 208; Manzonis Vorarbeiten in Bonghis Ausgabe der Opere inedite e rare. E. Müllers Programm, Sp. u. der Sklavenkrieg in Geschichte u. Dichtung, Salzburg 1906, war mir unzugänglich. Mußkat-Mußkowski, Sp. Eine Stoffgeschichte 1909 hab' ich eben erst im Juli erhalten. — Jerusalem: Minor, AdB 13, 785; VJS 2, 532; Nationalzeitung 27. März 97; Koldewey, Lebens- u. Charakterbilder 1881 S. 167. Treffliche Ausg. der „Philos. Aufsätze" von Beer, DLD Bd. 89, 1900.

II. Der Bibliothekar. Frau Eva.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. L., Briefe u. Aktenstücke 1870 (vgl. auch M. Bernays, Schriften 3, 207). P. Zimmermann war mir ein hilfreicher Ratgeber, nicht bloß durch seine Artikel in der AdB und die von ihm u. Schüddekopf gebotenen Mitteilungen im Braunschweig. Magazin (1895 Nr. 9 Besuch in Helmstedt), die Darstellung des Intelligenzwesens (Buchhandel, Journalismus) in seinem aktenmäßigen Buche „F. W. Zachariä in Braunschweig" 1896. So ergänzt Schüddekopf, Braunschweig. Mag. 1897 Nr. 11 Glasers Theatergeschichte, auch H. Devrients Angaben über Schönemanns. O. Hoffmann u. Schüddekopf haben mir Auszüge aus dem Eschenburg-Nicolaischen Briefwechsel zur Verfügung gestellt, anderes F. Jonas. — S. 65 Eberts Brief an Raspe vollständig, mit anderem, Braunschweig. Mag. 95 Nr. 4. S. 70 Ernst Daniel v. Liebhabers Bericht: Corvey, Frankf. Zeitung 1. Mai 85. — Hof: Stahr lieferte auf unmutige Äußerungen L.s hin ein Zerrbild. Karl I: AdB 15, 266. Karl Wilhelm Ferdinand: Pockels 1809 (danach Justi, Winckelmann 1. A. 2^2, 327); sehr scharfe Charakteristik in Rühle v. Lilienstern's „Pallas" 1808 I 696; Pertz, Stein 1, 93; Ranke, Denkwürdigkeiten von Hardenberg 1, 66; AdB 15, 272; Correspondance littéraire ed. Tourneux 7, 295 hübsch über den Jukoguito-Besuch mit Grimm bei Diderot; Ettlinger, Benj. Constant 1909 S. 35. Leopold: M. Bernays' schöner Aufsatz (1885), Schriften 2, 137; vgl. Suphan, Deutsche Rundschau Nov. 1888. — Praun: AdB 26, 536; Schrader v. Schliestedt 32, 435; Féronce 6, 717. — Amtliches, Gehalt: Sonnenburg, Gartenlaube 1881 Nr. 7 u. Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte Febr.

1881. Verkehr: romanhaft unzuverlässig Seventornen (Pseudonym für F. Sonnenburg), L. in Wolfenbüttel 1883 (dagegen Zimmermann, Grenzboten 1883 II 131). Unbedeutend Schiller, Braunschweigs schöne Litteratur 1845. Für Schmid, Ebert, Zachariä usw. sind Angaben hier unnötig; den ganzen Kreis schildern lebhaft „Leisewitzens Briefe an seine Braut" ed. Mack 1906 S. 135 ff., Schmid u. Jerusalem auch das hübsche Heft „Zur Erinnerung an den Generalsuperintendenten E. H. Mutzenbecher" Oldenburg 1897 S. 51 ff.; v. Kuntzsch, s. Zimmermanns Zachariä S. 158 (im Mai 73 mit Frl. v. Düring vermählt, 1782 wegen Schulden entflohen und verschollen). Biographische Einzelheiten liefert auch Pröhle, Zs. für preuß. Gesch. u. Landeskunde 1881 S. 485, Fleckeisens Jahrbücher 1876 ff. Schüddekopf, Zs. des Harzvereins 28 (Briefe Heinses), S.-A. S. 31. Schirach an Gleim, Helmstedt 28. Okt. 70: „Moses M. ist izt in Braunschweig u. genießt viel Distinktion: er ist öfters bey des Erbprinzen Dchlt. Herr L. hat sich entschlossen, nunmehr weiter nichts zu schreiben, nach seinem Berengarius, der diese Messe erschienen ist, u. will ganz in der stillen Muße leben"; naiv schreibt Graf Veltheim 1776 an Gleim, er freue sich zwar über L.s Verbesserung, bedaure das jedoch für das Publikum, da L., von Nahrungssorgen frei, weniger produzieren werde (Schüddekopf). Wohnungen: Heinemann, Das herzogl. Schloß zu W. 1881, endlich Euphorion 2, 633. — Bibliothek (Wohnhaus u. alte Rotunde abgebildet, „Familie" 1, 180): Schönemann, Serapeum 5, 213; Heinemann, Die herzogl. Bibl. zu W. 1878, 1894 zu einem neuen sehr lehrreichen und anschaulichen Buch ausgearbeitet. Seine verallgemeinernde Polemik (zumal S. 184 f.) darf sich ein Biograph verbitten, der schon früher nach objektiver Darstellung gestrebt und Stahrs Kapitel ausdrücklich ein Zerrbild genannt hat; wenn man kein besonderes Lob begehrt (wie ich es Zimmermann, Braunschw. Anzeigen 1894 Nr. 210 danke), so wünscht man doch nicht in fremden Tadel mit eingeschlossen zu werden. Heinemann, L.s Amtsgenosse in W. (Eichin), lebendig nach den Akten, Grenzboten 1890 II 152 u. 257 (ein kollegialer Streit mit dem Museumsdirektor Riegel über L.s Auslieferung von Kupferstichen ward ausgetragen in der Voss. Zeitung 19. Okt. u. 9. Nov. 90). Zimmermann, E. Th. Langer Bibliothekar zu W. 1883. Akadem. Blätter 1784 S. 605.

C. F. Voß an Ramler, 1. Juli 73: „L.s zweyter Teil ist immer nur noch 5 Bogen stark [Sophokles], wo die übrigen 20 herkommen sollen weiß ich nicht. Indessen schreibt Er vom Abendmahl u. von der Ewigkeit der Höllenstrafe. Wenn der Mann nur erst Doctor Theologiae wäre, so hofte ich nicht ohne Grund, daß Er bald seine Fabeln u. lustige Erzählungen wieder hervorsuchen würde" (Schüddekopf). — Epigramm: Jellinek, VJS 4, 512; besonders Pechels Prolegomena zu seiner Wernicke-Ausgabe, Berlin 1909; L. über Owen usw. an Ebert, 22. Nov. 70. — „Zur Geschichte u. Litteratur". S. 81 Mikrologie: VJS 4, 267. Hirschau: Neue Bibl. der schönen Wissenschaften XVIII 1, 126; Heider, Beiträge zur christl. Typologie ꝛc. 1859 S. 11; Camesina u. Heider, Darstellungen der Biblia pauperum in einer Hs. des 14. Jahrh. 1863; Laib u. Schwarz, Biblia p. 1867; Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes 1884 I 41; Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln 1883; Schönbrunners Faksimile des Exemplars der Albertina 1890; Heitz u. Schreiber, B. p. Nach dem einzigen Exemplare in 50 Darstellungen (früher in Wolfenbüttel, jetzt in der Bibl. nationale), Straßburg 1903; B. p. Deutsche Ausg. v. 1471, Weimar (Ges. der Bibliophilen) 1906. Uhland u. Kerner: Werner, Lyrik u. Lyriker 1890 S. 339; U.s Gedichte ed. E. Schmidt u. Hartmann 1898 II 155. Theophilus: Schedula ed. Ilg 1874; Nagler, Künstlerlexikon 18,

320. Goethe 34¹, 181. Einwände des Luxemb. Journal histor. et littéraire 1776 (bloßes Anstreichen sei gemeint) wiederholt Herwigs Augsb. „Journal für Freunde der Theol. u. Litteratur" 1779 S. 51, vgl. E. Schmidt, Voss. Zeitung Sonntagsbeilage, August 1901; v. Budberg, Versuche über das Alter der Ölmalerei, zur Verteidigung des Vasari, Gött. 1792. Schönbach, Miszellen aus Grazer Hss. III 1900 S. 64. A. Frey, Böcklin 1903 S. 81. F. L. W. Meyers bestimmte Angabe (Leben 2, 85), Fiorillo sei L.s freundschaftlicher Berater gewesen, kann ich nicht kontrolieren. Goethes Bemerkung über das Verdeutschen des Cellini: „L. soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts näheres bekannt geworden" (44, 371) geht darauf zurück, daß L. u. Eschenburg 1778 die engl. Übersetzung entliehen hatten von Boie, den G. 1796 um dies Buch bat. Scultetus: Redlich, Nachträge S. 57; Goedeke 3, 53; Herder 29, 723 „Dem Aug entflogen, doch stets im Ohre". „Nachtigall": Deutsches Museum 1779 I 61, II 458 u. 522 (ebenda 1776 I 131 Eschenburgs Proben aus dem von L. entdeckten „Engelhard" Konrads). Priamel: W. Uhl, Die deutsche Pr. 1897 (vgl. Euling, Deutsche Litteraturzeitung 1899 Nr. 8 u. Das Pr., Neue Heidelb. Jahrbücher 12, 73; Chrismann, Anz. 25, 160). — S. 87 Nicolais Almanach: Ellinger, Berliner Neudrucke 1 f. 1888. — Boie an Bodmer (12. März 81, mir von Seuffert aus der Züricher Stadtbibl. mitgeteilt): „L.s Tod ist, wie für die deutsche Litteratur überhaupt und so viele Wissenschaften, auch für das Studium der vaterländischen Litteratur ein herber Schlag. Als ich vor zwei Sommern zum letztenmal bei ihm war, zeigte er mir den fast vollendeten Entwurf einer Gesch. der deutschen Sprache u. Litteratur von den Zeiten der Minnesinger bis auf Luthern. Obgleich die Zitate u. Nachweisungen größtenteils beisammen sein mögen; wer von den Nachbleibenden wird es ausführen!" Eschenburg an Nicolai, 16. Okt. 73: L. arbeite mit allen Kräften am Wörterbuch und habe den Winter zu Sammlungen bestimmt (vgl. Heinemann S. 159; Allgem. deutsche Bibl. XXIII 1, 236). — Fabel: Forschungen Schönbachs, Gottschicks, Braunes (Einleitung zum Hallischen Neudruck — Nr. 104 ff. 1892 S. XXIX ff. — des E. Alberus) usw., die Kompendien; zuletzt Waas, Die Quellen der Beispiele Boners, Dortmund 1877 (vgl. E. Schröder, Zs. 44, 320), Gottschick, B. u. seine latein. Vorlagen. Progr. Charlottenburg 1901; Bächtold, Gesch. der deutschen Litteratur in der Schweiz 1884 Anm. S. 45; Österley: Romulus, die Paraphrase des Phädrus u. die äsop. Fabel im Mittelalter 1870; Hervieux, Les fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge, 1884; Herlet, Btre z. Gesch. der äsop. Fabel im M. A., Bamberg 1892; L.s Äsoparbeiten nach dem von Ernestine Reiske kollationierten Kodex: Förster, ZvL 8, 87 u. Rhein. Museum N. F. 50, 66; Sternbach, Wiener Studien 17, 31; Muncker 16, 116. Reiskes: Förster, ADB 28, 129 u. 140, seine große Ausgabe der Reiskischen Briefe 1897 (vgl. v. Wilamowitz, Deutsche Litteraturzeitung 1898 Nr. 19); ein paar herzliche Worte sagt Herder 24, 356, das leidige Verhältnis zu Michaelis stellt schon Schlözer in Reichardts „Deutschland" 1796 II 163 aktengemäß dar.

Eva König: A. Schöne, Briefwechsel L.s mit seiner Frau 2. A. (die erste 1870; K. G. Lessing 1789; Dörffel, Cottaische Bibl. der Weltlitteratur Bd. 256 u. 258) 1885 mit Porträt u. trefflichen Erläuterungen. Thiele, Eva L. 1. Heft 1881, wird nicht fortgesetzt. Der von mir S. 161 zitierte Brief an die Schwägerin Stoltenhoff vom 31. Okt. 76: Thiele, Jahrbücher der Erfurter Akademie 1895 Heft 22, 1. Sauer, Frauenbilder aus der Blütezeit der deutschen Litteratur 1885.

Eschenburg an Nicolai, 17. Juni 76: „L. wird nun doch wohl bei uns bleiben"; 1. Aug.: „Ich reise übermorgen mit L. auf 4 Wochen nach Hamburg"; 26. Okt.: „Unser L. ist seit 14 Tagen Ehemann; er hat eine verehrungswürdige Frau . . Ich weissage ihm eine glückliche Ehe". — Wien: Richter, Geistesströmungen 1875 (Klopstock s. nun Munckers Biographie); v. Hock u. Bidermann, Der österr. Staatsrat 1879 S. 63; L. u. Kaunitz s. Raab, Neue freie Presse 29. Dez. 80; L. u. das Hoftheater, ders. ebenda 13. Sept. 81; Teuber, Die Theater Wiens II 1 — 1896 — S. 178 bis 200; L. in Klosterneuburg, J. M. Wagners Archiv 1874 S. 82. L.s wichtiger, auf S. 146 verworfener Reisebrief an Kuntzsch: zuerst Günther, ZvL 10, 438; vgl. ebenda S. 249 Weiße an Bertuch, März 75: täglicher Verkehr, Gespräche über den Zustand der Litteratur, L. habe Bertuch die meisterhafte holländische Don-Quixote-Übersetzung zur Benutzung geschickt. Wiener Litteraten: Minors Bibliographie, Zs. für die österr. Gymnasien 37, 576 u. Goedeke; neueren Arbeiten, die z. T. auf Überschätzung hinauslaufen, gehe ich hier nicht nach; Werner, Aus dem Josephin. Wien (Geblers u. Nicolais Briefwechsel) 1888; die von mir in diesem Rahmen bloß gestreiften Beziehungen Ayrenhoffs zu Goethe verfolgt nun Horner, Chronik des Wiener Goethe-Vereins 25. Jan. 99, vgl. Zs. f. vgl. Litt.-Gesch. 11, 449. Dyk an J. B. Michaelis, 16. Dez. 71: „Riedel ist kaiserl. Rat mit einem Gehalte von 1500 T. geworden, u. wird ein Mitglied der deutschen Akademie, wovon der Kaiser selbst Präsident seyn wird. Die natürliche Frage dabei ist: wird wohl L. ein Mitglied der A. seyn wollen, wo R. ist? U. ohne L. kann ich mir keine d. A. denken. Man sucht auch Wielanden nach Wien zu ziehn" (Schüddekopf). — Italien. Tagebuch: Muncker, Germanist. Abhandlungen H. Paul . . dargelegt 1902 S. 181 (s. L.s Werke 16, 256). — Mannheim: Seuffert, Maler Müller 1877, Wielands Abderiten 1878 u. Litterar. Beil. der Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 27 ff.; Minor, Schiller II u. Preuß. Jahrbücher 70, 552 (Schwan); J. H. F. Müllers Abschied S. 132; Maler Müller, Über L.s Tod (an Tieck), Morgenblatt Febr. 1820 Nr. 48—50 (wiederholt in Arthur Müllers Mod. Reliquien, die Ode in der Nachlese des Grafen York); Heigels Auszug aus den Memoiren Stephan v. Stengels: Cottaische Zs. für allg. Geschichte 1887 Nr. 6 f., Quellen u. Abhandlungen zur neueren Gesch. Bayerns N. F. 1890 S. 341. Ich verdanke der Güte Heigels eine Abschrift der L. und das Nationaltheater betreffenden Hauptstelle und will sie auch jetzt, wo sie im Text kritisch berücksichtigt werden konnte, hier wiederholen:

„Meine Hauptabsicht war, der Bühne ihre ganze Würde zu geben, ihr ein moralisches Gewicht zu erhalten, und wegen ihrem Einfluß auf die Mundart, darauf eine gute, reine, durch Verschiedenheit der Dialekte nicht vermischte Sprache einzuführen. Am meisten kämpfte ich deswegen gegen alle einem Direktor irgend einer bis damals noch überhaupt wandernden deutschen Schauspieler-Truppe zu überlassenden Entreprises: ich schlug vor, die Direktion dem damals in allgemeiner Achtung gestandenen Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofschauspieldirektor Ekhof zu übergeben, das ganze aber einer unmittelbaren Theater-Intendanz unterzuordnen. Der letzte Punkt dieses Vorschlags wurde angenommen, im übrigen setzte es aber Marchand durch seine Bekanntschaften und Verbindungen im Vorzimmer des Churfürsten und bey dem Minister durch, und wurde mit seiner Truppe angenommen. Indessen behielt die deutsche Gesellschaft doch immer einigen Einfluß, und ich schrieb nachher das Tagebuch der Mannheimer deutschen Schaubühne in den Rhein. Beiträgen. Da inzwischen die Hofkammern durch Übernahme der Baukosten wieder

hatten vor den Riß stehen müßen, so nahm Minister Hompesch auch wieder Anteil an der Sache, und nun beschloß er, den bekannten Leßing nach Mannheim zu ziehen. L. wurde eingeladen und kam. Hompesch wandte alles an, diesem Gelehrten Deutschlands erster Größe einen würdigen Empfang und einen angenehmen Aufenthalt vorzubereiten. Ich erhielt den Auftrag, die Bedingniße mit ihm richtig zu machen. L., von vielem Weihrauche, der ihm von allen Seiten entgegendampfte, betaumelt, machte den Spröden; die Direktion der Nationalbühne zu übernehmen, schlug er rund ab, nur dazu wollte er sich noch verstehen, von Zeit zu Zeit seine Meinung zu sagen, seinen Rat zu geben. Hompesch war in Verlegenheit, Leßingen konnte er so nicht fortgehen laßen, und ihn so zu behalten, schien ihm zu teuer. Jezt fiel er auf den Gedanken, ihm die oberste Leitung der Heidelberger Universität und der Studien überhaupt zu geben. L. nahm es an, und ließ sich in einem Hofwagen nach Heidelberg führen, um den ersten Überblick seiner künftigen Würde zu nehmen. Aber nun brach das Wetter los: die Oberkuratel der Universität und die Direktion der Studien standen unter dem Departement des Ministers Oberndorf, der diesen unvorhergesehenen Eingriff seines Herrn Kollegen unmöglich dulden konnte. Pater Frank wurde benutzt, und da mußte die Sache von der gefährlichsten Seite gepackt werden, daß es darauf abgesehen sehe, die ganze National-Erziehung einem Protestanten in die Hände zu spielen, und dadurch der katholischen Religion den tödlichsten Streich zu versetzen. Da der Gedanke wirklich sonderbar und abenteuerlich, und gewiß von dem ersten Berufe L.s nach Mannheim sehr verschieden war, so war wohl vorzusehen, daß Oberndorfs und Franks Bewegungen dawider bei dem Churfürsten Eingang finden würden. Als ich daher einige Tage nachher zum Churfürsten kam, erhielt ich den Auftrag, die Sache einzuleiten, daß L. (doch mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausreise bequemen möchte. Hompesch mußte nun gleichwohl in einen sauern Apfel beißen, und seinen Mißgriff, so gut er konnte, mit Gold bedecken. Ich mußte L. sehr viel Verbindliches vom Churfürsten sagen, ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose, dann die Folge der Churfürsten von der Pfalz von Otto dem Erlauchten an bis auf Karl Theodor in goldenen Medaillen überbringen, dann wurden ihm seine Reisekosten besonders vergütet und sein Wirt bezahlt, und L. verschwand, wie er gekommen war. Dieß geschah im Frühjahr 1777." — Wolff, Frankf. Zeitung 1900 Nr. 349.

Die Briefe an Eschenburg faksimiliert, „Familie" 1, 179.

III. Der theologische Feldzug.

Ich beschränke mich auf die wichtigste Litteratur und übergehe Unbedeutendes wie Schiller, L. im Fragmentenstreit 1865. Die theologischen Enzyklopädien (z. B. Bertheau, Repertorium für protest. Theologie 6, 136). Schwarz, L. als Theologe 1854 oberflächlich. Ultraliberal Lang, Religiöse Charaktere 2. A. 1872 S 215. Sell, Die Religion unserer Klassiker 1904, edel populär. Ausgezeichnete klare Entwicklung gibt Zeller, Vorträge u. Abhandlungen 1877 II 283 (aus der Histor. Zs. 23, 343). Dilthey, zu dessen Verdiensten auch die erste bündige Formulierung der Ergebnisse Semlers (AdB; böse Ode Herders 29, 531) gehört. Hebler. Zur Vorgeschichte: Tholuck, Verm. Schriften großenteils apologet. Inhalts 1839; Lechler, Gesch. des engl. Deismus 1841 (vgl. auch Herder 24, 91). Zscharnack, L. u. Semler, Gießen 1905, ein den gleichzeitigen Büchern von Gastrow u. H. Hoff-

mann überlegenes Hauptwerk. — Berengar: Reuter, Gesch. der religiösen Aufklärung im Mittelalter 1, 91; Harnack, Dogmengeschichte 3, 333; Schönbach, Sitzungsberichte der Wiener Akademie CXL (1899) 4, 36. — Reimarus: für das Persönliche und überhaupt für L.s letzte Jahre sind eine Hauptquelle die Briefe von Elise Reimarus an Hennings, die Wattenbach, Hennings' Enkel, 1861 im Neuen Lausitz. Magazin 38, 193 auszüglich herausgegeben hat (Z=A. 39 S.). Durch seine kollegiale Freundlichkeit war mir weiteres im Manuskript (Original in Hamburg) zu lesen gestattet. Die Echtheit hat Boden 1863 töricht bestritten: ein einziges falsches Datum sprang heraus. AdB 27, 702. Schettler, Die Stellung des Philosophen H. S. R. zur Religion, Leipz. Diss. 1904. Dessoir, Gesch. der neueren deutschen Psychologie 1874 S. 81, 193. R. u. Kant, Voss. Ztg. 24. Dez. 93. Mönckeberg, H. S. R. (u. J. C. Edelmann) 1867. Apologie: Klose, Niedners Zs. für histor. Theologie 1850 f.; Strauß, H. S. R. u. seine Schutzschrift 1862 (Ges. Schr. 5, 229, vgl. 2, 1 „Brockes u. R."); Redaktionen: B. Brandl, Die Überlieferung der „Schutzschrift" des H. S. R., Pilsen 1907. Die von L. abgedruckten Stücke hat Groß in die Hempelsche Ausg. 15 nach Gebühr aufgenommen, ebenso Muncker 12 f.; „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. L." 5. Aufl. Berlin 1895. — S. 219 Reuser: Häusser, Gesch. der rhein. Pfalz II; Kluckhohn, Friedrich d. Fromme 1877—79; Thudichum, Nord u. Süd 118, 97. Taylor-Hausraths Roman „Klytia". — S. 244. A. Harnack schreibt mir: „Vielleicht interessiert es Sie u. Ihre Leser, daß ein alter Kirchenvater, ja der erste kirchliche Theologe im strengen Sinn des Wortes, Clemens Alexandrinus (gest. um 202) ein Dilemma gebildet hat, das dem Lessingschen sehr verwandt ist. Er sagt in seinem Stromateis IV 22, 136: ‚Gesetzt, es schlüge jemand dem christlichen Denker (τῷ γνωστικῷ, im Sinne u. Sprachgebrauch des Cl.: dem Idealchristen) vor, er möge zwischen der Erkenntnis Gottes u. der ewigen Seligkeit wählen — angenommen, die beiden Güter wären getrennt, während sie in Wahrheit streng identisch sind — so würde sich der christliche Denker keinen Augenblick besinnen u. die Erkenntnis Gottes wählen.' Es ist mir wahrscheinlich, daß der patristisch so ausgezeichnet belesene L. diese Stelle gekannt u. geradezu aus ihr die Anregung geschöpft hat, aus dem ersten Dilemma ein noch feineres zweites zu entwickeln. Das ist ganz seine Art, sich durch eine geistvolle Bemerkung zu einer noch tieferen anregen zu lassen. Ist die Clementinische Stelle der Grundtext für L.s Parabel, so tritt die Eigenart u. Feinheit seines Geistes sowohl in der Form der Erzählung als in den Nebenzügen und dem neuen Akumen besonders deutlich hervor." — Wieland an Schwan, 16. März 78: „À propos kennen Sie schon L.s Duplik? Ists nicht ein Meisterwerk? Das nenne ich eine D.! — Der arme Herr Nachbar!" — Goeze: Röpe, J. M. G. eine Rettung 1860, vom streng-orthodoxen Standpunkt, gründlich nach den Quellen (schal dagegen Boden, L. u. G. 1862); Bertheau, AdB 9, 524 (großer Brief 23. Sept. 77, Zs. des Harzvereins 11, 355); liberal Cropp, Deutsche Zeit- u. Streitfragen Heft 115; zusammenfassend B. Brandl, L.s Fragmentenstreit, Pilsen 1908. Händel der Frankfurter gel. Anzeigen s. Scherers Einleitung und Dechent, Goethe-Jahrbuch 10, 169. Erklärung Goekingks über das Epigramm: Deutsches Museum 1780 I 167; Sander, Hamburg. Musenalm. 1784 S. 90: „Göz mit der eisernen Hand — Herr . . . . Stirn" (1785 S. 111 ein Epigramm auf die ungleichen Brüder G.). Voß über Goeze: Briefe 1, 315—321. Die Goeziana minora waren mir teils in Hamburg, teils hier auf der Kgl. Bibliothek gut zugänglich. Von seinen Heften gegen L. hab' ich seither einen Neudruck mit Beilagen

1893 gegeben, DLD 43 ff. Unnützer Wust steht bei Braun 2. Campe an Nicolai, 4. März 78: „L. arbeitet jetzt an einem Anfalle auf Goeze, der an Nachdruck u. Bitterkeit alles übertreffen soll, was er in dieser Art geschrieben hat. G. hat ihn nämlich in der schwarzen Zeitung, die nunmehr Prof. Schütz schreibt, gereizt. Ebert schrieb vor einigen Tagen hierher, wenn G. nicht schon vorher vom Dasein des Teufels überzeugt gewesen wäre, so würde er es jetzt werden, weil einer der ärgsten über ihn kommen würde"; 16. April 78: „Was sagen Sie zu L.s Streitigkeiten? Er hat sich in keine gute Lage gesetzt, und ich besorge, daß er am Ende, um die Ehre seines Kopfes zu retten, sich genötigt sehen wird, die Larve abzunehmen. Er will jetzt wieder etwas von den Fragmenten herausgeben." Bodmer an Sulzer, 15. Sept. 78: „L.s Ausfälle auf das Evangelium haben die hiesigen Spaldings in Schrecken gesetzt. Wir halten Tobler, der zur Ehre der Bibel, u. Heß, der das Leben Jesu geschrieben, im Gewissen verbunden, die Apologie zu machen. Die Empfindler hier halten das für eine Arbeit von 2, 3 Bogen . . . L. nimmt uns das Evangelium, die Empfindler nehmen uns die Vernunft. Er die zweite Offenbarung, diese die erste". — S. 292 *κύων ἐν φάτνῃ* (Rein, Die Sprichwörter bei Lucian S. 70), canis in praesepi; L. wird es aus des Erasmus Adagien oder sonst einer Acerra haben, schreibt mir Crusius. — S. 299 Querini: Zimmermann, Braunschweig. Zeitung 29. Juni 89 (dazu S.-A. aus der Zs. des Harzvereins 1891). Über Druckverbot u. Zensur schreibt Eschenburg Bekanntes an Nicolai, 31. Aug. („Er wird diesem freilich sehr harten Befehle nicht folgen; u. dann fürcht' ich sehr, daß wir ihn hier verlieren") u. 12. Okt. 78. — S. 319 f. Holtzmanns Einleitung in das neue Testament 1885 war mir zunächst lehrreich; nun Zahn, Neutestamentl. Einleitung 1898. Zu S. 320: „Nicht die Eichhornsche Hypothese, sondern der Gedanke L.s, welchen E. ohne Dank sich angeeignet, hat fortgelebt u. ist später wieder aufgelebt"; „Abgesehen von der Künstlichkeit u. Kleinlichkeit der Hypothese bei E., welche gegen die großgedachte L.sche Skizze sehr absticht, berührt geradezu peinlich das völlige Schweigen über L., von welchem E. sein Bestes entlehnt hatte. Seitdem Herder den Sachverhalt richtig dargestellt hat — Vom Erlöser der Menschen 1796 S. 174 [Suphan 19, 204] — hätte man E. nicht als den Begründer der neuen Evangelienkritik rühmen sollen" (Zahn II 184, 196). Freundliche Winke A. Harnacks, außer seinen letzten Forschungen über die Synoptiker. — Pascal wird von L. einmal ganz nebenher unter „Leibniz" (Muncker 15, 518) genannt als Mathematiker.

L.s letzte Periode behandelt R. Mayr, Beiträge zur Beurteilung G. E. L.s 1880; eine geistreiche, paradoxe Schrift, die vielerorten den Satz bestätigt, daß Allzuscharf schartig macht, die aber keineswegs, wie Boxberger im Neudruck des Danzel-Guhrauer für gut fand, als Pamphlet abzutun ist. Nichts lästiger und überflüssiger als solche Ritter und Retter unsrer Großen.

Ist die Mitteilung einer L.schen Parodie neben Basedows Eintrag in einem Stammbuch 1779 zuverlässig, Morgenblatt 1811 Nr. 61 (unterzeichnet „L—g. D. R."; Schüddekopf)?

B. Der Geist der Wahrheit bess're bald
Die Kirchen jedes Ortes,
Ohn alle zwingende Gewalt,
Durch Kraft des wahren Wortes!

L. Des Geist's der Wahrheit rühmt sich bald
Die Kirche jedes Ortes,
Und alles zwingende Gewalt
Wird Kraft des wahren Wortes.

Das stammt aus der hsl. Autobiographie J. G. Burckhardts, der 1779 als junger

Geistlicher L. besuchte (Voss. Ztg. 1905 Nr. 578). Dagegen ist sicher unecht „Ein noch ungedrucktes Epigramm von L.“ nach zwei Goeze gewidmeten Distichen vom Jan. 71 (Rehfues, Süddeutsche Miszellen 1811 I Nr 36.

IV. Nathan der Weise.

Prachtdruck von E. R. Lessing zum 100sten Todestag 1881 verschenkt. Vgl. Voss. Zeitung 6. Febr. 81 über die rechtmäßigen ersten Drucke. Köster, Pantheon-Ausgabe Berlin 1902; R. M. Meyer, Meisterwerke der deutschen Bühne Bd. 35 (Hesse). Riesige, meist wertlose Litteratur. Naumann, Litteratur über L.s N. (Annen-Realschule Dresden) 1867 dürftig; Mayr S. 7. Pabst, Vorlesungen über L.s N. 1881. — S. 324, 374 Döring: L. Geiger, Frankf. Zeitung 20. Nov. 90. — Kreuzzüge: Reuter II; Scherer, Vorträge u. Aufsätze S. 328; Gothein, Ignatius v. Loyola 1895 S. 30. De tribus impostoribus ed. Weller 1876. G. Paris, La légende de Saladin, Journal des Savants Mai—August 1893. Parabel: auf das Schebet Jehuda wies zuerst Dunlop hin; Landau, Die Quellen des Decameron 2. A. 1884 S. 183; Capelletti, Studj sul Decamerone 1880 S. 1; an Toblers Ausgabe Li dis dou vrai aniel (2. A. 1884; übersetzt von Gröber in der Festschrift für T. 1905 S. 1) knüpfte Schuchardt eine kleine feine Besprechung, Romanisches u. Keltisches 1886; G. Paris, La parabole des trois anneaux (nun in La poésie du moyen âge 2. série 1895 S. 131); auf Mannis Istoria del Decamerone 1742 S. 155 wies mich Erdmannsdörffer hin (der ungeschickte M. bricht gerade da ab, wo der mir jetzt in einer Abschrift Albrechts vorliegende Dubliner Druck zur eigentlichen Parabel rückt); Boccaccio 1, 3 gereimt von Ramler, Berliner Monatsschrift April 1794; Jördens 6, 490 verweist unnütz auf eine lahme Nacherzählung des Pagamutius (Opera der Olympia Fulvia Morata 1580, Anhang) als Quelle L.s; Des Ormeaux schrieb 1760 den Schluß zu Du Port du Tertre, Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres, die Parabel 9, 479 (nach Carvacchi, Zs. für vaterländ. Gesch. u. Altertumskunde Westfalens 1855 S. 305 wäre das L.s Quelle, was natürlich unrichtig ist, obwohl L. den Du Port kannte); Wackernagel, Kl. Schriften 2, 452 mit schiefen Bemerkungen über L.s Rangordnung der Religionen; rabbinerhaft Bloch, Quellen u. Parallelen zu L.s N. 1880 (ultrajüdisch auch das Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch 1879); Gesta Romanorum ed. Österley 1872 (ablenkend R. M. Meyers These 9 im Anhang seiner Neidhart-Dissertation Berlin 1883); Meistergesang: Hampe, VfS 6, 102, H. Sachs „Der Jud mit den dreyen ringen“, Hallische Neudrucke 193, 1. Rinckart: Hallische Neudrucke 53 (schon von Gottsched mit Swifts Tale verbunden; Parabel vom Wettschießen s. auch Herder 20, 401). — S. 337 Voß, Schubart, „Vademecum für lustige Leute“, älteres Flugblatt: R. Köhler, Aufsätze 1894 S. 75, Klein. Schriften 2, 562. Vgl. auch Boies Gedicht „Der Himmel“, Weinhold S. 371; Kotzebue, Der Eremit auf Formentera, Schluß: „Juden, Türken, Christen, Heiden Wandeln ohne sich zu neiden Hand in Hand ins Himmelreich.“ Voß, Briefe 1, 206 f. — S. 349 Auf Decameron 10, 3 wies zuerst kurz Gosche, Jahrbuch für Litteraturgesch. 1865 S, 199; Genaueres gab Caro, Lessing u. Swift 1869, leider mit sehr spitzfindigen Kombinationen aus Swifts Leben (seine scharfe Abwehr wiederholt Kuno Fischer, Kl. Schriften 4, 291). — Zur Geschichte bisher nur etliche Einzelheiten, z. B. Zacher u. Boxberger, Zacher 5, 443 u. 6, 304; schwache Rettung

Marins: Ricard, Une victime de Beaumarchais 1885. — Voltaire: Mayr S. 102 will den Nathanplan nicht vor den Guèbres zulassen. An N. erinnert flüchtig Waetzoldt vor seiner Schulausgabe der „Zaïre“ 1880. Minor, Goethes Mahomet 1907, auf dessen reiche Nachweise für die Beurteilung des Islam im 18. Jahrhundert hier nicht einzugehen war. — Das Gedicht: D. F. Strauß 1864 (Ges. Schr. 2, 43) ist auffallend schwach, was ich trotz Th. Zieglers Rüge aufrecht erhalten muß, da man eben von Strauß mehr erwartet; s. übrigens Briefe S. 463: „sehr in usum Delphini gemacht“ (hübsch Gedichte S. 180). Kuno Fischer 1864 usw. (L. als Reformator II) sagt Geistreiches über die Charaktere, konstruiert diese jedoch schief aus der „Idee“ der Selbstverleugnung heraus. Gegen Vischers „Ästhetik“ (vgl. aber auch die schöne Trias: Nathan Iphigenie Carlos, Auch einer 2, 121) und Strauß, gegen Schiller usw. polemisiert glücklich Werder, Sonntagsbeil. d. Voss. Zeitung Juni u. Juli 90 (s. jetzt den vollständigen Abdruck seines nur gar zu enthusiastischen und rhetorischen Berliner Kollegs 1892). Ich lege Wert nicht auf die Priorität, die ich hier nirgends geltend machen möchte, weil sie gleichgültig ist, aber auf das mehrfache freie Zusammentreffen mit Werder; das Kapitel schrieb ich 1889 bei meiner Mutter in Jena. Das Anregendste hat neuerdings Kettner, zu scharf in manchen Punkten, gesagt: Über den religiösen Gehalt von L.s N. d. W., Naumburg 1898; sein Buch von 1904 greift einseitig den N. als „Rührstück“ an. Von Dichtern haben sich zuletzt Spielhagen, Faust u. N. 1867, und Auerbach, Die Genesis des N. 1881 (vgl. auch Briefe an J. Auerbach 1884 passim) geäußert. Von hervorragenden Theologen (S. 345 Marheinekes Abdruck aus Daubs „Judas Ischarioth“: Urteil eines christl. Gottesgelehrten über N. d. W. 1818) u. a. Beyschlag, N. u. das positive Christentum 1863 Unmittelbare Beziehungen des Patriarchen auf Goeze hätten nie geleugnet werden sollen; richtig urteilt Redlich. — Der erste Entwurf (Danzel, Maltzahn, Hempel, Muncker; alle mit kleinen Versehen, vgl. Anz. 17, 141) separat ed. Boxberger 1876 (aus Hempel 11); Eine gestrichene Stelle: S. Fränkel, Studien z. vgl. Litt. Gesch. 9, 188. Boie an Gotter, 30. Sept. 78: „Von L.s N. weiß ich, wie auch vermutlich seine besten Freunde nichts. Er sprach diesen Sommer, als ich bei ihm war, von verschiedenen anderen Stücken, unter anderem von einem Trauerspiele, das mit Hahns Adelsberg eine gewisse Ähnlichkeit hätte, u. bis auf den Dialog ganz fertig wäre. So viel ist gewiß, daß er für die Bühne noch mehr als eine Arbeit im Vorrat hat, u. darauf wollt ich auch wol wetten, daß er der theol. Streitigkeiten satt ist. L. gibt wol schwerlich was dramatisches u. vergißt der Bühne dabey. Kennen Sie schon seine Freimäurergespräche? Der Mann kann doch alles was er will.“ — Erlebtes: „Ein Brief von Frau v. Grothuis an Goethe . . aus dem Riemerschen Nachlaß“, Europa ed. Kühne 3. Apr. 1840. — S. 382 Quoties inter homines fui, minor homo redii (Thomas a Kempis nach Seneca Ep. 7): beifällige Reflexionen Schopenhauers, Gespräche ed. Grisebach S. 107. — Vers: Zarncke, Über den fünffüß. Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch L., Schiller u. Goethe 1865 (wiederholt Kl. Schriften I 1897; vgl. Ausgewählte Briefe von u. an A. Lobeck u. K. Lehrs ed. Ludwich 1894 II 723); Zitelmann, Der Rhythmus des fünffüß. J., aus den Neuen Jahrb. für das klass. Altertum ꝛc. 1907 Bd. 19; unselbständig Belling, Die Metrik L.s 1887; Ekhof an Weiße 23. Juni 66, VJS 4, 274. — S. 408 Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885. Euphorion 14, 787 (vgl. Voss. Ztg. 1908 Nr. 380 aus der Frankf. Ztg.): den Buchhändlern wird der Verkauf des „scandaleusesten“ Dramas „nach-

druckſamſt" unterſagt. S. 409 Pfeffels „Goldſtück" auch in Schobelts „Noten mit Text über die Erziehung des Menſchengeſchlechts von L." Stendal 1780 S. 69: „Mir fällt hierbei die Fabel ein, welche ſich in den neueſten Mannigfaltigkeiten 3. Jahrg. 1. Quartal S. 191 befindet"; hier alſo wohl der erſte Druck, der mir nicht zur Hand iſt. — S. 412 Pfranger: Albrecht, Wismarer Progr. 1894; Ebner (mit Vergleichung der zwei Faſſungen von 1782 und 1785), Hamburg 1900; Braun 3, 108 (Bieſter). Stümcke, Die Fortſetzungen, Nachahmungen u. Traveſtien von L.s N. d. W., 1901 (Geſ. für Theatergeſch.) — Theater: zerſtreute Nachrichten; Uhde, F. L. Schmidt 1, 340; Der Freimütige 1803 Nr. 188; Coſtenobles Tagebücher 1889 passim — Weilen, Archiv für Theatergeſchichte 1, 1 — ergänzen Laubes Geſch. des Burgtheaters reichlich (Speidel, Neue freie Preſſe 20. Jan. 95; Kalbeck, Neues Wiener Tageblatt 15. Jan. 95). Über Döbbelin hſl. Notizen von Preuß; Berliner Litt. u. Th.-Zeitung 1783 I 285; Euphorion 2, 345. Schiller: nun vortrefflich Köſter, Sch. als Dramaturg 1891 S. 129 u. 308 (Wartenberg, VJS 2, 394); Hiſt. krit. Ausg. 15², 85; Schiller an Göſchen, 23. Okt. 97 (fehlt bei Jonas) verbittet eine Prachtausgabe des Carlos, um den Schein der Anmaßung gegenüber Voſſens Nathandruck zu vermeiden: „Gerade die Reife, welche dem C. fehlt, hat der N, u. das Gute, was jener vor dieſem voraus haben mag, hilft ihm bei dieſer Konkurrenz nicht, da man gerade jene Eigenſchaft am meiſten fordert". England: Herzfeld, W. Taylor, Halle 1897 S. 8, 22.

V. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Guhrauer ſ. u. 1841. Ritter, Über L.s philoſoph. u. religiöſe Grundſätze 1847 (bedeutſam rezenſiert von Danzel, Neue Jenaer Litteratur-Zeitung 1848 Nr. 172—174, von Haym in der Halliſchen Litt. Ztg.). Hebler, L.-Studien 1862 (vgl. Philoſ. Aufſätze 1869 S. 79); Dilthey; Zeller ſ. o. Vorträge 2, 283, Geſch. der deutſchen Philoſophie ſeit Leibniz 1879 S. 284. Jacoby, G. E. L. der Philoſoph 1863 (in Stahrs Buch übergegangen und von Frau Fanny ungebührlich genug behandelt), fährt in der Hempelſchen Ausgabe denn doch zu ſchlecht, wie viele Blößen das jung-Hegelſche Schriftchen auch bietet. Unergiebig iſt Witte, Die Philoſophie unſerer Dichterheroen 1880 I 25. Sorgſam in der Materialſammlung, doch vielfach unklar, Hauptfragen verkennend, manche Probleme fördernd Spicker, L.s Weltanſchauung 1883. Rehorn, L.s Stellung zur Philoſophie des Spinoza 1876; wie kann man aber auf den Gegenſatz des Temperaments ſo viel Gewicht legen? Zimmermann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1855 S. 377. Schaarſchmidt, L. u. Kant, Philoſ. Monatshefte 1881 Heft 4 (vgl. ebenda H. Fiſcher 1885 S. 29, 169 u. mehr). Kants Vertrautheit mit L.s Theologie hat Arnoldt, Altpreuß. Monatsſchrift 26, 385 klar auseinandergeſetzt. Tertullian: Bergmann, Hermäa 1883. Mayr. Kuno Fiſcher. Hettner. Julian Schmidt (Spinoza zu ſehr abwehrend). Windelband. O. Pfleiderer, Geſch. der Religionsphiloſophie von Spinoza bis auf die Gegenwart 1883 S. 132. Deſſoir, Geſch. der neuern deutſchen Pſychologie 1894 (2. A. 1897) passim, beſonders S. 175 ff., 300 (ſ. auch ſeine Rez. von Sommers Grundzügen einer Geſch. der d. Pſ. u. Äſthetik 1892 in der Vierteljahrsſchr. f. wiſſenſchaftl. Philoſ. 18, 256). G. Bruno: Nieten, L.s religionsphiloſ. Anſichten bis zum Jahr 1770 ꝛc. 1896 (vgl. Spitzer, Deutſche Litteraturzeitung 1898 Nr. 45), eine gute Arbeit. Arnſperger, L.s Beſchäftigung mit der Leibniz. Philoſophie 1897

(aus den neuen Heidelb. Jahrbüchern; dagegen Spitzer, Deutsche Litteraturzeitung 1898 Nr. 24). Scharfsinnig Schrempf, L. als Philosoph 1908, im Text hier von Spitzer behandelt.

F. H. Jacobi. Werke IV 1 (vgl. Hempel 18, 17). Suphan, Goethe u. Spinoza 1783—86, Festschrift zur 2. Säkularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymn. Berlin 1881; Goethe-Jahrbuch 12, 3 (Dilthey, Archiv für Gesch. der Philosophie 1894), Hering, Sp. im jungen Goethe 1897 (s. Spitzer, Deutsche Litteraturzeitung 1898 Nr. 29). In der Heranziehung Goethischer Urteile mußte ich mich beschränken; Briefe 7, 58 (Salto mortale Jacobis), 92 (Prometheus), 95, 110, 131, 173, 212, mit v. d. Hellens Anm. 321 ff., 328. Auch die weitere Polemik Jacobis gegen Mendelssohn wurde nicht verfolgt. Kant (Okt. 89) dankt J. für die 2. Aufl. und bemerkt: „Den Synkretismus des Spinozismus mit dem Deismus in Herders Gott haben Sie aufs gründlichste widerlegt". Die Inschrift *ἓν καὶ πᾶν* bestritt gegen Jacobis u. Herders Augenzeugnis mit Unrecht Pröhle, Friedrich d. Gr. u. die deutsche Litteratur S. 288 u. 296 (vgl. Suphan, Zacher 5, 242; L. Wieland Heinse S. 50); sie ist nur vor Pröhles Lokalinspektion verschwunden. Ein Stammbuchblatt *„Εν εγω* [undeutlich *εχω*] *και παντα*! Gotthold Ephraim Lessing. Hamburg den 14 Octbr 1780" besitzt mein Freund Köster und hat es mir im Faksimile mitgeteilt. — Karl L. an Mendelssohn 24. Okt. 85: „Nun, bester Freund, habe ich Jacobis Briefe über die Lehre des Spinoza ganz gelesen und bis S. 162 gereut es mich auch nicht. Aber von da an wird er einem Lavater ziemlich ähnlich, den er auch fleißig anführet. Und da er sich von da an auf seinen inneren Sinn, auf sein individuelles Gefühl, auf sein *θειον λογον*, das die Griechen Dämon genannt, so lavaterisch beruft, so ströme ich mit meinem innern Gefühl auch herum und sage: o lavaterischer Jacobi! so zu saalbadern hättest du gegen meinen Bruder dich nicht getraut! Daß du ihn zum Spinozisten gemacht, weil du seine Schraubereyen nicht recht verstanden, ist kein großes Unglück; aber daß er dein vertrauter Freund vor der Welt gewesen zu seyn scheinen muß, Schade!" usw. gegen den „Tollhäusler" und „Schwärmer", gegen die Unvernunft Lavaters und — Herders. Bloße „Schrauberei" von L.s Seite behauptet noch spät auch Kästner mit einem Wortwitz: Spinoza spina. Gleim an Heinse, Schüddekopf 2, 189. Jacobi verweigert 1793 die Mitteilung der L.schen Briefe, die Reimarer hätten sich 1789 zu ihm ebenso ablehnend geäußert (Dorow, Denkschriften 1838 III 59). — F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen ꝛc. des Herrn F. H. Jacobi u der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus 1812 S. 45. Schelling über L.s „Erziehung", Vorlesungen über die Methode des akadem. Studium 1803 S. 184. Die Note über L.s „Meisterhaftigkeit gänzlicher Subjektivität" steht noch nicht im ersten Druck Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur 1807, wohl aber findet sie sich mit anderen Anmerkungen in den Philos. Schriften 1809 I 388.

Ernst u. Falk: Muncker 13, 340. Herder 15, 57 u. 626; 24, 598. Baumgarten, War L. ein eifriger Patriot? Rede von 1867, Histor. u. polit. Aufsätze 1894 S. 217. Die meisten maurerischen Darsteller scheuen sich, bei L. Esoterisch und Exoterisch klar zu sichten. Ich begnüge mich jetzt, das ausgezeichnete Buch von G. Boos, Gesch. der Freimaurerei, 2. Aufl. 1906 zu zitieren (Kap. 9); er hat auch L. Kellners Unsinn, Die Tempelherrn u. die Freimaurer 1905, abgefertigt und Begemanns Erwiderung begrüßt (Deutsche Litt. Zeitung 1906 Nr. 22, 1907 Nr. 39). — Goethes „Geheimnisse": Morris, Goethe-Jahrbuch 27, 131. — F. J. Schneider,

Die Freimaurerei u. ihr Einfluß auf die geist. Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, 1909, Romantisches.

Erziehung speziell: Historisches bei Mayr; Bonnet (Tholuck, Verm. Schr. 1, 271; Kants Spott über seine „kontinuierliche" Stufenleiter der Geschöpfe, Kr. der r. Vernunft 1. Ausg. S. 668) zuerst von Dilthey stärker für L. herangezogen; Seelenwanderung s. Rößler, Preuß. Jahrbücher 20, 268 — wiederholt Ausgew. Aufsätze 1902 S. 1 — dagegen Dilthey ebenda S. 439; Arnsperger, L.s Seelenwanderungsgedanke 1893, zu getrost periodisierend. Christs Züricher Rektoratsrede, Protest. Monatshefte 5, 210. Kretzschmar, L. u. die Aufklärung, Leipz. Diss. 1904 (S. 110 Seelenwanderungslitteratur der Zeit, S. 96 Philadelphische Gemeinde, S. 81 periodisierende Schriften zur Geschichte der Menschheit). Erinnert sei auch an das geistreiche Gespräch: „Wir sind alle Revenants" in Immermanns „Epigonen" Buch 4 Kap. 3. Herder Bd. 15 usw. Guhrauer, L.s E. d. M. kritisch u. philosophisch erörtert 1841. Auf die längst abgetane Fabel von Thaers Urheberschaft braucht nicht mehr eingegangen zu werden (nach Guhrauer Groß, Hempel 18, 188). F. W. Robertsons Vorrede zur Übersetzung The education of the human race, deutsch in Charlotte Broichers Bearbeitung des Brookeschen Werkes über R. Gotha 1894.

VI. Sprache.

Zum 2. Motto s. auch Schopenhauers Nachlaß 4 (Reclam), 295. Eine Darstellung fehlt, denn A. Lehmanns Forschungen über L.s Sprache 1875 können wahrlich nicht dafür gelten (vgl. Anz 2, 38; Zacher 8, 118). Burdachs verheißene Geschichte der nhd. Schriftsprache steht leider immer noch aus. F. Kluge, Von Luther bis L. 1887 (3. A. 1897), führt nur ausschließlich bis zu L. Ich sage hier „Schriftsprache" sowohl im engeren grammatischen als im weiten stilistischen Sinn, obgleich ich recht gut weiß, welche Verwirrung namentlich die Frage nach Luthers Stellung in der Geschichte des Nhd. dadurch betroffen hat, daß man die Probleme durcheinander warf (Rückert usw.). Solche Gefahr droht hier nicht. Gerstenberg an Nicolai 1767, Zacher 23, 48. Einzelne Beobachtungen von Boxberger, Sanders, Grosse (über L.s Interpunktion: Wissenschaftl. Monatsblätter, Königsberg 1879 7, 194 — s. auch ebenda 5, 40 — vgl. Archiv 11, 370), Goldstein (Festschrift für O. Schade 1896 S. 51 Lexikalisches, Bedeutungswechsel, Erneuerungen, Schwund) sind hier nicht aufzuzählen. Gottsched (s. jetzt Waniek, Reichel), Richey, Adelung, Heynatz hab' ich natürlich durchgenommen, aus Antons zahlreichen den Wortschatz der Lausitz behandelnden Görlitzer Programmen, auch aus Albrechts Leipziger Mundart 1881 (mit Vorwort des feinsinnigsten Kenners Hildebrand), aus Weinholds musterhafter Skizze des Schlesischen, Über deutsche Dialektforschung 1853, gelernt. Brandstäter, Die Gallizismen in der deutschen Schriftsprache 1874 behandelt eine Menge Worte und Wendungen aus falschem Gesichtspunkt; andrer Sprachreiniger zu geschweigen. Besser Juvancic, Über Gallizismen in L.s krit. Schriften, Laibach 1906, doch auch zu viel suchend. Eine historisch-philologische Monographie über L.s Laut- und Flexionsgebrauch, Wortschatz usw., Syntax, mit Rücksicht auf die verschiedenen Lesarten, bleibt wie gesagt zu wünschen. Ich habe viel dazu liegen. Tyrol, L.s sprachl. Revision seiner Jugenddramen, Berlin 1893. Über den Satzbau vortrefflich Richard M. Meyer, Stilistik 1906. — Steinhausen, Gesch. des deutschen Briefes 1889—91. — Lehrreich das Verzeichnis von Kanzleiworten, Deutsches

Museum 1779 I 208 (2, 528) und Gedikes Gedanken über Purismus u. Sprachbereicherung ebenda 2, 385 gegen Adelung (vgl. Max Müller, Berlin 1903). Cosack, Bild u. Gleichnis in ihrer Bedeutung für L.s Stil, Progr. der Realschule Danzig 1869 gibt eine kleine äußerliche Sammlung. Gutes bei Jmmisch, Beiträge zur Beurteilung der stilist. Kunst in L.s Prosa, Fleckeisens Jahrbücher 1887 S. 331 u. 393. Withalm, Über eine stilist. Eigentümlichkeit (Wiederholung) in L.s Dramen, Graz 1880. v. Waldberg in seiner Erstlingsarbeit „Studien zu L.s Stil in der Hamb. Dramaturgie" 1882 beschränkt sich zu sehr und sieht zu viele Absichten und Eigenheiten; um so fördernder sind seine stilgeschichtlichen Beobachtungen für das 17. und 18. Jahrhundert: Die galante Lyrik 1885, Die deutsche Renaissance-Lyrik 1888. Hehn, Beil. zur Allg. Ztg. 15. Okt. 92. R. Hirzel, Der Dialog 2, 429.

VII. Lebensausgang.

S. o. die zum 1. Braunschweiger Kapitel verzeichnete Litteratur. Redlichs Noten, Hempel 20. Besonders wichtig sind Leisewitzens Tagebücher (bei Heinemann 1870; vgl. Kutschera, J. A. L. 1876); sein Bericht an Lichtenberg, Sämtl. Schriften von J. A. L. 1838 S. 113. S. 587: Joret, Cacault écrivain, Paris 1905. Die Briefe der Reimarer und der Jacobi. Elisens Brief S. 611 f. hatte mir schon M. Bernays freundschaftlich aus der Hs. mitgeteilt. Campe an Nicolai, 17. Nov. 80: „Der arme L., der 4 Wochen bei uns gewesen ist, hat sich noch immer nicht ganz wieder erholt, ohngeachtet sein Leib völlig gesund zu sein scheint. Sein Geist bedarf einer erschütternden Revolution, und er war ziemlich entschlossen, es darauf anzulegen, daß sie erfolgen möchte. Vielleicht wird er bald von sich hören lassen". S. 607 f. Jerusalem an Bertuch 12. Okt. 78, Beil. zur Allg. Zeitung 10. Juli 81; Friederike J., VJS 2, 472. Schiller, Über G. E. L.s Persönlichkeit, Herrigs Archiv 3, 317 (abgedruckt Deutsche Reichszeitung, Braunschweig 30. Sept. 53) schöpft aus mündlicher Mitteilung der 86jährigen Amalie Henneberg-König u. Friedrich Königs; wertvoll, doch nur mit Kritik zu benutzen. — Döring an Goekingk, Frankf. Zeitung 20. Nov. 1890 (G., Gedichte 3, 161 an D., er hoffe auf eine Frühlingsfahrt: „Dann — — kurz bei Deiner Doris bitt' ich mich Mit Lessing im voraus zu Gaste"). — Davison-Lange, Der Freimütige 1804 Nr 21, 25, 29 (vgl. Nicolai an Eschenburg 7. Febr. 1804, mir von Schüddekopf mitgeteilt), vgl. auch Euphorion 2, 344; Das befreite Europa, Berlin 1814 Heft 3, 132: Gouverneur Clarke habe den „hundischen Speichellecker" u. „feilen Pasquillanten" geohrfeigt; Kabinet Berlinischer Karaktere 1808. — Nahbeks anekdotenhafter Bericht über Klingers Zusammentreffen mit L. (Minor, Aus dem Schillerarchiv 1890 S. 36) ist unglaublich; kurze Erwähnung im Brief an Schleiermacher vom 15. Apr. 77 „Ich soll L. eben sehen", Rieger 1, 408. — S. 610 Das Nichträumen L.s bezeichnet Schelling, an Waitz 19. Mai 46, als „falsches Vorgeben", sich auf F. L. W. Meyers Mitteilung stützend: „Mir ist ein höchst merkwürdiger Traum bekannt, den er geträumt. Auch Herder wußte davon"; die versprochene briefliche Nachricht sei ausgeblieben. Ein Nichträumer war F. A. Wolf (Riemer 1, 268, Goethe-Jahrb. 15, 95); Kant leugnet aber völlige Traumlosigkeit mit Recht, Anthropologie 1798 S. 81. — De la littérature allemande (Geiger, DD 16, vgl. aber Consentius, Euphorion 10, 290; Möser ed. Schüddekopf, DD 122): Scherer, Litteraturgesch. S. 756; Pröhle, Friedr. d. Gr. u. die deutsche Litteratur 1872 bietet kaum etwas zur Sache;

das Beste an neuem Material und Erläuterungen geben Suphan, Friedrichs d. Gr. Schrift über die deutsche Litteratur 1888, Koser 2, 597, zur frühen Entstehung H. Droysen, Jahresbericht des Königsstädt. Gymn. Berlin 1908. Mentz, Zs. für deutsche Wortforschung 1, 191. Grillparzer, Friedrich d. Gr. u. Lessing. Ein Gespräch im Elysium (1841) 11, 197. — Jülich-Cleve: ich durfte mich an Schlözer halten; J. G. Jacobi s. Redlich, Nachträge S. 64. Tod: Daß L. am 3. Febr. tödlich erkrankte (so auch Redlich), schien mir schlechterdings nicht mit Leisewitzens Tagebuch, wo der 13. angegeben ist, zu vereinigen, wie Scherer, Kl. Schriften 2, 72 triftig bemerkt; doch die Überlieferung ist älter und besser, als Scherer meint, der nur von einem Druckfehler — 3 statt 13 — bei K. G. Lessing 1, 426 spricht. Leisewitzens eigener Bericht an Lichtenberg bietet den 3. (Schriften S. 116; Guhrauer 1. A. zitiert: 13), dasselbe Datum Betty Jacobi (Zöppritz 2, 181). Leisewitz, Betty, Elise, Malchen erzählen so, daß man trotz den nicht recht präzisen Angaben keinen bloß dreitägigen Verlauf der Todeskrankheit herauslesen kann. Aber das Tagebuch! In meiner Verlegenheit wandte ich mich nach Wolfenbüttel: die Kollation ergab, daß bei Heinemann S. 141 statt 13. 14. 15. zu lesen ist 3. 4. 5. — Eschenburg an Nicolai, 16. Apr. 83: „Sie erhalten hier etwas über das Geschmier im Kirchenboten [5. St.], unsern guten L. betreffend. Ich wollte umständlicher darüber schreiben, aber vor Ekel konnt' ichs nicht; auch hieße das nur nugis addere pondus“; Beide argwöhnten Lavaters Einwirkung trotz seinem Protest. Spätere Mitteilungen über L.s Nachlaß sind belanglos (3. Mai 92: E. hält L. für den Verf. der Züricher „Dunciade“). Totenfeier: Berlin Schwedt Ellrich (Goekingks „Rede“, Gedichte 3, 233): Berliner Litteratur- u. Theaterzeitung 1781 I 237, gleich Gothaer Taschenbuch für die Schaubühne 1782 S. 78, danach Weimarisches Jahrbuch 5, 210; Heinzmanns bloßer Wiederholung vor seinem Nachdruck der Hamburg. Dramaturgie 1786 folgt mit charakteristischen Zutaten Suphan, Voss. Zeitung 18. Juli 86; nochmaliger Abdruck der Berichte durch Braun war unnütz. Hamburg: Wattenbach S. 29; Leyser, J. H. Campe 2, 35; Litzmann, Schröder 2, 313 (237) — ich nenne gegen ihn, der Schütze S. 498 folgt, nicht d'Arien, sondern Unzer als Verfasser des Nachrufs, wie E. Reimarus es tut. — Großmann, L.s Denkmal 1791 (Archiv 3, 129; Akadem. Blätter 1884 S. 16; schöner Brief Webers über eine Komposition zur geplanten Theaterfeier an Gr. 22. Juli 91, Nationalzeitung 21. April 1881). Graf Soden setzte 1796 ein seit 1802 in der Wolfenbüttler Bibliothek verwahrtes Denkmal durch. — Lichtenberg an Becker: „Was sagen Sie zu L.s Tod? Mich schmerzt nur, daß Goeze glauben wird, der Engel habe ihn geschlagen, der Sanheribs Heer schlug. Leisewitz hat mir etwas über seinen Tod versprochen.“ Wieland an den Hofprediger Gräf, 23. Febr. 81 (Weimar. Sonntagsblatt 1857 Nr. 37): „L. ist nun auch dahingegangen, woher er nicht zurück kommen wird. So verschwindet einer nach dem andern und seine Stelle bleibt leer, wie der Platz eines Ritters von der Tafelrunde — wer wird uns jemals wieder einen Nathan den Weisen machen?“ Herder 15, 33 (ihm zuerst von Haym glücklich zugewiesen) u. 486; vgl. 29, 59. Suphans Ausgabe, die uns den ganzen Herder geschenkt hat, während der Arbeit Band für Band zu empfangen, war mir so förderlich wie genußreich.

Register.*)

Abälard II 180, 182, 325.
Abbt 264, 328, 417, 439 ff., 560. — II 254, 541.
Abraham a Sta. Clara II 560.
Abraham (von Offenbach) II 397.
Abulfeda II 79, 353.
Acciajoli 227.
d'Accilly 88.
Ackermann K. E. 291, 326, 495 f., 567 ff., 575, 636. — II 129.
Ackermann Sophie 290, 567.
Ackermann Charlotte 577, 636. — II 31.
Ackermann Dorothea 495, 577. — II 46, 123.
Addiſon 53, 131, 178, 324, 367, 420, 527, 617, 619, 653, 656. — II 613.
Adelmann II 180.
Adelung II 90, 534, 541, 547 f., 555, 557.
Älian 407.
Äſop 397 ff., 401, 404, 406, 409, 654. — II 96 ff.
Ageſander ꝛc. 525.
Agricola 87, 169, 255, 587.
Agrippa 46.
Ahlwardt II 466.
Aiſchylos 167, 295, 301, 390, 419, 623, 635. — II 509, 584.
Alanus II 98.
Albani 696. — II 153.
Alberti 687. — II 256 ff., 262, 280, 603.
Albertus 399.
de Ste-Albine 294, 315, 573, 579 f., 585.
Albrecht von Mainz 229.
Aleman 226.
d'Alembert II 616.
Alfieri, Graf 622. — II 2 f.
Alkaios 236.
Alkiphron 422.
Allatius 139.
Amadoddin II 353.
St. Amant 228.
Amiel 520.
Anakreon 26, 47, 69, 78 ff., 83 f., 86 f., 93, 236, 329 f., 331, 397, 411, 421 f., 488, 537 ff., 648.
Anderſon II 423, 442.
Andreä 399, 406.
Angot II 108.
Annet II 194, 202.
Anquetil II 485.
Anſchütz II 46, 417.
d'Antelmy 410.
Antonello da Meſſina II 84.
Antonio 193.
Apion 383.
Apollodor 662.
Apollonius 453 f.
Arcangeli II 23.
Arckenholtz 187.
d'Argens 212, 259, 559. — II 394.
Arioſt 419, 539, 546.
Ariſtophanes 109, 549, 635.
Ariſtoteles 102, 187, 208, 295, 311, 314, 339 ff., 351, 383, 400, 402, 502, 504, 506, 511 f., 519, 532, 560, 563, 565, 609 f., 621, 623 ff., 634, 638, 701. — II 17, 28 f., 58, 463 f., 519, 578, 602.

*) Es bezieht ſich nur auf den Text; ausgeſchloſſen ſind die ſpärlichen Anführungen Lebender.

Arletius 457 f., — II 86.
d'Arnaud 189, 197.
v. Arnim 376.
Arnold 208. — II 228, 491.
Aſtruc II 190.
Auerbach II 44.
Auguſtin II 240, 347, 455, 478.
Avian II 95 f.
v. Ayrenhoff 245, 494. — II 48, 135 f., 616, 619.

Babrios 397.
Bach K. Ph. E. 86, 689.
Bachenſchwanz 419.
v. Baczko 469.
Baden, Markgraf Karl Friedrich 691.
Bahrdt 372, 424, 646, 651. — II 81, 226, 255 f., 262, 265, 283, 294, 299, 303, 310, 424, 522, 589.
de Balzac 543.
Bandello II 9 f., 12, 35.
Banks 638. — II 557.
Bannier 192.
v. Bar 237.
Barclay 193. — II 435.
Baretti II 152.
Barnes 389.
Baron 127, 585.
Bartholomäi 12.
Baſedow 439, 687. — II 235, 253, 257, 259, 310, 580. 603.
Basnage II 228.
Batteux 191, 258, 269, 338, 400 ff., 443, 502, 505, 507, 630. — II 100.
Bauer II 466.
Baumann 444.
Baumeiſter 496.
Baumgarten A. G. 262 f., 268, 338, 400 f., 502, 548, 640.
Baumgarten S. J. 231. — II 192, 228, 249.
Baur II 203, 317.
Bauſe 702.
Bayle 46, 156 f., 170, 182, 193, 203 ff., 225, 233, 236, 283, 308, 389. — II 11, 77, 192, 199, 334, 463, 516 f., 536.
Beaumarchais II 353.
Beaumont 135, 388.
Bebel 96, 99.
Beethoven 87, 587.
Behn II 283 f.
Behrmann 212.
Beil 483.
Bekker 145, 192. — II 194.
Bel 647.
de Belloy 567, 611, 635, 687.
Bender II 132.
Benedikt XIV. 229.
Bentley 47, 170, 237, 239, 241, 398, 650. — II 191.
Berengar II 180 ff., 304.
Bergmann 418.
Berkeley II 522.
Bernard P. J. 191.
Bernard Catherine 89 f.
Bernays J. 344, 630 ff.
Bernini 499, 513, 582.
Bernſtorff, Graf II 129.
Bertram 658.
Beſold 162.
v. Beſſer 25, 36, 84.
Bibiena 136, 295.
Bidermann 168.
v. Bielfeld 276.
Bilfinger II 452.
Birch-Pfeiffer Charlotte 496.
Birkholtz 33.
v. Bismarck II 577.
v. Blankenburg 380, 383 f.
Blount II 191.
Blumauer II 262.
Boccaccio 202. — II 336, 339 ff., 349 ff., 353, 362, 384.
Bock II 46.
Bode 276, 689 ff. — II 46, 120, 260, 423, 425, 427 f.
Bodmer 53 ff., 104, 213, 215, 218, 237 f., 245, 247, 250 f., 254, 256, 269, 279, 328, 340, 350, 392 f., 399, 401 f., 410 f., 415 f., 429, 433, 440. — II 43, 92 ff., 534, 540, 547, 578.
Böcklin 528.
Böhme 4, 232, 264. — II 441, 525.
Boek J. M. 575.
Boek Sophie 577.
Börne II 25.
Böttiger 583.

Bohadin II 353, 370.
Bohn 692.
Boie 596 f., 636, 693. — II 116, 593.
Boileau 54, 110, 508, 536, 623. — II 100, 532, 538, 563.
v. Boineburg II 217.
Boiſſard 680.
Boiſſerée 390.
Bolingbroke 418. — II 551.
Bonafede II 377.
Boner 399. — II 93 ff.
Bonnet II 207, 493 f.
Borchers 495, 574 f. — II 46, 613.
v. Borck 179, 217.
Borkenſtein 566, 675.
Boſe 229 f.
Boſſu 56, 401.
Boſſuet 434, 642.
Boucher 658.
Bougeant 123.
Bouhours 48, 188.
Bower II 4.
Boyſen II 363.
v. Branconi Maria Antonia II 44, 114.
Brandes J. C. 450, 496, 636. — II 55.
Brandes Charlotte 450 f., 576, 636.
Brandes Minna 450 f.
v. Brandt 326.
Braunſchweig, Herzog Anton Ulrich II 68 f.
Braunſchweig, Herzog Auguſt II 73.
Braunſchweig, Herzog Karl 699. — II 45, 67, 73, 109 f., 115, 145 f., 159 f., 299 ff., 593.
Braunſchweig, Herzogin Philippine Charlotte II 45, 597, 615, 618.
Braunſchweig, Herzog Ferdinand II 111, 298, 300, 424, 428 ff., 590, 597.
Braunſchweig, Herzog (Erbprinz) Karl Wilhelm Ferdinand 698 f. — II 44, 65, 111 ff., 116, 143 f., 146, 159, 166, 219, 299 f., 303, 308, 363, 590, 593, 615, 624.
Braunſchweig, Prinz Friedrich 291. — II 110, 146.
Braunſchweig, Prinz Leopold II 111, 149 ff.
v. Brawe 146, 326, 345 f., 353, 362, 374.
v. Breitenbauch 271.
Breithaupt 345, 347, 362.
Breitinger 53 ff., 392 f., 399 ff., 410, 505, 549. — II 92 ff.
v. Brenckenhoff 560.
Brentano 127, 598. — II 89, 266.
Brockes 393, 549, 684 f. — II 187.
Brockmann II 45, 126.
Bruck 69.
Brückner 495.
Brühl, Graf 36, 328.
Brueys 599.
Brumoy 166, 296, 341, 622.
Bruno (Giordano) 205, 225. — II 67, 464, 517 f.
Bubbers 571. — II 613.
Bürger 651, 692. — II 86, 88.
Büſch 684, 687. — II 129, 605.
Bunel 206.
Burckhard II 74.
Burke 339, 370, 503, 507, 533, 555, 701. — II 462.
Burmann 649 f., — II 80.
Buſone II 339.
Butler J. II 239.
Butler S. 255, 270. — II 55, 579.

Cacault II 592.
Calau II 122.
Calderon 167, 180, 295, 320, 354, 360, 383, 385. — II 39, 613.
Calepio, Graf 57, 340.
Calixt II 69.
Calliachi 164.
Calov II 69, 228, 265.
Calvin II 218.
Campanella 225. — II 518.
Campe J. H. II 428 f., 444, 485, 596, 603 ff., 628.
Campe Charlotte II 605.
Camper II 594.
Campiſtron 369. — II 6, 11.
v. Canitz 84, 158. — II 538, 616.
Cardano 46, 202, 231, 233, 460. — II 209, 460, 518.
Carducci 409.
v. Carlowitz 26.
Carolo 636.
Carſtens 500, 529, 539.

Cato (Dionyſius) 397.
Catull 80, 88 f., 92 f., 97, 99, 236, 257, 397. — II 101, 104.
Caylus, Graf 506, 529 ff., 533, 540, 655, 663, 668, 680.
Cecchi 174.
Centlivre Suſanna 481.
Cervantes 189, 192, 471, 543.
Chamfort 131.
Chamiſſo 98, 589.
Chapelle 78, 236.
Chapuzeau II 232.
Chaſſiron 274, 303 f., 464.
Chateaubrun 514 f.
Chaucer II 96.
Chaufepié 203, 283.
Chaulieu 78.
Chénier J. 611. — II 413.
Chodowiecki 86, 96, 495. — II 111, 416.
Chotek, Graf II 125.
Chriſt 43 ff., 335, 647, 653, 656, 662, 665 f., 672. — II 96 f.
Chubb II 191.
Cicero 515, 573. — II 279.
v. Cichin II 75, 588.
Claudius 246 f., 258, 396, 471, 681, 688 ff., 700 f. — II 40, 172, 210, 234, 260, 285, 308, 428, 513, 588, 603, 605, 611.
Clemens XIV. II 306.
Clemens Alexandrinus II 244, 316, 472.
Clericus II 198, 319.
v. Cocceji 196.
Cochläus 232.
Coëllo 638. — II 15.
Coffey 319.
Coleridge II 206, 275.
Collins II 190 f., 238.
Condillac II 522.
Congreve 130, 180, 277, 260, 284.
Connor 361 f.
Cordus 97, 99 f.
Corneille P. 51, 168, 172, 178, 190, 285, 297, 300, 302, 309, 314, 339 ff., 350, 388, 425 f., 568, 605, 612 ff., 615, 620, 624 f., 628 f., 631, 633, 639, 661. — II 2, 5, 42.
Corneille Th. 302, 618, 638.
Cornelius Nepos 666 f.
Coſtenoble II 417.
Coypel 387.
Cramer J. A. 25, 41, 60, 435 ff. — II 541, 606.
Cramer K. F. 438 — II 116, 282, 593, 606.
Cranach II 71.
Cranz II 255.
de Crébillon P. J. 169, 197, 212, 217, 298 f.
de Crébillon P. J. Sohn II 352.
Criſp II 6 ff., 11, 28, 36, 41 f.
v. Cronegk 124, 345 ff., 349, 577, 585 f., 604 f., 607, 645. — II 352.
de la Croze 557.
Cruſius C. A. 41, 326.
Cruſius M. II 83.
Cumberland 149, 690.
Curtius 340 f., 343, 628, 632.

Dach 457.
Dacier A. 343, 628.
Dacier Marie Anne 47, 170, 234.
Dahlmann 421.
v. Dalberg II 174, 414, 614.
Damm 161, 260, 659. — II 226, 239, 256, 287.
Dangeville Mlle. 169.
Dante 54, 419, 549, 609.
Danzel II 469, 516.
Daub II 345.
Daudet 596.
Daveſon II 595 f., 599, 622 f.
David 529.
Dawiſon II 42, 383.
Dekker 371.
Demetrius II 80.
Demoſthenes 458, 659. — II 116.
Dennis II 4, 18.
Deſtouches 110, 116 f., 121 f., 124, 127, 139 f., 142, 169, 174, 295, 599, 602 f.
Detharding 122,
Dickens 543.
Diderot 190 f., 281, 294, 304 ff., 367, 389, 426, 428, 436, 464, 480, 491, 507 ff., 521, 544 ff., 551, 555, 568, 580 f., 603 f., 610 f., 613 f., 625 f. — II 14, 30, 148, 352, 361 f., 538, 594, 614.

Dieterich II 428.
Dieze 560. — II 226.
Dio Chryſoſtomus 538.
Dionys von Halicarnaß II 10.
Dippel 459. — II 194, 517.
Dodsley 370; D. u. Co. (Schwickert) 641, 693.
Döbbelin K. Th. 450, 495, 609. — II 44, 129, 415 f., 625.
Döbbelin Caroline Maximiliane II 416, 625.
Döderlein II 309 f.
Döring II 394.
v. Döring II 324, 341, 374, 592, 614.
Dohm II 396, 615.
Dreyer 568, 645. — II 254, 284.
Dryden 388, 425, 505.
Du Boſ 53, 55, 164, 193 f., 262, 264, 294, 344, 400, 502, 509 ff., 521 f., 579, 632. — II 452.
Ducis 619.
Ducret 214 ff.
Dürer 516. — II 72.
Duim 620.
Duſch 418 f., 422, 578, 632, 662.

Eberhard II 215, 219, 312.
Ebert 71, 378, 685, 698 f. — II 48, 65, 70, 107 f., 125, 558, 598, 603, 624.
Eck 230.
Edelmann 156, 211. — II 194.
Edzardi II 187.
v. Eichendorff 681.
Eichhorn II 227, 320.
Ekhof 291, 320 f., 353, 485, 494, 568, 573 f., 583 ff., 609, 636, 687. — II 46, 164, 613.
Eliot George 543.
Eliſabeth Charlotte 273. — II 333.
Ellenberger ſ. Zinnendorff.
Elmenhorſt 642.
Enſer II 584.
Engel J. J. 380 ff., 468. — II 47, 380, 414, 513, 619, 625.
Engel S. 218.
Enikel II 351.
Ephraim (Veitel) 448, 452.
Epiphanius II 472.
Erasmus II 228.
Eraſtus II 222.
Erneſti 43, 647, 673. — II 134, 185.
Eſchenburg 389, 685, 698. — II 48, 60, 62, 71, 86, 108, 160, 177 f., 264, 304, 323, 593 f., 598, 613, 615, 624, 628.
Eſtève 506.
Etherege 127.
Etienne de Bourbon II 330.
Ettinger II 208.
Euclid 33, 187, 626.
Euler 252, 446. — II 379, 493, 611.
Euripides 109, 167, 281, 285, 295 ff., 322, 342, 384, 390, 536, 610, 621 f., 678. — II 35, 58, 61, 279, 600.
Euſebius II 185.
Ewald 268.
van Eyck II 84 f.

Faber 47.
Fabricius 684. — II 187.
Falbaire de Quingey 293.
Falconet 521.
Farquhar 467, 472 f., 483, 496.
Favart 600, 603 f. — II 492.
Febronius (v. Hontheim) II 307.
Feind 566.
Felbrich Cornelie 577.
Feller 14.
Fénelon 51, 611.
v. Féronce II 111, 159.
Feuerbach II 446, 456, 526, 529.
Fichte 4, 261, 267, 461, 646. — II 437, 525.
Fielding 189, 690.
v. Finckenſtein 494.
Finkelthaus 85.
Firmian, Graf II 148.
Firmicus II 78.
Fiſchart 421. — II 577.
Fiſcher 59, 660.
Flacius II 73, 249.
Flaxman 530.
Fleming 78, 395. — II 552.
Fletcher 135, 388.
Flögel 653.
Flörke II 597.
Florus II 53.
St. Foix 122, 387, 602.

Fontenelle 30, 122. — II 334, 537.
Foote II 594.
Forſter II 424, 594.
Foſter II 224.
Frank II 171.
Franklin II 233, 425, 434, 444.
Freidank II 89, 326.
du Frény 190, 482.
du Fresnoy 505, 652.
Fréron 98, 274, 623.
Freytag 463, 483, 624. — II 228.
Friedel II 413.
Friederici II 261.
Friedrich II., Kaiſer II 326.
Friedrich der Große 31, 94, 153 ff., 169 f., 182, 191, 195 ff., 203, 211, 221 f., 237, 240, 252 ff., 257, 265, 305, 321 ff., 328 ff., 333 ff., 337, 356, 408, 418, 430, 440, 446, 451 ff., 457, 462, 467 f., 557 ff., 618, 621, 649, 653. — II 15, 56, 92, 109 ff., 135 f., 184, 192, 204, 249, 326, 352, 361, 424, 432, 434, 490, 537 f., 585, 615 ff., 628 f.
Friedrich V. von Dänemark 221.
Friſch 161, 395.
Friſchlin 96. — II 68, 332.
Fuchs 71.
Füßli 530. — II 92.
Fueter 214 ff.
Fulbert II 180.
Furtwängler 657.

Gärtner 25. — II 107.
Gaudini 387.
Garrick 425, 580, 582, 585. — II 6, 594.
Garve 471, 553. — II 133.
de Gaſc 444.
Gauß II 206.
Gay 405, 418.
Gebauer 418.
Gebler 379. — II 88, 134, 141, 147, 154.
Gelaſius II 302.
Gellert 4, 24 f., 29, 37, 82, 94 f., 99, 123 ff., 132 f., 143, 149, 189, 203, 250, 273, 293, 318, 329, 336 f., 345, 399, 404, 414 f., 446, 464, 477, 487, 600, 643, 692, 694. — II 135, 253, 297, 335, 535, 539, 544, 558, 570 f., 616.
Gengenbach II 332.
Gerard 511.
v. Gerſtenberg 270, 356, 358, 416, 420, 422, 425, 438 ff., 516, 549, 592, 607 ff., 617, 627, 659 ff., 688, 693. — II 55, 537, 542, 593.
Gertinger II 444.
Gervinus II 408, 449.
Geſner C. 421.
Geſner J. M. 164, 650, 656, 673.
Geßner 258, 304, 434. — II 547, 616.
Gherardi 111 f., 134, 136, 148, 175 f.
Gherardino II 473.
Gibbon II 153, 276, 603.
Gleditſch 226.
Gleim 80 f., 84 ff., 88, 93, 183, 189, 237 f., 245, 257, 259, 291, 322 ff., 326 f., 329 ff., 337, 356, 358 f., 393, 395 f., 399, 404, 411 ff., 418, 420, 443 f., 450, 465, 542, 558, 560, 562, 653, 656, 658 ff., 675, 690, 692. — II 88, 116, 120, 135, 304, 320, 362 f., 410, 445, 528, 543, 548, 594, 596, 599, 608 ff., 617, 624, 626 f., 630.
Glover 254, 327.
Gluck II 154.
v. Gockingk II 262, 287, 430, 592, 626.
Göldner 463.
Goethe 2, 39, 55, 79, 82, 87 ff., 92, 94, 96, 106, 122 f., 125, 128, 131, 134, 233, 256, 266 268, 281 ff. 318 f., 324, 350, 353, 356, 362, 367. 380, 385 ff., 389 f., 396, 417, 420, 422, 426 f., 436 f., 450, 463, 471, 473, 495 f., 499, 503 513, 515 ff., 522, 525, 527 ff., 534 f., 537, 542 ff., 550, 555 f., 566 568, 575, 583, 598, 601 f., 609 f., 614 f., 617, 622 f., 631 634, 641, 658, 665, 677, 679 ff., 684 f. 692 f. — II 2, 19, 25, 31, 48 ff., 54 ff., 102, 111, 114 f., 121, 137, 151, 153, 210, 227, 253, 255, 275, 282, 364, 372, 379, 393, 398 ff., 401, 405 f., 411 f., 417, 420, 422, 426 f., 433, 441, 443, 476 f., 490, 494 f., 502, 506 ff., 513 ff., 517 f., 527, 535, 543 ff., 550, 553, 555, 558, 564, 571 f., 575, 578, 585 ff., 589, 599 ff., 607, 612 f., 617 ff., 629 f.

Goethe, Frau Rat 319. — II 618, 624.
Götz 79 f., 87, 258, 412, 657. — II 609, 616.
Goeze 642 ff., 659, 685 ff. — II 61, 248 ff., 289 ff., 302, 304, 308 f., 315, 373 ff., 581 ff., 603 ff., 623 f., 626, 629.
Goldoni 129, 273, 309, 387 f., 467, 478 f., 483.
Goldsmith 690.
v. d. Goltz 197.
v. d. Goltz, Wilhelmine 486.
Gomband 98.
Gomperz II 619.
de Goncourt 304, 545.
Gotter 574, 576, 604, 608, 622. — II 32, 405.
Gottfried von Straßburg 540 f.
Gottsched 5, 25, 44, 49 ff., 58, 60, 64, 67 f., 70, 80 f., 87, 101 f., 104, 110, 120 ff., 131, 148, 165 ff, 172, 185, 187, 190, 200, 203, 212, 237, 245 f., 248 ff., 263, 268 ff., 272, 290, 297, 316, 320, 336 ff., 339 ff., 353, 372, 378, 388, 392, 400 f., 403, 411, 416, 418, 421, 423 ff., 427, 429, 440, 457 f., 491, 504, 565, 587, 598 f., 608, 612, 624, 634. — II 92 ff., 138 f., 147, 410, 533 f., 539, 553 ff., 579.
Gottsched Victoria Adelgunde Luise 36, 58, 110, 121 ff., 127, 134, 140, 250, 302 f., 378, 599 f. — II 613.
Grabner 19, 29, 31 f.
Graff 702.
de Graffigny Françoise 274, 302 f., 345, 599, 603. — II 613.
Granville 130, 136.
Graun 87, 169, 689.
de Gréconrt 100.
Greff 167.
Gregorius 168.
Gresset 159, 189, 584, 603, 657.
Greuze 545.
Greve 686.
Gries 419.
Griesbach II 230, 319.
Grillo 422.
Grillparzer 281, 303, 384 f., 563, 580, 616. — II 12, 25, 40, 52.
v. Grimm F. M. 52, 169, 309, 400, 558, 614. — II 357.
Grimm J. 398, 401, 405. — II 91, 106, 408, 533.
Grosser 5.
Großmann 492 f., 623. — II 45, 169, 624.
Groth 535.
Grotius II 297.
v. Grotthuß Sara (Meyer) II 60, 379, 385, 397.
Grudius 100.
v. Grumbach II 86.
Grynäus 433.
Gryphius 120, 137. — II 28, 552.
Guasco 452.
Guastalla-Gonzaga II 11.
Gudius II 73, 96.
Günther 78, 80, 85, 122, 228. — II 577.
Gueudeville 170.
Guhrauer II 495, 526.
Gumpertz 259 f. — II 396.
Gutzkow II 422, 441.

Haberkorn 17.
Hackert II 153.
Händel 566.
v. Hagedorn C. L. 540, 544, 557, 675. — II 18, 147, 156, 159.
v. Hagedorn F. 78 ff., 84, 88 ff., 94, 102, 189, 234, 236 f., 240, 245 f., 250, 387, 399 f., 405, 411, 420, 647, 683, 685 f. — II 533, 539.
v. Hagen 676. — II 312.
Hahn J. D. II 145.
Hahn J. G. II 145, 171.
Haller 30, 56, 60, 79, 84, 89, 93, 102 f., 105 f., 130, 139, 185, 189, 211, 213, 215, 218, 224, 228, 250 f., 253, 264, 437, 439, 505, 535 f., 618, 673. — II 196, 253, 419, 533, 577.
Halm II 53.
Hals 551.
Hamann 261, 264, 367, 403, 413, 421, 440, 627, 659 f., 701. — II 192, 287 429, 444, 481, 507, 512, 514, 529, 533, 541 f., 611 f., 618, 629.
Hamilton 475.
v. Hardenberg C. A. II 597 f.

v. Hardenberg F. s. Novalis.
Hardouin 47.
Harles 651.
Harris 502, 506 ff., 533.
Hartmann 91 f.
Hartmann Helene 496.
Hasse 169.
Hassencamp II 226.
Haug 97 f.
Haupt M. 4.
Haupt Th. II 463.
Hausen 651, 677.
Hawkesworth 283.
Haydn 87.
Hebbel 363. — II 23, 41.
Hebler II 447, 469, 519.
v. Hecht 494.
Hédelin 581.
Hegel II 445, 500, 526 f.
Heine 2, 254, 601, 683. — II 338.
v. Heinecken II 82, 93 f.
Heinitz 5, 17, 72.
Heinse 516. — II 108.
Heinsius 630.
Heinze 423.
Hemsterhuys II 507, 514, 527.
Henke H. Ph. K. II 624.
Henke W. 522, 527.
Henneberg II 590.
Hennicke 328.
v. Hennings II 156, 204, 213, 512, 603 f., 628.
Henrici (Picander) 70, 120.
Hensel G. 575.
Hensel-Seyler Friederike Sophie 292, 568, 575 ff., 578, 584 ff., 636.
Henzi 212 ff.
Heraklius, Prinz 470 f.
Herbelot II 353, 381, 389.
Herder 1, 194, 205, 264 ff., 331, 354, 358, 367, 395 f., 398, 404, 410, 416 f., 419 ff., 425 f., 432 f., 436, 438 ff., 442, 486 f., 500, 506 f., 516, 525, 529, 536, 549 f., 552 ff., 562, 607, 610, 617, 619, 621, 627, 646, 648, 650, 654, 657, 669 f., 673 ff., 679, 690, 692 f., 699 ff. — II 25, 33, 44, 49, 87, 89, 90, 102 ff., 111, 192, 197, 206, 254, 279, 308, 312 f., 320, 372, 404 f., 411, 429, 434, 437, 442 f., 445, 455, 463, 466, 473, 475 f., 485, 493 f., 514 f., 517, 527 ff., 531, 533, 541, 546, 553, 556, 563, 586, 592, 600 f., 608 f., 611, 617 f., 629 ff.
Herder Caroline 486. — II 416.
Hermas II 316.
Hermilly II 4.
v. Herzberg II 615, 617.
Hetsch 527.
Heufeld 582, 603.
Heumann 459.
Heusinger II 107, 625.
Heydrich 69.
Heynatz II 556, 617.
Heyne 48, 320, 458, 521, 525, 536, 559 f., 650, 666 f. — II 76, 428, 442, 557, 589.
Heyse 369, 542, 596. — II 26.
Heywood 272.
Hieronymus II 240.
Hildebrand II 539.
Hirschel 196 f.
Hirt 517.
Hobbes II 432.
Höre 21, 24.
Hofmann 207.
v. Hofmannswaldau 78, 420. — II 553, 578.
Hogarth 254, 275, 502, 549, 580.
Holbein 681.
v. Holberg 62, 64, 110 ff., 117 f., 122, 133 f., 137, 140, 145 f., 148, 175, 189, 320, 387, 399 f., 403, 477, 482, 565, 644, 685.
v. Holtei 449.
Home 506, 510, 549, 617, 623 f., 629 — II 574.
Homer 23, 55, 102, 157, 336, 390, 432, 500, 503, 505, 508 ff., 512 ff., 516, 524, 529 ff., 533 f., 536 ff., 545, 549, 554, 607, 648, 653, 659, 661 ff., 668, 678. — II 92, 563, 578, 580, 584.
v. Hompesch II 165 f., 168 ff.
Horaz 47, 89, 104, 108, 158 f., 234 ff., 257, 333 f., 504, 536, 624, 648, 650, 653. — II 104, 563.
Hostius 235.
Huarte 193 f., 224.

Huber ſ. Lorenz
Huchtenburgh 686.
Hübner II 405.
Huet II 239.
Hug von Trimberg II 89, 95.
Hugo II 66, 70.
v. Humboldt W. 538, 688. — II 437 f.
Hume II 192, 460, 483, 522, 526.
v. Hund II 424, 427.
v. Hutten 46.
Huygens 30.
Huyſum 536.
Hygin 390, 622.

Jachmann II 86.
Jacobi J. G. 331, 651, 653, 655, 658 f., 675 ff., 681, 702. — II 108, 507, 591, 607, 621.
Jacobi F. H. II 58 f., 307, 313, 411, 462, 465, 483, 506 ff., 513 ff., 518, 522, 524, 527 f., 593, 606 ff., 609, 611 f.
Jacobi Betty II 612, 623.
Jacobi Charlotte II 612.
Jacobi Helene II 606, 608, 612.
Jacobus a Ceſſolis II 96.
Jacoby II 523.
Jahn II 549.
Ibſen II 16, 41.
Jean Paul II 449, 564.
Jeruſalem J. F. W. 436. — II 74, 107 f., 111, 287, 300, 308, 314, 533, 597, 607 f., 615, 618 f.
Jeruſalem K. W. II 62 ff., 461 f., 467 ff., 471, 494 f., 522, 608.
Jeruſalem Friederike II 608.
Iffland 149, 291, 313, 466, 480, 483, 495, 583 f. — II 51, 174, 400, 417.
Ignatius II 316.
Ilg II 84.
Illgen II 287.
Joachim von Fiore II 473.
Jöcher 225 f., 241. — II 77, 220.
Johannes Junior II 96.
Johannes Secundus 648.
Johnſon II 424, 594.
Johnſtone 493.
Joly 204.
Jonas 230 f.
Jonſon (Ben) 388. — II 48.
Irenäus II 238, 275, 298, 316, 472.
Jungius 684.
Junker II 592 (570).
Jurien 204.
v. Juſti 440.
Juſtinus Martyr 459. — II 316.
Juvenal 562, 643.

Käſtner 41, 81, 93, 97, 136, 189, 191, 211, 245, 254, 560. — II 172, 539, 549.
v. Kalckreuth 470.
Kant 81, 101, 264, 266, 354, 442, 454, 502. — II 90, 188, 274, 431, 442, 490, 493, 506, 522 f., 526 f., 529, 554, 564.
Karſch Anna Luiſe 257, 414, 441, 444, 497.
Kaulbach 520.
Kaunitz, Fürſt II 131 f., 154 f., 167.
Keiſer 566.
v. Keith 465.
Keller 393, 542 f. — II 26, 456, 547.
Kellermann II 463.
Kepler II 564.
Kerner II 83.
Keſtner II 467.
Kies 252.
Kirchhof 96, 99.
Kleefelder Katharina Magdalena 69.
Kleſeker II 295.
v. Klein II 47, 163, 557.
v. Kleiſt E. E. 86, 237, 258, 268, 321 ff., 332, 345, 353, 410 f., 413, 420, 423, 430 f., 441, 446 f., 480, 485 f., 536, 557 f., 648. — II 86, 313, 609.
v. Kleiſt F. W. G. A. 469, 471.
v. Kleiſt H. 190, 352, 381, 405, 468, 515, 542, 583, 635. — II 2, 11, 35, 330, 544.
Kleuker II 276, 287, 310.
Klimm 29 f.
Klingemann 596.
Klinger 483, 576. — II 50 f., 55 ff., 412, 593.
Klopſtock 1, 23, 25, 33, 37, 71, 80, 82, 101, 105, 108, 127, 158, 189, 221 f., 237, 245 ff., 250, 258, 268 ff., 320 ff., 328, 331, 334 f., 354, 356, 358, 367,

395 ff., 409, 412, 416, 421, 432, 434 ff., 450, 503, 506, 527, 531, 562, 608, 654, 659, 661, 688, 690, 692 f., 695, 702. — II 57, 107, 114, 123, 131, 148, 154, 163, 176, 244, 255, 282, 297, 433, 533, 539 ff., 545, 577 f., 594, 598, 603, 605 f., 617, 626, 628.
Klopstock Meta 436, 688 f. — II 176.
Klose S. V. 457 ff. — II 86, 553.
Klose W. II 301.
Klotz 48, 237, 245, 291, 368, 493, 530, 549, 553, 639 f., 642, 646 ff., 680, 687, 695 f., 699. — II 140, 291, 542, 581 ff.
v. Knebel II 411.
Knittel II 91, 291 f., 300.
Knorre 687. — II 123, 129, 425, 611.
Koch H. G. 66, 69, 75, 121, 290, 317 f., 388, 567. — II 45.
Koch S. G. II 417.
Könemann II 594 f.
König Engelbert 687, 699. — II 118 f., 124 f., 151.
König Eva 687, 699, 701. — II 46, 117 ff., 242 f., 264, 286, 392, 587, 589 ff., 599, 608.
König, Kinder II 117, 160.
König Amalie II 161, 388, 590 ff., 594, 596, 603, 605, 611 f., 623.
König Theodor II 161, 176, 305, 590.
König Engelbert II 161, 590.
König Fritz II 150, 161, 590, 604.
König F. W. II 130, 161.
König J. U. 25, 36, 51, 121. — II 538.
König S. 212 f., 215, 251 f.
Körner II 514.
Kohlhardt 69.
Konrad von Würzburg II 91.
Korb II 72.
Kotzebue 319, 472, 480, 496, 602. — II 400.
Krause Chr. G. 183.
Krause J. V. 445.
Kretschmann 414.
Krüger 65, 114, 126, 599, 601 f. — II 553.
Kuen 231.
v. Kuntzsch II 108, 123, 146, 159, 597, 599, 624.
v. Kurz (Bernadon) 386, 495, 598.
La Bruyere 113, 137 f.
Lachmann 525. — II 92
Lactantius 612.
La Chaussée 117, 132, 273 f., 303, 467, 603.
La Fontaine 79, 94, 399, 401, 404 ff., 589 f. — II 348.
La Harpe 283, 304, 619. - II 40.
La Martinière 98.
La Mettrie 103, 106, 191, 211, 253, 540. — II 502.
La Motte 274, 399 f., 490, 508, 589 f., 623.
Lanfranc II 181 f., 184.
Lange, J. 240, 243.
Lange K. J. s. Davejon.
Lange S. G. 212, 237 ff., 325, 334, 668, 676. — II 609.
Langer II 588 f.
Langner 457.
Lardner II 192, 238, 318, 508.
Laroche II 377.
Laub 122, 140, 175.
Laube 585.
Lauder 44, 265,
v. Laudon 446.
Laur II 625.
Lavater II 207, 401, 493, 514, 527, 598, 630.
Leade Jane II 491.
Legrand 121, 578.
de Leiba 181.
Leibniz 4, 40, 103, 106, 156, 160, 200, 204, 209 f., 261, 263 f., 270, 628, 692. — II 13, 74 f., 189, 196, 214 ff., 220, 436 f., 450, 453, 455, 461 ff., 465 ff., 474, 482, 484, 487 ff., 492 ff., 496, 498, 510, 516, 522, 527 f., 532, 547, 550, 579, 616, 627.
Leisewitz II 50, 53, 107, 410, 597 ff., 607 f., 610, 615, 617 f., 622, 624, 628.
Leiste II 80, 84, 108.
Lemnius 228 ff. — II 269.
Lenau 681.
Lenz 177, 496. — II 56 ff.
Leo II 281.
Leopardi, Graf II 572.
Leß II 297, 308, 311, 315 f.
Lessing, Urahn Clemens 6.

Leſſing, Urgroßvater Chriſtian 7.
Leſſing, Großvater Theophilus 7.
Leſſing, Oheim Chriſtian Gottlob 17.
Leſſing, Oheim Friedrich Gottlob 9.
Leſſing, Vater Johann Gottfried 8ff., 28, 32, 72f., 90, 143ff., 157, 163, 165, 207, 228, 232, 320, 445, 453, 556, 694, 697. — II 36, 124, 156f., 181.
Leſſing, Mutter Juſtine Salome 13f., 73, 163. — II 156ff.
Leſſing, Schweſter Dorothea Salome 14, 28, 74, 320. — II 157, 599.
Leſſing, Bruder Theophilus 17, 27, 108, 224, 240f., 248, 251, 453, 694. — II 156f., 175, 599.
Leſſing, Bruder Karl Gotthelf 33, 73, 90, 299, 449f., 454, 493, 496, 569, 671, 571, 697. — II 47, 55f., 127, 157f., 169, 208, 417, 429, 512, 518, 542, 591, 599.
Leſſing, Bruder Gottlob 227, 445, 453. — II 157, 599.
Leſſing, Bruder Gottfried 320.
Leſſing, Bruder Erdmann 320.
Leſſing, Sohn Traugott II 176f.
Leuſchner 457, 459.
Leuwenhoek II 489.
Le Vaſſeur II 195.
Lewinsky II 46.
Lichtenberg 584, 694. — II 56, 250, 321, 414, 429, 444, 493, 514, 624.
Lichtenſtein II 143.
Lichtwer 258, 399, 415, 455.
Lieberkühn 334, 411, 419.
v. Liebhaber II 70f.
Lillo 274ff., 289, 291f., 310f., 313, 346.
Limiers 170, 172.
Lindner 17.
Linné 252.
Lippert 48, 657, 667.
Lipſius II 53.
Liscow 57, 246, 649. — II 551.
de Liſle 141, 387.
Livius 348. — II 2ff., 10, 18, 38.
Lobeck 679.
Locke 156, 200, 261. — II 190, 223, 432, 462, 522, 532.
Löwen J. F. 567ff., 571, 577, 597, 600, 608, 614, 637, 643ff.
Löwen Eleonore Luiſe Dorothea 567, 576ff., 585, 636.
v. Logau 97, 101, 393ff., 406, 421, 456. — II 333, 549.
Lohenſtein 216, 35 . — II 578.
Longin 508.
Lope de Vega 167, 295, 375, 611.
Lorenz (Huber-Weidner) Chriſtiane Friederike 69, 75, 91f., 292, 495. — II 46, 148, 150.
Lotther II 291.
Lowth 654. — II 197.
v. Luccheſini II 593.
Lucian 98, 100.
Lucrez 264.
v. Ludewig II 435.
Ludolf II 79.
Ludovici 336.
Ludwig Chr. G. 372.
Ludwig Otto 471, 473, 550, 626. — II 22.
Lüderwald II 246f., 289, 300.
Lüdke II 237, 600.
Luther 9, 209, 228ff., 399, 406, 437. — II 71f., 89, 180f., 184f., 228, 231, 250, 255, 262, 266, 272f., 275, 283, 294, 333, 378, 468, 510, 531, 534, 548f., 559, 572, 576, 577, 584, 586, 622.
Luther Katharina 231.
Lyſipp 526.

Mabillon II 185.
Macchiavelli 46, 168, 180. — II 11.
Macklot 691.
Maffei 613, 622. — II 35.
Mairet 301. — II 4.
Malherbe 653.
Mallet 132.
Manaſſes (Konſtantinus) 539.
Mandeville II 432.
Mangelsdorf 652, 676.
Marchand II 164, 174.
Marchtaler II 79, 366.
Marcy II 132.
Marheinecke II 345.
Marigny 195, 231. — II 352, 537.
Marin II 353ff.

Marini II 578.
de Mariwaux 110, 113, 131 f., 136, 141, 145, 148, 181, 189, 477, 599, 603, 690.
Marlowe 107, 371 ff., 376.
Marmontel 601. — II 492.
Marpurg 104, 169.
Marr 637.
Marſchall, Graf II 598, 624.
Marſchall v. Bieberſtein 469.
Martène II 185.
Martial 98 ff., 229, 397. — II 101 ff.
Martini 293.
Maſcho II 247 f., 278, 283, 286.
v. Maſſalski 361.
Matheſius 229.
Matthiſſon 535.
Maupertuis 61, 212, 252, 263 f.
Maurice 637.
Mauvillon E. 59.
Mauvillon J. II 48.
May II 626.
Mecour Suſanne 495, 577. — II 416.
Meier 103 f., 237, 239, 248.
Meil 255, 452, 692.
Meinhard 415, 419.
Meiſter II 102.
Melanchthon 229 ff. — II 249.
Ménage 96, 98, 100.
Menander 135, 458.
Mencke 80, 119, 137, 649.
Mendelsſohn(-Bartholdy) F. 587.
Mendelsſohn (Moſes) 152, 192, 257 ff., 270 f., 290, 338 ff., 345, 357, 367, 373 f., 406, 411, 415 f., 422, 425, 427 ff., 432, 434, 440 ff., 448, 452 f., 455, 459, 483, 491, 500 ff., 506, 508 ff., 512, 518, 524, 531 ff., 540, 548 f., 600, 603 f., 607, 619, 629, 632 f., 655, 657, 694, 698, 702. — II 37, 48, 61 f., 116, 144, 175, 206 f., 217, 251, 285, 299, 302, 305, 379 f., 337, 344, 373, 395 ff., 410, 428, 444, 448, 450 ff., 462 f., 465, 467, 493 f., 506, 510 ff., 515 f., 528, 538 f., 595, 599 f., 614, 627 f., 630.
Menedemus 379.
Mengs 512, 517 ff., 548.
Menzel 198, 462.
Mercier 304, 315, 619.
Merck II 308.
Mereau Sophie II 353.
Meslier II 206.
Metaſtaſio 437.
Metzler 165.
Meunier 549.
Meuſel 651, 662. — II 175.
Meyer A. II 379, 397.
Meyer C. F. 542.
Meyer F. L. W. 584. — II 515.
Meyer v. Knonau 399.
Michaelis 151, 218, 242, 251, 260, 301, 560, 650. — II 197, 226 f., 231, 239, 245 f., 275, 287, 308.
Michel 482.
Michel Angelo 517. — II 152.
Miller J. M. 293. — II 425.
Miller J. P. II 311.
Milton 41, 57, 105, 139, 268, 423, 503, 530 f., 549, 630.
Mirabeau II 112.
Mitchell 326.
Möbius 231.
Möller 496 — II 625.
Mörike 79, 539.
Möſer 179, 417, 441, 560, 598. — II 442, 483, 546, 619.
Molière 64, 74, 104, 108 ff., 120 ff., 129, 134 f., 138, 140 f., 148, 168, 172, 174 ff., 181, 420, 467 f., 473, 475, 482, 484, 561, 602, 644 f. — II 34, 244, 560.
Mommſen 525.
Montaigne 137, 418 ff., 690. — II 76, 152.
de Montesquieu 194, 441. — II 432, 438, 466, 480.
Montfaucon 499, 521.
Monti 350.
Montiano 295, 301. — II 4 ff., 11, 27.
Moore 276, 289, 309, 346, 483.
Moreri 205, 225.
Morgan II 192.
Morgenbeſſer 457.
Morhof 395, 420.
Moritz 294, 502. — II 397, 628.
Mosheim 12, 143, 164, 436. — II 214 f., 533.
Müchler 506.
Müller Adam II 47.

Müller, Maler F. 379 f. — II 54 f, 168 ff, 613, 628.
Müller G. F. II 80.
Müller Johannes II 92, 186, 307, 472, 589, 616.
Müller J. Georg II 601.
Müller J. H. F. II 56, 167 f.
Müller J. S. 686.
Müller W. 79.
Müllner 274.
v. Münchhausen 164, 658.
Münter II 298.
Mumsen II 425.
v Muralt 212.
Muratori II 319.
Murner II 89.
v. Murr 553, 666, 677. — II 124.
Musaios 458.
v. Muzell-Stosch 696.
Mylius 60 ff., 68, 70 ff., 83, 85, 91, 123, 126, 137, 143, 162 ff., 178 ff., 182 ff., 187, 189, 192, 197, 202 f., 211, 213, 215, 220, 252 ff., 295, 424, 558. — II 516.

Napoleon 612. — II 412.
Natter 665.
Naumann 69 f., 85 ff., 132, 143, 147, 187, 224, 226, 250, 252. — II 447.
Neuber J. 51, 66 f.
Neuberin Friederike Caroline 65 ff., 74, 136, 564.
v. Neuenar 46.
Neukirch 25, 228. — II 570.
Neumeister II 249.
Neuser II 219 ff.
Nevelet II 95 ff.
Newton 155 f., 200. — II 453.
Nicolai C. F. 259, 261, 263 ff., 291, 338 ff., 345, 349, 362, 376, 388, 411 ff., 416, 422, 424 f., 427, 430 ff., 434, 440 ff., 448, 452, 455, 458, 465, 494, 501 f., 510, 512, 558, 561, 569, 660, 665, 668, 670, 692, 694. — II 8 f., 45, 47, 58, 87 f., 207, 211, 260, 263, 380, 412, 423, 441, 445, 539, 592, 596, 600, 606, 624, 629.
Nicolai Elisabeth Makarie 448.
Nicolai G. S. 240 f., 244, 413 f.
Nicolini 164. — II 109.
Niemann Hedwig 496.
Niliat II 97.
Noël 379.
Nölting 643.
Nollet II 233.
Novalis 520. — II 274, 422, 494, 572, 574.
Noverre 579.

Oberndorf II 171.
Oeser 35, 499, 521, 555, 665.
Österreich, Erzherzog Ferdinand II 150.
Österreich, Joseph II. 691, 695. — II 46, 109, 131, 133 f., 137, 147.
Österreich, Maria Theresia II 69, 133 f., 137, 147 ff.
Olearius II 350, 381.
v. Opalinski 361 f.
Opitz 25, 87, 236, 393, 437, 457, 504. — II 172, 405, 534, 552.
Origenes II 238, 318, 472.
des Orneaux II 336.
Orrery 283 f.
Offenfelder 70, 74, 84 f., 126, 169, 189.
Otway 217, 368 f., 466 f.
Ovid 81, 300, 351, 539, 542, 547. — II 576.
Owen 97, 99. — II 101.

Pagenkopen II 214.
Paionios 523.
de Palmézeaux II 413.
v. Palthen 418, 421 f., — II 435.
Papias II 318.
Parsimonius II 83.
Parvisy 202.
Pascal 418. — II 276, 474, 490, 531, 557, 572.
Paschasius Radbertus II 181.
Pasquier 98.
Patzke 268, 411. — II 4.
Pauli 382.
Paulli II 336.
Paulus H. E. G. II 287, 514.
Paulus Silentiarius II 78.
Pausanias 352, 678.

Pauw II 483.
Pergen, Graf II 134.
Perinet II 139.
Pernéty 561.
Perotti 47.
Perrault 198.
Petersen 432. — II 491, 550.
Petrarca 419, 653.
Petronius 201, 588 ff., 680.
Petrus Alfonsi II 96.
Pfalz, Kurfürst Karl Theodor II 141.
Pfeffel 213, 599. — II 301, 409, 560.
Pfeil 294.
Pfranger II 412.
Phädrus 23, 48, 397, 400, 403, 406. — II 96.
Phidias 531.
Philemon 173.
Philipp, Bruder II 148.
Philo II 473.
St. Pierre II 435.
Pietsch 337.
Pigalle 680.
de Piles 505.
Pindar 419.
Piraëikos 551.
Pius VI. II 152.
Plaudes II 98.
Platon 208, 261, 630. — II 430, 496, 542, 574.
Plautus 22, 47, 104, 109 f., 112, 116, 118, 129, 133, 139, 141, 163, 170 ff., 177, 314, 355, 357, 464, 471, 591.
Plinius 519, 521, 525, 665.
Plutarch 23, 84, 98, 355 f., 366 f., 459, 504, 511, 655. — II 54, 580.
Poggio 95 f.
Polo (Marco) II 80.
Pope 105, 178, 263 f., 418, 536. — II 450, 462, 516.
Pordenone 550.
Poussin 519, 521.
v. Praun II 66, 76, 300, 303, 589.
Prehauser 139.
de Prémontval 255.
Preußen, Friedrich Wilhelm I. 683.
Preußen, Prinz Heinrich 326, 335, 471.
Prévost 483.
Proklos 526.
Prynne 642.
v. Pufendorf 4, 157.
Pustkuchen II 412.
Pyra 57, 237 f., 268, 536, 564.
Pythagoras II 496.

Quanz 255.
Querini II 299.
Quevedo 90.
Quintilian 359 f. — II 559 f.
Quintus Icilius 558, 560, 651.
Quistorp 124.

Rabelais 392, 395.
Rabener G. W. 24, 37.
Rabener J. G. 25, 132, 143.
Rachel Elise II 4.
Racine J. 51, 132, 297 f., 300, 309, 314, 316, 612 f., 616 f., 620. — II 2, 18.
Racine L. 105.
Rahbek 596.
Raimund 528. — II 139.
Ramler 97, 185, 187, 237 ff., 245, 256 ff., 290 f., 327, 332, 375, 392 ff., 400, 406, 414 f., 441, 443 ff., 448, 452, 458, 464, 468, 558, 597, 657, 660 f. — II 47, 55 f., 99, 104, 134, 403 f., 552, 592, 599, 619.
Ramsay II 441.
Ramusio II 80.
Ranchin 78.
Ranke 297.
Raphael 511. — II 17, 152.
Rapin 630.
Raspe II 413.
Rauch Chr. 648.
Rauch Chr. D. 447.
Réaumur 102, 252.
Regnard 112 f., 118, 122, 126, 141, 148, 172, 482, 603.
Reich 387.
Reichel 249.
Reiffenstein II 153.
Reimarus H. S. 684, 687. — II 77, 186 ff., 194 ff., 211, 213, 223, 232 ff., 278 f., 284, 286 ff., 317, 335, 346, 476 ff., 484, 492, 500, 526.

Reimarus Elise 686 ff. — II 62, 122, 161, 186, 204 ff., 213, 232, 243, 286, 291, 299, 302, 304, 359, 385, 411, 429, 475, 511 f., 586, 591, 602 f., 605, 610 ff., 613, 621, 623, 626, 628.
Reimarus J. A. H. 687 f. — II 186, 204 ff., 279, 286 f., 426, 475, 526.
Reimarus Sophie 687. — II 603, 611.
Reimarus Christine II 603.
Reinhard A. F. 264.
Reinhard K. F. (Graf) II 603.
Reinicke II 412.
Reinwald II 413.
Reiser 642.
Reiske J. J. 458 f., 659, 673. — II 76, 79 f., 82, 116 f., 185, 226 f., 353, 363.
Reiske Erneſtine II 98, 116 f., 147, 150.
Rembrandt 518 f. — II 560.
Remer II 301 ff., 321.
Reſewitz 442.
Reß II 241 ff., 265, 296, 300, 313, 457.
Rethel 681.
v. Retzer II 135.
Reuchlin 568.
Reusner 89.
Reuter 120.
Riccoboni F. 168, 294, 573, 580.
Riccoboni L. 295, 387, 478, 580.
Richard 216 f.
Richardſon J. 506, 521.
Richardſon S. 189, 192, 273 ff., 277 ff., 287 f., 309, 399, 428. — II 9, 12 f., 27.
Richer 400.
Richey 684 f. — II 547, 549.
Richier de Louvain 196, 219 f.
Richter 4
Riedel 439, 530, 651, 656 f., 659, 661, 663 f., 672, 675 f. — II 133 ff., 140.
Riehm II 301.
Rietſchel 646. — II 624.
Rinuccius II 96 ff.
Rinckhart II 332 f.
Ring II 598.
v. Ringgenberg II 95.
Riſt II 204.
Ritſchl 171.
Ritter II 469 f., 526.
Rochon de Chabannes 493.
v. Röder 470.
Röckendorff II 597.
Röpe II 264.
Rößler II 499 f.
Rohde 538.
Rollin 194 f.
Romanus 638.
Romulus II 96 ff.
Ronſard 78, 80, 87.
Roſchmann 578.
Roſenberg, Baron II 425, 427.
Roſenberg, Graf II 148.
Roſt 36.
Rothfiſcher II 299.
Rouſſeau J. B. 98.
Rouſſeau J. J. 197 f., 440, 641. — II 52, 54, 379, 401, 432, 452, 477, 483, 532, 538, 641.
Rowe N. 428.
Rowe Eliſabeth 420.
Rubens 516, 520.
Ruccellai 295.
Rüdiger 184 f.
Ruhig 420.
Ruhnken 646, 648.
Ruysdael 520.

Saadi II 350, 381.
Saal 387.
Sabinus 229.
Sacchi II 152.
Sachs (Hans) 399, 534, 541. — II 4, 89, 340, 441, 577.
Sachſen, Friedrich Auguſt II. 328 f., 649.
Sachſen, Friedrich Auguſt III. II 156.
Sachſen-Gotha, Prinz Auguſt II 601.
Sachſen-Weimar, Anna Amalia 649. — II 109, 115, 414, 601.
Sachſen-Weimar, Karl Auguſt II 109, 114 417, 544, 630.
Sack 326 f., 436.
Sacken, Graf II 156.
Sadolet 513, 526.
Salmaſius 164.
Salomo ben Verga II 327.
Salutati II 12.
Sand George II 547.
Sandrub 99.
Sarbiewski 653 f.

Saurin 213, 309. — II 52.
Saxo Grammaticus 654 f.
Scaliger 173, 233 f., 536. — II 100.
Schaarschmidt II 522.
Schadow 447.
Schäffer II 175.
Scheffer 420.
Scheibe 587.
Schelling 266, 502. — II 515, 524 ff.
Schernberg 373, 881.
Scherz II 94.
Schickard II 79.
Schiebeler 683, 685.
Schikaneder II 139, 400.
Schiller 26, 101, 117, 125, 128, 179, 216, 257, 266, 276, 291, 293, 299, 323, 342, 344, 361, 365, 370, 413, 416 f., 440, 502, 515 f., 522, 527, 534 f., 540, 550, 566, 572, 583, 600, 605, 608 f., 613 ff., 626 f., 631 f., 634 f., 655, 673, 681. — II 11, 18 f., 23, 37, 49 ff., 57, 59, 136, 153, 169, 353, 369, 372, 390, 401, 405, 408, 413 f., 418 ff., 431, 439, 443, 449, 477, 490, 514, 544, 546, 550, 556, 575, 614, 618, 627.
Schiller Charlotte II 122.
Schilter 395.
Schink 376.
Schirach 651, 655, 658, 672, 677. — II 81.
Schlegel J. A. 41, 192, 399, 424, 502.
Schlegel J. E. 25, 124, 132, 141, 145, 179, 217, 298, 340, 353, 424, 435, 458, 549, 564 f., 579, 600 ff., 603, 655.
Schlegel A. W. 117, 121, 179, 192, 258, 267, 275, 301, 376, 419, 437, 480, 530, 602, 605, 624. — II 47, 405, 417.
Schlegel F. 2, 417, 456, 483 f., 500, 506, 552. — II 47, 407, 445, 491, 509, 524, 545, 586.
Schlegel Caroline II 570.
Schleiermacher II 189, 192, 490, 507, 514.
Schlözer II 80, 283, 286, 619 ff.
Schlosser J. G. II 494.
Schlosser J. L. 642 ff.
Schlüter 154.
Schmid C. H. 132. — II 47, 55, 99, 598 f.
Schmid K. A. II 81, 107 f., 180 f., 304, 323, 624.
Schmidt F. L. 566, 637. — II 46, 415 ff.
Schmidt J. F. 687. — II 123.
Schmidt J. L. II 194, 223 ff., 246, 256, 284.
Schmidt M. II 256, 262, 609.
Schnabel II 274.
Schobelt II 481.
Schoch 120, 127.
v. Schönaich 45, 101, 249 ff., 269 f., 290, 409, 446. — II 539.
Schönborn II 593.
Schönemann J. F. 291, 566 f., 573, 602.
Schönemann K. Ph. Chr. II 589.
Schönheider II 298.
Schopenhauer 480, 515, 632. — II 178, 478, 493, 529, 564
Schrader v. Schliestedt II 110, 144.
Schrepfer II 424.
Schreyvogel II 136, 417.
Schröder 104, 131, 292, 472, 495 f., 566 f., 574, 577 f., 583 f., 609, 636, 687, 694. — II 39, 45, 55, 414 f., 425, 427, 445, 613 f., 626 f.
Schuback 687. — II 130 f., 160, 603.
Schubart II 44, 164, 168.
Schubert 681.
Schuch 291, 294, 373, 450 f.
v. Schütz II 410.
v. d. Schulenburg, Graf 219.
Schultens II 353, 388.
Schultheß 255.
Schulz II 226.
Schulz (Schulze) Therese 577.
Schulze Caroline 568, 576.
Schumann II 237 f., 241, 459.
Schupp 232.
Schwabe 50, 70.
Schwalb 687.
Schwan II 165, 169, 171 f.
Schwarz 225, 233.
Schwedt, Markgraf Friedrich Heinrich II 625.
v. Schweinichen II 67.
Schwerin, Graf 332.
Schwickert s. Dodsley.
Scultetus 393, 457. — II 56, 86 f.
v. Seckendorff II 43.
Sedaine 304.
Seipp II 416.

v. Sellier 165.
Semler 307, 659. — II 134, 190, 227 ff., 239, 252, 265, 274, 310 ff., 318 f., 370, 449, 473 f., 483 f.
Seneca 168, 233, 285 f., 295 ff., 319, 352, 373, 381, 390, 515, 680. — II 34.
Seydelmann II 42.
Seyler 568 f., 571 f., 603, 636 f., 701. — II 56, 164, 168 f., 172 f., 593.
Shadwell 130.
Shaftesbury 262, 338, 400, 430, 432, 506 f., 610. — II 190, 490.
Shakespeare 54, 99, 116, 178 f., 217, 265, 269, 297, 301, 312, 314 f., 319 f., 348, 353, 357, 362, 364, 370, 376, 381, 388, 395, 420, 425 ff., 487, 489, 503, 549, 565, 574 f., 583 f., 600, 606 ff., 609 ff., 617 ff., 626, 634, 693, 701. — II 42, 48 f., 136, 371, 393, 404, 408, 575, 613, 616, 625.
Sherlock II 194.
Siddons Sara II 31.
Sidney 334, 421.
Sieveking II 425.
Silberschlag II 247.
Simon II 190.
Simonides 138, 504, 510, 559.
Smith 512.
Smollet 149, 189, 690.
Soden, Graf II 4.
Sokrates 208 f., 261, 366 f., 433. — II 60, 191, 215, 217, 425, 430, 573.
Soner II 214, 487.
v. Sonnenfels 493 ff., 598 f., 675 f. — II 133 f., 137 ff., 147.
v. Sonnenthal II 46, 399.
Sophokles 167, 265, 295 f., 311, 342, 351, 356, 359, 362, 388 ff., 426, 458, 500, 503, 510, 514 f., 526, 552, 554, 564, 610. — II 61.
Spalatin 231.
Speidel 585.
Spence 526 f., 540, 653.
Spinoza 63, 205 f., 260 f., 459. — II 189 f., 224, 398 f., 451, 461, 464, 471, 473, 478, 489 f., 492, 503 ff., 506 ff., 513 ff., 520, 527 f., 532, 609.
Spittler II 175 f.
Sprickmann 293, 496. — II 50.
de Staël Anne Louise Germaine II 413.
Starke Johanna Christiane II 45, 613 f.
Statius 679.
Steele 273, 287, 303, 435.
Steffens 358
Steiger 214 f.
v. Stein Charlotte II 494, 514.
Steinbach II 90.
Steinbrüchel 419, 442.
Steinhöwel II 96 f.
Stella E. II 81.
v. Stengel II 164, 170 ff.
Stephanie Chr. G. 495. — II 46 f.
Stephanie G. 496.
Stephanus 80, 87, 231, 341.
Sterne 194, 478, 485, 690. — II 260, 377, 542, 550, 557, 595.
Stieler 385.
Stifter 535.
Stigel 229.
v. Stille 237, 240.
Stobaios 341.
Störtebeker 686.
Stolberg, Graf 437. — II 263, 513, 598, 605.
Stoppe 399, 410.
Storm 535.
Stosch 557, 561, 653. — II 156, 553.
Straton 650.
Strambe 458.
Strauß II 161, 191, 201, 206, 281, 301, 320, 387, 446, 456, 458, 520.
Strube II 435 f.
Struensee Chr. G. 431.
Struensee J. F. II 129.
Sturm II 261.
Sturz II 593 f.
Süßmilch 446. — II 90.
Suidas 407.
Sulzer 85, 187, 245, 251, 253 ff., 262, 264, 269, 317, 326, 338, 425, 429 f., 346, 558, 562. — II 133 f., 310, 629.
Superville 11.
Suppig 68 f.
van Swieten Gerh. 253. — II 135, 137.
van Swieten Gottfr. II 132, 134, 146, 154.
Swift 62, 202, 283 f. — II 285, 314, 334 ff.
Sylvanus II 219 ff.

Tacitus II 435.
Talma 614.
Taſſo 546, 604, 653.
v. Tauentzien 446 ff., 449, 451 ff.
Taylor II 413.
Telemann 686, 689.
Teller II 207, 299, 313.
Tempeſta 582.
Terenz 22, 314, 581, 638.
Tertullian 641. — II 277, 281, 314, 316, 472, 520 f.
Theokrit 419.
Theophilus Presbyter II 84 f.
Theophraſt 22.
Therbuſch-Liſcewska Anna Dorothea 444, 548.
Thomas a Kempis II 382.
Thomaſius 41, 137, 156 f., 320. — II 532.
Thomſon J. 156 f., 276, 301 f., 320, 323, 421, 425, 519.
Thomſon Th. 451.
Thorwaldſen 500.
v. Thümmel 458.
Thukydides 672.
Tibull 236, 458.
Tieck 117, 266, 471 f., 535, 583, 585. — II 170, 257, 525.
Tillemann 571.
Tillier II 577.
Tillotſon 11 f., 143, 434.
Timanthes 509, 521 f.
Timokles 341.
Tindal II 192, 224.
Tiſchbein J. H. 461.
Tiſchbein W. 529.
Töllner II 279, 313.
Toland 63. — II 193.
Tolſtoi, Graf II 584.
v. Tottleben 445.
Tournemine 622.
Tralles 457. — II 409, 619.
Trattner 691.
v. Treitſchke 4. — II 437.
Treſcho II 254.
Triller 189, 225, 247, 393, 399.
Triſſino 301.
Trithemius II 83.
Trömer 482.
Trublet 434.
v. Tſcharner 218.
Tſchernitz 393, 456.
Tuſcher 665.
Tutilo II 85.
Tyrtaios 335, 650, 653 f.

Uhland 298, 334, 654. — II 83.
Uhlich 123.
Uhſe 127.
Ulfilas II 91.
Unzelmann Friederike II 416.
Unzer J. Chr. II 626.
Unzer Johanna Charlotte 81.
Uz 81, 89, 93, 189, 258, 325, 332, 334, 393, 412, 431 f., 440, 653, 659 f. — II 135, 539.

Valerius Maximus 509.
Vanbrugh 180.
Vaſari II 84.
Vatke 181.
Vavaſſeur II 100.
Velesquez 295.
Velten 564.
Vergier 89.
Vernazza II 152.
Vida 652.
Villati 169.
Vincenz von Beauvais II 96.
Virgil 47, 55, 419, 501, 505 f., 508 f., 513, 525 ff., 529, 536, 546, 653, 661.
Viſcher 543. — II 368 f., 387.
Vogt 229, 232 f.
Volkmann II 151 f.
Voltaire 54, 74, 98, 101, 112, 115, 117, 153 ff., 168, 178 ff., 188 f., 191, 195 ff., 202 f., 205, 209, 211 f., 217 ff., 225, 252 ff., 273 f., 276 f., 293, 306, 314, 340, 347, 353, 364, 367, 395, 398, 417 f., 423, 474, 510, 528, 558 f., 568, 589, 600, 603 ff., 611 ff., 616 ff., 624, 638, 644, 690. — II 19, 112, 148, 181, 191 f., 196, 199, 203 f., 206, 253, 283, 321 ff., 335 f., 352 f., 357 ff., 363, 373, 386, 432, 463, 480, 493, 532, 536 ff., 549, 551, 560, 572, 574, 601, 609, 613, 615 f., 619, 627.

Voß C. F. 183 ff., 227, 249 f., 254 f., 333, 445, 492, 698. — II 157, 208.
Voß J. H. 396, 419, 431, 462, 562, 669, 692. — II 90, 263, 337, 374, 409, 425, 513, 540, 548, 589, 605.
Voß Erneſtine II 605.
v. Voß II 412.

Wachter 395.
Wagenſeil II 268.
Wagner F. II 188.
Wagner H. L. 494. — II 51, 56, 285.
Wagner R. 4, 587.
Walch 231, 648. — II 192, 275, 309, 314 ff., 320, 472.
Waldis 399.
Walther v. d. Vogelweide II 326.
Warburton II 484 f.
v. Warnſtedt II 149.
Warton 425.
Waſer 264.
Watteau 658.
Webb 506, 544, 624.
Webſter II 4.
Weichmann 685.
Weidmann 380.
Weiſe Chr. 4, 46, 119, 299, 320, 376.
Weiſe C. F. 24.
Weiskern 292, 495.
Weiße 70, 81 f., 85, 90, 130 ff., 203, 225, 286, 290, 318 ff., 326, 344, 347, 353, 391, 412, 427 f., 441, 452, 474. 569, 586, 590, 603, 606 ff., 614, 634, 654, 658, 675, 693. — II 57, 62, 134. 492, 553.
Welcker 234, 487.
Werenfels 168.
Werner Z. 274. — II 422.
v. Werner 470.
Wernicke 49, 97, 101, 158, 393, 686. — II 104, 538, 581.
Wernier 214 ff.
Weſſely 569, 688. — II 396, 590.
Weſthoff II 620.
Wetzel II 589.
Whiſton 30. — II 191.
Wickram 382. — II 89.
Wieland 1, 26, 49, 81, 94, 189, 192, 251, 264, 269, 277, 426, 428 f., 433 f., 438, 441, 541, 547, 606, 609 f., 614, 655, 659, 675 f., 692. — II 43, 51, 58, 135 f., 141, 174, 191, 308, 352, 362, 381, 394, 404 f., 409, 426, 432, 456, 491, 494, 540, 545, 547, 549 f., 554, 598, 600 f., 607, 629.
Wilczek, Graf II 125.
Wilhelm von Auvergne II 473.
Wille 518.
Winckelmann 35, 138, 161 f., 194, 203, 342, 499 ff., 509 ff., 513 ff., 519, 521 ff., 528, 530 f., 540, 544 ff., 550 ff., 558 ff., 655 f., 661, 663, 672, 695 ff. — II 23, 113, 153, 466, 541 f., 553, 618.
Winkler 318, 320 f.
Wiſſowatius II 217, 488, 522.
Wittenberg 577, 619, 636, 687. — II 266, 283 ff., 289, 306, 409, 555.
Wöllner II 298.
Wolf 45. — II 89 f.
Wolff 40, 106, 156, 159 f., 400. — II 223 f., 436, 452 f., 459, 461 ff., 532.
Wolfram 136.
Wolfram v. Eſchenbach 45, 540. — II 326.
Wolter Charlotte II 46.
Wood 654.
Woolſton 63. — II 193 f., 202.
Wren II 442 f.
Wulff II 379 f.
Wycherley 130, 180, 471 f., 478.
v Wyß 216 f.

Xenophon 324, 479.

Young 105, 345, 409, 425, 610, 627, 640.

Zachariä 41, 189, 195, 250, 441, 693. — II 86, 107 f., 143, 598.
v. Zedlitz II 299.
Zeibich 679.
Zelter 298, 484. — II 58, 380, 417.
Ziegra II 254.
Zimmermann 218, 434. — II 310, 547.
v. Zinnendorff II 427 f.
Zinzendorf, Graf 6, 12, 183, 207, 210.
Zoëga II 171, 425 f., 593.
Zola 535, 549.
Zwingli 209. — II 180, 184, 578.

Druck von G. Bernſtein in Berlin.

108203811018

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2406
S3
1909
Bd.2
cop.2

Schmidt, Erich
Lessing